

Velhagen & Klasings Monatshefte



Velhagen & Klasings

Monatshefte.

VII. Jahrgang 1892/93.

Heft 4, December 1892.



Vom Himmel hoch da komm ich her . . .

Nach dem Oelgemälde von Wold. Friedrich.

Kunstbeilage zu Velhagen & Klasings Monatsheften. Lichtdruck der „Reproduktion", Berlin.

Velhagen & Klasings

Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VII. Jahrgang 1892/93. Heft 4, Dezember 1892.

Weihnachtsheft.

Weihnacht.

Über Eis und Schnee, durch Dunkel und Sturm
Laut hallt es mahnend von Turm zu Turm:
Die Glocken läuten das Christfest ein!
Glückwünschende Rufe klingen darein,
Und Lichter schimmern und Lieder schallen
Aus des Königsschlosses prangenden Hallen,
Aus des Bürgerhauses bescheidenem Bann,
Aus der Försterklause tief draussen im Tann;
Und wo sich auf dem unendlichen Meer
Zwei Schiffe begegnen, durch Nebel und Böe
Strahlt es und grüsst es hinüber und her:
Ehre sei Gott in der Höhe!

Ein Sabbath des Herrn, eine heilige Zeit!
Die Menschheit wandelt im Feierkleid,
Mit entrunzelter Stirn und müssiger Hand,
Der Sorgen frei und dem Joch entspannt.
Und wie die Räder der Arbeit, schweigen
Die Leidenschaften im Menschenherzen,
Und lichte, fromme Gedanken steigen
Still leuchtend auf wie am Baum die Kerzen:
Kein Neid, kein Streit! Vergib, versöhne!
Nachklingt es im Busen wie Glockentöne;
Es soll ein Ende des Haders werden
Und Friede auf Erden!

❊ ❊ ❊

Und Friede mit Gott. Durch die Seele zieht
Aus alten Zeiten ein süsses Lied.
Ich lernt' es als Kind aus der Mutter Mund,
Und wieder singen's die Kinder zur Stund':
„Vom Himmel hoch, da komm' ich her...."
Vom Kind in der Krippe die gute Mär.
Und das Herz vertraut, und das Herz wird weich:
Das Wort stieg nieder und ward uns gleich,
Und wahr wird werden an aller Welt,
Was die Engel sangen ob Bethlehems Feld:
Nun wird es Friede auf Erden sein,
Und im Himmel ein Jauchzen und Benedei'n,
Und den Menschen ein Wohlgefallen!

Ernst Lenbach.

❊ ❊ ❊ ❊

Das Madonnenideal in der klassischen Kunst.

Von Adolf Rosenberg.

(Abdruck verboten.)

Obwohl eine so ehrwürdige und vertrauenswerte Persönlichkeit wie der Kirchenvater Augustinus in seiner Schrift über die Dreieinigkeit, etwa um 400 n. Chr., erklärt hatte, daß kein Bildnis der Jungfrau Maria bekannt sei, hat sich die Sagenbildung in frommer Absicht nicht bei dieser Versicherung beruhigt. Schon im VI. Jahrhundert tauchte die Legende auf, daß authentische Bilder der Mutter Jesu Christi vorhanden seien, und zu ihrer Beglaubigung wurde kein geringerer als der Evangelist Lukas aufgerufen. Soweit die bisherigen Forschungen reichen, ist der erste, der diese Sage aufgezeichnet hat,



Abb. 1. Madonna von Fra Filippo Lippi.
(In der Galerie der Uffizien, Florenz.)

23*

ein gewisser Theodor, bekannt unter dem Beinamen „der Anagnost“ oder „Lektor.“ Er schreibt: „Zu Konstantinopel befand sich ein altes Bild der Gottesmutter, das Eudoxia in Jerusalem erwarb und an Pulcheria (ihre Tochter, die Gemahlin des Kaisers Theodosius II) übersandte. Dieses Bild hatte der Apostel Lukas gemalt.“ Aus diesem einfachen Kern hat die Sage die üppigsten Blüten getrieben, die auch heute noch, trotz entschiedener Widerlegungen durch die besonnene wissenschaftliche Forschung auf katholischer wie auf evangelischer Seite, in hohem Ansehen stehen. Der Evangelist Lukas war, wie aus einer Stelle im Kolosserbrief hervorgeht, von Beruf nicht Maler, sondern Arzt. Was die Legende trotzdem veranlaßt hat, ihn zum Maler zu machen und ihm zugleich die ersten Bilder der Madonna mit dem Kinde zuzuschreiben, ist bis jetzt ein ungelöstes Rätsel. Jedenfalls wurde die Überzeugung davon bald ein Allgemeingut der gläubigen Menschheit, und schon im XIII. Jahrhundert wurde der heilige Lukas von den Malergilden des christlichen Abendlandes zur Ehre ihres Schutzpatrons erhoben. Der Evangelist in seiner Werkstatt, wie er die Jungfrau mit dem Kinde malt, wurde bald ein beliebter Gegenstand der Darstellung durch die zeichnende Kunst.

Jenes oben erwähnte, dem heiligen Lukas zugeschriebene Madonnenbild ist im Jahre 1204 von dem Dogen Enrico Dandolo von Konstantinopel nach Venedig überführt und dadurch der Prüfung unserer Zeit erhalten worden. Es stellt die Madonna im Alter von 40—50 Jahren dar und trägt den strengen byzantinischen Typus, der keinen geistigen Ausdruck, keine seelische Regung aufkommen läßt. Der fromme Glaube begnügte sich mit diesem einen Lukasbilde nicht. Auch einige Kirchen Roms rühmen sich, im Besitze eines von Lukas gemalten Madonnenbildes zu sein. Den Anspruch, das älteste zu besitzen, darf die Kirche Sa. Maria Maggiore erheben, deren Bild der Madonna mit dem Kinde schon im VI. Jahrhundert erwähnt wird. Das Alter hat es so mitgenommen, daß die beiden Köpfe völlig schwarz geworden sind. Auch außerhalb Roms gibt es Lukasbilder, und ihre Zahl ist im Laufe der Zeiten so angewachsen, daß nach der treffenden Bemerkung eines katholischen Forschers „ein Methusalemalter zu ihrer Anfertigung kaum hingereicht haben würde.“ Die meisten dieser Lukasbilder sind handwerksmäßige Erzeugnisse byzantinischer Malerei, und die ältesten davon reichen etwa in die Zeit der ersten Kreuzfahrer hinauf, die sie vielleicht als kostbare Schätze aus den byzantinischen Kirchen des Orients in die Heimat gebracht haben. Auf die Entwickelung der Madonnenmalerei im Abendlande haben sie jedenfalls keinen Einfluß gehabt, da sie in den Kirchen sorgfältig gehütet und nur selten, an den höchsten kirchlichen Festtagen, den Andächtigen gezeigt wurden.

Als die italienische Malerei um die Wende des XIII. Jahrhunderts durch das bahnbrechende Auftreten Giottos zu eignem Leben erwachte, setzte sie sich sogar in direkten Gegensatz zu der byzantinischen Kunst, die bis dahin die gesamte künstlerische Thätigkeit im Abendlande gefangen gehalten hatte. Aus ihren starren Schulregeln, die jede Regung menschlichen Gefühls unterdrückten, rang sich die italienische Malerei schnell zur Natur und zur Wahrheit empor, und gerade auf florentinischem Boden, aus dem Giottos Kunst entsprossen war, sollte auch die Madonnenmalerei ihre ersten zarten Blüten treiben. Den Reigen der florentinischen Madonnenmaler eröffnet der fromme Dominikanermönch Fra Giovanni da Fiesole (1387—1455), den schon seine Zeitgenossen wegen der holdseligen Anmut in der Bildung seiner Madonnen- und Engelgestalten den „Engelgleichen“ (Angelico) nannten. In der äußeren Anordnung seiner Komposition hielt er sich freilich noch an die altertümliche Strenge seiner Vorgänger; aber er strebte doch schon nach einer gewissen Tiefe des Ausdrucks, die nur zu erreichen war, wenn er sich in der ihn umgebenden Natur umsah. Fra Giovanni, der immer zuvor gebetet haben soll, ehe er den Pinsel in die Hand nahm, wird nur in sehr schüchterner Art unter den Kindern dieser Welt, die etwa für Madonnen- und Christuskinder als Modelle brauchbar gewesen wären, Umschau gehalten haben. Desto gründlicher that das ein anderer Klosterbruder jener Zeit, der gleichfalls die edle Malerkunst übte: Fra Filippo Lippi (1406—1469). Er war einer der ersten Realisten, die die Geschichte der christlichen Kunst kennt, und zwar nicht allein in der Kunst, sondern im Leben auch. Schon als achtjährigen Knaben hatte



Abb. 2. Madonna in der Felsgrotte von Leonardo da Vinci. (Im Louvre zu Paris.)
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

man ihn, weil er elternlos war, in das Karmeliterkloster in Florenz gesteckt, mit fünfzehn Jahren wurde er eingekleidet und von da ab fristete er bis gegen 1440 als Maler-Mönch ein kümmerliches Dasein, bis die Verleihung fetter Pfründen seinem Elend ein Ende machte. Sie müssen ihn aber auch bald übermütig gemacht haben; denn was wir später von ihm erfahren, ist nicht gerade erbaulich. Er wurde 1456 Kaplan des Nonnenklosters Santa Marguerita in Prato, und damit hatte man, wie sich nachträglich herausstellte, den Bock zum Gärtner eingesetzt. Während er die Seelsorge im Kloster übte, ging er auch seiner Malerei nach, und da er in seiner Kunst ein Realist war, suchte er sich für seine Madonnen die schönsten Modelle unter den Nonnen aus. Sein Auge fiel besonders auf Lucrezia Buti, und dabei ereignete sich die alte Geschichte, die schon in den altgriechischen Legenden von der Erfindung der Malerei und der



Abb. 3. Madonna im Grünen von Raffael. (In der kaiserl. Galerie zu Wien.)



Abb. 4. Madonna im Rosenhag von Francesco Francia.
(In der Kgl. Pinakothek zu München.)
Nach einer Aufnahme von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A.-G., München.

Plastik eine Hauptrolle spielt: Eros, der Allbesieger, ward abermals der Förderer der Kunst. Die klösterliche Zucht und die Moral haben durch das Unheil, das Fra Filippo in dem Nonnenkloster in Prato angerichtet hat, schweren Schaden gelitten; aber die Kunst ist dadurch vorwärts gekommen. Und am Ende ist auch die Moral versöhnt worden, da Papst Pius II beide Sünder ihrer Gelübde entband. Lucrezia Buti wurde dadurch die rechtmäßige Ehefrau Filippo Lippis, und beider Sohn, Filippino Lippi, hat den künstlerischen Ruhm seines Vaters mit Ehren aufrecht erhalten und nach Kräften vermehrt. Wie Fra Filippo seine Naturstudien verwertet hat, zeigt ein überaus anmutiges Bild in den Uffizien zu Florenz (Abb. 1), das die Madonna in Anbetung vor dem Kinde darstellt, das von zwei Engeln emporgehoben wird. Der Künstler hat es für die Kapelle des Hauses Medici gemalt. Die Anordnung ist noch etwas steif und gebunden; aber das feine Antlitz der Madonna trägt einen individuellen Zug, der nur dem Leben, etwa einer in Andacht versunkenen Nonne, abgelauscht sein kann, und der kleine Krauskopf, der mit beiden Händen nach der Mutter langt, sieht auch nicht so aus, als wäre er dem Maler durch eine himmlische Vision vor Augen gekommen.

Dieses erste Madonnenbild, das wir dem Leser im Rahmen dieser Studie durch eine Abbildung vorführen, ist zugleich ein Prototyp für alle ähnlichen Bilder, die in der Entwickelung der Kunstgeschichte als Marksteine anzusehn sind oder durch eigenartige Vorzüge über der Produktion für den Massenbedarf emporragen: Natur und wirkliches Leben in dem Typus der Figuren, in der Tracht und im landschaftlichen Hintergrunde, starke Hervorhebung des Volkstums, aus dessen Mitte das Kunstwerk erwachsen ist. An diesem echt florentinischen Frauentypus hielten alle Nachfolger und Nachahmer, die Großen wie

die Kleinen, fest, bis die Renaissancekunst in charakterlosem Manierismus unterging. Selbst als der große Leonardo da Vinci nach weiten Reisen sich um das Jahr 1485 in Mailand niederließ und dort neben seiner Thätigkeit als Architekt und Ingenieur auch die Malerei pflegte, erwachten in ihm wieder die Erinnerungen seiner florentinischen Jugendzeit zu voller Lebendigkeit. Die berühmteste seiner uns erhaltenen Mariendarstellungen, die in den neunziger Jahren des XV. Jahrhunderts entstandene Madonna in der Felsgrotte (Abb. 2, im Louvre zu Paris), zeigt das schmale, edle Oval des Antlitzes mit der hohen Stirn, der etwas eingezogenen Nasenspitze und den mäßig hervortretenden Backenknochen, worin die florentinische Malerei nach ihren Naturstudien das höchste Ideal der Frauenschönheit erkannt hatte. Auch das andere Erbteil der Schule, holdselige, keusche Anmut, ist in reichem Maße über das Bild ausgegossen, das zu inbrünstiger Verehrung reizt, ohne daß das rein Menschliche hinter dem Göttlichen völlig verschwindet. Noch stärker tritt dieser rein menschliche Zug in den Madonnen Raffaels aus seiner Florentiner Epoche (1504—1508) in den Vordergrund. Es ist, als ob der heitere, jedem schwärmerischen, asketischen und grüblerischen Wesen abholde Geist der Arnostadt mit einem Schlage den jungen Meister von der frommen, in sich gekehrten Weise abgewendet hätte, die er sich in der Schule seines Vaters und seines späteren Lehrmeisters Perugino angeeignet hatte. In der Farbe, in der Komposition, in den Motiven der Bewegung, vor allem aber in der Landschaft sind die florentinischen Madonnen und heiligen Familien Raffaels der Abglanz fröhlicher Weltlichkeit, das Sinnbild idyllischen Familienlebens und innigsten Familienglücks, in das kein trübender Schatten künftigen Leidens hineinfällt. In der „schönen Gärtnerin“ im Louvre und in der „Madonna im Grünen“ in der kaiserlichen Galerie zu Wien (Abb. 3) hat Raffael diese Vorzüge seiner Kunst während der florentinischen Zeit zu höchster und edelster Entfaltung gebracht.



Abb. 5. Sogenannte Zigeunermadonna von Tizion. (In der Kaiserl. Galerie zu Wien.)
Nach einer Aufnahme von J. Löwy, Wien.



Abb. 6. Madonna von Tizian. (In der Kgl. Gemäldegalerie zu Dresden.)

Trotz seiner Jugend galt Raffael damals schon in Künstlerkreisen als ein von Gott begnadetes Talent, das alles um sich herum verdunkelte. Um diese Zeit feiert ihn bereits der Bologneser Maler und Goldschmied Francesco Francia (1450—1518) als den „Maler aller Maler," und gerade auf dem Gebiete der Madonnenmalerei besaß dieser wackere Meister auf Grund seiner eigenen Leistungen ein kompetentes Urteil. Einmal ist ihm auch eine Schöpfung gelungen, die an Holdseligkeit, Anmut, Reinheit und Innigkeit der Empfindung wie in der Ausbildung der lieblichen Landschaft auch neben einem Werke Raffaels noch ihren Reiz behauptet: die „Madonna im Rosenhag" in der Münchener Pinakothek (Abb. 4). Wir begreifen vor diesem, auch durch ein zartes, poesievolles Kolorit ausgezeichneten Bilde, daß es keine leere Schmeichelei war, wenn Raffael dem Bologneser Meister im September 1508 aus Rom schreibt, daß zwei römische Kunstmäcene mit großer Sorge zwei bei Francia bestellte Madonnenbilder erwarten, und dann hinzufügt: „Ich aber werde sie mit jenem Genuß und jener Genugthuung betrachten, mit der ich alle Werke von Euch sehe und mit Lob erhebe, indem mir noch von keinem andern schönere und von tieferer Empfindung noch von besserer Ausführung zu Gesicht gekommen sind." Eine Kunstkritik Raffaels, die stärker ins Gewicht fällt, als das ungünstige Urteil, das Michelangelo über Francia ausgesprochen hat. Unter den Händen dieses Riesengeistes wurden aus den Madonnen der florentiner Schule Heroinen antiken Charakters, die mehr Scheu und Schrecken, als Liebe und Verehrung einflößen.

Fast tiefer noch als die florentinischen Madonnen wurzeln die der venezianischen Schule im Volkstum. Von den Vivarini und den Bellini wächst der Typus der dunkeläugigen, bald blond-, bald schwarzhaarigen Venezianerin immer stärker über den ebenfalls von der byzantinischen Kunst überlieferten Kanon hinaus, bis er in den ersten Schöpfungen eines Tizian, eines Giorgione und eines Palma vecchio zu völligem Durchbruch kommt und alles Konventionelle und Traditionelle durch die reine Natur verdrängt. In Giorgiones Madonnen verkörpert sich zumeist die ehrfurchtgebietende Hoheit der Gottesmutter, während Palma mehr das idyllische Element,

die Innigkeit des Familienlebens, das sorglose Dasein in einer mit allen Reizen geschmückten Natur betont. Tizian bewegt sich in beiden Richtungen, und in seinen vollendetsten Schöpfungen, seinen großen Altarbildern mit Heiligen und Stiftern, die sich anbetend der thronenden Madonna nahen, verschmilzt er beide zu einer Harmonie von feierlichster Wirkung. In der sogenannten Zigeuner-Madonna in der kaiserlichen Galerie zu Wien (s. Abb. 5), einem Jugendbilde des Meisters, das seinen Namen vermutlich von dem Kopftuch und der übrigen Erscheinung der schlichten brünetten Frau aus dem Volke erhalten hat, zeigt sich der engste Anschluß an die Natur, an ein Modell, das der junge Künstler auf der Riva oder draußen am Lido gefunden hat. Er brauchte diese edlen, reinen Züge nur etwas mehr zu beseelen, mehr mit dem Gefühl der Hoheit und Würde zu erfüllen, um zu jenem Ideal weiblicher Schönheit zu gelangen, das uns aus einem gleichfalls in Tizians Jugendzeit entstandenen Bilde der Dresdner Galerie (s. Abb. 6), entgegenstrahlt.



Abb. 7. Maria im Rosenhag.
Dem Meister Stephan Lochner von Köln zugeschriebenes Tafelgemälde im Wallraff Richartz-Museum zu Köln.

In Raffael und Tizian hatte die ita-



Abb. 8. Madonna mit der Birne von Albrecht Dürer.
(In der Kaiserl. Galerie zu Wien.)

lienische Malerei ihren Höhepunkt erreicht, im individuellen Ausdruck, in seelischer Vertiefung wie in plastischer und koloristischer Gestaltung. Von ihnen aus drang ein befruchtender Strom nach Norden, dem auch die Großmeister der deutschen Renaissance, Dürer und Holbein, trotz ihres engen Zusammenhangs mit dem gotischen Mittelalter, nicht aus dem Wege gingen. Fast gleichzeitig mit der florentinischen Malerei war auch am Niederrhein, besonders in Köln, eine Malerschule, deren höchstes Streben ebenfalls nach Holdseligkeit, Liebreiz und Anmut des Ausdrucks ging, zur Entwickelung und Blüte gelangt. Anfangs von religiöser Befangenheit, von typischer Starrheit eingeengt, war auch sie durch ein innigeres Naturstudium, vornehmlich unter dem Einfluß der benachbarten Niederlande, wo die Brüder van Eyck eine neue realistische Kunst ins Leben gerufen hatten, zu größerer Freiheit hindurchgedrungen. Das umfangreichste und vornehmste Denkmal dieser neuen Richtung ist das berühmte Kölner Dombild, das auf seinem mittleren Teil die Anbetung des Christkindes durch die heiligen drei Könige darstellt. Der Schöpfer ist ein Meister Stephan, dessen Zunamen, wie gleichzeitige Urkunden glaubhaft gemacht haben, Lochner war. Auf Grund des Dombildes hat man ihm auch einige andere Marienbilder zugeschrieben, von denen die liebliche Madonna in Rosenhag im städtischen Museum zu Köln (s. Abb. 7), dem Meister des Dombildes am nächsten steht. Die landschaftliche Idylle tritt hier noch hinter der Majestät der Himmelskönigin zurück, der die Englein das Gloria singen, während Gottvater von der Höhe herabschaut. Je weiter der Einfluß der niederrheinischen Malerschule, zunächst durch wandernde Gesellen, die in Köln und in den Niederlanden gelernt hatten, nach Süden drang, desto stärker machte sich in den Darstellungen der Madonna mit dem Kinde und der heiligen Familie die Empfindungsfülle und der Gefühlsreichtum des



Abb. 9. Madonna von Solothurn von Hans Holbein d. J.
Nach einer Aufnahme von Ad. Braun, Clément & Cie., Dornach i. E. und Paris.
(Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

süddeutschen Volkscharakters geltend. Allemannen, Schwaben und Franken haben miteinander gewetteifert, das Leben der heiligen Familie durch ihre künstlerischen Darstellungen zum Symbol deutschen Wesens, deutscher Häuslichkeit, Treue und Traulichkeit zu erheben. Vom Niederrhein führt der Weg über Schongauer, der gerade wegen der Anmut und Lieblichkeit seiner Madonnenbilder den Namen „hübsch Martin" oder „Martin Schön" erhalten hatte, zu Albrecht Dürer. Wie kein anderer vor ihm und nach ihm hat er in einer langen Reihe von Madonnen, heiligen Familien und vornehmlich in seinem Cyklus des Marienlebens den menschlichen Kern aus der heiligen Legende so rein herausgeschält, daß uns alle diese Kupferstiche, Holzschnitte, Zeichnungen und Gemälde wie treue Spiegelbilder des bürgerlichen Lebens seiner Zeit anmuten. Zu der freien Schönheit der vollendetsten Madonnen Raffaels wie z. B. der sixtinischen und der Madonna della Sedia hat sich der deutsche Meister freilich aus der engbegrenzten Sphäre der Häuser und Gassen Nürnbergs niemals emporgeschwungen. In seinem nachdenklich forschenden Gemüt glaubte er gerade dem Buchstaben der heiligen Überlieferung um so näher zu kommen, je mehr er die Familie des Zimmermanns und ihre bescheidene Häuslichkeit zur Anschauung zu bringen suchte, wobei er sich in den Typen, in der Tracht und in allen Äußerlichkeiten an Urbilder in seiner Umgebung hielt. Wohl war durch seinen Aufenthalt in Venedig sein Schönheitsbedürfnis gesteigert, sein Gefühl für den Adel der Form vertieft und geläutert worden. Aber schon sechs Jahre nach seiner Rückkehr waren seine Erinnerungen so verblaßt, daß die Natur, in der

er lebte, wieder die Oberhand gewann. Gleichwohl ist die 1512 gemalte „Madonna mit der aufgeschnittenen Birne“ in der kaiserlichen Galerie zu Wien, die wir als charakteristisches Beispiel Dürerscher Madonnenmalerei darbieten (Abb. 8), eine seiner vollendetsten Schöpfungen. Was ihr an Schönheit im landläufigen Sinne abgeht, ersetzt sie durch den tiefinnigen Ausdruck mütterlicher Zärtlichkeit und die staunenswerte Sorgfalt der Ausführung, die die geringfügigsten Einzelheiten mit gleicher Liebe behandelt wie die Hauptsachen.

Einen weit stärkeren Einfluß als auf Dürer hat das Schönheitsstreben der italienischen Renaissance auf den zweiten Großmeister deutscher Malerei im XVI. Jahrhundert, auf Hans Holbein den Jüngeren (1497—1543), geübt. Das tritt nicht so sehr in der berühmteren seiner beiden großen Madonnendarstellungen, der um 1526 gemalten Madonna des Bürgermeisters Meyer in Darmstadt, als in der vier Jahre früher entstandenen Madonna von Solothurn in der dortigen städtischen Sammlung (s. Abb. 9) zu Tage. Die Vereinigung der drei groß gedachten und groß durchgeführten Figuren zu einer Gruppe voll Harmonie und edler Würde erinnert an die Altarbilder der oberitalienischen, insbesondere der venezianischen Schule, von denen wohl Holbein in dem reichen Basel welche zu Gesicht bekommen haben kann, wenn er auch selbst wahrscheinlich nicht in Italien gewesen ist. Man wird an die hoheitsvollen und doch so lieblichen Madonnen Bellinis, an die Prachtgestalten von Heiligen erinnert, die Giorgione, Palma und Tizian ihren thronenden Madonnen beizugesellen liebten. Aus dem italienischen Aufwand an Pomp und Feierlichkeit schaut aber der nationale Charakter des deutschen Malers in seiner Eigenart deutlich hervor. Die Madonna trägt den milden, weichen, demütigen Typus



Abb. 10. Madonna im Blumenkranze von P. P. Rubens und J. Brueghel.
(In der Kgl. Pinakothek zu München.) Nach einer Aufnahme von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A.-G., München.



Abb. 11. Heilige Familie von P. P. Rubens.
Stich von Schelte a Bolswert. Nach einer Heliogravüre im Verlag der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien.

der deutschen Frau und Mutter, und man vermutet wohl das Richtige, wenn man annimmt, daß Holbein der Solothurner Madonna die Züge seiner Gattin Elsbeth verliehen hat, die er kurz vor der Ausführung dieses Bildes heimgeführt hat. In voller realistischer Lebenswahrheit, als porträtmäßige Abbilder einer gesunden Natur, treten uns auch die beiden Gestalten des heiligen Martin von Tours, der dem Bettler ein Almosen reicht, und des heiligen Ursus in der vollen Rüstung aus der Zeit des „letzten Ritters“ entgegen.

Je weiter die italienische Renaissance im Laufe des XVI. Jahrhunderts nach Norden drang, desto mehr verlor sie an Jugendfrische und an Triebkraft. Zu Ende des XVI. und zu Beginn des XVII. Jahrhunderts boten die Nachahmer der Italiener in den spanischen Niederlanden das unerquickliche Bild eines leeren Formalismus, aus dem jeglicher Hauch individuellen Lebens entwichen war. Frisches Blut und neues Leben flößten dem erstarrten Körper Rubens und sein großer Schüler van Dyck ein, die beide an die Quelle gingen und dort vornehmlich aus dem Studium der Werke Tizians und der anderen Venezianer einen neuen malerischen Stil entwickelten, der fast ein Jahrhundert lang das Kunstschaffen des nördlichen Europas beherrschte. Die Zeit ihrer Thätigkeit fällt mit der Blüte des Jesuitismus, mit den zu höchstem Kraftaufwande getriebenen Bestrebungen der katholischen Gegenreformation und mit den letzten Kämpfen der nördlichen Provinzen der Niederlande gegen das spanische Joch zusammen. Rubens stellte sich mit vollem Eifer in den Dienst der katholischen Propaganda. Aber er that dies nur in den großen Kirchenbildern, in den Darstellungen von Visionen, Verzückungen und Martyrien der Heiligen. Wenn er dagegen aus dieser Sphäre hierarchischer und dogmatischer Tendenz heraustrat und sich der Idylle der heiligen Familie zuwandte, war er heiter, unbefangen, voll Gemüt und Innigkeit, als ob es ihm ein Bedürfnis gewesen wäre, in solchen Darstellungen sich von den höchsten Entflammungen seiner schöpferischen Phantasie auszuruhen. In den zahlreichen Bildern der Madonna und der heiligen Familie, die Rubens selbst gemalt, durch seine Schüler hat malen und durch die ersten Meister des Grabstichels in Kupfer hat stechen lassen, tritt der gehorsame Diener der Kirche hinter dem Familienvater zurück. Was Dürer, der Kinderlose, in der Häuslichkeit anderer gelegentlich belauschen mußte, konnte Rubens im vollen Maße in seinem eigenen Heim um sich herum aufwachsen, blühen und gedeihen sehen. Seine beiden Frauen, die ernste, sinnige Isabella Brant und das frohsinnige, naiv mit großen Augen



Abb. 12. Madonna von Ant. van Dyck. (In der Kgl. Pinakothek zu München.)
Nach einer Aufnahme von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A.-G., München.

um sich blickende Weltkind Helene Fourment, sind die Modelle zu seinen Madonnen geblieben, und köstlichere Urbilder zu Jesus- und Johannesknaben und zu dem Chorus der begleitenden Engel konnte er sich nicht wünschen, als sie ihm seine erste Gattin in den beiden Söhnen geschenkt hatte, die uns das Doppelbildnis der Galerie Liechtenstein in Wien in ihrer wirklichen Erscheinung etwa um 1626 erhalten hat. Wie sie der Meister in seinen Gemälden als immer bereite Modelle verwandte, dafür bietet uns eines der schönsten Beispiele die um 1620 entstandene Madonna der Münchener Pinakothek, die unsere Abbildung wiedergibt (Abb. 10). Die Madonna, die aus dem Rahmen des Bildes mit freundlichen Blicken dem Treiben der elf Engelsbübchen zuschaut, die um den schwarzen Rahmen herum einen in den üppigsten Farben erglänzenden Blumenkranz ziehen, trägt die feingeschnittenen Züge der Isabella Brant, und das blonde Knäblein, das auf ihrem Knie steht, ein feistes, helläugiges Erdenkind, wird das Abbild ihres zweiten, 1618 geborenen Sohnes sein. Um diesem in allen figürlichen Teilen von Rubens ganz eigenhändig gemalten Bilde eine besondere Weihe zu geben, hatte sein Gevatter Jan Brueghel seinen Pinsel in die leuchtendsten Farben seiner Palette getaucht und damit um das Bild herum eine Pracht von Blumen gezaubert, von denen jede einzelne selbst vor dem Mikroskop des Botanikers die Prüfung auf ihre Naturwahrheit bestehen würde. Rubens' zweites Eheglück spiegelt ein Bild der heiligen Familie im Museum zu Köln wieder, das wir nach dem unter Rubens' Aufsicht ausgeführten Stiche des genialen Schelte a Bolswert reproduzieren (s. Abb. 11), der wie kein zweiter der Rubensstecher den Absichten des Meisters entgegengekommen ist, obwohl er nur ein Auge besaß. Die Madonna ist ein



Abb. 13. Die heilige Familie von Rembrandt. (In der Kgl. Pinakothek zu München.)
Nach einer Aufnahme von Franz Hanfstaengl, Kunstverlag A.-G., München.

nur wenig idealisiertes Porträt der Helene Fourment, und das nackte Knäblein auf ihrem Schoße, dem der kleine Johannes einen an einem Bindfaden flatternden Stieglitz gebracht hat, ist ihr Erstgeborener. Er kommt genau in derselben Stellung auf zwei Bildnissen der jungen Frau im Louvre und in der Münchener Pinakothek vor.

Als Rubens' größter Schüler, Anthonis van Dyck, die Madonna mit dem Kinde malte, dem der kleine Johannes ein Spruchband überreicht (in der Münchener Pinakothek, s. Abb. 12), hatte er noch nicht das Glück einer eigenen Häuslichkeit genossen. Eben erst aus Italien zurückgekehrt, stand er aber noch so sehr unter dem Eindruck der großen Venezianer, die fast ein Jahrzehnt lang seinen malerischen Stil und die glutvolle Tiefe seiner Auffassung und Charakteristik beherrschten, daß seine Madonnenbilder aus dieser Zeit das Gepräge einer Hoheit und einer zur Verehrung zwingenden Würde tragen, die zwar im Gegensatze zu den lieblichen Familienidyllen seines Meisters stehen, aber doch eine Ergänzung zu ihnen bilden, die manchem inbrünstig-frommen Gemüt jener Zeit wohl gethan haben mag.

Es war in den Niederlanden das letzte Aufflammen echter religiöser Malerei im katholischen Sinne. Was der Katholik Rubens in der Verweltlichung der Madonnen und der heiligen Familie begonnen hatte, setzte sein großer protestantischer Zeitgenosse in den nördlichen Provinzen, Rembrandt, fort. Auch er war noch nicht verheiratet, als er die in der Münchener Pinakothek befindliche, von 1631 datierte heilige Familie malte (s. Abb. 13). Aber der vierundzwanzigjährige Künstler hatte sich so frühzeitig im Leben umgeschaut, war so schnell in unmittelbaren Verkehr mit der Natur getreten, daß ihm gar nichts anderes in den Sinn kommen konnte, als einen Blick in eine Zimmermanns- oder Tischlerwerkstatt zu thun und sie mit drei Gestalten aus Leiden oder Amsterdam zu beleben, die seiner und seiner Zeitgenossen Vorstellung von der Familie des Heilands der Welt entsprachen. Der protestantische Holländer knüpft hier an Dürer an, der seiner ganzen geistigen Richtung nach bereits dem Luthertum angehörte, wenn er sich auch nicht dazu ausdrücklich bekannt haben mag.

Dieser Realismus, der in immer stärkeren Gegensatz zu dem mystischen Madonnenkultus der katholischen Reaction trat, fand selbst in Spanien, dem klassischen Boden der unduldsamen Ecclesia militans, Eingang. Was Rubens in den Niederlanden war, war Murillo in Spanien, der offizielle Maler der katholischen Restauration, die die Anerkennung ihrer Lehren im Notfall mit Feuer und Schwert erzwang. Aber der lebendige Sinn für die Wirklichkeit, für die reine, schöne Natur läßt sich auch durch solche Gewaltsmaßregeln nicht ersticken. Der Maler der unbefleckten Empfängnisse und ähnlicher, transscendentaler Ereignisse hat auch eine Darstellung der heiligen Familie zuwege gebracht, in der man nach dem Urteile seines letzten Biographen, C. Justi, „keine Spur von einer heiligen Familie“ findet (im Museum des Prado zu Madrid, Abb. 14). Es ist in der That ein Genrebild aus dem spanischen Volksleben, und da es etwa um 1650 entstanden ist, zwei Jahre nach Murillos Vermählung, wird man wohl nicht fehlgreifen, wenn man den Kopf der Madonna für das Bildnis der Doña Beatriz de Cabrera y Sotomayor hält, die um diese Zeit Murillos Ideal einer Frau und Mutter war.

Mit Murillo verschwand der letzte Schöpfer eines eigenen Madonnenideals in der Kunst. Die Spaltung der christlichen Kirche in zwei Bekenntnisse, die einander immer heftiger befehdeten, hat auch der Weiterentwickelung der religiösen Kunst unermeßlichen Schaden gethan. Es ist aber bezeichnend, daß dies Bedürfnis nach einer Erneuerung und Vertiefung der religiösen Kunst zuerst von protestantischer Seite in die That umgesetzt worden ist. Eduard von Gebhardt und Fritz von Uhde sind diese Bahnbrecher, diese Apostel einer neuen Belebung. Wirklich schöpferische Talente sind sie freilich nicht. Der Düsseldorfer Meister hat an die Niederländer des XV. Jahrhunderts und gelegentlich auch an Dürer angeknüpft, und der Münchener Realist steht auf den Schultern von Dürer und Rembrandt. Sein Wirklichkeitsdrang ist so weit gegangen, daß aus seinen Darstellungen aus dem Marienleben jeder Funke von Poesie, jede Spur feinerer Empfindung, jeder Zug von Liebenswürdigkeit, Innigkeit und häuslicher Gemütlichkeit allmählich verschwunden sind. Nachdem das heilige Symbol in das

allgemein Menschliche übergegangen ist, wird es jetzt zur Anklage, die das Proletariat gegen die Besitzenden oder — wenn man



Abb. 14. Heilige Familie von Murillo. (Im Museum des Prado zu Madrid.)

der Sache auf den Grund geht — die Arbeitsunlustigen gegen die Arbeitsfreudigen erheben. Aus dem Ideal ist ein Zerrbild geworden, und zur Bekämpfung seines schädlichen Einflusses ist es nützlich, wenn einmal wieder die guten Geister der Kunst aufgerufen werden, um die Menschheit an ihre edelsten und unvergänglichsten Besitztümer, an ihre Ideale, zu erinnern.



Um die Weihnachtszeit.

Eine Kindheitserinnerung

von

Charlotte Niese.

(Abdruck verboten.)

Viele erwachsene Leute sprechen lange darüber, wie viel sie um die Weihnachtszeit zu thun haben, und bedenken garnicht, daß die Kinder noch sehr viel mehr Arbeit und Nachdenken zum Feste gebrauchen als die Großen. Sie haben sich so viel zu wünschen und darüber nachzugrübeln, wozu sie alles, was sie besitzen wollen, nachher verwenden können.

Große Leute wünschen sich ja nicht halb soviel, wie die Kinder. Ihnen gehen eben nicht alle Wünsche in Erfüllung und weil sie dies wissen, deshalb wünschen sie sich manchmal gar nichts mehr. Dies aber kann kein Mensch helfen und wird jedenfalls kein Kind verhindern, seine Wünsche in der Weihnachtszeit jeden Tag noch zu vergrößern.

So dachten mein Bruder Jürgen und ich, als wir noch Kinder waren und auf unserer kleinen Insel dem Weihnachtsfeste entgegensahen; und wir lächelten mitleidig, wenn andere Ansichten uns entgegentraten.

„Kinder müssen immer bescheiden sein!" sagte eine von unseren Tanten.

Sie hielt es für ihre Pflicht, uns tagtäglich zu erziehen, während wir die Notwendigkeit dieser Erziehung nicht einsahen. Wenn sie diese Weisheit von sich gab, dachten wir uns noch schnell einige neue Wünsche aus, und das Dokument, das wir mit dem bescheidenen Namen Wunschzettel belegten, vergrößerte sich alle Tage.

Vor dem Weihnachtsfeste, von dem ich jetzt erzählen will, bestand mein Wunschzettel aus verschiedenen zusammengestellten Papierbogen.

Zuerst hatte ich gar nicht so viele Wünsche: allmählich aber, bei eifrigem Nachdenken, kamen sie über mich und wenn ich auch manchmal einen Gegenstand durchstrich, so traten an seine Stelle immer zwei andere.

Mein erster Wunsch, dessen Erfüllung mir sehr am Herzen lag, war ein lebendiges Lamm, das aber nicht größer werden dürfte. Leider sagte man mir, daß diese Bedingung schwer zu erfüllen sei: aus Kindern würden Leute und aus Lämmern Schafe. Nach langem Besinnen entschloß ich mich also, diesen Wunsch zu streichen und einen sprechenden Papagei an seine Stelle zu setzen. Ein mit uns Kindern sehr befreundeter Schiffskapitän besaß nämlich ein solches Tier. Es war grün von Farbe, konnte deutsch und spanisch sprechen, wie ein Hund bellen und wie eine Katze miauen.

Wir wußten genau, daß ein so begabter Vogel zu unserem irdischen Glück viel beitragen würde. Wir wollten ihm einen Käfig verschaffen, dann müßte er sich eine Papageiin suchen und viele Junge bekommen, die wir dann verkauften. Auf diese Weise konnten wir mit großer Geschwindigkeit reich und wahrscheinlich auch berühmt werden. Denn eine Papageienfamilie von solcher Fruchtbarkeit, wie die unsere haben würde, besaß noch kein Mensch auf der ganzen Insel.

Bei dieser Sache war übrigens viel zu bedenken. Sollte der Käfig lackiert oder von Messing sein, und ging es an, daß alle kleinen Papageien „Lora" hießen, wie der große vom Kapitän? Diese Fragen verdienten, daß man ihnen ernstlich näher trat, und wir bedauerten sehr, nicht viel Zeit zum Nachdenken zu haben.

Wir hatten nämlich so viel mit unserem Weihnachtsliede zu thun. Nicht allein, daß wir es auswendig lernen und am heiligen Abend unserem Vater hersagen mußten: wir waren genötigt, das Lied auch abzuschreiben und zwar so schön wie möglich. Der Bogen, auf dem geschrieben werden sollte, mußte ausgezackt oder mit einem Kranze von Rosen oder Vergißmeinnicht verziert sein, und es war nicht immer leicht, sich in dieser Hinsicht zu entscheiden. Meistens tauschten wir den gewählten Briefbogen noch etliche Male um, ehe wir anfingen, auf ihm zu schreiben, und dann kamen fürchterliche Augenblicke. Denn wenn das Lied mit unendlicher Sorgfalt und vielem Gestöhn fast ganz abgeschrieben war, dann kam „ganz von selbst" auf der letzten Seite ein großer Tintenklecks.

Wenn man ihn zuerst erblickte, und die Haare auf dem Kopfe sich vor Entsetzen sträubten, dann war man fest davon überzeugt, niemals wieder im Leben froh werden zu können. Darauf leckte man den Klecks ab, radierte ihn energisch aus und wenn nun der Vergißmeinnichtbogen ein kugelrundes Loch mit schwärzlicher Umgebung zeigte, dann betaute man das ganze Werk mit vielen Thränen.

Nein, es ist keine Kleinigkeit, ein solches Weihnachtslied abzuschreiben, und wenn man außer dieser Arbeit auch noch Lernstunden hatte und dem Kuchenbacken in befreundeten Familien seine Teilnahme nicht entziehen durfte, so wird jeder begreifen, daß unsere Zeit vielfach in Anspruch genommen war. Am Morgen empfand man auch solche Unruhe beim Erwachen. Die Gedanken überstürzten sich, und man konnte, trotz dringender Wünsche erwachsener Zimmergenossen, nicht wieder einschlafen. Zuerst dachte man natürlich an das Weihnachtslied und sagte es sich leise auf. Es ging dann immer so schön, viel besser als nachher vor einem Erwachsenen — aber sehr lange beschäftigte man sich auch nicht damit.

Um die Weihnachtszeit wurden in der ganzen Stadt Schweine geschlachtet und zwar in frühester Morgenstunde. Aber, obgleich die frischen Würste so notwendig zum Weihnachtsfeste gehörten, so mochten die Schweine doch nicht zur Weihnachtsfreude beitragen. Sie weckten die ganze Nachbarschaft mit ihrem unvernünftigen Geschrei auf und konnten es niemals über sich gewinnen, ihr Schicksal etwas freundlicher zu tragen. Nun — einmal wurden sie doch still, und wir hatten sie schon vergessen; es war ja bald Weihnachten.

„Fünfmal werde ich noch wach:
Heissa! dann ist's Weihnachtstag."

Das Verschen wurde begonnen, als wir noch vierundzwanzigmal wach werden sollten: nun waren wir schon bis zur Zahl fünf ge-

kommen, obgleich wir am ersten Dezember dachten, wir würden das Weihnachtsfest nicht mehr erleben, so lange, lange schien es noch hin. Nun kam es uns doch so vor, als könnte es möglich sein, noch fünf Tage weiter zu leben.

Dann aber! — Ach, es war kaum auszudenken, was dann kommen sollte, wir drückten den Kopf in die Kissen und wollten so gerne wieder einschlafen, damit die Zeit schneller ginge. Aber es ging nicht, und wir trösteten uns mit dem Vorsatze, heute Abend recht früh zu Bette gehen zu wollen.

Es war also noch etliche Tage vor Weihnachten, und unser Wunschdokument befand sich schon in den Händen der glücklichen Anverwandten, als Jürgen und ich eines späten Nachmittages uns auf der Straße befanden.

Irgend ein Kind unserer Freundschaft hatte die Dummheit begangen, eben vor Weihnachten Geburtstag zu feiern, und wir mußten natürlich dabei helfen. Jetzt gingen wir nach Hause und sprachen bedauernd von dem unglücklichen Geburtstagskinde, das gar nichts geschenkt bekommen hatte außer Chokolade und Kuchen, weil Weihnachten so nahe war, und dann lobten wir uns, weil wir unsere Geburtstage viel klüger eingerichtet hatten. Unser Städtchen rühmte sich keiner Beleuchtung; daher waren die Straßen sehr dunkel, und wir gingen sehr eilfertig: nicht daß wir bange gewesen wären — i Gott bewahre! aber wir hatten uns angefaßt und sahen weder nach rechts, noch nach links — bis wir plötzlich stehen blieben und vor Angst zitterten. Aus der Ferne erklang dumpfes Brummen, von eintönigem Gesang begleitet.

Was war das? Einen Augenblick dachte ich an alle Gespenster, die in unserer Stadt umgehen sollten — dann lachte Jürgen plötzlich.

„Da ziehen die Rummeltöpfe herum!" rief er, und darauf zog er mich mit sich fort, dem Geräusch entgegen. An der Straßenecke beim Bäcker stand eine Knabenschar. Ihre Gesichter waren in der Dunkelheit nicht zu unterscheiden; sollte aber aus einer geöffneten Hausthür ein Lichtstrahl auf sie fallen, so hatten sie einer Erkennung dadurch vorgebeugt, daß sie ihre Köpfe mit Tüchern und sonderbaren Hüten unkenntlich machten. Jeder von ihnen trug einen länglichen Thonkrug, dessen obere Öffnung mit festem Leder verklebt war. In der Mitte dieses Leders war ein gewächstes oder mit Pech bestrichenes Rohrstöckchen angebracht, das mit großer Geschwindigkeit auf und nieder gezogen wurde, und ein dumpfes, zugleich aber sehr durchdringendes Geräusch hervorbrachte.

Zu diesem „Rummeln" sangen sie:

„Annlischen, mak de Dören apen
Und lat den Rummelpott in!
Und wenn de Schipper vun Holland kümmt,
Denn hett he goden Sinn!
Schipper wullt Du wiken,*)
Bootsmann wullt Du striken*)
Treck de Segel op und dal
Und gif mi wat in'n Rummelpott;
En, twe, dre, veer
Und wenn't ol en halwen Daler wer!"

Alle Jungen hatten mit lauter Stimme gesungen, ohne sich vom Fleck zu rühren, und dabei rummelten sie so eifrig, daß es großartig anzuhören war. Als sie das Lied zu Ende gesungen hatten, stürzten sie wie auf Kommando in den Hausflur des Bäckers, um gleich darauf mit wildem Geschrei zurückzulaufen. Die Bäckerfrau schien keine Lust zu haben, ihren Wünschen nach einem halwen Daler zu entsprechen. Sie mußte schon hinter der Thür gestanden und auf die Eindringlinge gewartet haben, denn mit einem großen nassen Besen fuhr sie den Sängern ins Gesicht, und dabei schimpfte sie mit einer solchen Geläufigkeit, daß sie selbstverständlich einen glänzenden Sieg davontrug. Nach einer Minute befanden sich alle Rummeltopfbesitzer prustend und lachend in wilder Flucht auf der Straße, während die Bäckerfrau siegreich auf der Schwelle ihres Hauses stand und noch lange hinter ihnen her drohte und schalt.

Jürgen und ich hatten uns den Rummlern angeschlossen; nicht allein, weil es uns wundervoll erschien, herausgeworfen und ausgescholten zu werden, sondern weil uns auch einige Gestalten in der lustigen Gesellschaft sehr vertraut vorkamen. Wir besaßen ältere Brüder und wir glaubten ihre Stimmen und auch einen alten Hut von Papa erkannt zu haben. Wo aber der Hut

*) Beide Ausdrücke sind etwas unverständlich, werden aber noch heute so gesungen. Das Lied stammt vermutlich aus dem XVIII. Jahrhundert, zu der Zeit, wo die kleinen Ostseeinseln eifrig mit Holland handelten.

unsers Vaters sich befand, da durften auch wir sein.

Die Rummler hatten sich durch die aufgeregte Bäckerfrau nicht abhalten lassen, einige Häuser weiter ihren Gesang wieder zu beginnen. Diesmal öffnete sich bald ein Fenster, ein Mann begann mit ihnen eine scherzhafte Unterhaltung, fragte, ob sie auch nötig hätten zu betteln, und reichte ihnen schließlich Gebäck und kleine Münze. Beides nahm ein Junge in Empfang, der einen großen Korb trug, und dann ging es weiter.

Jürgen und ich waren nun schon so angenehm angeregt, daß wir zum drittenmal laut mitsangen, und diese offene Fröhlichkeit gereichte uns zum Verderben.

Jemand — seinen Namen will ich rücksichtsvoll verschweigen — trat zu uns und schickte uns mit so viel Drohungen, begleitet von sehr eindrucksvollen Püffen nach Haus, daß wir eiligst entflohen.

„Ich will ihn verklagen!" schluchzte ich. „Er hat mich in den Arm gekniffen und er darf doch gewiß nicht rummeln! Bürgermeisters Christian habe ich auch erkannt!"

Der Kummer, daß wir an den Freuden des Rummeltopfes nicht teil nehmen konnten, überwältigte uns eine Zeitlang. Dann kam Jürgen auf einen guten Gedanken.

„Wir wollen jeder auch einen Rummeltopf haben und ganz allein damit herumgehen! Davon brauchen wir keinem Menschen etwas zu sagen!"

„Wenn die Leute uns nun nichts geben, und wenn sie uns erkennen?" fragte ich zaghaft; mein Bruder aber lachte.

„Natürlich werden sie uns etwas geben und erkennen sollen sie uns nicht. Wenn ich Großvaters alten Dreimaster aufsetze, der oben auf dem Boden liegt, dann sieht niemand, wer darunter steckt. Du weißt, das ist der Hut, den Großvater in der Hand halten mußte, als er in Plön zum König befohlen war. Als er nachher sitzen durfte und das Ding zwischen den Knieen hielt, weil er sonst dafür keinen Platz hatte, da kamen die Diener und brachten etwas zu essen. Und Großvater schüttete aus Versehen Häringssalat in seinen Hut, weil er meinte, es sei ein Teller. Deshalb trägt er den Dreimaster nicht mehr, ich aber kann ihn gut gebrauchen!"

Unser Großvater lebte nämlich gleichfalls in der kleinen Stadt, und sein Haus war unsere zweite Heimat. Jürgens Vorschlag gefiel mir sehr gut, und da auf Großvaters Boden noch allerhand vakante Kopfbedeckungen umherhingen, so war in dieser Beziehung auch für mich gesorgt.

„Viermal werden wir noch wach!" mit diesem Gedanken erwachte ich am nächsten Morgen: als ich aber mein Weihnachtslied mir aufsagen wollte, da summte es mir in den Ohren:

„Annlischen, mak de Dören apen,
Und lat den Rummelpott in!"

Ich mußte, ich mußte einen Rummeltopf haben: er erschien mir nötiger als der grüne Papagei mit seiner ganzen Nachkommenschaft, und ich versuchte also gleich ihn mir zu verschaffen. Großvaters Kutscher Hinrich besaß Verständnis für die Notwendigkeit dieses Besitzes; es dauerte denn auch nicht lange, und Jürgen und ich drückten jeder einen Rummeltopf an unser Herz. Dieser Besitz machte uns nicht wenig froh, und bald hatten wir mit unserm Gesang und dem begleitenden Gerummel mehrere Erwachsene in eine so leidenschaftliche Erregung gebracht, daß sie sogar die Drohung ausstießen, uns zum Weihnachten nichts schenken zu wollen.

Da war es denn besser, die freie Natur aufzusuchen, um dann, nachdem es dämmrig geworden, den ersten Straßenrundgang anzutreten. Leider geht nun nicht alles, wie man will. Gerade, als Jürgen Großvaters Dreimaster gefunden und auch ich eine köstliche Mütze erwischt hatte, kam Besuch, der Jürgen zu sehen wünschte. Es war eine Tante, die ihm immer etwas mitbrachte, und in Aussicht auf eine wohlschmeckende Gabe verschwand er mit seinem Rummeltopf und ließ mich im Stich. Er sagte allerdings, ich solle auf ihn warten — mein Lebtag aber habe ich nicht warten mögen und so beschloß ich, mit meinem Rummeltopf allein auszugehen. —

Wenn wir ins Freie wollten, gingen wir eigentlich immer zuerst auf den Kirchhof. Er lag mitten in der Stadt, und wenn wir vom Elternhause zu unserm Großvater gingen, führte unser Weg uns stets über ihn. Unter seinen großen Linden saßen wir im Sommer und machten Ketten aus den langen Stengeln des Löwen-

zahns, und mit dem Totengräber verband uns zu allen Jahreszeiten eine innige Freundschaft. Er hieß Kelling, und wenn wir gerade nichts Besseres anzufangen wußten, dann besuchten wir ihn und sahen zu, wie er ein Grab grub oder in Ordnung brachte. Auch heute beschloß ich, ihm meinen Rummeltopf zu zeigen und ihm „Annlischen" vorzusingen, das ich viel schneller gelernt hatte als mein Weihnachtslied.

Vergnügt vor mich hinsummend, lief ich über den breiten Kirchhofweg, als ich einen Jungen erblickte, der auf einem alten Grabstein saß. Er hatte beide Hände vors Gesicht gelegt und weinte. Nicht laut und mit Geheul, sondern leise und von Herzen. Seine Kleidung bestand eigentlich nur aus Lumpen, und er war außergewöhnlich schmutzig. Ich stand still und betrachtete ihn nachdenklich, während ich mich zugleich sehr wunderte. Denn, wer konnte doch in dieser Zeit so traurig sein, wo man doch nur viermal noch wach zu werden brauchte, um Weihnachten zu erleben? Und unwillkürlich fing ich an zu rummeln und mit halblauter Stimme zu singen:

„Annlischen, mak de Dören apen,
Und lat den Rummelpott in!"

Der Junge hatte die Hände vom Gesicht genommen. Mit großen, thränenschimmernden Augen sah er zu mir auf und als ich nun fortfuhr:

„Und wenn de Schipper von Holland kummt," — da lachte er.

„Was lachst du?" fragte ich, mißtrauisch die blanken Tropfen betrachtend, die auf seinen schmutzigen Wangen helle Straßen gezogen hatten.

„Ich lach', weil du es nich kannst," lautete die Antwort. „Du kannst nich rummeln! — Deerns können sowas überhaupt nich!" setzte er verächtlich hinzu.

Ich war immer gekränkt, wenn jemand mir die betrübende Thatsache, kein Junge zu sein, in Erinnerung brachte, und mein Mitleid mit dem weinenden Knaben schwand dahin.

„Du bist ein komischer Junge!" bemerkte ich. „Erst weinst du und dann lachst du. — Worüber hast du denn geweint? Über-übermorgen und dann noch ein Tag, dann ist Weihnachtsabend!"

„Weihnachtsabend —" er sprach mir das hochdeutsche Wort nach, dann nickte er. „Ja — der Schulmeister sagt auch so was!"

„Nun, ist denn das nichts Schönes?" rief ich eifrig. „Da bekommst du etwas geschenkt von deiner Mutter!"

„Ich hab keine Mutter!"

„Oder von deinem Vater —"

„Ich hab kein Vater!"

„Du hast keinen Vater und keine Mutter!" Daraufhin mußte ich mir den Jungen noch einmal ansehen: „hast du denn deswegen geweint?"

„Nee —" sagte er; „da hab' ich mir all lang an gewöhnt. Weinen that ich, weil ich kein Rummelpott hab; und all die andern Jungs rummeln und ich — und ich —" er fuhr sich mit beiden Händen in die Augen, und von neuem begannen seine Thränen zu fließen.

Ich aber sah ihn hilflos an, meinen eigenen, geliebten Rummeltopf fest an mich drückend, während zugleich eine bange Ahnung mein Herz beschlich.

„Ich will flink nach Hause gehen," bemerkte ich hastig; aber schon stand der Junge neben mir.

„Leih mich dein Rummelpott! Kannst ja doch nix mit das Ding anfangen! Soll ich dich mal das Rummeln zeigen? So mußt den Stock anfassen und dann rummeln, daß es knarrt!"

Er hatte mir den Rummeltopf aus der Hand genommen und während er mit ihm einen wahrhaften Höllenlärm machte, sang er dazu mit rauher Stimme:

„Annlischen, mak de Dören apen
Und lat den Rummelpott in!"

Ehe aber der Schiffer von Holland kam, war der Sänger mit lautem Hohngelächter über den ganzen Kirchhof gelaufen und samt meinem Rummeltopf verschwunden.

Einige Minuten lang war ich sprachlos über das mir Widerfahrene: dann fiel mir ein, daß, trotz aller schlechten Menschen, doch bald Weihnachten sei und begab mich zu meinem Freunde Kelling. Der hatte gerade ein neues Grab zugeworfen und saß jetzt vespernd auf seiner Schiebkarre. Ich klagte ihm mein Leid, und er hörte mir mit gewohnter Teilnahme zu.

„Is die Möglichkeit! hat Franz dich

deinen Rummelpott gestohlen! Nu seh doch einer an! Ja, das is ein wilden Jung, der allens haben will! Ich kenne ihm ganz gut. Sein Vater is auf See geblieben und was sein Mutter war, die hab ich all lang begraben. Swindsucht. Nu is er bei die Ohlsch; Tante Horn heißt sie auch!"

„Aber er bekommt doch etwas zum Weihnachten?" fragte ich, und Kelling schnitt sich mit seinem großen Taschenmesser bedächtig ein Stück Brot ab. „Für Schenken is de Ohlsch nich," meinte er, „und sie mag hellschen gern hauen!"

„Aber, Kelling, Weihnachten kann sie Franz doch nicht schlagen!" rief ich entsetzt; der Alte aber wischte sich den Mund und meinte achselzuckend, einige Leute bekämen auch Weihnachten Prügel.

Dann stand er auf und schaufelte noch etwas an dem Grabe herum, während ich mich auf die Schubkarre setzte und seinem Thun in Nachdenken versunken zusah.

Viermal wurde ich nach wach — dann kam Weihnachtsabend. Die Lichter an den großen Bäumen wurden angezündet, die Klingel ertönte, und wir durften in den Saal kommen. Dann las Papa mit seiner tiefen ruhigen Stimme das Weihnachtsevangelium vor, von der Jungfrau Maria, dem Jesuskinde und den Engeln, die da sangen: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Nach dem Lesen durften wir zu unsern Geschenken gehen und wenn wir sie noch längst nicht genügend bewundert hatten, dann mußten wir unsere Lieder hersagen.

Ich blieb immer stecken — ich wußte es schon im voraus, obgleich ich mir so viel Mühe gab — aber Papa half aus. Er hatte es im vorigen Jahr so geduldig gethan; auch dieses Mal baute ich auf ihn. Er lachte mich auch nicht aus, wie die anderen es wohl thaten, und er hätte wohl böse werden können, wo es doch sein Weihnachtsgeschenk war, das ich ihm so schlecht und so stockend aufsagte. — Franz Horn hatte keinen Vater, der ihm half, wenn er etwas schlecht machte, keine Mutter, die ihm die Thränen trocknete — er bekam nichts zu Weihnachten, höchstens Schläge.

Es war ganz dämmerig geworden; die kahlen Linden rauschten über den Gräbern und vom Kirchturm schlug es halb fünf. In der Ferne aber sang eine trotzige Stimme:

„En, twe, dre, veer —
Und wenn't ok en halwen Daler weer!"

Am andern Morgen, bald nach Beendigung der Schulstunden, suchten Jürgen und ich Franz Horn. Er war nicht schwer zu finden. Vor einem der elendesten Häuser des ärmsten Stadtteils glitschte er auf einem eben zugefrorenen schmutzigen Rennstein. Dabei hielt er die Trümmer meines Rummeltopfes in der Hand und pfiff ein Liedchen.

Wir waren noch unschlüssig, ob wir ihn für seinen gestrigen Raub zuerst gemeinsam durchprügeln und ihm dann die Aussicht auf eine Weihnachtsfreude machen sollten, als Franz diesen Zweifeln ohne weiteres ein Ende machte. Er kam auf uns zu und hielt mir den zerbrochenen Topf vor die Augen.

„Das war ein slechten Rummelpott!" bemerkte er geringschätzig. „Konnt' auch nich das Geringste vertragen! Als ich mir gestern Abend mit Fite Schulz prügelte, smiß ich ihn das Ding an'n Kopp und das ging gleich twei!*) — S'an slechten Pott hab ich lang nich gesehen. Aber ich kauf mich heut ein neuen! Ach (acht) Bankschillings**) hab ich mich gestern Abend rangerummelt und ein Berg Brot und Kuchen!"

Dieser großen Unbefangenheit gegenüber wußten wir uns nicht recht zu benehmen und fanden es also richtiger, von der Franz zugedachten Bestrafung zu schweigen. Wenn überhaupt sobald Weihnachten ist, dann kann man doch keinem Menschen lange böse sein. Deshalb bemerkte Jürgen wohlwollend, wenn Franz ganz artig sein wolle, so schenkten wir ihm, trotz seines gestrigen schlechten Betragens, vielleicht etwas zum Weihnachten.

„Was denn?" fragte der Junge. Er machte den Versuch, die blaugefrorenen Hände in seine Hosentaschen zu stecken; er hatte aber keine.

„Ich schenke dir vielleicht eine Hose!" sagte Jürgen. „Sie ist schwarz und weiß karriert und noch ganz fein!"

„Geht sie twei?"

„Ja, kaput wird sie wohl einmal gehen — Hosen gehen leicht entzwei!" Und Jür-

*) Entzwei.
**) Dänische Kupfermünze.



Wintermorgen. Nach dem Gemälde von Hans Jäger.

gen seufzte. Er dachte wahrscheinlich an das Schicksal einer Sonntagshose, die nach dem Erklettern eines Baumes auf rätselhafte Weise zerrissen war, und die ihn dann in Unannehmlichkeiten mit Mama gebracht hatte.

„Ich will dir einen Kamm und Seife schenken!“ schob ich großmütig ein.

„Etwas Geld ist noch in meiner Sparbüchse, deshalb wollte Mama durchaus den Schlüssel haben. Wenn ich aber ordentlich schüttele und die Ritze etwas größer mache, dann wird das Geld schon herausfallen!“

Franz hatte uns aufmerksam zugehört. Jetzt spuckte er durch die Zähne, wie alle Schiffer thaten.

„Eine Hose, die twei geht, will ich nich! Wenn da ein Loch in kommt, krieg ich bloß Prügels von die Ohlsch. Da is mich mein alte lieber!“

„Aber Kamm und Seife —“ bemerkte ich ermahnenden Tones.

„Was soll ich mit s'on Kram?“

Er sah allerdings darnach aus, als wenn er den Gebrauch von Kamm und Seife durchaus nicht zu schätzen wisse, und wir mußten die Richtigkeit seiner Frage im stillen zugeben.

„Was wünschest du dir denn?“ fragten wir, und Franz spuckte wieder aus.

„Ich wünsch, daß ich die Ohlsch, was mein Tante is, mal tüchtig durchneien*) kunnt!“

„Magst du sie denn nicht leiden?“

Er sah erstaunt aus.

„Oh, — ich mag ihr wohl leiden, was sollte ich ihr nicht leiden mögen; aber ich ärgere mir, daß sie mir immer prügelt und ich ihr nie. Fite Schulz sagt, wenn ich groß bin, denn is die Ohlsch alt und swach geworden, denn kann ich ihr über — abers denn bin ich nich hier!“

„Wo bist du dann?“

„Wo ich bin? Natürlich auf See! Vater is auch auf See gefahren, und ich will auch Schipper werden! Bloß, daß es noch so lang hin ist!“

Er seufzte, hob den Kopf und sah den grauen Schneewolken nach, die vom Ostwind über unsere Insel gepeitscht wurden.

Nein, er wünschte sich gar nichts — höchstens einen Rummeltopf, der aber unter keinen Umständen entzwei gehen durfte, und dann glitt er wieder auf dem gefrorenen Rennstein entlang, pfiff schrill und ohne Melodie vor sich hin und kümmerte sich gar nicht mehr um uns. Nur, als wir fortgingen, rief er uns mit einem gewissen Wohlwollen nach, daß er zu uns zum „Gratulieren“ kommen wolle.

Am 23. Dezember begann das Fest der Gratulation. Unzählige alte Weiber, mit Riesenkörben an einem und Kindern auf dem anderen Arm wuchsen urplötzlich aus der Erde und gingen von Haus zu Haus. Woher sie alle kamen, ist mir noch heute ein Rätsel geblieben — aber sie waren da, standen, in dicke Tücher gehüllt, schweigend im Hausflur, und wenn man nach ihrem Begehr fragte, sagten sie, daß sie „man bloß to'n Wihnachen gratteleeren“ wollten.

Ein großer Korb mit Weiß- und Rosinenbrot und eine Schale mit Kupfergeld stand schon für die Gratulanten in unserm Hause bereit, und wir Kinder durften diese Gaben überreichen, was wir natürlich mit großem Vergnügen thaten. Auch die Rummler wurden jetzt sehr dreist: sie standen nicht mehr vor, sondern in den Häusern und sangen ihr Lied auf den Vordielen. Zwischen ihnen und den gratulierenden Frauen herrschte aber, der Konkurrenz wegen, ein gespanntes Verhältnis, und wenn sich beide Teile in einem Hause begegneten, dann ging es nicht ohne Geschrei und lautes Schelten ab.

Als wir grade einer sehr verhüllten und sehr verdrieslichen Frau ein Weißbrod und mehrere Geldstücke gegeben hatten, steckte Franz Horn den Kopf in die Hausthür und brüllte:

„Annlijchen mal de Dören apen!“

„I, du vermaledeiten Slüngel! Willst mal nah Hus gahn!“ schrie die Alte, mit geballten Fäusten auf ihn losgehend.

Er aber schlüpfte unter ihren Armen durch und rettete sich zu uns auf die Treppe.

„Das is mein Ohlsch!“ bemerkte er mit vorstellender Handbewegung.

„Sie is doll, weil daß sie nich genug kriegt! Nich Tante? Abers, sei man still — ich bring dich noch ein Weißbrot mit und Geld. Die Kinners hier, die geben mich noch was!“

Die Ohlsch schalt noch eine ganze Weile

*) Durchprügeln.

zu Franz herauf, ehe sie sich zum Fortgehen entschloß. Daß sie in ihren Ausdrücken nicht wählerisch war, hörten wir mit einem Gemisch von Freude und Grauen. Franz aber nickte zufrieden.

„Kann sie nich fein fluchen? Wie 'n Schipper, ganz wie'n Schipper! Na, nu gebt mich man zwei Bröte und nich so knapp Bankschillinge, damit ich nach Hause kann!"

Er war, wie wir bemerkten, gar nicht vor seiner fluchenden Tante bange und lief nachher eilfertig hinter ihr her.

Am 24. Dezember bettelte es bei uns den ganzen Tag, und das Gratulieren zum Weihnachten nahm kein Ende. Am frühen Nachmittage schon kochte ein Topf mit Milchreis auf dem Herde, und unsere Köchin bereitete mit hochroten Wangen eine Art Schmalzgebäck, die bei uns „Pförtchen" hießen. Dann kamen die besitzlosen Hausfreunde mit Töpfen und Tellern und erhielten von allem ihr reichlich Teil.

Einige Auserwählte waren zum Essen in die Küche geladen, und auch für Franz Horn hatten wir eine Einladung erwirkt. Er sollte reingewaschen um fünf kommen und war um drei Uhr schon da. Sein Gesicht zeigte Spuren von Wasser und war schwarz und weiß gestreift; auch trug er Jürgens karrierte Hose, mit der er sich, obgleich sie „twei" ging, wegen ihrer Taschen ausgesöhnt hatte. Darauf fing er sogleich an, Milchreis und Pförtchen in solchen Mengen zu verspeisen, daß unsere Köchin beinahe weinte. Um vier kam dann die „Ohlsch." Dieses Mal unverhüllt, glattgekämmt und mit einem Ausdruck stillen Friedens in den harten, früh gealterten Zügen.

Wir waren überrascht; denn unsers Wissens hatte sie kein Mensch eingeladen; Franz aber bemerkte mit vollen Backen kauend:

„Ich hab ihr eingeladen, weil daß sie so gern kommen wollt. Sie is ja auch mein Tante und kann fluchen wie'n Schipperknech!"

So löffelte die Ohlsch bald still und emsig und schien sich auf langes Bleiben eingerichtet zu haben.

Jedermann weiß, daß die Zeit am Weihnachtsabend vor der Bescherung entsetzlich langsam vergeht. Zuerst will es, trotz der kurzen Tage, gar nicht Abend werden und wenn die Lampen angezündet sind, dann dauert es doch noch Ewigkeiten, ehe die köstliche Glocke erschallt. Jede Gelegenheit, die Zeit zu vertreiben, wird mit Freuden ergriffen, und deshalb saßen Jürgen und ich auch auf dem Küchentisch und suchten die nähere Bekanntschaft der Ohlsch zu machen.

Sie aß in Frieden und unser unverwandtes Anstarren schien sie nicht zu stören. Als sie in sehr entschiedener Weise den dritten Teller Milchreis und das achte Pförtchen verlangte, da benutzten wir diese kleine Pause, um sie zu fragen, wo sie das Fluchen gelernt habe.

Sie sah uns nachdenklich an.

„Das Fluchen, Kinners? Ich fluch mein Dag nich!"

„Du fluchst nicht! Oh -- gestern hörten wir es doch — und weshalb prügelst du Franz? Paß nur auf — wenn er groß ist, prügelt er dich!"

Die Ohlsch leckte behaglich die Finger ihrer linken Hand ab, die sie zum Essen benutzt hatte.

„Ich glaub nich, daß er mir prügeln wird, weil daß ich es bloß aus Liebe thue. Kinners müssen Släge haben, sonst werden sie nich groß!"

„Aber du mußt ihn nicht so viel schlagen und auch nicht so viel schelten!"

Die Alte zuckte die Achseln.

„Wir sind ein büschen heftig in unsre Familje — da denken wir uns nix bei. Abers —" sie erhob ihre Stimme und sah sich mit blitzenden Augen um — „was is das hier für'n Wirtschaft? Köksch*) — wo bleibt mein Teller? Willst mir narren? Meinst, daß ich hier sitz für nix und wieder nix, und daß ich tothungern will, bei labendigem Leibe? Köksch! Wenn du mich nich flink was giebst, denn slag ich dich die Knochens in Leib twei!"

Sie gebrauchte noch einige sehr kräftige Redewendungen mehr und beruhigte sich erst, als ein gefüllter Teller wieder vor ihr stand, Franz aber sah mich mit strahlenden Augen an.

„Kann sie nich fein schelten? Ich sag, da kommt kein Mann gegen!"

*) Köksch — Köchin.

Als unsre empörte Köchin mit lauter Stimme bemerkte, er solle nur auch nicht so „eklig“ werden, lachte er verächtlich.

„Als wenn Weibers da was von verstehen!“

Wir hörten der weiteren Unterhaltung nicht mehr zu. Es hatte vom Kirchturm fünf geschlagen — nun mußte es bald klingeln! Schon waren wir, um die fieberhafte Erregung auszutoben, treppauf und treppunter gelaufen: dann hatten wir unsere Weihnachtslieder aufgesagt, wobei ich zu meiner Bestürzung bemerkte, daß ich Jürgens besser konnte, als mein eigenes — ein kleiner Streit war auch entstanden, weil jeder vornanstehen wollte beim Hereingehen ins Zimmer und dann — ja dann klingelte es wirklich! — — — — —

Es war keine Täuschung — es klingelte, wir aber konnten es doch nicht so recht glauben. Wir standen ganz still und sahen uns an — war es denn wirklich möglich — durften wir das herrliche, einzige Weihnachtsfest wirklich erleben?

Da wurden wir gerufen — es kam etwas Feierliches über uns; scheu und langsam kamen wir näher und dann sahen wir die strahlenden Weihnachtsbäume. —

„Dies ist die Nacht, da uns erschienen des großen Gottes Herrlichkeit.“ —

Ja, dies war die Nacht, und wir, die wir diese irdische Herrlichkeit sahen, dachten immer, sie könne nur übertroffen werden von dem Tage, wo wir an die dunklen Pforten der Ewigkeit klopfen und die Thür des Himmels sich öffnen würde.

Als wir nun unter den Weihnachtsbäumen standen, kehrte unsere Fassung wieder zurück, wenn wir auch wie auf Rosenwolken gingen. Wir hörten das Weihnachtsevangelium, wir besahen unsere Geschenke, und ich hatte den grünen Papagei so total vergessen, daß seine Abwesenheit gar nicht von mir bemerkt ward.

Mein Weihnachtslied ging sehr gut. Zweimal nur wußte ich nicht weiter, und den dritten Vers überschlug ich aus Versehen — aber ich war doch außerordentlich mit mir zufrieden, denn es hätte viel schlimmer ausfallen können.

Plötzlich befand sich Franz Horn auch im Weihnachtszimmer. Wir hatten ihn gerade holen wollen: er war aber schon ohne Aufforderung gekommen und auch ein Zeuge unserer Deklamationen gewesen.

„Du kannst dein Gesang man slecht,“ bemerkte er zu mir. „Hast dich ja woll gar kein Mühe bei gegeben!“

Ich war tief gekränkt — er aber steckte die Hände in die Taschen und mit seinen strahlenden Augen unverwandt in die Lichter der Bäume blickend, sagte er mein Weihnachtslied ohne jeden Anstoß auf, und Jürgens Lied gleichfalls.

Ihn störte gar nichts — weder die ungewohnte, für sein Auge doch glänzende Umgebung, noch die fremden großen Leute, die um ihn herumstanden und ihn betrachteten. Als er geendet hatte, wandte er sich wieder zu Jürgen und zu mir.

„Das hab ich in Schule gelernt und denn bei die Ohlsch aufgesagt. Sie kann die Dingers auch!“

Unsere Geschenke erregten kaum seine Neugier: nur Kuchen ließ er sich gern schenken, und als sich plötzlich für ihn ein großer Rummeltopf fand, da jubelte er vor Vergnügen. Dann gingen die Ohlsch und er sehr einträchtig nach Hause, und die Prophezeiung der Köchin, daß Tante und Neffe in kurzer Zeit an den Folgen des Genusses einer schier unglaublichen Quantität von Milchreis und Pförtchen sterben würden, erfüllte sich nicht. Im Gegenteil — die Alte sah im Winter sehr frisch aus. Sie bewies unserm Hause ein dauerndes Wohlwollen dadurch, daß sie seit jenem Weihnachtsabend jede Woche einmal kam und sich Essen holte. Wenn sie nach ihrer Ansicht nicht genug bekam, schalt sie die Köchin so energisch aus, daß diese förmlich Angst vor ihr hatte.

Franz begleitete sie häufig, und wenn er sich auch manchmal noch dringend wünschte, seine Ohlsch durchprügeln zu können, so merkten wir doch, daß Neffe und Tante sich auf ihre Art sehr liebten. Der Junge wurde groß und stark — auch seine Wildheit nahm nicht ab. In der Weihnachtszeit bekam er immer von uns einen Rummeltopf, über den er sich mehr freute, als über den dabei folgenden Anzug.

Als er eben dreizehn Jahre geworden, war er in der Frühlingszeit ganz plötzlich verschwunden — er war, wie so viele unserer Insulaner, heimlich zur See gegangen

und zwar auf einem Schiff, das nach England segelte.

Uns regte sein Fortgehen sehr auf. Die Ohlsch aber war sehr gleichmütig. „Er kommt all wieder," bemerkte sie; „da hab ich kein Angst bei. Was sein Großvater war und sein Vater, die sind auch so weggelaufen. Das is so in die Familje. Sie kommen nach ein paar Jahrens wieder und denn haben sie ein Büschen von die Welt gesehen. Und denn wollt' ich auch noch sagen, daß ich vergangen Woch gar kein Kartoffeln bei mein Essen gekriegt hab, bloß dicken Reis, was für'n labendigen Menschen nich genug is und nich wieder vorkommen darf!"

Franz kam nicht wieder, solange wir in der kleinen Stadt wohnten, und was aus ihm geworden war, wußte kein Mensch zu sagen.

„Er kommt all wieder!" bemerkte die Ohlsch zuversichtlich auf unsere Fragen; allmählich aber fragten wir nicht mehr nach ihm. —

Dann zogen die Eltern fort aus dem Städtchen, und als ich einmal um die Weihnachtszeit wieder durch seine Straßen ging, lag die Kinderzeit hinter mir, und vieles war anders, ganz anders geworden. Äußerlich sahen die kleinen Häuserreihen aus wie früher; als es anfing dunkel zu werden, hörte ich auch den Rummeltopf brummen, das alte Lied dazu singen und die Leute lachen und schelten. Gerade so wie ehemals, und doch kam ich mir fremd vor in den dunkelnden Straßen. Da kam eine gebückte Alte mir entgegen. Sie stützte sich auf einen dicken Stock und fluchte und seufzte abwechselnd über das kalte Wetter und die schlechten Zeiten.

Es war die Ohlsch, die auch mich sofort erkannte und in ihrer bekannten dringenden Weise eine Weihnachtsgabe verlangte. Ich befriedigte ihren Wunsch und dann fragte ich nach Franz.

Da schüttelte sie den Kopf und stieß mit dem Stock in die harte Erde. „Das is ein ganzen Dösbaddel*) gewesen," sagte sie finster; „ein furchbaren Dösbaddel! Da hab ich ein slimmen Verdruß von gehabt!"

Sie humpelte neben mir her und brauchte allerlei Kraftworte, ehe sie weiter erzählte.

„So'n verdwarsen*) Bengel! Daß er nach Engelland fuhr mit Schipper Swarz, da war ja nich im geringsten was bei! Das haben sein Großvater und Vater auch gethan, und was in die Familje is, das is in die Familje. Abers, er kam von Engelland nich wieder. Heuerte auf'n Schiff nach Merika, und läßt mich sagen, ich sollt mir man nich um ihm quälen, was ich auch nich thue. Denn das Seefahren is in die Familje und in Merika sind die beiden Annern auch gewesen. Und von da geht er nach Schina, wo ich auch nix gegen hatt, wenn ich auch nich weiß, wo das alte Land liegt. Abers wo in so'n slimmen Storm der Steurmann über Boord fällt — daß Franz das einfallen muß, ihn nachzuspringen, das nenn ich ein offenbaren Unsinn! Denn er konnt sich denken, daß bei sowas nix Ordentliches herauskommt. So is es denn auch gewesen. Als die andern Jungens mit'n Boot kommen, kriegt Franz den Steurmann noch herein — denn abers kommt so ne gräuliche swarze Welle und von mein Jung is nix mehr zu sehen gewesen. Was mir nun nich wundert, weil daß ich das Wasser auch kenne. — Der Steurmann hat mich die Geschichte selbst auf engellisch geschrieben, und Schipper Swarz übersetzte mich das. Um Wihnachten is es auch gerade gewesen, und Franz hatte sich gerade ein Rummelpott gemacht und wollte die andere Mannschaft zeigen, wie man rummeln sollt. Nu is das allens umsonst gewesen, bloß, weil er ein dummen Jung war!"

Sie stand still und atmete schwer. Aus der Ferne klang es lustig:

„Annlischen mal de Dören apen
Und lat den Rummelpott in!
Und wenn de Schipper von Holland kümmt,
Dann hett he goden Sinn!"

„Ich kann das Singen nich mehr hören!" sagte die Ohlsch. „Mein Jung, der verstand es besser — viel besser! — Er hat oft gesagt, daß er mir durchneien wollt, wenn er groß wär — hätt mir gern jeden Tag prügeln können — wenn er man bloß wiederkommen thät!"

*) Dummbart.

*) verkehrt.

„Schipper wullt du witen,
Bootsmann wullt du striken,
Trek de Segel dal und op —
Und gif mi watt in'n Rummelpott,
En, twe, dre, veer —
Und wenn't ok en halwen Daler weer!“

So sangen die frischen Stimmen und die Lippen der alten Frau begannen zu zittern. Aber sie wollte nicht weinen — das war wohl nicht Brauch in ihrer Familie.

„Nu —“ sagte sie halblaut vor sich hin — „vielleicht nimmt uns' Herrgott meinen Jung sein Dösigkeit nich übel — nu is doch wohl auch Wihnachen in Himmel und vielleicht darf er da ein büschen rummeln!“ — —

Ich glaube es beinahe.





Georg Bleibtreu †.

Von Ludwig Pietsch. Mit einer Kunstbeilage. (Abdruck verboten.)

Zu allen Zeiten und bei jedem kunstübenden Volk haben die bildenden Künste eine ihrer ersten und wichtigsten Aufgaben darin erkannt, die heldenmütigen ruhmvollen Waffenthaten seiner kriegerischen Söhne wie seiner Herrscher und Führer zu schildern und zu verherrlichen. Auf den urältesten Denkmalen, wie sie das Genie der Ägypter und der Babylonier in deren Tempeln und Königspalästen geschaffen hat, nehmen die Darstellungen der Kämpfe und Siege der Volksgenossen und Fürsten neben den Bildern der Gottheiten und ihres Waltens den ersten und breitesten Platz ein. Alle geistigen und sittlichen Fortschritte der Menschheit, wie sie den Krieg nicht aus der Welt schaffen konnten, haben auch die Freude der Schilderung seiner Vorgänge durch die Künste aus der Seele der Völker nicht zu bannen vermocht. Sie wollen von den Thaten ihrer heldenhaften Krieger erzählen, sie im Gesange preisen hören und sie in Bildern farbig und lebenswahr und nicht minder in Erz und Stein veranschaulicht und verewigt sehen. Auch in den friedlichsten Epochen stirbt die Lust daran nicht aus. Immer wieder werden Maler erstehen, welche mit der Darstellung der kriegerischen Thaten ihres Volkes dessen Herz zu erregen, es in seinem gerechten Selbstgefühl und Stolz auf das Vaterland zu stärken, die Begeisterung dafür zu nähren suchen. Künstler aber, welche sich das zur Lebensaufgabe wählen, laufen immer Gefahr, allmählich konventionell und unwahr in ihren Darstellungen zu werden, wenn die Friedensperiode, in welcher sie leben, nicht wieder einmal von Kriegen unterbrochen wird, die ihnen neue Begeisterungsquellen, neue Motive und die Möglichkeit geben, ihre Phantasie durch die Beobachtung der Wirklichkeit zu erfrischen.

Dies Glück ist dem gefeierten Maler der deutschen Kämpfe und Siege während unsers Jahrhunderts, dem am 16. Oktober in Charlottenburg verstorbenen Professor Georg Bleibtreu, in reichem Maße zu teil geworden. Nicht

nur das Glück des Künstlers, der sich ein unschätzbares Studienfeld eröffnet und alle jene Gegenstände in voller Realität vor sich sieht, mit welchen sich seine Einbildungskraft so lange beschäftigt hatte; auch das vielleicht noch höhere, noch begeisterndere Glück des deutschen Patrioten, dem es vergönnt war, mit eignen Augen die glorreiche Verwirklichung und Erfüllung seiner kühnsten höchstfliegenden Träume und heiligsten Wünsche für des Vaterlandes Einheit, Größe, Macht und Ruhm sich vollziehen zu sehen.

Es hat Kriegsmaler gegeben, welche dies Gefühl der Vaterlandsliebe gar nicht kannten, welche die Schlachten kriegslustiger, ehrgeiziger Herrscher darstellten, weil sie damit beauftragt und dafür honoriert wurden, oder weil sie die zu schildernden Vorgänge als echt malerische reizten und anzogen, ohne sich die Lust daran selbst dadurch verringern zu lassen, daß diese Kriege gegen ihr eignes Volk gerichtet waren, die Heere ihres Auftraggebers die Fluren und Städte des eignen Vaterlandes der Maler verwüsteten und dessen Blüte zerstörten. Van der Meulen, der holländische Hofkriegsmaler Ludwigs XIV, ist ein Beispiel unter vielen dafür. Andere Maler von Schlachten, Märschen, Belagerungen und Scenen des Soldatenlebens sind durch die Freude an dekorativen Schilderungen als solchen, am Pferde, am Darstellen lebhaft bewegter Aktionen dazu geführt worden. Für Peter Hess, Swieten aber Herschelt, Schreyer und den in vorigem Jahr verstorbenen trefflichen Münchener Meister Heinrich Lang trifft das zu.

Georg Bleibtreu hat im Gegensatz dazu seinen Ausgang von der vaterländischen Begeisterung, von dem glühenden Verlangen genommen, den Ruhm der Thaten der todesmutigen Männer und Jünglinge seines Volkes mit Stift und Pinsel gleichsam in feuriger Bilderschrift aller Welt zu verkünden. Das Bild ist ihm nur selten Selbstzweck gewesen. Zeichnung und Malerei waren ihm vor allem die Mittel zum Ausdruck seiner geschichtlich-politischen Ideen und Anschauungen, seines Schmerzes und Grimms über des Vaterlandes Niedergang und Unterdrückung, seines Jubels über dessen Erhebung und Triumphe. Dennoch hat er nie zur Fahne der deutschen idealistischen Gedankenmaler geschworen, die mit der Umrißzeichnung und dem Karton, allenfalls dem kolorierten, die Aufgabe der bildenden Kunst schon genügend erfüllt zu haben meinten. Er war im Gegenteil zeitlebens redlich bemüht, sich alle Kunstmittel zu eigen zu machen, die Natur, das wirkliche Leben gründlich zu studieren, um seinen Schilderungen den ihm irgend erreichbaren Schein der Realität und Wahrhaftigkeit, die volle körperhaft-plastische und farbige Wirkung zu geben.

Leicht ist ihm das nicht gemacht worden. Im Jahre 1828 zu Xanten, der alten rheinischen Nibelungenstadt, geboren, der Sohn eines Wundarztes, zeigte er freilich als Knabe schon seine Lust am Zeichnen von Pferden und Soldaten, und bald auch seinen lebhaften Wunsch und Willen, ein Maler zu werden. Aber als die Hindernisse und das elterliche Widerstreben, die sich dessen Erfüllung entgegenstellten, besiegt waren und Bleibtreu im fünfzehnten Jahre die Akademie zu Düsseldorf bezog, hatte er sich hart zu plagen mit dem Erlernen des Handwerks seiner Kunst. Nach fünfjährigem Studium in den Vorbereitungsklassen, trat er 1848 aus der Akademie aus. Aber er besann sich eines Bessern, kehrte wieder zu ihr zurück und fand diesmal in Theodor Hildebrandt, dem damals als der erste Kolorist und Techniker der Düsseldorfer Schule geschätzten Meister einen Lehrer, unter dessen liebe- und verständnisvoller Leitung er sich nun eine genügende Herrschaft über die malerische Technik erwarb, um seine Entwürfe zu abgeschlossenen Ölgemälden auszugestalten. Seine ersten Bilder entlehnten ihre Gegenstände der schleswig-holsteinschen Erhebung gegen Dänemark. Sie stellten die Gefechte bei Kolding und bei Bau (jene „Vernichtung des Kieler Turner-Studentencorps“) dar. Ich entsinne mich noch sehr deutlich des mächtig packenden Eindrucks, den das letztgenannte Werk auf der Berliner akademischen Kunstausstellung im Jahre 1857 machte. Ein Schlachtbild, in welchem eine solche Glut der Leidenschaft des wilden Kampfes zornig loderte, glaubte man bis dahin noch nicht gesehen zu haben. Wie mit seines Schöpfers eignem Herzblut schien es gemalt. Er schwebte nicht kühl und objektiv über seinem Stoff. Seine ganze Seele war bei den jungen Kämpfern, deren verzweifeltes hoffnungsloses Ringen mit der erdrückenden Übermacht Mann gegen Mann mit Kolben, Faschinmesser, Säbel und Bajonett er in seinem ganzen grimmigen Ernst so erschütternd schilderte.

Diesem Bilde, das Bleibtreus Namen zuerst bekannt machte, folgten in kurzen Zwischenräumen andere Schlacht- und Kampfesschilderungen, deren tiefer Eindruck wesentlich auf denselben Eigenschaften beruhte. Mit der ehedem gewohnten offiziellen Schlachtmalerei hatten diese nichts gemein. Sie verherrlichen das Heldentum des Volkes in Waffen, der jungen Freiwilligen der preußischen Landwehr von 1813—1815, schildern solche Episoden, in welchen diese und ihre populären Führer am blutigen herrlichen Werk der Befreiung des Vaterlandes von seinen fremden Unterdrückern, mit begeisterter todesmutiger Hingebung arbeitend, siegend und sterbend, dargestellt werden. Diese damaligen Gemälde Bleibtreus, — die Erstürmung des Kirchhofs von Großbeere n, der Sturm auf das Grimmaische Thor vor Leipzig (durch Königsberger Landwehren unter Hauptmann Friccius), das Eintreffen Blüchers mit den Preußen auf dem Schlachtfelde von Waterloo, die Schlacht an der Katzbach — sie haben, ähnlich wie Scherenbergs „Ligny“ und „Waterloo“, kräftig mitgewirkt, bei unserm Volk das Gedächtnis jener großen Zeit seiner Befreiungskriege wieder wach zu rufen und jene Männer und Thaten in dessen Bewußtsein wieder in die ihnen gebührenden Ehren einzusetzen.

Im Winter 1858—59 übersiedelte Bleibtreu nach Berlin. Wohl begann damals jene neue Ära im Regiment Preußens, welche so viele frohe Hoffnungen auf eine glückliche Wandlung der deutschen Zustände erweckte. Aber für den

patriotischen Schlachtenmaler eröffneten sich dadurch zunächst keine verheißungsvollen Aussichten. Bleibtreu mußte zum Zeichenstift und zur Lithographiekreide greifen, um mit Illustrationen für den Holzschnitt und mit Steinzeichnungen (Bilder von Kämpfen und anderen geschichtlichen Scenen aus der Zeit der Freiheitskriege) in angestrengter Arbeit sein Brot zu verdienen, seine Familie zu ernähren. Dann kam das Jahr 1864 und mit ihm geriet der Stein ins Rollen. Die angesammelten geschichtlichen Gewitter entluden sich und mit „ihren heil'gen Wetterschlägen“ vollbrachten sie, was nicht Jahrhunderten gelungen war. Nun war auch des deutschen Kriegs- und Schlachtenmalers Zeit wieder gekommen. Sie bot ihm die ersehnte Gelegenheit, das Kriegsleben mit eignen Augen zu sehen, und nach der Wirklichkeit zu studieren und verschaffte ihm die würdigen öffentlichen Aufträge, in deren Ausführung sich sein Talent erst in voller Macht und Größe entfaltete und sein künstlerisches Können weit hinaus über das bis dahin erreichte Maß wuchs. Der erste glänzende Beweis dafür ist Bleibtreus für die Nationalgalerie gemaltes Bild des Übergangs nach Alsen. Zwei Schlachtgemälde aus jenem Kriege um Schleswig-Holstein, die Gefechte bei Oeversen und am Königshügel, wurden für österreichische Auftraggeber gemalt. Diese Werke waren kaum vollendet, als der Krieg Preußens gegen Österreich den Maler auf ein sehr viel großartigeres Studienfeld berief. Es war ihm vergönnt, dem gewaltigen Entscheidungskampf von Königsgrätz als Zeuge beizuwohnen. Noch ganz erfüllt von dem frischen Eindruck des selbsterlebten und selbstgeschauten Ungeheuren, malte er, in die heimische Werkstatt zurückgekehrt, jenes Bild (für die Nationalgalerie) das mir immer als eine der reifsten und vollendetsten Früchte seines künstlerischen Schaffens erscheinen will: König Wilhelm und die Offiziere seines Hauptquartiers in der Schlacht bei Königgrätz, das große Reitergefecht beobachtend, im Vordergrunde das vorstürmende Reitergeschwader der Stabswache. Noch zahlreiche andere Episoden aus diesem Kriege zu malen, sah er sich berufen. Aber er mußte sich eilen, die übernommenen Gemälde zum Abschluß zu bringen. Der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich rief ihn von neuem von der Staffelei hinweg in die wilde Wirklichkeit des Kriegs- und Lagerlebens. Er folgte einer ehrenvollen Einladung des Kronprinzen in das Hauptquartier der III. Armee. Dort bin ich während der folgenden acht Monate fast täglich der Genosse des mir damals schon seit elf Jahren in herzlicher Freundschaft verbundenen Meisters gewesen. Da habe ich oft genug mit Bewunderung und Rührung beobachten können, wie die künstlerische und die patriotische Begeisterung, der energische Wille ihn, den Mann von kleinem zartem Wuchs und gebrechlicher Gesundheit, welche der sorglichsten Pflege und Hütung bedurfte, um nicht ernstlich gefährdet zu werden, körperliche Anstrengungen und Strapazen ertragen ließ, denen selbst Naturen von robuster Kraft oft zu erliegen drohten.

Was Bleibtreu während jener herrlichen Zeit gesehen und mit erlebt hatte, gab ihm eine für sein ganzes übriges Dasein ausreichende Fülle von Gegenständen und Motiven zu Bildern seiner eigensten Gattung. In unermüdlicher Arbeit ist er denn auch während der folgenden 21 Jahre nach der Heimkehr beeifert gewesen, die Männer und die Thaten dieser neuen deutschen Heroenzeit in Gemälden zu schildern. Ich nenne hier nur einige der bekanntesten, wenn ich die Bilder: General v. Hartmann in der eroberten Schanze von Chatillon, Der Kronprinz und sein Hauptquartier während der Schlacht bei Sedan, Der Abschluß der Kapitulation nach der Schlacht, Kriegsrat in Versailles, Der Empfang des Briefs Napoleons durch König Wilhelm, Der Kronprinz in der Schlacht am Mont Valérien und das an der Ruhmeshalle der Armee im Berliner Zeughause ausgeführte Wandgemälde: Der Sturm auf St. Privat erwähne. Noch zwei andre Wandbilder von gleichem Umfang wurden von Bleibtreu in dieser Halle ausgeführt: in dem Kuppelsaal „Die Freiwilligen von 1813 zu Breslau vor Friedrich Wilhelm III. und im Seitenflügel die Erstürmung von Plancenois in der Schlacht von La Belle-Alliance. Ein viertes großes Wandgemälde Bleibtreus aus den letzten achtziger Jahren schmückt die Verbindungshalle, welche am Berliner Rathause vom Flur des ersten Geschosses zum Sitzungsaal des Magistrates führt. Es schildert die Pflege und Erquickung der Verwundeten nach der Schlacht von Groß-Beeren durch die Einwohner Berlins. Weibliche Gestalten voll natürlicher Grazie und Anmut zu malen, blieb dem Meister jederzeit versagt. Wo er, wie auf diesem Bilde und dem der Freiwilligen vor ihrem Könige, die Darstellung von Frauen und Mädchen nicht vermeiden konnte, läßt sie keinen Zweifel über diese Grenze seiner Begabung. — Nur ganz ausnahmsweise hat er geschichtliche Gegenstände aus weiter zurückliegenden Epochen gewählt: einmal in den ersten sechziger Jahren malte er einen Karl den Großen die Irmensäule zerstörend, und in seinem vorletzten Lebensjahre des Großen Kurfürsten Angriff gegen Rügen (s. die nachstehende Kunstbeilage). Dies Bild, schon im Kampf mit schweren körperlichen Leiden gemalt, kann bei allem Schwung und Feuer der Komposition in seiner Farbe nicht ein gewisses Ermatten der malerischen Kraft des Meisters verleugnen. Doch diese Blätter sind nicht geschrieben, um sein künstlerisches Lebenswerk im einzelnen kritisch zu beleuchten. Nichts anders bezwecken sie, als in allgemeinen großen Zügen das Bild dieser edlen, künstlerischen und menschlichen Persönlichkeit und ihres Schaffens zu zeichnen, die, von Fürsten und Volk gleich geehrt und bewundert, nach reich erfülltem Erdendasein, voll rastloser, dem Ruhm des Vaterlandes gewidmeter Thätigkeit, nun daraus geschieden und zur ewigen Ruhe eingegangen ist.





Abb. 1. Alte Eisberge im Antarktischen Meere, bedeutend abgeschmolzen und zerfallen.
Nach einem Aquarell von Prof. Dr. Pechuel-Loesche gezeichnet von Hans Bohrdt.

Das Eis des Meeres.

Von Prof. Dr. Pechuel-Loesche-Jena.

(Abdruck verboten.)

Nicht bloß die Polargebiete sind vereist. Allenthalben auf der Erde finden sich Eismassen, die zwar in längeren Zeiträumen infolge der klimatischen Veränderungen an Ausdehnung und Mächtigkeit gewinnen oder verlieren können, im übrigen aber als beständig zu betrachten sind. Sie vergehen nicht wie die Gebilde eines Winters in der folgenden wärmeren Jahreszeit.

Deswegen werden sie oft schlechthin ewiges Eis genannt, obwohl sich ihre Massen ununterbrochen erneuern, umbilden und bewegen. Die Eislager bleiben wohl im allgemeinen ihren Entstehungsorten treu, aber die Teilchen, woraus sie bestehen, vollführen einen ununterbrochenen Kreislauf. Als Wasserdampf werden sie von den Winden dem Meere entführt, als Schnee fallen sie nieder, verwandeln sich in den durch körniges Gefüge ausgezeichneten Firn, dann in Eis, das keineswegs starr ist, sondern, den Unebenheiten des Bodens sich anschmiegend, langsam abwärts fließt, und rücken so allmählich zu Thal Hier schmelzen sie und füllen die Wasserläufe oder gelangen auch als Eismassen in das Meer, wo sie umhertreiben, bis sie sich ebenfalls wieder mit den Gewässern vermischen.

Diese beständigen Eislager, die Gletscher, sind überall von gleicher Beschaffenheit, aber von sehr verschiedener Größe. Im wärmeren Gürtel kommen sie nur spärlich vor und sind auf die höchsten Teile der bedeutendsten und von reichlichen Niederschlägen getroffenen Gebirge beschränkt; in den gemäßigten Gürteln werden sie häufiger, umfangreicher und dringen tiefer in die Thäler hinab (siehe Abb. 2); in den kalten Gebieten überdecken sie ungeheure Landstrecken mit allen ihren Unebenheiten und ragen vielfach bis in das Meer hinein (s. Abb. 3). Die von ihnen abgelösten und davon treibenden Teile sind

die Eisberge, die auffälligsten Gestalten des im Meere schwimmenden Eises, die in den gewissen Teilen des arktischen und antarktischen Gebietes erstaunlich groß und zahlreich auftreten und von ihrer Ursprungsstelle aus oft weithin bis in wärmere Gegenden triften, bevor sie gänzlich zertauen.

Gar nicht selten begegnen im Hochsommer die Schiffe, die zwischen den nördlichen Häfen Europas und Amerikas verkehren, solchen Eismassen im Atlantischen Meere.

Diese dem Lande, den ungeheuern Gletschern der Polargegenden entstammenden Eisberge sind zwar die auffälligsten, aber nicht die einzigen im Meere vorkommenden Eisgebilde. Neben ihnen erlangt eine sehr erhebliche Bedeutung das Flächeneis, das die Eisfelder bildet und aus den Trümmern der gefrornen Oberfläche des Meeres besteht. Ungleich den Eisbergen, die vorzugsweise auf gewisse Abschnitte der Polargewässer beschränkt bleiben und in manchen überhaupt niemals erscheinen, ist das Flächeneis allenthalben verbreitet, wo das Meer gefriert, und kann unerwartet schnell bis dahin offene weite Wasserflächen einnehmen. Ein Spiel der Winde und der Strömungen, in geschlossene Massen von unabsehbarer Ausdehnung zusammengedrängt, in kleinere Felder getrennt oder in Stücke aufgelöst, liegt es gegen Küsten geschoben, zwischen Inseln eingepreßt oder triftet frei umher.

Schon von ferne, ehe es in Sicht kommt, vermag der kundige Seefahrer das Vorhandensein und die Lage des Flächeneises zu bestimmen: ein heller Schein über dem Horizonte, der Eisblink, der sich scharf gegen den dunkleren Wasserhimmel abhebt, verrät es ihm, so wie etwa die Lage einer Stadt durch den Wiederschein der Straßenlichter am Nachthimmel angezeigt wird.

Bis zur Wende des Jahrhunderts waren selbst berühmte Seefahrer der Ansicht, daß das Meer überhaupt nicht gefrieren könne. Weil auch das Flächeneis oft ebenso süßes Wasser lieferte wie das der Eisberge, wurde angenommen, es sei ursprünglich auf den großen Landgewässern entstanden und später in das Meer geschwemmt. Seitdem weiß man aber aus nicht selten recht trauriger Erfahrung, daß während der langen Winterzeit das Meer ebensogut zufrieren kann wie unsere Flüsse und Seen.

Je nach der Witterung, die in der kalten Jahreszeit herrscht, je nach der Örtlichkeit wird freilich, ganz wie bei uns, die Menge und Dicke des neu gebildeten Eises verschieden sein, werden größere oder kleinere Teile des Meeres offen bleiben. Mit einer vollständig starren und lückenlosen Eisdecke vermag auch der strengste Winter die polaren Gewässer niemals zu fesseln, denn das Flächeneis bleibt allezeit in Bewegung, bedrängt und zerstört neu entstandenes Eis von jeder Stärke und schafft allenthalben wieder Wasserraum. In dem rings von Land umschlossenen Arktischen Meere erlangt das Flächeneis seine großartigste Entwickelung und ausgedehnteste Verbreitung und übertrifft im großen und ganzen wohl auch an Masse die der Eisberge. In dem allseitig offenen Antarktischen Meere dagegen, wo der von allen Richtungen andringende mächtige Seegang das Gefrieren der Oberfläche erschwert, verhält es sich umgekehrt; dort spielt das Flächeneis neben den Eisbergen nur eine untergeordnete Rolle.

Im nördlichen Polarmeere wenigstens kommt noch eine dritte Art von Eis vor, das die Ströme beim Eisgange hineinführen. Wenn auch dieses Eis in der Masse des übrigen verschwindet, falls es nicht gerade in einer Mündungsbucht zusammengeschwemmt ist, so wird es doch von den Seeleuten sorgsam gemieden, denn es ist sehr hart, spröde und vermag beim Zusammenstoße die Außenwand des Schiffes mittels seiner scharfen Kanten schlimm zu beschädigen. Glücklicherweise fällt es dem Aufmerksamen nicht schwer, jedes Stück davon wahrzunehmen, auch wenn es zwischen anderen ähnlich geformten Schollen und Blöcken liegt, weil es krystallklar und durchsichtig ist. Das Flächeneis, also das eigentliche Meereis, besitzt diese Eigenschaften in geringerem, das in Gestalt von Eisbergen vorkommende Gletschereis im geringsten Grade, ganz abgesehen davon, daß es häufig fremde mißfarbige Beimischungen enthält, die es an seinem Entstehungsorte, dem Lande, aufgenommen hat.

Verglichen mit dem Eise der Landgewässer ist das des Meeres porös und verhältnismäßig mürbe, das der Gletscher außerdem noch von körnigem Gefüge und mannigfaltig geschichtet. Winzige Proben von beiden sind allerdings noch etwas durchsichtig und farblos; größere Stücke dagegen

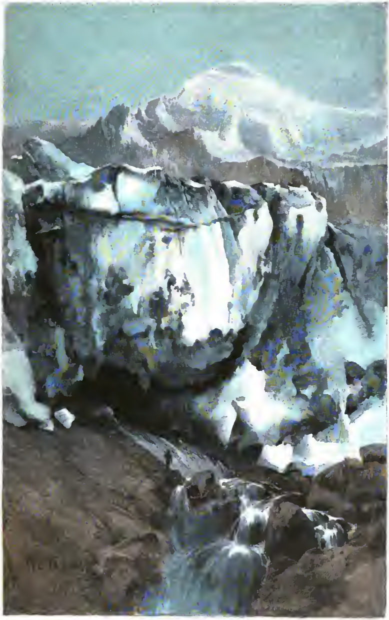


Abb. 2. Das Ende eines Gletschers, der nicht bis ins Meer hinabreicht (Grönland).



Abb. 3. Gletscherende, im Hintergrunde eines Külteneinschnittes in das Meer vorrückend (Westküste Grönlands).

schimmern in der dunkeln Flut stets weißlich oder gräulich-weiß mit einem Stich ins Bläuliche oder Grünliche. Nur frei liegende, günstig gestaltete Teile zeigen bei gewisser Beleuchtung kräftigere und manchmal tief gesättigte Farben. Wer bei dem Eise des Meeres vorherrschende leuchtende Farbenpracht zu finden erwartet, wird im allgemeinen einer argen Enttäuschung entgegen gehen; die Farblosigkeit der flimmernden Massen wird ihn immer wieder an die eines unebenen Schneefeldes und an die einer Eisstopfung auf dem Flusse erinnern.

Etwas anderes ist es, wenn die tief stehende Sonne durch zarte Dunstschleier oder streifige Nebelbänke scheint und in der Luft wie auf dem Eise im tausendfältigen Wiederschein eine unvergleichliche Farbenpracht hervorzaubert.

Nach Entstehung, Beschaffenheit und Gestalt sind demnach von dem im Meere vorkommenden Eise drei Arten zu unterscheiden:

Fluß- und Seeeis, das von den Landgewässern zugeführt wird;

Eisberge, die von den Gletschern abgestoßen werden;

Flächeneis, das sich auf dem Meere selbst bildet.

Von wesentlicher Bedeutung sind nur die Eisberge und das Flächeneis.

Die Eisberge, die, anfänglich von ein-

facher Gestalt, Klumpen oder Klötzen gleichen, erscheinen dem Beschauer nur im Gegensatze zur ebenen Meeresfläche als Berge; vor gebirgigen, steil abfallenden Küsten gesehen, wirken sie unbedeutend (s. Abb. 4). Die meisten sind etwa hausgroß, wenn dabei die kleinen wie die größten Gebäude in Betracht gezogen werden; nicht viele erreichen eine Höhe von sechzig und achtzig Meter und bloß der eine oder andere ragt an hundert Meter und darüber aus dem Wasser empor. Die Eisberge des Nordens sind im Verhältnis zu ihrer Höhe gewöhnlich von geringerer seitlicher Ausdehnung als die des südlichen Polarmeeres, wo die größten mehrere Kilometer in der Länge und nicht viel weniger in der Breite messen. Diese gleichen deswegen anfänglich auch weniger Klumpen oder Klötzen, als vielmehr gewaltigen, von einer ungeheuern Eisplatte losgebrochenen Tafeln. Außerdem zeigen sie mehr oder minder deutliche, fast ebenmäßig übereinander verlaufende Schichten und bestehen aus reinem Eise, das heißt, enthalten kaum irgend welche fremdartige mißfarbige Beimischungen. Deswegen ist ihre Farbe auch nicht stumpf, sondern viel klarer als die der nordischen Stücke (siehe Abb. 1 und 5).

Diese Merkmale treten an nicht zu alten Massen so deutlich hervor, daß der, der die Eisberge des Arktischen sowie des Antarktischen Meeres betrachten konnte, im stande sein müßte, nach getreuen Farbenskizzen oder Photographien von Eisbergen anzugeben, wo die Bilder aufgenommen worden sind.

Da das poröse Gletschereis etwa um ein Siebentel leichter ist als salziges Wasser, ragt auch nur ein entsprechender Teil des schwimmenden Eisberges über dem Meeresspiegel empor. Was aber für die Masse gilt, darf nicht auf die Höhe übertragen werden, es wäre denn, daß es sich um ein Eisstück von ganz regelmäßig geometrischer Gestalt handelte, das genau senkrecht gestellt im Wasser triebe. Solche regelmäßig gestaltete Eisberge gibt es jedoch nicht, und es wäre falsch, anzunehmen, daß einer, der hundert Meter hoch ist, nun auch einen Tiefgang von sechshundert Meter haben müsse.

Das frei schwimmende Eisstück sucht sein Gleichgewicht. Das sichtbare Siebentel seiner Masse mag turmförmig, tief zerklüftet, vielzackig und sehr hoch, die unsichtbaren sechs Siebentel mögen dagegen verhältnismäßig sehr flach in großer seitlicher Ausdehnung angeordnet sein. Ein so gestalteter Eisberg braucht nicht einmal so tief in das Wasser



Abb. 4. Unlängst abgelöste Eisberge, von ihrem Ursprungsorte hinaus vor die Küste gedrängt.

einzutauchen, wie er es überragt. Jedenfalls wird es unter all den zahllosen Stücken, die im Meere schwimmen, sehr wenige geben, deren Tiefgang auch nur annähernd gleich wäre der sechsfachen Höhe ihrer sichtbaren Teile.

Angaben wie die, daß Eisberge in etwa tausend Meter tiefem Wasser auf dem Grunde gesessen hätten, dürften wohl auf Irrtum beruhen. Es ist vom Schiffe aus und im treibenden Eise gar nicht sicher zu beobachten, ob ein Berg wirklich unbeweglich liegt, und wenn es unter günstigen Umständen doch gelingen sollte, so ist mit der zufälligen Unbeweglichkeit noch immer nicht das Festsitzen bewiesen.

Die meisten und größten Eisberge des nördlichen Polargebietes entstammen den mächtigen Gletschern, die sich vom grönländischen Inlandeise hauptsächlich an der Westseite in die steilwandigen, engen oder weitgeschwungenen Küsteneinschnitte vorschieben. Diese scheinbar starren Eisströme, deren bedeutendster etwa hundert Kilometer in der Breite mißt, bewegen sich stellenweise mit einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von zehn bis zwanzig Meter in vierundzwanzig Stunden. Schon innerhalb weniger Tage rücken demnach ungeheure Eismassen in das Meer vor, die, die Fluten zurückdrängend, gewissermaßen immer neue, veränderliche Küstenlinien schaffen. Die äußersten Teile, unaufhaltsam vorwärts in immer größere Tiefen gepreßt, verlieren früher oder später den Boden und brechen schließlich unter manchmal gewaltigem Getöse ab. Dumpfes Dröhnen kommt aus dem Gletscher: das Eis „schießt;" das Dröhnen wiederholt sich und hallt weithin über die zwischen hohen Felswänden ruhende Flut, lautes Krachen und Prasseln mischt sich ein, und Teile des Eiswalles geraten plötzlich in Bewegung, zuweilen einen solchen Aufruhr verursachend, daß damit das Ablösen noch



Abb. 5. Unlängst abgelöste Eisberge im Antarktischen Meere.
Nach einem Aquarell von Prof. Dr. Pechuel-Loesche gezeichnet von Hans Bohrdt.

anderer Teile eingeleitet wird. Der Gletscher hat „gekalbt," und ein neuer Eisberg ist entstanden (s. Abb. 6).

Die Risse, Spalten und Klüfte, die allenthalben das Eis durchsetzen, erleichtern das Kalben und nicht selten das Zerfallen der befreiten Masse in kleinere Stücke. Deshalb brechen auch gelegentlich vom Gletscherende mächtige Blöcke durch ihre eigene Schwere nieder; die größten Stücke jedoch, manchmal infolge solcher Abstürze plötzlich entlastet, werden durch den Auftrieb des Wassers, besonders bei einkommender Flut, losgelöst. Nach langem Schwanken und Rollen, wobei sie sich gegenseitig zerstoßen oder scheuern und glätten, finden sie endlich ihr Gleichgewicht und werden schließlich, falls sie nicht an einer flachen Stelle stranden, selbst aus den geschütztesten Küsteneinschnitten durch immer neu abgelöste Stücke hinausgeschoben in das Meer (s. Abb. 4).

Der noch mehr oder minder klotzförmige junge Eisberg erleidet nun wesentliche Umformungen (s. Abb. 7). Temperaturunterschiede in seiner Masse erzeugen Spannungen, die bewirken können, daß nicht nur Stücke abspringen, sondern der ganze Berg berstet und unter Umständen sogar förmlich zerplatzt. Eisberge sind deshalb für Fahrzeuge gefährliche Nachbarn.

Auch das Seewasser greift die erreichbaren Teile an, und wo noch der Wellenschlag mitwirkt, da werden Vertiefungen ausgewaschen und zu Höhlen sowie manchmal ringsum laufenden Hohlkehlen erweitert. Die höheren Teile werden ebenfalls stetig und mannigfaltig umgestaltet (s. Abb. 8). Der treibende Berg wendet der Sonne gemächlich alle Seiten zu, warmer Wind und Regen befördern das Abschmelzen des Eises, das je nach dessen Beschaffenheit hier langsamer, dort schneller vor sich geht. Allenthalben rieselt das Wasser nieder, vertieft die Rinnen und Höhlungen und arbeitet die Vorsprünge schärfer heraus, auch füllt es Löcher und Spalten, gefriert daselbst bei eintretender Kälte und bildet härtere Eiskerne, falls es nicht, weil es sich beim Gefrieren ausdehnt, wiederum große und kleine Stücke des mürberen Eises absprengt (s. Abb. 1). Alle diese Vorgänge bedingen wiederholte, mehr oder minder bedeutende Störungen des Gleichgewichtes, denen das frei schwimmende Stück willig nachgiebt; je nachdem es seine Lage verändert, gelangen immer andere Teile in das Wasser oder in die Luft und unterliegen dem wechselnden Einflusse der hier und dort besonders wirksamen Kräfte. Ausnahmsweise findet auch eine vollständige Umwälzung und gewaltsame Zerstückelung des Eiskörpers statt.

So mögen die unmittelbar nach ihrer Ablösung in der Regel unförmlichen Eismassen im Laufe der Zeit die mannigfaltigsten und wunderbarsten Gestalten annehmen (siehe Abb. 9), bis sie endlich gänzlich zerfallen sind, und auch ihre letzten unscheinbaren Reste vielleicht viele tausend Kilometer weit von ihrem Ursprungsorte zertauen.

Das Flächeneis, das eigentliche Meereis, kann seiner Entstehung nach nicht in großartigen hochragenden Einzelformen, dafür aber in geschlossenen Massen von unabsehbarer Ausdehnung vorkommen. Die Grundform der Teilstücke ist die Scholle, die sehr groß oder recht klein sein kann.

Je nach dem sozusagen geselligen Auftreten der Schollen pflegt der Seemann Packeis und Treibeis zu unterscheiden; das Treibeis ist allenfalls segelbar, das Packeis nicht. Bei diesem sind alle kleinen und großen Stücke in den verschiedensten Stellungen an und über einander geschoben und fest zusammengepreßt; beim Treibeise schwimmen sie mehr oder minder gelockert umher. Packeis sowohl als Treibeis besteht in der Hauptmasse aus Flächeneis, kann indessen auch zufällig mancherlei Stücke vom Eise der Gletscher und der Landgewässer, sogar mächtige Eisberge umschließen (s. Abb. 8 u. 10). Wie immer es zusammengesetzt sein mag, ob es am Lande fest hängt, ob es triftet, so wird es doch nach Seemannsbrauch im allgemeinen Eisfeld oder kurzweg Feld genannt, wenn es irgend welche bedeutendere Ausdehnung besitzt, und Flarde, wenn es nach Länge und Breite nicht mehr als höchstens etliche hundert Meter mißt. Befriedigend scharf sind diese unter den Fangschiffern üblichen Bezeichnungen nicht auseinanderzuhalten; es genügt, zu beachten, daß das gesamte auf dem Meere selbst entstandene Eis unter dem wechselnden Einflusse von Winden und Strömungen in fortwährend sich verändernde Erscheinungsformen gezwungen wird, die je nach ihrer Ausdehnung Eisfeld oder Flarde und je nach dem Grade der Geschlossenheit Packeis oder Treibeis genannt werden (siehe



Abb. 6. Grönländischer Gletscher im Begriffe zu „kalben.“

Abb. 11). Mit dem Namen Gasch oder Eisgasch bezeichnet man ferner ein Gemisch von Brocken, kleinsten Stücken und Eisbrei, das ebenfalls oft weithin das Meer bedeckt, aber der Bewegung der Schiffe kaum hinderlich ist. Der Gasch entsteht durch das Zusammenprallen und gegenseitige Zerreiben des übrigen Eises.

Das Seewasser gefriert nicht wie das süße Wasser schon bei Null Grad, sondern, je nach der Größe seines Salzgehaltes erst bei niedrigeren Temperaturen, durchschnittlich, wenn es sich bis auf zweiundeinhalb Grad ganzen nur zwei Meter betragen. Doch müssen diese Verhältnisse schwanken, je nachdem der Winter hart und arm an Schnee ist oder nicht. Ein reichlicher Schneefall breitet auf dem jungen wie auf dem alten Eise eine schützende, gewissermaßen wärmende Decke aus, die das Wachstum der Dicke wesentlich beeinträchtigt.

Dünnes Eis verdickt sich schneller als altes und starkes, besonders wenn dieses als Packeis tief eingetaucht im Meere schwimmt und von Wasserschichten umspült wird, die, bevor sie genügend abgekühlt sind, von an-



Abb. 7. Hohes Vorland mit Schneelagern; am Fuße Stücke von Gletschereis angetrieben (Grönland).

des hundertteiligen Thermometers unter Null abgekühlt hat. Im offenen, bewegten Meere wie in Straßen und Sunden, wo oft recht starke Strömungen herrschen, wird die Eisbildung sehr erschwert oder gänzlich verhindert, so daß selbst im strengsten Winter nicht unbeträchtliche Teile der Gewässer allenthalben eisfrei bleiben; im stillen Wasser, zwischen den Feldern und Schollen, zwischen Inseln und besonders in flachen Buchten wird sie dagegen begünstigt. Hier erreicht das in einem Winter gebildete Eis manchmal eine Dicke bis zu drei Meter und vielleicht noch darüber; die durchschnittliche Stärke dürfte aber im großen und

deren, wärmeren ersetzt werden. Bei schweren Feldern, deren Teilstücke regellos nicht nur fest aneinander, sondern auch vielfältig übereinander geschoben sind, muß aus diesem Grunde früher oder später die Eisbildung an der Unterseite, wo ja allein ein Zuwachsen stattfinden kann, aufhören. Nur an den dünneren Stellen setzt sich noch Eis an, gleicht die Unebenheiten mehr oder minder aus und verfestigt das Ganze. So erlangt ein Eisfeld, auch wenn es jahrelang fest liegen und unzertrümmert bleiben sollte, endlich die äußerste Grenze der Massigkeit, die es überhaupt erlangen kann. Es verliert im Sommer durch Abschmelzen so viel,

wie es im Winter durch Hinzugefrieren gewinnt. Zu- und Abnahme müssen freilich schwanken, je nachdem die Winter schneereich und mild oder streng, die Sommer regenreich und warm oder kühl ausfallen. Immerhin gibt es auch für die unregelmäßig zusammengepackten Anhäufungen von altem und jungem Eise eine Grenze des Dickenwachstums, die nicht überschritten wird, sonst müßte sich schließlich das ganze Polarmeer in Eis verwandeln.

Allerdings läßt sich die Stärke, bis zu welcher solche vieljährige Eismassen anwachsen können, nicht so sicher bestimmen wie die des in einem Winter entstandenen Flächeneises oder der davon abgelösten Scholle. Selbst die Schätzungen, wonach das schwerste Packeis bis zu zwanzig, dreißig und sogar fünfzig Meter tief eingetaucht sein soll, sind willkürlich, wenn auch möglicherweise zutreffend. Eine sichere, aber ebensowenig wie bei den Eisbergen allgemein gültige Messung wäre nur dann ausführbar, wenn man die Tiefe gerade an der Stelle ablotete, wo eine wenig umfangreiche Packeismasse auf dem Grunde wirklich fest sitzt.

Das Flächeneis ist durchschnittlich schwerer als das Gletschereis, weil es nicht so undicht und noch dazu oft erheblich mit Salz beladen ist. Ein Eisstück dieser Art würde vielleicht ein Achtel bis ein Zehntel seiner Masse über Wasser zeigen und, wenn es durchaus regelmäßig geometrisch gestaltet wäre, einen Tiefgang haben, der dem Sieben- bis Neunfachen der Höhe seines sichtbaren Teiles entspräche. Das regellos zusammengepreßte und vielfältig übereinandergeschichtete Packeis besitzt aber so viele Unebenheiten und Hohlräume, daß man von den Erhabenheiten keineswegs auf den Tiefgang schließen darf, zumal da das Feld ein fest verbundenes Ganzes bildet, das wie ein Floß bedeutende örtliche Belastung zu tragen vermag, ohne an der betreffenden Stelle sogleich entsprechend tief zu sinken.

Das schwerste Packeis gleicht einem in mannigfaltigster Weise gelagerten wüsten Haufwerke von Schollen und Blöcken aller Größen, das überaus uneben etwa drei bis fünf Meter hoch aufragt; dazwischen sind Wälle und Hügel aufgetürmt, die vielleicht zehn, ausnahmsweise auch bis fünfzehn Meter Höhe erreichen. Wie der sichtbare Teil wird auch das ganze Feld von Hohlräumen durchsetzt und an der Unterseite ebenso unregelmäßig wie an der Oberseite gestaltet sein; sicherlich schwimmt es auch viel tiefer im Wasser, als es darüber aufragt und ist mindestens um das Mehrfache seiner Höhe eingetaucht, aber bis zu welcher Tiefe seine bedeutendsten Vorsprünge hinabreichen, das vermag niemand zu sagen.

Obwohl das Seewasser beim Gefrieren das in ihm enthaltene Salz ausscheidet, sind doch nicht alle Eisschichten gleich süß; manche sind sogar überraschend salzreich. Denn das Abscheiden des Salzes vollzieht sich verschieden und zwar je nachdem die Eisbildung schnell oder langsam vor sich geht. Die Oberfläche eines geschützt liegenden abgeschlossenen Meeresteiles kühlt sich, falls nicht plötzlich sehr strenge Kälte eintritt, allmählich ab und erstarrt endlich in derselben Weise, wie bei uns ein Tümpel oder See gefriert. Da die Verwandlung des Wassers in Eis langsam vor sich geht, wird alles Salz an die darunter liegenden Wasserteilchen abgegeben. Das Eis ist süß. Anders vollzieht sich das Gefrieren, wo in nicht abgeschlossenen Meeresteilen der Umtrieb der Gewässer unbeschränkt ist oder wo in den beim Auseinanderrücken der Felder entstehenden Öffnungen, den Waken, das heraufdringende Wasser jählings großer Kälte ausgesetzt ist. Da können sich nicht langsam große Eisnadeln bilden, die, von der Umrahmung ausgehend, sich kreuz und quer zu einer starren, klaren Eisdecke verbinden, sondern die oberste Wasserschicht gerinnt förmlich, indem rasch unzählige feine Eiskrystalle entstehen, die ein bewegliches Gemenge, man möchte sagen einen Eisfilz bilden, der im Aussehen an die wasserdurchtränkte Decke einer bei Schlackwetter beschneiten Pfütze erinnert. Unter Umständen tritt in geschützten Buchten und Waken, wenn die oberste Wasserschicht an ganz windstillen Tagen sich bereits unter ihren Gefrierpunkt abgekühlt hat, das Gerinnen überraschend schnell ein. Die geringste Erschütterung, die das Gleichgewicht der überkühlten Wasserteilchen stört, veranlaßt, daß sie sich fast augenblicklich in Eis verwandeln. Im Nu ist die ganze Wasserfläche mit einem Eisbrei überzogen.

Der so entstandene Eisfilz nimmt an Dicke zu, bleibt aber zunächst noch so nachgiebig, daß er sich selbst einer mäßigen



Abb. 8. Älterer, schon bedeutend umgestalteter und von Flächeneis umgebener Eisberg im Arktischen Meere.

Wellenbewegung anschmiegt, ohne zu zerreißen. Nach spätestens ein paar Tagen ist er bedeutend stärker und zäher geworden. Noch läßt er sich mit einem Stabe mühelos durchstoßen, aber er vermag doch schon die Last eines Menschen zu tragen, obwohl er sich unter ihr biegt.

Diese eigenartige Beschaffenheit des Filzeises, wie man eine solche Eisdecke nennen könnte, beruht auf der Beimischung von Salz, das bei dem raschen Gerinnen nicht in die unteren Wasserschichten gelangen konnte, sondern gewissermaßen eingefangen wurde. Alle die unzähligen feinen Eiskrystalle sind an sich salzfrei, aber zwischen ihnen befinden sich ebenso unzählige Wasserteilchen, deren Salzgehalt um den der in Eis verwandelten vermehrt worden ist. Hierdurch wird aber ihr Gefrierpunkt immer tiefer herabgedrückt, und zwar um so tiefer, je mehr neue Eiskrystalle sich nach und nach bilden und ihr Salz den benachbarten Wasserteilchen überliefern. Endlich ist das Eisgemisch allenthalben mit einer übermäßig salzreichen Flüssigkeit, mit einer Mutterlauge durchtränkt, die der Einwirkung der Kälte um so länger widersteht, je gesättigter sie ist. Deswegen bleibt das so entstandene Eis, auch wenn es bereits ganz verfestigt ist, noch lange feucht, und wenn man darüber hingeht, ist es, als wandele man auf einer dünnen Lage zertauenden Schnees, wobei sich jede Fußstapfe deutlich ausprägt. Wenn indessen die Kälte anhält und zugleich trockenes Wetter herrscht, so verwandelt sich schließlich auch die stärkste Salzbrühe in feste Masse: ein Teil wird allmählich doch noch zu Eis, der andere verdunstet und läßt das Salz zurück, das nun förmlich ausblüht und sichtbar wird, indem es dem Eise das Aussehen verleiht, als wäre es bereift.

Wie dieser Vorgang sich abspielt, so wird auch der Eisfilz fester, bis er endlich dem trockenen, spröden Eise gleicht. Da er aber gleichzeitig auch an Dicke zunimmt, so vermag die Kälte nicht mehr so scharf durch ihn hindurch zu wirken. An seiner Unterseite verwandelt sich das Wasser so langsam in Eis, daß das dabei ausgeschiedene Salz unbehindert in die benachbarten Wasserschichten gelangt und sich verteilt. So wird es erklärlich, daß die obersten Schichten des Flächeneises sehr salzreich sein können, während die Hauptmasse aus süßem Eise besteht, und ferner, daß infolgedessen die die Eisfelder bildenden Trümmer ein recht verschiedenes spezifisches Gewicht besitzen, wodurch wieder die Tiefe des Eintauchens bedingt wird.

Im großen und ganzen kommt das Flächeneis niemals vollständig zur Ruhe; selbst während des strengsten Winters, wenn neugebildetes Eis die alten Schollen und Blöcke immer wieder zusammenkittet, tristen, lockern oder schließen sich die Massen. Des-



Abb. 9. Alte Eisberge, im Nordatlantischen Meere treibend.

wegen erleiden die Eisfelder wie die Eisberge zu allen Jahreszeiten mannigfaltige Wandlungen ihrer Gestalt.

Unterschiede in der Temperatur, Veränderungen in der Belastung einzelner Teile, durch ungleiches Abschmelzen oder durch Schneewehen verursacht, schief eingeklemmte Schollen, die wie Hebel wirken, ferner die Neubildung von Eis erzeugen Spannungen, die sich durch allmähliche oder plötzliche Veränderungen in der Lage der Teilstücke oder großer Abschnitte ausgleichen, zumal, wo die Einwirkung von Flut und Ebbe sie unterstützt. Wälle und Hügel von Schollen und Blöcken setzen sich, lösen sich von benachbarten und sinken langsam ein, andere wieder streben ebenso langsam empor; eingeschlossene flache Flarden werden einseitig niedergedrückt oder gehoben; gelegentlich rollt dann ein das Gleichgewicht verlierendes Haufwerk über oder stürzt in sich zusammen, und nicht selten durchsetzt das ganze Feld ein Sprung, der sich zu einer klaffenden, von dunkel aufwallendem und dampfendem Wasser gefüllten Spalte erweitert.

Die langsam eintretenden Veränderungen sieht man nicht sogleich, doch man hört sie. Das „Arbeiten" des Eises verrät sich durch Töne und Geräusche, die oft recht unheimlich berühren. Das knistert, kratzt, schleift und knirscht, das singt, pfeift und ächzt, das klirrt und klappert, kracht und poltert wohl auch dazwischen oder schießt und dröhnt erschreckend laut, weithin durch die scheinbar so starren Massen verhallend.

Ins Großartige und Verwirrende schwillt das Getöse, wenn triftende Felder gegeneinander oder gegen Küsten stoßen. Treibeis wird sogleich zusammengepreßt; vom alten, schwersten Packeise gehen in der Regel zunächst die Ränder in Trümmer, die nun zermalmt oder nach oben wie unten gedrückt, überschoben, hoch aufgetürmt werden, wieder zusammenstürzen und, nachdrängenden Stücken weichend, sich über fest gebliebene Teile hinwälzen, bis auch diese dem ungeheuern Drucke erliegen.



Abb. 10. Schweres Packeis an der Westküste Grönlands, aus Flächen- und Gletschereis bestehend.

Dieses gegenseitige Zerstören der Felder könnte nicht in so großartiger Weise eintreten, wenn sie bloß verschieden schnell in derselben Richtung trifteten. Sie gehorchen aber, je nach den Unebenheiten auf ihrer

Oberfläche, die sich dem Winde wie Segel darbieten, und je nach ihrem Tiefgange entweder mehr der Strömung oder mehr dem Winde, können demnach selbst in entgegengesetzter Richtung zusammenstoßen. Ein starker Wind, der genügend lange anhält, vermag selbst das schwerste Pack gegen den Strom zu führen. Hierzu kommt nun noch, daß bei einem und demselben Felde die Unebenheiten oben wie unten nichts weniger als gleichmäßig verteilt sind; infolgedessen wirken die treibenden Kräfte auf der einen oder anderen Seite der triftenden Masse stärker ein und versetzen sie dadurch zugleich in eine kreisende Bewegung. Die Felder bewegen sich nicht bloß verschieden schnell in beliebiger Richtung, sondern drehen sich auch verschieden schnell in gleicher oder entgegengesetzter Richtung um sich selber; diese doppelte Bewegung der Massen ist die Ursache, daß sie beim Zusammentreffen nicht einfach aufeinanderstoßen, sondern sich gegenseitig gewissermaßen auch zerreißen.

Die Beweglichkeit des Eises bringt es mit sich, daß Schiffe, die polare Gewässer befahren, immer in Gefahr sind, umschlossen oder zerstört zu werden (s. Abb. 12). Schon mehrmals sind im Sommer ganze Flotten von Walfängern vom Eise vernichtet worden. So gingen im nördlichen Teile der Baffinbai unfern der grönländischen Küste im Jahre 1819 vierzehn, 1821 elf, 1822 sieben, 1830 aber zwanzig Schiffe, und im Norden der Beringstraße an der amerikanischen Küste 1871 dreiunddreißig, 1876 zwölf Schiffe verloren.

Daß aber große Eismassen auch im Winter bedeutenden Ortsbewegungen unterliegen, ist erfahrungsmäßig bewiesen durch die Triften, die Nordpolfahrer in ihren vom Eise besetzten Schiffen oder auf Flarden und Schollen mitmachen mußten. Das englische Schiff „Terror" trieb während des ganzen Winters 1836/37 mit dem Eise im Foxkanal und der Hudsonstraße umher; die amerikanischen Fahrzeuge „Advance" und „Rescue" trifteten vom 16. September 1850 bis zum 6. Juni 1851 erst in der nördlichen Baffinbai, dann nord- und westwärts in das Straßennetz des nordamerikanischen Archipels hinein, dann wieder ostwärts in die Baffinbai und endlich nach Süden bis in die Davisstraße. In ähnlicher Weise verlief in denselben Gewässern vom August 1857 bis Ende April 1858 die Trift des englischen Dampfers „Fox," und ebenso vom 15. Oktober 1872 bis zum 30. April 1873 die Trift von neunzehn Per-



Abb. 11. Treibeis an der Ostküste von Kamtschatka; in den Waken blasen Nordwale.
Nach einem Aquarell von Prof. Dr. Pechuel-Loesche gezeichnet von Hans Bohrdt.



Abb. 12. Walfänger, im Beeringmeere von Treibeis besetzt.
Nach einem Aquarell von Prof. Dr. Pechuel-Loesche gezeichnet von Hans Bohrdt.

sonen der „Polaris“-Expedition auf einer Flarde vom 80. Grade bis zum 53. Grade nördlicher Breite. An der Ostküste Grönlands triftete die Bemannung des deutschen Expeditionsschiffes „Hansa,“ die sich auf eine Scholle gerettet hatte, vom 28. Oktober 1869 bis zum 7. Mai 1870 mit dem Eise nach Süden.

Diese und andere Erlebnisse von Nordpolfahrern beweisen, daß große Eismassen selbst im Winter in Bewegung bleiben und hauptsächlich nach Süden triften. Wo sie abziehen, da müssen auch im Winter wenigstens zeitweilig eisfreie Wasserflächen entstehen; es wäre aber unvorsichtig, aus zufälligen Befunden zu schließen, daß bestimmte Teile des Arktischen Meeres dauernd offen blieben, denn die Verhältnisse sind so mannigfaltig und wandelbar, wie die Kräfte, durch welche sie bedingt werden.

Naturgemäß erfolgen im Sommer die Bewegungen des Flächeneises, das allenthalben durch Abschmelzen wesentlich an Masse verliert, allgemeiner und bedeutender. Von Strömungen und den vorherrschenden Nordwinden geführt, triften viele Eisfelder nach wärmeren Gebieten, zertauen aber viel schneller als Eisberge, da sie nicht so massig sind, und können deswegen nicht so weite Reisen aushalten. Je nach Gunst oder Ungunst der Verhältnisse mag ein Viertel oder die Hälfte des Arktischen Meeres eisfrei werden.

Wie es sich im Antarktischen Meere verhält, das entzieht sich selbst der Schätzung.

Bodenwirkung.

(Abdruck verboten.)

Auf fettem Boden hat allerhand
Üppiges Krautwerk seinen Stand:
Auf magrer Heide und Felsgestein
Erblüht, was zierlich ist und fein.

J. Trojan.



Ein Studienblatt von Adolf Menzel.

Die Italienerin!

Humoreske von J. Riemann.

(Abdruck verboten.)

I.

Geliebter alter Papa!

Gestern war es ein Jahr her, daß ich von Dir fortzog und, o der Schändlichkeit! Theo und ich haben den Tag gefeiert wie einen hohen Festtag: morgens mit Blumen und Küssen und abends in einem Wintergarten mit Austern und Champagner, und dabei sind wir ausgelassen wie Kinder und selig wie die olympischen Götter gewesen. Wie sagtest Du aber vor einem Jahre? „Hildegard, du willst auf deinen eignen, klugen Kopf hin glücklich werden und hast ihn darüber verloren. Theo ist ein halber Künstler, vielleicht ein ganzer; Künstler bringen kein ungeteiltes Herz in die Ehe, du darfst darum nicht zu viel von ihm verlangen."

Alter Papa! Die Probe wäre gemacht. Ein Jahr ist nun hin, und da gibt es keinen Winkel in meinem Herzen, darin nicht das Glück wohnt, und die Welt ist ein einziges Paradiesesgärtlein voll Maisonne. Aber Du wiegst natürlich Deinen Kopf. Ob nicht Theo besagtes Gärtlein bereits zu eng geworden sei? O Herzensvater, darüber bin ich ganz ruhig. Und warum? Du sollst ein kleines Geheimnis, dazu das Geständnis eines kleinen Verbrechens hören. Aber es bleibt unter uns.

Gestern, als Theo nicht zu Hause und ich in seiner Stube war, den Staub von seinen Büchern zu kehren, wandte ich eines um, das auf dem Kopfe stand. Eine Harmonielehre, oder so etwas Ähnliches, mit Notenpapier durchschossen, auf das Theo allerlei musikalische Entwürfe, wie sie ihm durch den Kopf gelaufen sind, notiert hat, auf der vierten Seite stand an den Rand gekritzelt:

„Sie ist wirklich entzückend und gefällt mir jeden Tag mehr. Wie solch ein Ding von Süße überquillt und himmlischer Wunder voll ist, wenn einer nur den Schlüssel dazu hat. Keine weiß ich, die mich je so gerührt und gefesselt hat, wie diese Zauberin."

Nun, was sagst Du? Das stand in seiner kuriosen Handschrift, mit dem Datum des letzten Tages darunter, und ich stand und hielt das Buch und küßte die lieben, eckigen Buchstaben. „Sie gefällt mir jeden Tag mehr." Das ist doch sicher keine bloße geschriebene Redensart. Macht man denn vor sich selber Redensarten? Theo und ich, wir sind einander eben alles, jeder von uns jeden Opfers für den andern fähig. Theos freies Opfer ist die große Kunst, vor der ihr beide so gewaltigen Respekt habt. Als ich gestern an unserm Hochzeittage, um Theo recht etwas Liebes zu thun, sagte: „Willst du nicht mal wieder spielen? Ich hole deine Geige," antwortete er: „Nein, laß, sie ist mir nichts mehr, eine Zauberin hat sie verdrängt."

Mir kamen die Thränen in die Augen. O, wie ist sie so glücklich, diese Zauberin, diese Deine gehorsame, dankbare Tochter

Hilde.

Hildegard Schach, welche solche unvorsichtigen, die Götter versuchenden Worte, nicht an ihrem, sondern an ihres Mannes Schreibtisch geschrieben, setzte sich darauf an das Fenster, legte die Hände in den Schoß und sah auf die Straße hinunter, eine Art, die Zeit hinzubringen, welche der Achtzehnjährigen ebenso gut gelang, wie der Ausdruck unschuldigen Triumphes zu den goldbraunen Augen und dem Kindermund paßte. Einmal schüttelte sie den Kopf und lächelte in sich hinein und dachte: „Der kindliche Mensch, das so für sich hinzuschreiben in das steife Buch, zwischen die Noten! Aber das hat mich von Anfang an bezwungen: Die Herzenseinfalt, die unbekümmerte Naivetät seines Kindergemütes. Da kommt er."

Sie sprang auf und hinter die Rosenstöcke an ihrem Fenster, deren Laub ihr das Löckchengekräusel der Stirn verwirrte, und sah, das lauschende Gesicht voll Schelmerei, nach ihm hinunter. Sie mochte recht haben. Nur ein Mensch mit naiver Kinderseele konnte so tadellos von Gestalt und doch so nachlässig in der Haltung daher kommen. An den Händen hatte er keine Handschuhe, aber unter dem Arm Aktenhefte, von denen eins auf das Pflaster fiel, als er den Hut abnahm und zu Hildegards Fenster heraufgrüßte. Seine ehrlichen Augen

vom tiefsten Blau, die ein andermal so weltvergessen nach innen schauten, hatten die Kleine schon von weitem gesehen.

Dann stand er vor ihr, und sie fragte wie jedesmal, wenn er heimkehrte: „Mußt du heute noch einmal fort?“ worauf er erwiderte:

„Vielleicht auf eine Stunde.“

„War es hübsch auf deinem Büreau? Warst du glücklich?“

„Ziemlich; und du?“

„O sehr, wie immer, Theo.“

Sie sah ihm mit zärtlicher, listiger Neugier nach den Augen und wurde darin auch bei Tische nicht müde. Er hatte das Aussehen eines Menschen, dem überaus wohl zu Mute ist, und Hildegard fühlte sich sicher in dem Bewußtsein, den Quell solchen Wohlbehagens genau zu kennen.

II.

Am nächsten Tage kam es ihr doch, ob das kleine Verbrechen aus Neugier nicht vielleicht ein großes vor einem andern Forum sein und von Theo, wenn er es erführe, so angesehen werden möchte. Die Harmonielehre war verschlossen. Ein Zeichen, daß Theo abends darin geschrieben, oder daß er Verdacht geschöpft hatte? Der letzte Gedanke stürzte Hildegard plötzlich in so tiefe Beängstigung, daß sie den ganzen Vormittag mit mehr Emsigkeit als sonst ihren hausfraulichen Pflichten nachging, Theos Leibgerichte bereiten ließ und den Heimkehrenden mit der rührenden Beflissenheit eines Menschen umschmeichelte, der begangenes Unrecht wieder gut machen will.

Aber nein, er hatte doch keinen Verdacht gehegt, denn abends sah sie ihn wie gewöhnlich in der Harmonielehre schreiben und am nächsten Morgen lag dieselbe ganz unverfänglich unter den andern bestäubten Dingen auf seinem Schreibtisch. Hier abzustäuben, war strenge Pflicht. Aber Theo zum zweitenmal in das Geheimfach seiner Seele schauen? Während sie noch diese Frage erwog, zitterten die fleißig säubernden Hände in lüsternem Verlangen, blätterten, suchten, fanden lange nichts als Notenreihen und dann endlich, an den Rand hingeworfen, die rätselhaften Worte:

„Ich habe ein rosa Band für sie gekauft, das will ich um ihren Hals schlingen, ein Zeichen meiner Zärtlichkeit für sie. Was doch solch Vernarrtsein aus einem macht!“

Hildegard war vor Schreck ganz rot geworden. Um ihren Hals? Sie flog zu dem Spiegel hin und drehte das schlanke, übrigens schneeweiße Hälschen unter aufmerksamer Besichtigung nach allen Seiten.

Wieder an den Schreibtisch zurückkehrend, hätte sie beinahe den Bleistift ergriffen und „danke dir, lieber, guter Theo“ darunter geschrieben. Aber zerstreut und vergeßlich ist solch ein Mann, wenn er, seine Berufsstunden im Rücken, endlich nach Hause kommt. Das rosa Band war ja doch gekauft. Warum gab er es ihr denn nicht? Schlang es nicht um ihren Hals? Sie wartete umsonst auf dieses „Zeichen seiner Zärtlichkeit“ und abends, da sie ins Theater gehen wollten, sagte sie, das Hütchen schon auf dem Kopfe: „Gut so, Theo? Oder thue ich noch etwas um den Hals?“

„Es soll wohl niemand sehn, wie weiß er ist,“ und er bückte sich und küßte sie auf die Stelle nahe dem Ohr.

Sie lächelte verlegen, eins ihrer eignen Bänder von rosa Farbe etwas auffällig durch die Finger streifend. Er nahm es ihr fort.

„Nicht doch, Blondinen dürfen nur blau tragen.“ Mit erstaunten Augen blickte sie auf. „Aber, Theo, warum?“ — Fast hätte sie gesagt: „Warum hast du denn das rosa Band für mich gekauft?“

„Warum nicht rosa? Weil blond und rosa nicht zusammenstimmt.“

Da dachte sie, er sei vielleicht farbenblind und stellte ihn im Theater mit sonderbaren Fragen auf die Probe, bis er es übel nahm und sagte:

„Sei nicht kindisch, Hildegard.“

III.

„An Frau Assessor Hildegard Schach,“ rief der Briefträger und reichte einen Brief von Hildegards Vater hinein. In diesem Briefe hieß es:

„Dein letztes Schreiben, liebe Tochter, hat mir Sorgen gemacht. Zwei sündhafte Schritte, böse Irrtümer, beichtest Du auf einer halben Seite mit der Gelassenheit des Leichtsinnes. Nr. 1: Du durchstöberst in Abwesenheit Deines Mannes dessen Schreibtisch. Weißt Du nicht, daß ein Mann solche Vermessenheit kaum verzeiht? Wie

es dito kaum eine Frau erleben wird, dabei nicht bittre Früchte zwischen die Zähne zu bekommen, und wäre der Mann auch, wie Dein Theo, die Bravheit in Person. Nr. 2: Du entfremdest Deinen Mann seiner Kunst, entkleidest ihn mit höchsteigenen, einfältigen Händen eines angeborenen Adels und siehst ruhig zu, wenn er Deinetwegen seine halbe Seele aufgiebt? Der Rest, den Du behältst, ist nur ein schwacher Ersatz für den vornehmeren Teil, der an Deiner Seite Hungers sterben muß. Es bleibt noch zweifelhaft, ob Theo recht daran thut, täglich eine Menge Stunden an den Staatsdienst über Arbeiten zu verlieren, die hundert andre ebenso gut ausführen könnten, aber vollends ein Elend ist es um den Unverstand eines Kindes, das sich einen Genius eingefangen hat und nichts mit ihm anzufangen weiß. Ich hoffe, meine Tochter, diese Worte kommen nicht zu spät und es ist noch kein Unheil geschehn."

Ja, es war zu spät, und schweres Unheil war bereits geschehn, so schwer, daß Hildegards Rosengesicht darüber blaß geworden war, und ihre braunen Schelmenaugen einen starren Ausdruck des Entsetzens bekommen hatten, wie wenn sie sich urplötzlich vor einem Abgrund sähen.

Der Brief ihres Vaters hatte sie wieder an Theos Schreibtisch vor der aufgeschlagenen Harmonielehre getroffen, aber diesmal mit beiden Armen darauf und in ihnen das Gesicht mit all seinen Stirnlocken verborgen. In diese Stellung fiel sie nach beendeter Lektüre des väterlichen Schreibens wieder zurück und zwar mit bitterlichem Schluchzen.

Was war geschehn?

Theo hatte den Abend vorher bis tief in die Nacht hinein gearbeitet. Das nahezu vollendete Konzept eines Capriccio für Violine, von Hildegard kaum beachtet, stand auf den Notenlinien und am Schluß des vorletzten Teiles: „Sie muß mein eigen werden, sie muß! Ein sehnsüchtiges, rasendes Verlangen nach ihrem Besitz verzehrt mich, eine Leidenschaft, von der ich ganz gefangen bin. Kaum kann ich sie verbergen und dennoch — Hilde würde es nicht fassen und ihr Vater? Mir von ihm helfen lassen? Dazu sind wir zu stolz."

Hildegard war doch sein eigen. Ihr konnten diese Worte also nicht gelten. Und wenn nicht, dann galten auch jene andern, früher geschriebenen nicht ihr, dann war nicht sie die Zauberin, sondern irgend eine Fremde, von welcher er sagte: „Sie muß mein eigen werden."

Erst der Brief ihres Vaters löste Hildegards Thränen. Sie entsprangen einem bittern Quell. Ihrem Vater gegenüber hatte sie mit ihrem Paradiese geprahlt; und nun? Theos kindlicher Herzensreinheit hatte sie unbedingt vertraut; und jetzt? Wäre das furchtbare Buch nie in ihre Hände gefallen, wie glücklich könnte sie noch sein. Das Glück einer Betrogenen?

Besser keines, besser schrecklichstes Erkennen als blindes seliges Getäuschtsein; ja viel besser. Und Thränen? Was nützen, was ändern sie? Leider nichts.

Sie stand auf und trocknete ihr verweintes Gesicht. Dann betrachtete sie es im Spiegel. Es sah zum Erbarmen aus und die es betrachtete, hatte auch inniges Erbarmen mit seinem verwandelten Aussehn, wandte sich ab und ging auf dem Teppich hin und wieder, die Hände verzweifelt in einander geschlungen.

Einmal blickte sie von ungefähr darauf herab, und die Worte ihres Vaters: „Mit höchsteigenen, einfältigen Händen entkleidest Du ihn eines angebornen Adels," kamen ihr wieder in den Sinn. Ihre Lippen zuckten in bitterm Hohn. „Arme, unschuldige Hände, wahrhaftig! Eine Erfahrung wie diese machen und selber nicht ganz schlecht darüber werden, das dürfte von größerem Adel zeugen. Was wog denn überhaupt ein wenig Unverstand des Urteils gegenüber der Untreue des Herzens?"

Wieder stand sie vor dem Schreibtisch und ging mit grausamer Selbstquälerei all die verstreuten Zeugnisse dieser Untreue durch, dabei tropften ihre Thränen langsam aus dem gesenkten Antlitz, auf das Buch.

„Ich bin zu elend," sagte sie. „Mir hilft nichts mehr als der Tod." Ihre Gedanken durchliefen einige Todesarten, kamen aber zu der Endüberzeugung, daß es nicht nötig sein werde, etwas Gewaltsames zu thun, da sie bald sicher an gebrochenem Herzen werde sterben müssen.

„Dann werden ihm die Augen aufgehn!" Ihre eignen gingen wieder über. „Er wird ahnen, wie schwer er sich verirrte!"

Aber mußte er nicht die Ehe mit ihr längst als einen Irrtum empfinden?

„Mein Gott!" rief sie, „er ist ja selbst grenzenlos elend. Eine rasende Leidenschaft, und sie verbergen müssen? Jetzt verstehe ich die stumme Sprache seines blassen Gesichtes, das tiefe dunkle Rätsel seiner Augen."

Sie ging still an die Arbeiten ihres kleinen Haushaltes; immer klarer, deutlicher und größer wurde in ihr die Vorstellung von dem heimlichen Seelenschmerz ihres Mannes und immer stärker das Mitleid mit demselben.

„Er soll eine sanfte Hand über seiner Wunde fühlen," sagte sie. „Genug, daß einer von uns zweien elend wird; um mich ist es einerlei, aber um ihn, den Künstler, wäre es schade."

„Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
Ob man ihr alles gewährt, ob man ihr alles versagt."

Am liebsten hätte sie das Goethesche Distichon, da es ihr einfiel, irgendwo, groß geschrieben, in der Wohnung angebracht, daß es Theo in die Augen fallen und sein zerrissnes Gemüt beruhigen möge.

So phantasierte sich Hildegard nicht ohne einiges Geschick in ein bisher fremdes Gefühl, den Heroismus der Entsagung, hinein. Nur als sie mittags Theo wie immer die Straße heraufkommen sah, hätte sie beinahe alles vergessen. Es war auch schwer, in der unveränderten Art, mit der er schon von weitem seinen Hut schwenkte, verhaltnen Seelenkampf, in dem treuherzigen Blick die Tragik eines düsteren Geschickes zu erkennen. Er verstand es eben wunderbar, sich zusammen zu nehmen, viel besser als sie, deren Aussehn ihm sogleich auffiel, so daß er besorgt fragte: „Du bist doch nicht krank, Hildegard?"

„Nein, nur so im allgemeinen matt. Lieber Theo, man muß eben leiden, weil man lebt," sagte sie resigniert.

„Ja, das ist wahr," seufzte er. „Aber wenn Leiden kommen, meine Schultern, kleine Frau, sind breiter, lege nur so viel darauf ab, wie du irgend los werden kannst."

Das brauchte er doch nicht zu sagen. Es war über ihre Kräfte, und weinend stürzte sie aus dem Zimmer.

Er schob ihre Erregung auf körperliches Verstimmtsein und legte sich die Ursache derselben auf eine Weise zurecht, die ihn keineswegs unglücklich machte und in welcher ihn, da er abends allein ein Konzert besuchte, ein befreundeter Arzt, dem er von Hildegard sprach, bestärkte.

„Ein Jahr verheirathet? Und Sie fragen noch?"

IV.

Mit Hildegards Seelenruhe war es seit jenem Tage vorbei. Schlaflose Nächte mit ihrer Gedankenqual folgten auf Tage voll unsäglicher Pein. Wunder, daß nicht das Gewicht eines jeden einzelnen sie zermalmte, sie und den armen Theo, der gewiß nicht weniger litt, so neben der ungeliebten Frau hinleben zu müssen mit dem unseligen Zwiespalt im Herzen. Denn das mußte wahr sein, er trug sein Joch als ein wahrer Märtyrer mit einer Art äußerer Freudigkeit, mit so edler männlicher Fassung, daß Hildegard sich täglich auf Momenten ertappte, in denen sie die gemachte Entdeckung vergaß und sich noch im alten Paradiese wähnte. Wenn sie ihn wenigstens hätte unausstehlich und hassenswert finden können, ihn aufzugeben wäre weniger schwer gewesen.

Sie war noch so ganz mit sich und ihm beschäftigt, daß die Frage, wer denn ihre Rivalin sei, sie kaum bewegte. Auch streckte sie noch die Hände nach Rettungsseilen aus, um der schwülen Gegenwart zu entsteigen.

Vormittags besuchte sie nacheinander ihre Freundinnen, wahrlich nicht zu ihrem Vergnügen, denn es war ebensowenig erbaulich von der einen zu hören, welch ein treuloses Geschlecht ohne Ausnahme die Männer seien, noch von der andern, daß höchstes Glück nur in glücklicher Ehe, beispielsweise in der ihrigen, wohne. Dazu die Fragen, die entsetzlichen, gar nicht zu beantwortenden Fragen nach Theo, nach ihrem Leben als jung Vermählte.

Abends lud sie Bekannte ein, allerlei musikalisches Volk, nur um nicht mit Theo allein sein zu müssen. Dann paßte sie auf jedes Wort und jeden seiner Blicke und fand, es war alles Sprache, verräterische Sprache eines furchtbaren, an ihrem Herzen und ihrem Glück verübten Betruges.

„Diese hübsche Frau Assessor wird täglich hübscher, nicht mehr ganz so rosig, ganz so rund, aber ein Etwas in den Augen,

fast wie Musik, wie ein seelenvolles, schönes Adagio."

Dieses Wort eines ungenierten älteren Herrn wurde geistreich gefunden, und ein für Musik schwärmendes Fräulein setzte hinzu:

„Es ist der Reflex, den die Liebe des Künstlers auf das geliebte Antlitz wirft."

Hildegard biß die Zähne zusammen und sah zu Theo hinüber, der wie die Unschuld lächelte. Vor dem Schlafengehn, als sie allein waren, nannte er sie: sein liebes Adagio, und sie ließ es schweigend geschehn. Sie war so müde vom Kampfe. Am liebsten wäre sie Theo um den Hals gefallen und hätte gefragt: „Muß es denn verloren und vorbei sein? Und klagt dich dein Gewissen nicht an?"

Aber sie blieb stumm. Nein, keine Vorwürfe! Sie bringen ein erkaltetes Herz nicht zurück.

Ja, es mußte sein, und sie hatten sich verloren. Schwarz auf weiß stand die bittere Wahrheit vor Hildegards Augen. Daß sie, wenn auch jedesmal unter Zittern und Herzklopfen, fortfuhr, aus dem Noten-Konzept ihres Mannes Tropfen für Tropfen des tödlichen Giftes zu kosten, verstand sich längst von selbst. Keine Gewalt Himmels und der Erde hätte sie mehr davon zurück gehalten.

„Ich muß ganz klar sehn, um ihn verstehn, ihm verzeihen, als sein guter Genius über der Situation stehn zu können," sagte sie sich. Am Abend hatte er sie sein liebes Adagio genannt und war dann an seinen Schreibtisch gegangen. Am andern Morgen aber stand unter dem Schlußtakt des Capriccio, mit Tinte, die noch nicht nachgedunkelt war, geschrieben:

„Diese Italiener sind doch ganz andern Schlages! Wenn ich damit meine Alte vergleiche? Keine Spur von Leben und Seele. Wie sie mir nur jemals hat genügen können. Menotti sagt zwar, die Behandlung sei alles. Alle Wetter! es ist doch ein Unterschied, wenn die glücklichste Behandlung sich wie von selber macht. Ja, diese Italiener! Sie haben die Süße und Wonne des Lebens erfunden."

V.

Also eine Italienerin! Und Hildegard nannte er: seine Alte, in der keine Spur von Leben und Seele. Solche Unverblümtheit der Sprache ein Jahr nach der Hochzeit! Hildegard fühlte sich tief verletzt. Das unpoetische, häßliche Wort: „meine Alte," wandelte den bisher elegisch gefärbten Schmerz in gesunden Zorn und offenen Trotz. Einen solchen Mann hatte sie schonen wollen? Lächerlich! Es blieb nur ein Weg noch: Rache und dann Scheidung. „Die Behandlung macht alles." Wie behandelte er seine entzückende Italienerin? Und wie ließ sie sich von ihm behandeln? Wußte sie etwa nicht, daß er verheiratet war? Und welch Naturell war das, mit dem verglichen, er das Wesen seiner jungen Frau: „keine Spur von Leben" nannte?

Sie gedachte mancher wonnigen Feststunde, in welcher sie, die leb- und seelenlose Hildegard, die Kosten der Unterhaltung gegenüber dem wortkargen Mann getragen hatte.

Ich bin vielleicht nicht geistreich, nicht sehr interessant, wie wohl mancher es schon gefunden hat, aber ohne Leben?

Sie schüttelte den Kopf und stand wieder vor dem Spiegel in all der Glut ihres heftig erregten Unwillens, in all der köstlichen, frischen Schönheit ihrer achtzehn Jahre; aber sie lächelte nicht wie sonst dem Spiegelbilde zu, vielmehr studierte sie sorgenvoll und beängstigt Zug für Zug desselben.

„Diese Italienerinnen sind eben anders," sagte sie laut, „sind Vesuve in Mädchengestalt."

Und vor ihren geistigen Augen entstand die Vision eines braunwangigen, wilden Mädchens, mit schwarzen, ungefesselten Haaren, mit Augen gleich Kohlen, das die Tarantella tanzte, heiße Lieder sang und noch heißere Küsse gab.

Ihre eignen Augen, die lichtbraunen, sonnigen Sterne verdüsterten sich im Zorn bei dieser Vorstellung. „Wie mag sie heißen? Wo hat er sie gesehn? Ob sie sich schon oft gesprochen haben?"

Von nun an ging ihr einziges Bestreben dahin, die Italienerin ausfindig zu machen. Daß sie selbst darüber verwandelt worden, in ihrem Wesen eine gemachte Lebhaftigkeit mit kühler Gleichgültigkeit abwechselte, bemerkte Theo nur deshalb nicht, weil er sich in der Sinneseingenommenheit eines Menschen befand, dem lang genährte Lieblingspläne der Erfüllung entgegen reifen.

„Könntest du dir nicht eine Kousine

oder Freundin für die nächste Zeit einladen?" fragte er nicht ohne Verlegenheit.

„Warum?"

„Ich werde dich öfters allein lassen müssen. Sie haben mich um meine Teilnahme an dem großen Konzert im Palmenhaus ersucht. Es war nicht abzuschlagen, Menottis wegen, der krank geworden ist. Er sollte die F-dur-Sonate von Beethoven spielen, für Violine, du weißt."

Hildegard nickte. „Und du spielst sie nun?"

„Ja."

„Aus Gefälligkeit, Theo?"

Die Frage sollte ganz harmlos klingen, aber wie lag es von Argwohn und Spannung in ihren Augen und auf den Lippen!

„Aus Gefälligkeit?" wiederholte er. „Mehr aus Gefallen, aus Wohlgefallen."

„Wohlgefallen an Menotti?"

Da mußte er laut lachen, und sie sagte gereizt:

„Die Menschen verraten sich am meisten durch das, was sie lächerlich finden."

„Oder durch die Art, wie sie lächerlich fragen."

Sie schwieg, sie brauchte Zeit, um wenigstens äußerlich ruhig zu werden. Nach einer Weile, da er schon den Hut aufgesetzt hatte, um fort zu gehn, fragte sie:

„Menotti ist ein Italiener?"

„Ich denke, ja."

„Ich denke, ja." Hildegard wiederholte die Worte, während die Schritte ihres Mannes draußen verhallten.

„Er hat weder die Stirn, es ganz zu gestehen, noch ganz zu leugnen."

VI.

„Carlo Menotti, Professor der Musik. Sprechstunden von 12 bis 2 Uhr Mittag."

Vor der Flurthür, welche obige Aufschrift trug, stand Hildegard und zog die Klingel. Noch ehe geöffnet wurde, kam jemand von der oberen Treppe herab und wollte eilfüßig an der Wartenden vorüber.

„Fräulein Menotti?" fragte Hildegard inquisitorisch und zwang damit die junge fremde Person zum Stillstand.

„Existiert nicht, Madame," war die Antwort, und kichernd, die Notenmappe in der Rechten schaukelnd, lief das unhöfliche, dunkeläugige Dirnchen die zweite Treppe hinunter, warf die Hausthüre ins Schloß und war auf der Straße; zu gleicher Zeit wurde bei Menotti geöffnet.

„Ist der Professor zu Hause?"

„O, il mio dio, freilich, liebes Fräulein, aber" — Hildegard war an der korpulenten Frau in zweifelhafter Toilette vorüber in den Flur getreten. „Ich muß ihn sprechen, auf eine Minute nur, in einer dringlichen, ganz persönlichen Angelegenheit," sagte sie.

„Ach mein armer Menotti, teures Herzchen, wenn Sie ihn sehen könnten. Alle Glieder steif, alle Sinne im Fieber, und so seit acht Tagen und ich hier immer an der Thüre und allen Leuten den Abschied sagend. Es darf kein einziger mehr zu ihm, aber bitte —"

Sie schob Hildegard ein dickes Einschreibebuch hin und ein Tintenfaß nebst Feder.

„Er liest es dann später, wie viele hier gewesen sind und nach ihm gefragt haben."

Hildegard lehnte ab, ihren Namen zu den übrigen einzutragen. „Ich komme wieder," sagte sie. „Der arme Professor! Und keiner, der zu ihm gelassen wird, kein einziger?"

„Die Teresina, der Engel, ist bei ihm, sie läßt es sich nicht nehmen. Die Pflege und die Wirtschaft wäre auch zu viel für mich. Ich komme, Menotti, ich komme schon, mein armes Lämmchen!" Die letzten Worte wurden nach der inneren Thür gerufen. Hildegard begriff, dies sei nicht der Augenblick für sie, die gänzlich Fremde, länger zu bleiben.

Tief niedergeschlagen fand sie sich wieder auf der Straße, aber nicht Schmerz um den vielleicht sterbenden Meister krampfte ihr das Herz, „Teresina, der Engel," hatte Frau Menotti gesagt. Wie der Name alle Hoffnungs- und Glücksflämmchen wieder ausblies. Teresina! Vielleicht eine Teresina Tua? Das Wunder von Mädchen, dem alle Männerherzen zuflogen wie die Eisensplitter dem Magnetberg. Der thöricht gequälten Frau war nicht anders als einem Kämpfer, der seine Waffen vor dem überlegenem Feinde strecken muß; und so achtlos ging sie auf der um Mittag stark flanierten Hauptstraße hin, daß sie beinahe mitten unter ein halbes Dutzend Herren geraten wäre, die eben laut und lebhaft redend, aus ihren Bureaus heimkehrten.

„Kleine Schauspielerin!“ murmelte der eine derselben, „thut, als wenn sie nichts sähe.“ Dann faßte er sie um die Schulter. Es war Theo.

Wenigstens jetzt nicht bei Menotti und seiner Teresina, das war tröstlich.

Theos Begleiter weideten sich an dem Erröten der Überraschten. Sie waren nicht gewillt, den allzu bevorzugten Theo auch auf der Straße im unbestrittenen Alleinbesitz seiner holden Frau zu lassen, nahmen sie vielmehr mit ihrer Unterhaltung übermutsvoll und ganz mit Absicht in Beschlag. Von eitel Rachelust gestachelt, ließ Hildegard sich alles frei gefallen, und ein Sprühfeuer schalkhaften und witzigen Frohsinns sprang auf, an dem nur das eine erstaunlich blieb, daß kein Wort und nicht der flüchtigste Blick davon dem armen Theo zufiel.

An der nächsten Straßenecke verabschiedeten sich die Kollegen, und Hildegard blieb einen Moment vor einem Schaufenster stehen, darin moderner Damenputz auslag. Theo machte sie auf ein veilchenfarbenes Sammetmäntelchen aufmerksam.

„Das würde hübsch zu deinem Haar und Teint stimmen, Hildegard,“ sagte er gutmütig. „Wäre ich nur leider nicht der arme Teufel, der ich bin.“

Ein einziger stummer Blick Hildegards traf ihn von der Seite. Heute hatte in seinem Konzept gestanden: „Tausend Mark habe ich schon für sie zusammen; nun noch das Honorar für mein Capriccio, und sie kann mein werden.“ Tausend Mark für Teresina — und das Sammetmäntelchen für Hildegard war zu teuer. Auf dem Wege bis zu Hause sprach sie kein Wort, und er dachte: ich hätte ihr den Putz gar nicht zeigen sollen, vorher war sie so vergnügt.

VII.

Der Zug aus Norden brauste in den Bahnhof, und einer der ersten, der ihn verließ und mit wenig Handgepäck auf den Bahnsteig sprang, war ein Mann von kräftiger Gestalt, mit weißen Haaren und einem heiteren, klugen Antlitz.

„Viel Vergnügen, Herr Präsident!“ riefen die Reisegefährtinnen ihm nach. Auf der letzten Station waren nämlich, wie gewöhnlich, großbedruckte Zettel mit Lokalanzeigen zu den Koupeefenstern hereingeworfen worden; auf ihnen stand: „Palmenhaus: soirée musicale,“ und als Nr. 6 des Programms: „Beethoven, Sonate in F-dur für Violine von Theo . . .“ Der Präsident hatte auf die Stelle hingewiesen und den Mitreisenden gesagt: „Dies Violinsolo hören, ist eigentlich der Zweck meiner Reise.“

Aber seine Reise hatte noch einen andern Zweck, von dem er nichts sagte, an den er aber jetzt dachte, als er dem Droschkenplatz zuschritt.

Die Briefe seiner Tochter, sonst pünktliche, gesprächige, korpulente Briefe, eine Frühstückslektüre, die in den Augen des Empfängers alle Sonntags-, Montags- und andere Blätter ausstach, waren in letzter Zeit merkwürdig dünn geworden, in zweifachem Sinn dünn, und dazu in so allgemeinen, gewundenen Ausdrücken abgefaßt, daß er endlich allen Geschmack daran verlor und mit den Worten: „Wenn es nur nicht im Paradiese schon schief geht,“ eine Rückfahrtskarte löste, eine Nacht opferte und ungemeldet herüberfuhr.

Freilich durfte er nun nicht erwarten, auf dem Bahnhof von Hildegard oder Theo empfangen zu werden. Aber kam es nicht dennoch auf ihn zu, sein Kind, mit den raschen kleinen Schritten, mit dem Hängetäschchen über der Schulter, den Schleier des Filzhütchens unter dem Kinn geknüpft.“

„Papa, du?“

„Hildegard, wirklich?“

Ehrliches Erstaunen in beider Augen, die einander so ähnlich sahen, nur daß die seinen fragend forschten, die ihren traurig und verlegen auswichen.

„Nun, Kleine, ja, da bin ich, komme euch besuchen.“

„Ach, Papa! Ich wollte gerade zu dir.“

„So? Da wären wir ja fast aneinander vorbei gefahren.“

„Ja, es ist schade, daß du nun gleich wieder mit mir umkehren mußt.“

„Umkehren? Da wir uns doch getroffen haben, bleiben wir, dächte ich, beide hier.“

„Aber ich, ich habe doch meine Fahrkarte.“

Sie wurde in einer Minute abwechselnd rot und blaß; um seine Mundwinkel zuckte es.

„Ein ärgerlicher Schaden, solch verschwendetes Billet,“ sagte er ernsthaft und

nahm es ihr aus der Hand. „So kommt es, wenn gescheite Leute, wie wir, sich einfallen lassen, einander wie die Götter ungemeldet beglücken zu wollen. Ich kann nun heute, einiger Geschäfte halber, nicht zurück, auch ist bei uns erst Kalendermai, und hier schon natürlich blühender, last not least spielt Theo morgen seine Sonate und — da haben wir's!"

Ein Pfiff, der Zug, mit dem Hildegard hätte fahren müssen, dampfte an ihnen vorüber.

„Mein Gott!" rief sie, und er sah, ihre Enttäuschung war keine nur gespielte. „Was nun?"

Der Präsident winkte eine Droschke herbei: „Königsstraße Nr. 7!" sagte er und warf seine lederne Reisetasche auf den Rücksitz.

Hildegard fiel ihm in die Arme. „Papa," sagte sie, „das ist unmöglich, ich kann nicht mehr zurück."

Er sah sie an und kämpfte seine aufsteigende Besorgnis um sie, so gut er vermochte, nieder. „Sie ist ganz schmal geworden," sagte er sich, und laut fragte er: „Du meinst in deine Wohnung heute nicht mehr zurück zu können, Hildegard?"

„Heute nicht, morgen nicht, nie mehr," versetzte sie und blickte hilflos umher.

Der Vater nickte. „Nicht Königsstraße, sondern ‚Hotel zu den Jahreszeiten'!" rief er dem Kutscher zu, stieg mit Hildegard ein und schloß das Fenster.

„Ihr habt euch gezankt?" fragte er, als die Fahrt begann.

„O nein, Papa, kein böses Wort ist zwischen uns gefallen; überhaupt kein Wort von der ganzen Sache; ich wünsche es auch nicht."

„Soll das heißen, du bist deinem Manne einfach fortgelaufen, ohne ihm zu sagen, warum?"

Ihr Mund verzog sich zu einem schmerzlich bitteren Lächeln. „Lieber Papa, für Theo bedarf es wohl keiner Erklärung. Sieh hier!"

Sie reichte ihrem Vater ein unverschlossenes Briefchen, darin stand:

„Lieber Freund Assessor!

Teresina und Sie sind also einig geworden. Morgen nach zwölf wird sie bei Ihnen sein. Ich lasse meinen Schatz mit schwerem Herzen von mir, aber ich bin ein alter Mann; was soll sie bei mir, da ein so glühender Bewerber um sie freit. Gott befohlen!

Menotti."

„Wer? fragst du. Teresina, die Italienerin, die er liebt."

Der Präsident schwieg. Das Schluchzen, in welches Hildegard nach den letzten Worten ausgebrochen war, brachte ihn aus der Fassung.

„Du bist zu aufgeregt, Hilda," sagte er endlich. „Wenn dieses Billet der einzige Beweis gegen Theo ist, kann er sich gewiß rechtfertigen."

„Der letzte von vielen!" stieß sie hervor. „O denke nicht, daß ich etwa suche, ihn grundlos zu verdächtigen. Du liebst ihn ja, ihr betet ihn alle an. Als genialer Künstler darf er sich ja wohl alles erlauben."

Und nun stürzten sie ihr von den zuckenden, zürnenden Lippen, alle die lange und eifrig gesammelten Beweise seiner Schuld. Die letzten von ihm geschriebenen Zeilen lauteten freilich gravierend: „Gestern habe ich sie in meinen Armen gehalten. Wir waren beide allein. Eine unbeschreibliche Stunde! Ach, mit ihr die Welt durchziehen dürfen!"

Der Wagen hielt vor dem Hotel. Der Präsident hatte nichts von seinen Gedanken gesagt, bestellte ein Zimmer und half Hildegard ihre Sachen ablegen, setzte sich auf das Sofa neben sie, hielt ihre Hand zärtlich in der seinen und schien ganz Mitgefühl, was ihr alles sehr wohl that. Von den Türmen schlug es ein Uhr.

Da stand er auf und sagte: „Nun gehe ich nach der Königsstraße, die Schuldigen in flagranti überraschen. Du natürlich kommst nicht mit, aber wenn du unterdes ein wenig schlafen könntest, Hilde."

„Schlafen? — Sterben möchte ich."

„Keinenfalls, bevor ich wiederkehre, Hildegard."

Damit verließ er das Zimmer. Den Schlüssel drehte er von außen im Schloß.

VIII.

Meinte der Präsident wirklich, wie er so mit gelassenen Schritten der Königsstraße zuging, einer Katastrophe entgegen zu gehen? In Theo den Verräter zu finden, der mit frevelhaftem Treubruch Hildegards Glück



Hoffnung. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

mordete? Sie hatte ganz wahr gesprochen. Ihr Vater liebte Theo; diesen seltenen Menschen mit der reichen Innenwelt und der schlichten Außenseite, und was unter Männern vielmehr bedeuten will als Liebe: er schätzte und achtete ihn hoch, vertraute ihm durchaus. Wie er jetzt vor dem Hause stand und zu den halb verhängten Fenstern empor sah, hinter denen Theos Schreibtisch stand, schüttelte er zweifelnd den Kopf. Dort säßen sie jetzt, sein Schwiegersohn mit seiner Italienerin? Am hellen lichten Tage in sträflichen tête-à-tête? Die Stufen dröhnten unter seinem Schritt, weil er sie schwer und langsam empor stieg; sein scharf beobachtender Blick durchging das ganze Vorzimmerchen, das er offen fand und aus dem er Hildegards bekanntes Wohngemach betrat, ohne befremdliches zu bemerken, es wäre denn ein noch ungeöffneter Brief mitten auf dem Tisch gewesen, von Hildegard ihrem Mann hinterlassen. Die Thüre zu dem anstoßenden Gemach war geschlossen, kein Liebesgezwitscher dahinter hörbar, wohl aber Schritte. Eine Sekunde zögerte der Präsident — dann ein Atemzug, ein Druck, die Thüre flog auf und sein Blick wie ein Pfeil ins Gemach . . . .

Theo, den er wirklich überraschte, schrak heftig zusammen und sah verstört empor. Er stand mitten in der Stube an einem Tische, auf demselben lag eine Geige, in deren sinnende, zärtliche Betrachtung er vertieft gewesen war. Es hatte den Anschein, als wenn er sie jetzt mit seinem Rücken vor dem Eintretenden verbergen wollte.

„Ertappt," sagte der Präsident und freute sich an der liebenswürdig verlegenen Unbeholfenheit Theos, der gleich darauf mit ausgestreckten Händen auf ihn zukam.

„Bester Papa, welche Überraschung; wir haben gar nicht zu bitten gewagt. Morgen Abend . . ."

„Beethoven, Sonate in F-dur von Theo," sagte Hildegards Vater und konnte nicht anders, er mußte die herzliche, fast leidenschaftliche Umarmung seines Schwiegersohnes erwidern.

„Hildegard!" rief dieser. „Hilda, schnell, schnell! Wo bist du? Schnell!"

„Nicht zu Hause," sprach der Vater, und für sich dachte er: der Mensch ist von biblischer Unschuld. Sie waren in Hildegards Zimmer getreten, wo denn der Brief auch Theo alsbald in die Augen fallen mußte.

„An mich? Von Hildegard?" Er wurde ganz rot.

„Sehr umständliche Art, sich miteinander zu unterhalten," bemerkte der Präsident, stellte sich mit dem Rücken gegen das Fenster und beobachtete Theo, während dieser Hildegards Brief las. Er las ihn zweimal, wurde leichenblaß und fiel erschüttert auf einen Stuhl.

„Mein Gott," sagte er, „mein Gott, sie ist fort, weil, weil" — er konnte das Wort nicht über die Lippen bringen, konnte sich nicht zurecht finden, schien völlig ratlos.

Der Präsident trat zu ihm, ließ die Hände auf seine Schultern fallen und sagte:

„Seien Sie ehrlich, Theo! Hat Hildegard Grund zu ihrem Verdacht? Existiert diese Italienerin und Ihre rasende Leidenschaft für sie?"

Theo sah ihn starr an, dann fuhr er wie vom Blitz geschnellt auf.

„Mein Gott!" rief er. „Sie existiert, aber" — er war hinaus und in das Nebenzimmer gestürzt, riß dort die Geige vom Tisch, kehrte zurück und rief mit halb erstickter Stimme: „Hier ist sie, meine Italienerin, Menottis Geige, die er an mich verkauft hat. Eine echte Stradivari."

O Hildegard. Wenn sie es gehört, ob sie ihrem Vater das Lachen verziehen hätte, in das derselbe nun ausbrach? Ein Lachen von gewitterzerstreuender Stärke und begleitet von Thränen, die dem Lachenden über die Wangen liefen. Und doch riß es den einzigen Zuhörer und Zeugen nicht mit fort.

„Hildegard!" rief er. „Hildegard, du armes, verscheuchtes Vögelchen, du unglückliches Kind! Was habe ich angerichtet? Wo bist du jetzt? Du bist im stande —"

Und der geängstigte Mensch rannte im Zimmer umher, suchte nach seinem Hut, stieß an alle Stühle, bekam Hildegards Taschentuch zu fassen, küßte es, steckte es zu sich und wollte zur Thüre. Kalte Tropfen standen auf seiner Stirn.

„Hotel zu den Jahreszeiten, Zimmer 5!" rief ihm der Präsident nach, dann nahm er seinen eigenen Hut und folgte dem fortschwankenden Theo in einiger Entfernung.

„Es scheint ihm nicht in den Sinn zu kommen, daß Hilda sich als richtige Eva benommen hat," sagte er für sich.

Als er im Hotel vor dem bezeichneten Zimmer stand, fand er den Schlüssel außen zurückgedreht und von innen klang der kosende, bittende, gewährende Stimmenzweiklang, auf den er vor Theos Thüre, eine halbe Stunde zuvor, umsonst gelauscht hatte. Er öffnete halb und blickte hinein. Da saß Hildegard noch auf dem Sofa, aber das Gesicht neigte sie tief herab. Theo kniete vor ihr.

„Essen wir in den Jahreszeiten oder Königsstraße im wiedergewonnenen Paradies?“ fragte der Präsident durch die Thürspalte.

„Bei uns, Papa, bei uns!“ Hildegard sprang auf, warf die Arme ihrem Vater um den Hals und erstickte ihn fast mit ihrer Zärtlichkeit.

Als sie eine halbe Stunde darauf abermals in der Königsstraße die Treppe hinanstiegen, sagte das Dienstmädchen oben: „Frau Assessor, es ist Besuch drinnen, und er hat nicht fortgehen wollen. Fräulein Teresina.“

Da erblaßte Hildegards Gesicht noch einmal bis in die Lippen; es wurde ihr dunkel vor den Augen, und sie wäre umgefallen, wenn Theo sie nur losgelassen hätte, der aber hielt die Atemlose, Zitternde an sich, öffnete tapfer die Thüre zum Wohnzimmer und sagte liebenswürdig und schalkhaft: „Fräulein Teresina, wir haben die Ehre.“

Von dem Stuhl neben den Rosenstöcken erhob sich ein kleines, buckliges Fräulein, mit einem Gesicht gelb und runzlig wie eine Pomeranze und darin zwei überaus gute, liebe, bewegliche Äuglein.

„Wollte nur sagen: das Konzert morgen beginnt um halb, statt um sieben Uhr, falls Sie es noch nicht wissen sollten, und 500 Billets sind schon verkauft, ungerechnet die Stehplätze; so hat es sich herumgesprochen, wie die Generalprobe gestern ausgefallen ist. Er hat gespielt wie des lieben Herrgotts erste Geige im Himmel.“ Ihr ausgespreizter Fächer zeigte auf Theo.

Hildegard hatte kein Wort; sie schämte sich zu sehr. Hätte sie nur ahnen können, daß dieses Teresinchen selber zu jener Engelssorte gehörte, die ihre Flügel bescheiden zusammengefaltet in dem geräumigen Höcker auf dem Rücken tragen.

Theo aber stand mit so leuchtenden Augen wie lange nicht, und der Präsident sagte zu Teresina: „Teure und sehr verständige Freundin! Ich erbitte mir Ihren Beistand zu einem ernsten und eiligen Vorhaben. Meine Tochter hier dringt wegen einer gewissen Italienerin auf Scheidung von dem Assessor, ein billiges und vernünftiges Verlangen.“

Und da ihn alle drei ohne Verständnis und sonderlichen Beifall ansahen, fügte er hinzu: „Im Ernst, bezaubert Theo morgen mit seiner Stradivari 500 Personen, die Stehplätze ungerechnet, dann ist es Zeit, dem Assessor den Laufpaß zu geben und den Künstler ein- für allemal anzuziehen.“

Der Heidehügel.

Von Reinhold Fuchs.

Ein sandiger Hügel liegt im Feld
Weit vor des Städtleins Thor; —
Wie märchenstill ist dort die Welt,
Wenn sich der Tag verlor!

Nur Föhren rings und Heidekraut;
Die Schlehe blaut am Dorn;
Fern überm Moor der Nebel braut;
Leis wogt im Wind das Korn.

Nichts, was des Wandrers Blick begehrt,
Nur Flachland, schlicht und stumm; —
Daß uns das Plätzchen traut und wert,
Du weißt's, mein Lieb, warum . . .

Sieben Schwerter.

Roman von Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

(Abdruck verboten.)

Mutter — eine Gräfin Rothkreuz, in Glanz und Vornehmheit erzogen — oh, das habe ich immer gemerkt," sprach Walburga endlich, mehr mit sich selbst, als zu ihrem Begleiter.

Plötzlich sah sie ihn gerade und fast scharf an.

„Mutter hat es mir verschwiegen. Natürlich hat sie einen bestimmten Grund dafür gehabt. Sind diese Gründe jetzt fortgefallen?"

Dieser völlig unerwarteten Frage gegenüber fühlte Graf Gerd sich etwas verdutzt.

„Die Gründe ihres Schweigens sind folgende gewesen: Ihre Mutter, teure Walburga, wollte in Ihnen und in Ihrem Bruder keinerlei verwirrende Vorstellungen erregen. Kinder, welche das Leben nicht kennen, fühlen sich leicht unzufrieden in ihrem engen Kreise, wenn sie nahe Verwandte in ganz anderen Sphären haben. Vergleiche führen zum Neid. Auch glaubte Ihre Mutter besonders wohl in Lars einen Drang nach Lebensgenuß, nach Glanz, eine gefährliche Anlage zum Hochmut zu erkennen. Mit einem Wort, sie wollte nicht, daß Lars oder Sie sich durch überspannte Träumereien verführen ließen, ihr Vaterhaus gering zu schätzen," sagte Gerd mit Herzlichkeit.

„Mutter hat sehr recht gehabt, denn der Wunsch nach allerlei thörichten unbekannten Dingen lag auch in mir," sprach Walburga mit leiser Stimme. „Nur durch ihn konnte ich mich verführen lassen, jenen — jenen schlechten Mann anzuhören. Bei Lars freilich hat ihr Schweigen nichts geholfen. Oh wie viel Kummer machen wir unserer armen Mutter."

Der Wagen hielt. Graf Gerd hatte befohlen, daß er am Eingang zum Park halten solle.

Sie stiegen aus.

„Am Hauptportal des Schlosses findest du uns wieder," rief der Graf dem Kutscher zu.

Die Wege waren sehr weich, sie führten durch dichte Gebüsche, zwischen weiten, jetzt grünbraun und schlammig versumpften Rasenflächen, unter hohen Baumgruppen hin. Nichts regte sich in der trägen Luft, die kahlen Bäume standen wie Totenwächter auf dem Grab der Natur, in der Tiefe des Parkes verschleierte steigender Dunst bläulich die Gebüsche. Die Verwilderung des Parkes bekundete sich selbst in der Winterruhe, die Rasen waren in der Nähe der Baumgruppen von Wurzelschößlingen durchsetzt, die jetzt als kahle Reiser aus der durchweichten Grasnarbe emporschossen. Die Büsche legten sich oft so weit über den Weg vor, daß man die nassen Zweige heben mußte, um vorwärts schreiten zu können.

Hier also hatte ihre Mutter gespielt, als sie jung war! Walburga fühlte sich ergriffen.

Sie näherten sich einer Gruppe von ragenden Tannen; die Stämme und kahlen Zweigstumpfe unten waren mit silbergrauem Tannenbart bewachsen, der Blick mußte sich heben, um die grünen Wipfel zu erreichen. Inmitten dieser Tannen stand ein sonderbarer Bau. Niedrig, von grauem Sandstein, der grün bemoost und viel verwittert war und seine länglich viereckige Form nach oben verjüngte. In seine Vorderwand war eine eiserne Thür eingelassen. Über der Thür stand ein nun schon unleserlicher lateinischer Spruch.

„Das ist die alte Gruft der Rothkreuze. Aber seit hundert Jahren fast werden sie schon in der Dorfkirche beigesetzt," erklärte Graf Gerd.

Walburga stand still. Ihr hatte sich inzwischen längst eine Frage aufgedrängt.

„Daß Mutter uns ihre Herkunft verschwieg, begreife ich wohl, aber nicht, daß sie sich von ihrer Familie, daß ihre Familie sich von ihr lossagte. Denn außer Ihnen, Graf, habe ich nie, nie einen Besuch oder einen Briefverkehr bemerkt."

Graf Gerd kannte seine kleine Freundin schon genug, um zu fühlen, daß nun der schwierige Punkt kam, wo auch seine vorsichtigsten Worte sie verletzen mußten.

„Ihre Mutter, meine teuere Jugendfreundin und Cousine, ist im Zorn von ihrer Familie geschieden. Man billigte ihre Heirat nicht," begann er langsam.

Walburga sah ihn unbeleidigt, aber sehr erstaunt an.

„Das kommt heute noch vor? Ich dachte, nur in Romanen gibt es böse Väter, die ihren Töchtern wegen unstandesgemäßer Heirat fluchen und sie enterben."

„Bitte, kommen Sie weiter — dieser Platz ist so traurig." Und im Schreiten fuhr er fort:

„Gewiß ist es immer begreiflich, wenn ein Vater sich bedenkt, die Tochter in einen völlig neuen Lebenskreis treten zu lassen. Denn ich glaube, die verschiedene Erziehung, die von Jugend auf eingesogenen Anschauungen, selbst gewisse ererbte Fehler und Vorzüge trennen auch heute noch die Stände kastenartiger, als wir Modernen es uns recht gestehen mögen. Nur vereinzelten und besonders umfassend begabten oder elastischen Naturen mag es vergönnt sein, sich überall heimisch und zurecht zu finden. Verstehen Sie das? Glauben Sie, daß ich recht habe?"

Er sprach es nicht aus, daß er ahnte, wie Josephine diese elastische Natur doch nicht gehabt und daß sie immer zwischen sich und dem Gatten eine Kluft gefühlt. Auch Walburga sprach es nicht aus, daß ihr jetzt vieles im Wesen der Mutter verständlich ward. Daß sie noch mehr begriff, wie viel die Mutter oft gelitten. Sie antwortete auf die Frage nur mit stummem Kopfnicken.

Gerd fühlte, daß er den rechten Ton getroffen hatte und sprach schnell weiter:

„Wenn eine Grafentochter somit einen Hauslehrer heiraten will, wird es immer Widerstand geben. Sie haben verstanden: nur um der Erkenntnis willen, daß man verschiedene Art nicht gut zusammenthut. Gewiß ist der Fall ebenso häufig, daß der Hauslehrer zu gut für die Grafentochter ist, wie umgekehrt. Denn bei einer Ehe soll nicht Stand gegen Stand, sondern Mensch gegen Mensch gewogen werden — immer vorausgesetzt, daß bei Menschen aus verschiedenen Ständen jene Elastizität der Anempfindung vorhanden ist, von welcher ich sprach."

„Also hatte mein Großvater eingesehen, daß Mutter und Vater nicht zusammen paßten?" fragte Walburga.

„Es war nicht das. Solche Meinungen beschwichtigt die Zeit, und alle Tage sehen wir hochgeborene Väter sich gern damit aussöhnen, wenn die Tochter einen tüchtigen, edlen Mann mit bürgerlichem Namen heiratet."

„Ach," rief Walburga dazwischen.

Vor ihnen, jenseits einer weiten Rasenfläche, lag das Schloß. Aus dem glatten Erdboden stieg es klotzig auf, mit grauen, großquadrigen Mauern, ein Mittelbau mit zwei Reihen kleiner Fenster übereinander und einer Zinnenkrönung; ein Turmanbau rechts, dessen dickbäuchiges Rund in geringer Höhe über dem Mittelbau wie abgestumpft erschien und auf das ein sich schnell zuspitzendes Dach gestülpt war; ein neuer Anbau links, dessen längliches Viereck schräg an die parkwärts gewandte Ecke des Mittelbaues gerückt war.

Es war ein plumper und doch machtvoller Bau. Er trug das Gepräge seiner Erbauer und ihrer Zeit: trotziger Kraft, brutalen Stolzes, rohen Reichtums.

Walburga war von diesem Anblick überwältigt. In diesem gewaltigen Hause war ihre Mutter geboren worden! Vor ihrem Geist erstand plötzlich das bescheidene Häuschen mit der kahlen Eßstube und dem von Wachstuch bedeckten Tisch darin.

Eine unbegrenzte Verehrung für die Mutter quoll in ihr auf. Sie hätte vor ihr hinknieen und ihr die armen, hartgearbeiteten Hände küssen mögen.

Gerd wollte weiter gehen, Walburga hielt ihn fest. Sie weinte.

„Oh, Sie wissen nicht, was für ein erhabener Mensch meine Mutter ist," rief sie. „An solche Verhältnisse war sie gewöhnt und wie hat sie sich begnügt! Nie habe ich eine Miene der Unzufriedenheit bei ihr gesehen, nie eine Klage gehört. Und ich — wie oft bin ich unzufrieden und ungenügsam gewesen."

Gerd mit seinem weichen Gemüt konnte niemand weinen sehen.

„Ja, ja," sagte er mit unsicherer Stimme, „Josephine hat nicht ihresgleichen."

„Und so schlecht waren diese Rothkreuz, daß sie solchen Charakter nicht zu achten, zu ehren vermochten!" sprach Walburga empört.

„Sie haben garnicht erfahren, wie Ihre Mutter das Leben trug. Sie haben es auch garnicht wissen wollen, weil es bequemer war, Josephine zu den Toten zu

werfen. Denn, liebes Kind, es war ja nicht die Heirat mit dem armen Hauslehrer an und für sich, welche Ihren Großvater und Oheim so erzürnte. Obschon die Familie durch manche sonderbare Heirat, durch manch entartetes Mitglied sehr in Niedergang gekommen war und von den alten Geschlechtern garnicht mehr für vollbürtig angesehen wurde, obschon gerade deshalb der alte Graf sich einer förmlich fanatischen Feudalität ergab, hätte man die Heirat doch vergeben, wenn eben — die Mittel das erlaubt haben würden. Aber man hatte fest darauf gerechnet, daß Josephine eine Heirat machen solle, die Geld brächte, daß durch sie der unaufhaltsame Ruin von Zembowitsch aufgehalten werde. Ihre Mutter ist wohl in Glanz erwachsen, aber er war erlogen. In Streit, Sorgen, Lügen ist ihre Jugendfreudigkeit einst untergegangen. Als sie fortging, zu Steiners Mutter, um von da zu heiraten, war sie den Ihren verloren; man hat sie nie gesucht, weil ihre Erbansprüche den Bankerott herbeigeführt haben würden, ohne ihr selbst einen Heller zu bringen."

Walburga schwieg. Die bleierne Dämmerung kroch langsam durch den Park und legte um das alte Schloß einen weichen, dünnen Nebelschleier.

Sie näherten sich dem Gebäude und als sie unter seinen Mauern hinschritten, um die Vorderseite zu gewinnen, sagte Walburga plötzlich bitter: „Nun, das Brot, welches Mutter an meines Vaters Tisch aß, war wenigstens bezahlt."

Graf Gerd stand still und nahm ihre Hand liebkosend zwischen seine beiden Hände.

„Das war es — bis jetzt! Und wie ich Josephine kenne, hat es ihr deshalb besser geschmeckt, wie einst das Wildbret von den silbernen Schüsseln. Bis jetzt. Walburga! Nun steht die Not vielleicht vor der Thür. Und Sie, liebes kleines stolzes Mädchen, Sie wollen es sich nicht mehr bei mir gefallen lassen, obschon dies der einzige Weg ist, Ihrer Mutter zu helfen? Sie wollen nicht Ihren Hochmut bezwingen um Ihrer Mutter willen? Obgleich Sie recht gut wissen, daß Sie in einer dienenden Stellung vorerst kaum ein paar hundert Mark verdienen, also fast gar nichts nach Hause senden können?"

„Deshalb haben Sie mich hergebracht? Deshalb mir meiner Mutter Geschick erzählt?" rief Walburga und sah ihn so voll überströmender Dankbarkeit an, daß Graf Gerd ihre Hand heftiger preßte und ganz rot wurde.

„Ja, deshalb. Sie sollten ganz ermessen lernen, wie viel Selbstüberwindung Ihre Mutter stets geübt, Sie sollten begreifen, daß es in Ihrer Macht liegt, der Vielgeprüften noch mehr Prüfungen zu ersparen. Sie sollen mir fortan gestatten, so viel wie möglich für die Ihren zu thun, ohne daß diese es geradezu merken. Und wenn es Sie Selbstüberwindung kostet, das anzunehmen, sollen Sie sie eben üben lernen."

Walburga drückte ihm wieder die beiden Hände.

„Wir sprechen darüber. Ich danke Ihnen. Und ich bleibe. Ich bleibe, wenn Sie mir helfen wollen einen Weg zu finden, wie ich mich später allein und tüchtig ernähren kann."

Graf Gerd war wieder einmal bewegt. Aber jetzt hatte sich seiner eine merkwürdige, allgemeine und scheinbar gegenstandslose Traurigkeit bemächtigt, aus welcher sich zuletzt nur der eine klare und schmerzliche Gedanke losrang: „warum kann ich dies herrliche Mädchen nicht zu meinem Weibe machen!"

Für sein zartes Empfinden gab es gar keine Möglichkeit, nach diesem Ziel zu streben. Die Liebe, die er zur Mutter gehegt, verbot ihm das, es verbot ihm der Plan, sie mit Thilo zu vermählen, es verbot ihm der Altersunterschied. Er sagte sich nicht, daß wahrscheinlich jeder andere Mann an seiner Stelle alles eingesetzt hätte, um das Mädchen zu gewinnen.

Die erste Hälfte seines Lebens hatte er der unglücklichen Liebe zu Josephinen geweiht; das Geschick schien sich nun so zu wenden, daß er die zweite Hälfte der selbstlosen Liebe zu Walburga widmen sollte.

Er seufzte, er war traurig, aber er fühlte sich nicht unzufrieden. Die meisten Menschen brauchen ein Glück oder eine That, um damit ihr Dasein auszufüllen, es schien, daß Graf Gerd einen wehmütigen Schmerz brauchte, seinem Seelenleben zur Nahrung.

Er liebkoste diesen Schmerz und beschäftigte sich unausgesetzt mit ihm und seiner holden Anstifterin. —

Walburga ging nun sehr rasch weiter; sie trug den Kopf ungewöhnlich hoch und ihre Haltung war trotzig. Es sah aus, als wollte sie darauf pochen, daß auch sie ein Recht habe, diesen Boden zu betreten.

Den Turm umgehend, fanden sie vorn vor dem Portal ihren Wagen. Der Kutscher unterhielt sich mit jemandem, der auf der Schwelle stand. Er mochte ihr Nahen gemeldet haben, denn eine männliche Gestalt trat vor und eilte ihnen entgegen.

„Onkel Gerd, wahrhaftig! Dein leerer Wagen vor meiner Thür macht mich seit einer halben Stunde nervös."

Die Männer drückten sich flüchtig die Hand, dann verneigte sich der Jüngere vor Walburga und sagte: „Darf ich bitten."

„Graf Thilo Rothkreuz — Fräulein Walburga Steiner, die junge Freundin unserer guten Fedora," sprach Gerd.

Walburga sah ihren Vetter fest an. Sie sah in ein Gesicht, welches jeder Farbe entbehrte, wenn nicht die graue Dämmerung an dieser Bläſſe schuld war. Lebhafte Augen, welche sie später als blau erkannte, blitzten sie an. Graf Thilo hatte dunkles Haar, militärisch verschnitten, einen starken Schnurrbart, der in zwei nadelscharfe Spitzen ausgedreht war; die Gestalt des jungen Mannes war groß und vornehm.

„Du bist zurück und ich weiß es nicht?" fragte Gerd etwas erstaunt. Er hatte gedacht, Thilo würde sich nach seiner Rückkehr keine Stunde ohne seinen — Gerds — Rat helfen können.

„Erst seit heute Mittag. Ich wäre heute Abend noch hinüber geritten."

„So fahre mit uns, wir kehren jetzt heim. Ich hatte nur Lust gehabt, Fräulein Walburga die Umgegend ein wenig zu zeigen."

„Sie gefällt Ihnen? Sind gnädiges Fräulein schon lange hier? Denken einige Zeit hier zu bleiben?" fragte Thilo verbindlich, obschon er bereits den Kutscher nach der „Dame" ausgefragt hatte, die jetzt auf Rakitsch sein solle und wußte, daß es „nur" die Gesellschafterin der Tante Fedora sei.

Ehe Walburga antworten konnte, fügte er die Bitte hinzu, daß die Herrschaften doch eintreten möchten.

Graf Gerd hatte allerlei Bedenken, die hauptsächlich darin gipfelten, daß es geraten schien, die letzte Dämmerung zur Heimfahrt zu benutzen, da der späte Abend kalten und starken Nebel versprach. Aber er glaubte in Walburgas Seele zu lesen, und ihr Schweigen war ihm beredt. Sie hätte ums Leben gern die Schwelle überschritten zum Vaterhaus ihrer Mutter.

„Du kannst uns eine Tasse Thee geben," entschied Gerd. „Das wird Fräulein Walburga gut thun, bevor wir fahren."

Walburga zitterte. Sie folgte der auffordernden Handbewegung Thilos, während Graf Gerd den Kutscher anwies, für eine Stunde nach den Ställen zu fahren.

Vom Portal aus betrat man eine große weiß getünchte Halle, deren Wände ganz leer waren. Die Waffen, die hier einst geprangt, hatte Thilos Großvater schon in Geld umgesetzt. Wenige, gewöhnliche Stühle standen da, in der Nähe des Portals befand sich ein Tisch, auf welchen eine alte Frau gerade eine Petroleumlampe hinstellte, die den ungeheuren Raum kaum erhellte.

„Jancka," sagte Graf Thilo, „helfen Sie dem gnädigen Fräulein ein wenig ablegen; Marek soll Lampen und Thee in mein Zimmer bringen."

Die Frau machte eine tiefe Verneigung, wobei sie mit der heruntergestreckten Hand auf den Boden stieß und dann rasch Walburgas Gewand küßte.

„Bitte," sagte sie scharf und den Ton auf dem i ruhen lassend.

Walburga ließ sich von der Alten hinter der nächsten Thür Jacke und Boa abnehmen. Das Gemach war gewiß nicht dazu bestimmt gewesen, die Wohnung der Haushälterin zu sein. Eine prachtvoll gemalte Decke sah auf eine dürftige Einrichtung nieder.

Die alte Frau hatte eine weiße Haube auf, deren Vorderteile sich flügelartig bis auf die Schultern senkten. Sie trug eine Anzahl von bunten Glasperlenreihen um den Hals und zu einem kurzen, buntgeblümten Rock ein dunkles Leibchen, dessen Nähte mit roten Litzen besetzt waren.

Sie sah das Mädchen mit den blonden Flechten um den Kopf aufmerksam an.

„Gnädige Herrin schauen so bekannt aus — sind schon hier gewesen, wenn erlaubt ist zu fragen? Und kann mich doch nicht erinnern."

„Nein," sagte Walburga kurz, „ich bin ganz fremd in der Gegend."

„Bitte ich um Vergebung. Gerade aus — bitt ich, diese Thür zum Herrn Grafen."

Die Alte ging nun einen halben Schritt voraus neben Walburga.

Walburga hätte ums Leben gern gefragt: sind Sie schon lange hier? kannten Sie meine Mutter? Aber sie fühlte sich in ihrer merkwürdigen Lage zu unsicher, um eine Frage zu thun.

Unterdessen hatte Graf Gerd sich in dem großen Wohngemach bequem in die Sophaecke gesetzt; der Diener Marek zündete zwei Lampen an, während Thilo schnell auf seinem Schreibtisch etwas Ordnung herrichtete.

„Pardon, Onkel, ich habe natürlich nur den Namen Walburga verstanden. Wie war doch der Familienname? Reiner oder ähnlich?" fragte Thilo, indem er Cigaretten und ein Feuerzeug vor seinen Gast hinsetzte.

„Steiner," antwortete Gerd mit größter Ruhe. Er versah sich gar keinerlei Wirkung von dem Namen, der Thilo völlig fremd sein mußte. Wie erstaunte er, als dieser aber lebhaft ausrief:

„Steiner? Der Zufall wäre doch zu drollig. Steiner? Unmöglich. Sag', hat das Mädchen einen Bruder namens Lars?"

„Freilich," gab Gerd zögernd zu. Der Gedanke durchfuhr ihn: weiß Thilo — dann desto besser. Wahrscheinlich hatte Lars den Vetter aufgesucht und auch bei ihm, wie auch bei Rakitsch selbst, nachgeforscht, ob Erbansprüche für seine Mutter vorhanden seien.

Aber Thilo brach in ein helles Gelächter aus, schlug sich mit der flachen Hand immersort auf das Knie, daß es klatschte, und rief: „Famos, Pyramidal, Unglaublich!"

Gerd fühlte sich sehr unangenehm berührt.

„Darf ich bitten ..." begann er scharf.

„Du wirst dich wundern, Onkelchen. Die schöne Gesellschafterin deiner Tante — oder ist's im Grunde deine? — hat eine sehr amüsante Verwandtschaft. Dieser Lars Steiner hat sich mit Lolla Vanescay verheiratet. Er ist der Mann und — Geschäftsführer einer Schauspielerin geworden — ausgerechnet der Mann von Vanescay," erzählte Thilo mit größter Heiterkeit.

Graf Gerd richtete sich auf, und indem er die Hände gegen die Tischkante legte, beugte er sich vor. Sein Gesicht war blaß, er sah den jungen Thilo mit einer Strenge und Kälte an, welcher dieser seinen Verwandten niemals für fähig gehalten.

„Ich muß dich bitten, Thilo," sprach er beinah leise, aber mit schneidender Schärfe, „von Fräulein Walburga Steiner nur mit vollkommener Verehrung zu sprechen, denn in ihrer Hand wird vielleicht eines Tages das Geschick von Zembowitsch und das deine liegen."

„Mysteriös," warf Thilo spöttisch ein. Er hatte nicht die Gewohnheit, sich durch irgend jemand oder irgend etwas einschüchtern zu lassen.

„Das Fräulein kann jeden Augenblick eintreten. Ich erkläre dir's nachher — in ihrer Gegenwart. Nur dies: jener Bruder Lars ist ein verlorener Sohn. Von einer Heirat, die er einging, ist Walburga nichts bekannt. Die Thatsache, wenn sie wahr ist, ist freilich entsetzlich. Sie wird seiner armen Mutter das Herz brechen! Die Vanescay — eine so viel besprochene Person — dein besonderer Schützling."

„Allerdings," sagte Thilo lächelnd, „ich habe ihr Talent entdeckt."

„Und du hast keine Ursache gehabt, Lars Steiner vor jener Heirat zu warnen?" fragte Graf Gerd, indem er mit tiefem Ernst in Thilos Augen blickte.

„Aber Onkel, du thust enfantile Fragen," sagte Thilo in aufrichtigem Erstaunen, „ich fand es im Gegenteil sehr bequem und verständig, daß die Vanescay sich einen Ehemann zulegte. Was ging mich der Steiner an — er wußte doch, daß er keine Betschwester heiratete. Daß dir's nun wegen der kleinen Schwester fatal ist, kann ich mir denken. Übrigens: woher dein Interesse an der Familie? Mein Gott, hab' ich dich gekränkt — tausendmal pardon!"

„Du hast mich nicht gekränkt," sagte Gerd mit unsicherer Stimme, denn ein unendlicher Widerwille, der an Verachtung grenzte, erfüllte ihn. „Mit jedem Wort, welches du sprichst, kränkst du nur deine eigene Ehre. Ich sehe, ich habe mir da in meiner Phantasie einen anderen neuen Thilo zurecht gemacht, dem für den Ernst des Lebens die Augen aufgegangen waren — aber der wirkliche Thilo ist mehr als je in gottlosen Leichtsinn verrannt."

„In göttlichen, Onkelchen —" rief er übermütig. „Dank meinem Schöpfer, den hab ich. Er allein hilft mir auch in meiner verfluchten Situation den Kopf oben zu behalten."

„Ernste Selbsteinkehr, scheint mir, wäre die bessere Hilfe.“

Er hat immer so was vom Sonntagsnachmittagsprediger an sich gehabt. Man muß Geduld mit ihm haben, dachte Thilo.

Die Thür ging auf, und so wurde durch Walburgas Eintritt das Gespräch abgeschnitten, zur Erleichterung beider. Thilo fand Ermahnungen unbescheiden und langweilig, einerlei von wem sie kamen, und Gerd machte sich ebenso thörichte als heftige Selbstvorwürfe, daß er je daran gedacht, diesen Menschen mit dem reinen, stolzen, frommen Kind zu vermählen.



Eine Studie von Toby Rosenthal.

Dieser Gedanke war doch nur eine Geburt seiner Phantasie gewesen, die Thilo ganz zurecht gemodelt gehabt hatte. Der Wirklichkeit gegenüber fühlte Gerd nicht nur schmerzliche Enttäuschung; aus seinem Hange heraus, jeder Situation noch einen besonderen Gehalt zu geben, immer der Wahrheit und dem Guten zum augenblicklichen Sieg zu verhelfen, drängte es ihn, Thilo klein zu machen, indem er Walburga vor ihm erhob. Hätte Thilo in dies weiche, edle Herz blicken können, würde er es voll von „überspannten, romantischen Ideen“ gefunden haben.

Vorerst aber hatte Gerd noch Sammlung nötig. Während Thilo Rothkreuz einige höfliche Redensarten mit Walburga wechselte, dachte er: „Ich werde aufstehen und sagen, sie ist deine Cousine, du solltest sie heiraten, da du nun ihrer unwert bist, will ich sie adoptieren und ihr Zembowitsch kaufen, sobald du bankerott bist.“ Aber





Die Bergpredigt. Nach dem Gemälde von F. von Uhde.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)





Die Bergpredigt. Nach dem Gemälde von F. von Uhde.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

da es ihm nicht an Selbstkritik fehlte, so legte er, wie oft, seiner Aufwallung Zügel an, gestand sich das Theatralische und Thörichte solchen Auftretens.

„Darf ich die Bilder sehen?“ fragte Walburga.

„Es sind nur Familienporträts, zum Teil ohne künstlerischen Wert, denn nicht immer fand sich Gelegenheit, namhafte Maler heranzuziehen. Die besten Sachen, die wir haben, hängen im großen Saal,“ erklärte Thilo, nahm aber gefällig eine Lampe und ging hochleuchtend langsam unter den Wänden hin.

„Ah,“ rief Walburga plötzlich.

Sie sah ein Bild, das sie kannte: die Frau mit ausgeschnittenem Kleid, unter dem Busen gegürtet, einen Turban mit Maraboutstutz auf dem Haupt, im dunkeln Hintergrund das Wappen mit dem roten Kreuz und dem schwertschwingenden Arm. Die Kopie oder das Original jenes Bildes, welches auf ihre Kindheit herabgesehen.

Thilo folgte ihren Augen.

„Meine Urgroßmutter. Es ist ein Kunstwerk. Aber sehen Sie dagegen dies andere: diese beiden verzeichneten Gestalten, mein Vater als Jüngling, seine Schwester Josephine daneben als Backfisch. Und diese öden und faden Gesichter.“

Walburga starrte das Jugendbild ihrer Mutter an.

„Das — ist?“ stotterte sie und wußte selbst nicht, was sie eigentlich fragen wollte.

Graf Thilo faßte es als Erkundigung auf.

„Mein Vater ist vor einigen Wochen gestorben,“ sagte er, „wie Sie gehört haben werden. Seine Schwester, die Sie da sehen, mit dem hölzernen Gesicht und den blöden Augen, ist verkommen, gestorben — ich weiß nicht recht. Sie hat eine unwürdige Heirat gemacht, ich habe nie mehr von ihr gehört.“

Walburga hatte nicht die feige Eitelkeit ihres Bruders. Sie verleugnete ihren Vater nicht.

„Sie irren, Herr Graf,“ sprach sie mit kalter Stimme, „die Gräfin Josephine Rothkreuz ist meine Mutter, und ich darf Ihnen sagen, daß sie in meinem Vater einen ehrenwerten, geachteten Gatten gefunden.“

Beide Männer waren sekundenlang sprachlos. Gerd, weil sie ihm mit ihren einfachen und würdigen Worten all seine Erklärungen vorweg genommen, Thilo, weil er nicht gleich diese unerwartete Nachricht begreifen konnte.

Mit einem gezwungenen Lächeln setzte er die Lampe hin, die in seiner zitternden Hand nicht mehr sicher war.

„Eine seltsame Überraschung,“ sagte er langsam und trat an den Tisch, um Gerd anzusehen, „das verdanke ich wohl dir? Du hast von jeher eine Vorliebe für besonders inscenierte Ereignisse gehabt.“

Gerd nahm den spöttischen Vorwurf ruhig hin.

„Es sieht nur insceniert aus. Nichts kann einfacher sein, als diese Begegnung. Aber die indirekte, ursprüngliche Schuld daran trage freilich ich. Wenn es mir nicht gelungen wäre, eben durch den, seiner Mutter Herkunft nachspähenden Lars Josephine zu finden, so wüßte dies Kind heute nichts von Zembowitsch, noch von mir. Ich habe sie zu mir berufen und ich sehe Walburga an, als wäre sie mein Fleisch und Blut, für das ich zu sorgen habe. Daß ich ihr Zembowitsch zeigen wollte, findest du sicher begreiflich.“

„Ist es geschehen mit dem Vorbehalt von Besitzansprüchen?“ fragte Thilo scharf.

Nun mußte Graf Gerd doch lächeln — freilich war es ein trauriges, mitleidsvolles Lächeln.

„Besitzansprüche!“ wiederholte er leise. „Bist du denn selbst sicher der Besitzer hier? Wäre für meine Jugendfreundin Josephine auch nur ein winziger Vorteil hier zu holen gewesen, ich hätte darüber gewacht, als dein Vater Zembowitsch bekam. Nein, Josephine Steiner ist zu arm, um als Miterbin der Rothkreuzschen Schulden aufzutreten.“

Thilo kniff die Augen klein und biß sich auf die Unterlippe.

„Du siehst die Lage zu ernst an. Ich bin mit einem Geldmann in Unterhandlung und hoffe zweimalhunderttausend Mark flüssig zu machen.“

„Das soll mich freuen,“ sagte Gerd und dachte ganz ehrlich, wie schön es wäre, wenn sich in der That ein so vertrauender Mann fände. Trotz allem, was er selbst wußte und von seinen Nachbarn sich hatte vorrechnen lassen, hielt er auf dies flüchtige Wort von Thilo hin es möglich, Hoffnung zu fassen.

Walburga hatte unterdes in stummer Bewegung vor dem Jugendbild der Mutter

gestanden. Es war so kläglich schlecht, aber dennoch rührte es die Tochter.

Jetzt wurde sie durch den Diener gestört, der mit dem Thee in die Thür trat, welche neben dem Bilde sich befand.

„Kommen Sie, Walburga," sagte Gerd, „wir wollen uns ein wenig beeilen; Graf Thilo verzeiht, wenn wir den Thee schnell nehmen."

Walburga setzte sich an den Tisch, Thilo gegenüber. Sie sahen sich nun mit einer offenkundigen Neugier an, Walburga ernst, Thilo mit Lächeln.

„Mehr als ich selbst haben Sie die Züge unseres Stammes," sagte er.

Sie antwortete nichts. Der gerade Blick aus den schönen Augen, der fast strenge Ausdruck des jungen Gesichtes wurden ihm unbequem.

„Weshalb schauen Sie mich denn so strafend an?" fragte er scherzend.

„Oh," sagte Walburga, „ich wundere mich nur, daß Sie nicht einmal aus Höflichkeit nach meiner Mutter fragen."

Thilos Wangen färbten sich leise. Gerd war entzückt.

„Sie hat einen Aplomb," dachte Thilo geärgert, „als wäre sie 'ne unverfälschte Rothkreuz."

Rücksichten auf Gerd, dessen Wohlwollen er sich niemals ganz verscherzen durfte, bestimmten ihn, sich artig und entschuldigend zu verbeugen.

„Ich bitte, gnädiges Fräulein, tausendmal um Verzeihung. Aber die gegenwärtige schöne junge Cousine interessierte mich zunächst mehr als die unbekannte, ferne Tante. Da wir Nachbarn sind und es gewiß noch einige Zeit bleiben, habe ich sicher auch Gelegenheit, eingehend von allem zu hören."

Seine Zuhörer waren von dieser Antwort befriedigt.

Als Graf Gerd bald nachher mit Walburga heimfuhr, sagte er:

„Wie gefällt Ihnen Thilo?"

„Ich weiß es nicht. Erst denkt man, er sei ein schöner Mann, aber nach und nach wirkt er beinah wie häßlich. Ich kann es mir aber nicht erklären."

Gerd freute sich über ihr gesundes Gefühl, welches von dem müden Blick, dem unschönen Lächeln, den krankhaft blassen Farben des Mannes abgestoßen ward. Er selbst, Gerd, kam sich sehr beglückt vor, ihm war, als sei er nun Walburga viel näher gerückt und habe viele und berechtigte Ansprüche an sie. Obgleich das Verwandtschaftsband zwischen den Rothkreuz und den Rakitsch schon vor Generationen geknüpft war, also die gegenwärtig Lebenden kaum noch zusammenhalten konnte, betrachtete er sich fortan als ihren nächsten Verwandten.

Für Walburga begann von diesem Tag an ein neuer Lebensabschnitt. Sie sah nun ganz klar als ihr Lebensziel vor sich, für ihre Eltern zu sorgen. Aus dem Wunsch, der mit dem kleinmütigen Bewußtsein ihrer Unfähigkeit kämpfte, war nun ein fester Wille geworden, der vor keiner Arbeit zurückschreckte.

Sie bat Graf Gerd um die Erlaubnis, bei der Wiersky die Wirtschaft erlernen zu dürfen.

„Denn sehen Sie, lieber Graf," sagte sie ehrlich, „ich hab' zu nichts Talent, außer zum Hausfrauspielen. Und dazu hab' ich auch ein unbändige Lust. Ich möchte solche große Wirtschaft leiten lernen, wie die hier. Damit kann man auch Geld verdienen. Die Wiersky bekommt fünfhundert Mark. Und eine Dame, die alles versteht wie sie und außerdem noch die Hausfrau vertreten kann, bekommt doch mehr."

Natürlich erlaubte Graf Gerd — er war der kritiklose Bewunderer von allem, was sie that. Fortan sah man ihn zuweilen in die Küche eingucken, wo Walburga mit roten Backen vor dem Herde stand. Auch ließ er ihr so viel hübsche Schürzen und Wirtschaftskleider kommen, daß drei Kochlehrlinge genug daran gehabt hätten.

Jetzt nahm Walburga sorglos alles von ihm an, sie wurde auch nie mehr ungeduldig über seine stete Ergebenheit. Sie sah das alles als väterliche Liebe an und lohnte es durch kindliche Zärtlichkeit.

Sie hatte Geld nach Hause geschickt, „den Gehaltsvorschuß eines halben Jahres." Auch ging jede Woche ein Korb mit Butter und Geflügel in die Küche der Mutter.

Aber so kurz, so schmerzlich kurz waren die Antworten. Walburga hatte eigentlich gefürchtet, daß ihre Mutter schroff alles zurückweisen werde. Anstatt dessen erwähnte sie der Sendungen kaum und mit nebensächlichem Dank.

Walburga hatte ja vordem nie brieflich mit der Mutter verkehrt, also von deren

Art, sich schriftlich zu geben, keine rechte Vorstellung gehabt. Aber inniger, viel inniger hatte sie sich sie gedacht. Und trotz aller Tröstungen Gerds, daß Josephinen immer diese herbe Zurückhaltung eigen gewesen, blieb die Tochter dabei: ein neues Unglück müsse die Seele der Mutter gebeugt haben.

Gerd fragte sich heimlich, ob sie von Lars unseliger Heirat gehört haben könne. Vielleicht hätte Thilo Rothkreuz ihm darüber etwas zu sagen vermocht, aber es widerstrebte dem vornehm gesinnten Mann, diese häßliche Angelegenheit auch nur mit einem Wort wieder zu berühren.

Graf Thilo kam sehr oft herüber gefahren, aber noch immer wartete Gerd auf eine vertrauliche Eröffnung über den Stand der Dinge auf Zembowitsch. Man sah, daß Thilos Tage von unruhiger Geschäftigkeit erfüllt waren, er ritt und fuhr im ganzen Kreise umher, aber die ablehnend kühle Haltung, mit welcher man ihm überall begegnete, konnte ihm nicht entgehen. Auch waren andere Männer nicht so leichtgläubig wie der gute Gerd, welcher der Einzige blieb, der auf glückliches Entrinnen aus schweren Geldsorgen hoffte. Man wunderte sich sogar, daß Woche um Woche verrann, ohne daß die erwartete Katastrophe hereinbrach. Man glaubte endlich, daß Graf Gerd wahrhaftig die ihm zugetraute Thorheit begangen und dem Zembowitscher einige hunderttausend Mark gegeben habe. Man sprach auch davon, daß Graf Rothkreuz das schöne Fräulein Steiner heiraten solle, welches ein Mündel oder eine entfernte Verwandte des Grafen zu Rakitsch sei.

Als Gerd durch die Anspielung eines Gutsnachbarn einmal Kenntnis von diesen Gerüchten bekam, konnte er garnicht fassen, wie dergleichen Vermutungen entstanden seien. Seinem harmlosen Sinn fiel es garnicht ein, daß am Ende gar Thilo selbst durch wohlberechnete Äußerungen diese Annahme hervorgerufen haben könne.

Wie alle sehr wahrhaftigen Naturen glaubte er immer das Gute von den Menschen, und jetzt glaubte er, daß Thilo anfange, ernstlich in sich zu gehen.

Graf Rothkreuz gab sich bei seinen häufigen Besuchen auf Rakitsch sehr ernst und zugleich so liebenswürdig, daß sogar Tante Fedora einmal sagte: „er ist zum Verlieben.“ Darauf dachte Gerd dann sorgenvoll: „wenn nur Walburga das nicht findet.“ Denn er verabscheute jetzt den Gedanken, aus den beiden ein Paar zu machen. Was aber Walburga dachte, war sehr schwer zu erraten. Sie bewahrte in Thilos Gegenwart stets eine gewisse würdevolle Ruhe, welche über ihre Jahre hinausging. Er sollte Respekt vor ihr haben — diesen Vorsatz merkte man ihr wohl an. Trotz dieser stolzen Haltung aber hatte Gerd sie zu seinem Schmerz jedesmal erröten sehen, wenn Thilo eintrat. Und dazu hatte dieser durch sein ergebenes, gemessenes Benehmen nicht dem mindesten Anlaß gegeben — nach Gerds Meinung.

Seiner Unfähigkeit zu beobachten, entgingen jene Sekunden, wo Thilos müde Augen, schnell belebt, einen flammenden Blick auf Walburga richteten. Er konnte nicht wissen, daß Thilo seinem Händedruck mit Walburga beim Kommen und Gehen stets eine besondere Innigkeit gab; nicht, daß Thilo in Augenblicken zufälligen Alleinseins mit Walburga ihr stets Worte leidenschaftlicher Bewunderung zuzuflüstern wußte.

Aber selbst wenn er all dies gewußt hätte, würde er nur an eine ernste, reine Liebe Thilos geglaubt und sich schmerzlichem Mitgefühl ergeben haben über die Hoffnungslosigkeit solcher Liebe. Niemals wäre ihm die Idee gekommen, daß Thilo in Walburga die Erbin von Rakitsch und Gerds Vermögen witterte, daß Thilo überzeugt war, Gerd wolle doch aus ihnen ein Paar machen, sobald er überzeugt von Thilos gründlicher Besserung sei. Und daß deshalb Thilo sich bestrebte, in Walburga eine Leidenschaft für sich zu entflammen, die sie antreiben sollte, eines Tages für ihn bei Gerd zu bitten. Nebenbei fühlte Gerd eine Art von verlangendem Interesse für das Mädchen, wahrscheinlich nur, weil in der ganzen Gegend zufällig Walburga die einzige war, mit welcher er einen Roman anknüpfen konnte, er aber nicht zu leben vermochte, ohne die Langeweile des Daseins durch einen „Roman“ zu verscheuchen.

Die Sache bekam in dem Maß den Charakter eines ernsthaften Sports für ihn, als er merkte, daß Walburgas Wesen wie mit undurchdringlichen Mauern umgeben war.



Studie von Mathias Schmid.

13.

Drei Monate hatte Walburga nun auf Rakitsch verlebt, es war Frühling geworden und immer mehr fühlte sie sich von Heimweh nach der Mutter erfaßt. Sie erkannte, wie leicht es ist, heldenmütige Entschlüsse zu fassen, wie schwer, sie mit immer täglich neuer Freudigkeit auszuführen. Sie hatte sich durch den Gedanken erhoben gefühlt, für die Eltern sorgen und arbeiten zu können, nun sah sie aber ein, daß ein Opfer ein seltsam unersättliches Ding ist: die einmalige Begeisterung reicht nicht aus, es will täglich neu gebracht sein.

„Was für ein schwächliches Menschenkind ich doch bin," sagte sie einmal zu Gerd, „zu garnichts habe ich Kraft. Hier schon fühle ich oft meinen Mut vor Sehnsucht nach Mutter erlahmen, wie soll es mir da erst einst unter Fremden gehen?"

Gerd war innerlich fest entschlossen, daß sie nie zu fremden Leuten gehen solle, aber da er wußte, daß sie sich den Vorsatz jetzt doch noch nicht ausreden lassen würde, schlug er ihr vor, einmal für acht oder vierzehn Tage nach Hause zu reisen, oder aber die Eltern hierher zu bitten. Die Reise mit dem gelähmten Kranken sei zwar schwer, aber nicht unmöglich; vielleicht zöge Josephine auch eine Begegnung am dritten Ort vor, zum Beispiel in einem Badeort, wo der Kranke eine Kur brauchen könne.

Walburga mußte an sich halten, in jubelndem Dank nicht Gerd um den Hals zu fallen. Seine unerschöpfliche Güte, welche ihr durch die täglichen Beweise schon etwas so Gewohntes geworden, daß sie ihrer kaum mehr achtete, kam ihr in diesem Augenblick wieder neu zum Bewußtsein. Sie schrieb einen Brief an ihre Mutter und trug ihr allerlei Pläne, begleitet von leidenschaftlichen Bitten, vor.

Aber noch ehe die Antwort kam, trugen sich Dinge zu, welche Walburga wie Gerd derart schmerzlich beschäftigten, daß ihnen beiden das lange Ausbleiben eines Briefes von Josephine garnicht auffiel.

Man hatte den Grafen Thilo über zwei Wochen nicht auf Rakitsch gesehen; als Gerd, in immer wacher Sorge um die Dinge auf Zembowitsch, einmal vorbeiritt und in der Inspektorwohnung nachfragte, hieß es, Graf Thilo sei in Berlin.

Vielleicht um einen letzten verzweifelten Versuch zu machen, Geld zu bekommen, dachte Gerd.

Und als dann Ende Mai eines Tages Thilo wieder bei ihm eintrat, sah er auf den ersten Blick, daß die langerwartete Stunde gekommen war, daß Thilo sich ihm eröffnen wolle.

Mit welchen Absichten der junge Herr von Zembowitsch auch gekommen sein mochte, wie sehr ihn seine haltlose Lage zum Vertrauen gedrängt hatte, wie viel Vorsätze er auch gefaßt haben mochte, liebevoll und demütig zu scheinen — angesichts der würdevollen Feierlichkeit, welche Gerd in Miene und Wort zeigte, bäumte sich sein Hochmut auf.

Für Gerd war die Angelegenheit tief



Studie von Mathias Schmid.

traurig, sehr erschütternd und von äußerster Wichtigkeit. Die Frage ihrer Lösung hatte er tausendmal bei sich erwogen und vom Standpunkt der Gerechtigkeit, der Moral und Nächstenliebe aus beleuchtet.

Für Thilo war die Angelegenheit eine „schmachvolle Kalamität,“ „verflucht unbequem.“ Das Messer saß ihm an der Kehle, aber er zweifelte keine Sekunde, daß Gerd ihn retten werde. Es war ihm nur „scheußlich,“ daß er sich vor dem Mann eine Stunde lang ein bißchen beugen und klein machen mußte, den er wegen seiner thörichten Güte heimlich geringschätzte. Denn diese Auffassung wurzelte in Thilos Charakter: eine ihn rettende That in Anspruch zu nehmen und zu belächeln, weil sein Verstand den Thäter vernichtend kritisierte.

Als aber Gerd nach den einleitenden Worten sofort eine ernste Miene anstatt einer mitleidig bewegten aufsetzte, dachte Thilo: also nicht bloß rührselig, sondern auch noch mentorhaft soll ich ihn genießen. Und mit einer frechen Waghalsigkeit beschloß er seine Taktik zu ändern.

„Bitte,“ sagte Graf Gerd und schob den Tisch vor dem Sopha ein wenig zurück, „setze dich dahinein.“

Er mochte Thilo nicht auf den „Audienzstuhl“ nötigen, weil Walburga einmal gesagt, es sei das Armsünderbänkchen. Er selbst rückte seinen Schreibsessel an den Tisch, legte die Ellbogen auf die Lehne und faltete die Hände vor sich.

„Es fehlt nur, daß er die Daumen dreht,“ dachte Thilo erbittert.

Im Zimmer war es schattenvoll, denn die Sonne stand am Vormittage hinter dem Schlosse. Aber durchs Fenster sah man draußen das goldige Licht im jungen unfertigen Laub.

„Du willst mit mir über die Lage von Zembowitsch sprechen?“ begann Gerd zögernd.

„Doch nicht, lieber Onkel. Wenigstens nicht in erster Linie. Mich führt eine ganz andere Angelegenheit her.“ Thilo hatte seine Hände auf dem Tisch, wandte spielend einen leeren Aschenbecher hin und her und sah dabei den ihm gegenüber Sitzenden

unverwandt an, mit einem Blick, der durch seine zudringliche Schärfe unangenehm wurde.

„Ich meine doch, daß dir keine Angelegenheit so wichtig sein kann, wie die Finanzlage von Zembowitsch," sagte Gerd zurechtweisend.

„Was willst du, Onkelchen. Ich bin jung, da ist man so thöricht, sich mehr mit dem Herzen, als mit dem Gelde zu beschäftigen," sprach er heiter.

„Was geht mich dein Herz an."

„Oh doch sehr viel. Wenigstens wenn es dir damals ehrlich war mit deiner Erklärung, daß du Walburga sozusagen als dein Pflegekind betrachtest."

Graf Gerd wurde blaß.

„Du liebst Walburga?" fragte er rasch.

„Kann man anders?" fragte Thilo entgegen und sah den älteren Mann mit einem leisen Lächeln an. Er wußte sehr gut, daß Gerd das Mädchen liebte und rechnete fest auf die Opferwilligkeit des Mannes, der in der Ekstase der Entsagung die Geliebte mit Schätzen überhäufen würde.

Gerd saß lange schweigend. Thilo ließ ihm Zeit, einen etwaigen inneren, schmerzlichen Kampf auszufechten. Endlich aber kam ein Wort von seinen Lippen, welches Thilo sehr unverständlich war.

„Mein armer Thilo," sagte er voll echter Teilnahme.

„Wie so denn dein armer Thilo," rief der junge Mann. „Du glaubst doch nicht etwa, daß ich mich zum Verzicht gedrängt fühle, weil Walburga bürgerlich und arm ist? Nein, ich habe die Ehre, lieber Onkel, dich hiermit um die Hand deiner Adoptivtochter zu bitten."

Gerd stand auf. Der Stuhl hinter ihm fiel krachend um. Mit großen Augen stand der Mann da, seine Knieen zitterten unter ihm, er wahr ganz fahl. Der verblendete junge Mensch schob dies sichtbare Entsetzen auf ganz andere Gründe — er glaubte es der unglücklichen Liebe Gerds zu Walburga entsprossen und besann sich darauf, daß er nun Gerd „von der Gefühlsseite attackieren" müsse.

„Siehst du, Onkel, wenn ich Walburga heirate — und ich glaube, sie wird nicht nein sagen, wenn es ihr geboten wird, eine Gräfin Rothkreuz werden zu können — wenn ich sie heirate, ist es gleichsam eine Art poetische Versöhnung vom Schicksal. Die arme Josephine verließ uns und blieb verbannt — ihre einzige Tochter kehrt im Triumph in das Haus ihrer Ahnen zurück und nimmt den Namen wieder, den einst die Mutter fortgeworfen. Gerade dir, Onkel, denke ich, müßte das gefallen."

In der That, Thilo kannte das Herz und die Phantasie des Grafen Gerd sehr genau. Gerade so hatte der sich's gedacht gehabt, aber wie widerte ihn jetzt der Plan an, da Thilo ihn ausmalte.

Er begann zu sprechen, es ward ihm schwer, die stets gewohnte milde Form festzuhalten. Aber allen Vorsätzen der Selbstbeherrschung entgegen, brach ein ehrlicher, tiefer Abscheu aus seinen Worten.

„Du hast wirklich die — die — Schamlosigkeit gehabt, solche Heirat für möglich zu halten? Du wolltest Walburga heiraten und dich und sie der Gefahr aussetzen, eines Tages dem Lars und seinem Weibe, jener Vanescay, zu begegnen? Begreifst du denn nicht, daß diese Person zwischen dir und Walburga steht, wie sie zwischen Lars und seiner Mutter und Schwester stehen wird?"

Thilo war wie angedonnert. Diesen Einwand hatte er nicht einmal von fern geahnt.

„Aber Onkel," sprach er etwas unsicher, „welche Enge. Erstens ist die Vanescay eine gutherzige Person, höchstens ein bißchen leichtlebig, aber du weißt, daß Walburga ebenso gut in den Kreisen unserer Aristokratie in die Lage kommen kann, mit einer leichtlebigen Dame die Luft des gleichen Salons zu atmen. Man kann kein Wesen vor der Berührung mit der Unreinheit hüten und ob dieselbe nun versteckt oder offenkundig ist, macht wenig aus. Und übrigens: der Lars ist den Seinen ein verlorener Sohn, man wird sich eben nie sehen. Ich muß es noch einmal betonen, die Vanescay ist ein guter Mensch, in ihren Kreisen allgemein beliebt."

„Ich sehe," sprach Graf Gerd mit einer Ruhe und Vornehmheit, die Thilo fast eingeschüchtert hätte, „ich sehe, daß du und ich unendlich verschiedene Begriffe von der Ehre haben. Lassen wir das Thema."

„Du verweigerst mir Walburgas Hand? Dazu hast du ja kein Recht — du bist nicht ihr Vater oder Vormund," rief Thilo, „wie denn, wenn Walburga gegen deinen

Willen mich wählt? Was wirst du thun? Dich von ihr zurückziehen?"

„Nein," sagte Gerd leise, „das kann ich nie. Es ist, wie du sagst: ich habe vor dem Gesetz kein Recht."

„Aber du würdest deinen Einfluß bei Walburga und Josephine aufwenden, die Heirat zu hintertreiben?" drängte Thilo.

Gerd fühlte sich unglücklich und verwirrt. Wie hätte er das anfangen sollen, ohne die Frauen mit häßlichen Dingen bekannt zu machen — —

Thilo ersah seinen Vorteil.

„So will ich Walburga fragen," stieß er heraus.

„Vorher noch eins," sprach Gerd mit plötzlich erwachtem Mut, „kannst du einer Frau denn ein sorgenloses Dasein bieten?"

Thilo ging auf und ab, während Gerd unbeweglich stand und ihn ansah.

„Nein, das kann ich nicht — noch nicht. Aber ich weiß es, wenn so das Kind von Josephine Rothkreuz Herrin auf Zembowitsch würde, hilfst du, daß sie es dann auch bleiben kann."

Jeder andere hätte aus diesen Worten gewittert, welches die eigentlichen Beweggründe Thilos waren. Aber Gerd glaubte nur das Häßliche, wenn es gerade und nackt vor ihm stand. Sonst nahm er immer das Gute an. Er war überzeugt, daß Thilo Walburga ehrlich liebte.

„Wenn sie es wird — ja!" sprach er fest.

„Und wenn sie es nicht werden will," fragte Thilo lauernd, „kann ich in jedem Fall auf dich rechnen? Du weißt, mein Gut ist bis zur Höhe seines Wertes, ja fast darüber beschwert, mir fehlt das Kapital, die verwahrloste Wirtschaft wieder ertragreich zu machen, mir fehlt auch der Kredit. Bis jetzt habe ich mich gehalten — frage mich nicht wie — wenn ich am letzten Juni nicht meine Zinsen zahlen kann, bin ich ruiniert."

„Höre mich an. Setze dich hin — ich vertrage das viele Hin- und Herlaufen nicht."

Thilo hockte an der Ecke einer Chaiselongue nieder und starrte vor sich hin. Nun war es heraus, nun kam die Antwort, die wichtiger war, als ein Ja oder Nein auf die Werbung.

„Schon als der Tod deines Vaters bevorstand, begann ich die Frage bei mir zu erwägen, ob ich dir helfen solle, Zembowitsch zu halten. Angesichts des allzu flotten Lebens, welches ich dich führen sah, brachte ich die Stimme der Pietät zum Schweigen und war beinahe entschlossen, niemals Geld auf Zembowitsch vorzustrecken, als Walburga Steiner in mein Leben trat. Da begann ich, einen ähnlichen Plan zu liebkosen, wie du ihn vorhin ausmaltest. Ich redete mir ein, du werdest dich bessern; ich wußte ja, wie viel die Erziehung an dir sündigte, und daß nicht jeder die Kraft hat, wie einst Josephine, stark sittlich in einem ungezügelten Hause zu bleiben. Das Schuldenmachen, Groß- und Tollleben steckt in euch. Aber ich glaube, daß jeder Mensch zu heben ist, daß es unsere Pflicht ist, gerade den Irrenden beizustehen. Du solltest Walburgas Gatte werden. Aber schon die erste Stunde unserer Wiederbegegnung belehrte mich, daß ich das reine Kind durch solchen Plan beleidige. Ich verabscheute den Gedanken einer Heirat ebenso sehr, als ich ihn vordem schön gefunden.

„Willst du nun trotz meinem Widerstreben um Walburga werben, so muß ich, da ich keine gesetzlichen Rechte habe, schweigen und obzwar mein Herz leiden wird, kann ich nichts mehr thun, als nur ihr sagen: nimm ihn nicht, sein Charakter bietet dir keine Garantie. Will sie dich trotzdem, dann freilich werde ich auch fernerhin über sie wachen und ihr die Sorgen des Lebens fernhalten.

„Für dich allein aber, Thilo, kann ich garnichts thun. Ich habe eingesehen, und gerade vorhin noch, daß deine frivole Lebensauffassung einer harten Schule dringend bedarf. Lerne die Not kennen, gehe durch Demütigungen — du wirst geläutert werden. Um deiner Eitelkeit und deinem Hochmut den Bankerott von Zembowitsch zu ersparen, gebe ich nicht jene Gelder her, welche Walburgas Erbe sein sollen. Dies ist meine unumstößliche Ansicht."

Thilo war völlig farblos im Gesicht geworden. Er hatte den Mann da in seiner Schwäche und Güte so genau zu kennen geglaubt. Aber einen Winkel im Herzen des als weichmütig Verschrieenen hatte er doch übersehen: den, wo die Ehre und Seelenreinheit saß, die sich hoch und mannhaft aufrichten konnten und die allzu

gefühlsschwachen Stimmen zum Schweigen brachten.

„Ich hab's gemacht wie ein Spieler, der alles auf eine Karte setzt," dachte Thilo. „Schlägt mir die ungünstig um, bin ich verloren. Anstatt dem Geld Gerds und der Walburga nachzujagen, hätte ich besser meinen Namen an eine reiche Parvenustochter oder Jüdin verschachern sollen. Die Vorurteile spielen einem immer noch mit. Und mein Ehrenwort — wenn ich das nicht löse — —"

Vermittelst sehr dunkler Maßnahmen hatte Thilo sich nach dem Tode seines Vaters fünfzigtausend Mark zu verschaffen verstanden durch einen anrüchigen Geldmann, der genau wußte, daß alles, was Thilo als Garantie gab — Ehrenwort wie Unterschrift des Grafen zu Rakitsch — gefälscht war, der aber ebenso genau wußte, oder zu wissen sich einbildete, daß Graf Gerd den Verwandten nie bloßstellen werde. Thilos Hochmut hatte diesen häßlichen Weg dem geraden, aber mit einer Demütigung verbundenen vorgezogen, in der verzweifelten Hoffnung, daß er seine Verhältnisse inzwischen durch eine reiche Heirat regeln könne.

Bald aber hatte er erkannt, daß keiner seiner Standesgenossen in der Gegend ihm eine Tochter zum Weibe geben würde, und so klammerte er sich denn an den Gedanken, Walburga zu erringen.

Er erwartete bestimmt, daß Gerd seine Werbung freudig begrüßen würde, nun aber hatte er seinen Bescheid bekommen: bei Walburga war die einzige Hoffnung.

Als von Gerds Rede das letzte Wort verklungen war, saß Thilo noch minutenlang in brütendem Schweigen, dann erhob er sich so jäh, daß Gerd förmlich zusammenschrak.

„Unentschiedenes ertrage ich nicht," sagte Thilo, „ich will Fräulein Walburga aufsuchen und sie fragen."

„Ich halte dich nicht," sprach Gerd gedrückt.

Er litt qualvoll, als er den jungen Mann hinausgehen sah. Er wußte nicht, ob er das Recht gehabt habe, ihn zurückzuhalten und war in heftigem Widerstreit mit sich selbst. Nicht einmal warnen hatte er Walburga können, ihrem gesunden Sinn, ihrem unverdorbenen Herzen allein mußte er die Entscheidung überlassen.

Walburga war im Gemüsegarten, welcher unmittelbar hinter dem Schloß begann, während der Park sich zu beiden Seiten desselben ausdehnte. Wenigstens mit den Augen wollte Gerd dieser Unterredung folgen, da er sie nicht belauschen durfte. Er suchte ein nach hinten gelegenes Zimmer auf und von dort sah er durch die Spitzengardinen, daß Walburga in der That zwischen den schmalen Rabatten langsam hin und her ging, den Stand der jungen Pflanzen überschauend.

Sie trug eins von ihren hellen Küchenkleidern und eine große weiße Schürze. In der Hand trug sie einen Henkelkorb voll Spinat und auf dem Haupt einen großen Gartenhut mit mächtigen weißen Schleifen.

Das niedere und durchsichtige Gitter, welches den Platz hinter dem Schloß vom Garten trennte, ließ ihre ganze Gestalt erkennen. Die Obstbäume zwischen den Rabatten standen noch in Blüte und wölbten ein anmutiges Dach über dem jugendschönen Haupt des Mädchens.

Und jetzt bog Thilo, der sie erst im Park gesucht haben mochte, um die Ecke.

Als er Walburga so hausfraulich angethan und beschäftigt sah, dachte er, daß ihr diese Neigung zum Wirtschaften gut stehe und einst auf Zembowitsch ihm zum Kapital werden könne. Sie würde verstehen, das Ungeordnete zu ordnen, und dem Manne blieb um so besser Zeit, sein Haus standesgemäß nach außen zu vertreten.

In diesem Gemisch von wirklicher Hochachtung vor Walburga und naiver Eigensucht trat er vor sie hin.

Sie errötete, wie immer, bei seinem Anblick. Der Beobachter am Fenster sah es genau und litt.

In Thilo ging Unerwartetes vor: er wurde verlegen. In solcher Lage und mit solchen Absichten hatte er noch nie vor einem weiblichen Wesen gestanden! Einer Weltdame gegenüber hätte er sich leichter in seine Rolle gefunden.

Plötzlich fühlte er einen Abgrund von Fremdheit zwischen sich und Walburga. Er mußte sich daran erinnern, daß ja nur seine Cousine vor ihm stehe, ein armes, halbverleugnetes Anhängsel seiner Familie.

Da Walburga, der schnell wieder frei ums Herz geworden war, ein Wort der Verwunderung sagte über sein Erscheinen an einem frühen Vormittag, sprach er schnell:



Studie von Ed. Grützner.

„Es ist kein zufälliger, kein alltäglicher Besuch, der meine heute — er gilt Ihnen, liebe Cousine. Ich muß Sie sprechen."

Ohne jede Erregung fragte Walburga: „Nun? Doch nicht hier — zwischen Kraut und Rüben."

Sie lächelte ein wenig, setzte ihren Korb nieder und ging auf ein nahes Bänkchen zu, welches aus vier Stämmchen und einem Brett hergerichtet, unter einem Apfelbaum stand.

„Einen schöneren Audienzsaal giebt es nicht."

Sie setzte sich und zeigte mit spitzem Finger auf den leeren Platz daneben. Er hockte auf der Kante des groben Brettes nieder.

„Ich bin ganz neugierig, was Sie mir zu sagen haben könnten. Handelt es sich etwa um meine Mutter? Haben Sie auf Zembowitsch irgend etwas auf sie Bezügliches entdeckt? Auch ich habe mir schon immer ausgemalt, wie es Mutter weich ums Herz werden müßte, wenn sie sähe, daß ihr Bruder sie doch nicht ganz vergessen hätte, ihr wenigstens ein Andenken bestimmt haben würde."

Nun fand Thilo seine Sprache.

„Mein Vater, teure Walburga, darf nicht zu hart von Ihnen verurteilt werden. Gewiß, er glaubte Ihre Mutter tot. Lebte er aber heute, so würde er versuchen, Ihre Mutter und Sie wieder auf Zembowitsch eine Heimat finden zu lassen."

Hier fälschte Thilo ohne Besinnen den Charakter seines Vaters zum gütigen um.

„Ach, wirklich! Wie schade, daß nicht alles ein Jahr früher so kam, daß Onkel Gerd mich herbrachte. Wissen Sie, Vetter, Mutter hätt's nicht angenommen, aber wohl-

gethan hätte es ihr doch. Denn sie hat gelitten," sagte Walburga gerührt.

„Und bleibt mir nicht vorbehalten, was meinem Vater nicht mehr vergönnt war?" fragte Thilo. Seine Stimme zitterte vor Spannung. Walburga konnte es immerhin als Beweis von Bewegung nehmen. „Ja, Walburga, ich denke Ihre Mutter und Ihren kranken Vater, ich hoffe Sie wieder auf Zembowitsch heimisch zu machen. Sie, Walburga, mit dem Recht der Herrin, als meine Gattin."

Er sah sie an und war nicht sicher, ob er ihre Hand nehmen dürfe oder nicht. Denn ihren Gesichtsausdruck verstand er nicht.

Ein schmerzliches Lächeln ging über ihre Züge, und der sonst so kindliche Mund schien von Bitterkeit zusammengepreßt. Sie hatte fast die Miene einer, die sich durch einen Heiratsantrag beleidigt fühlt.

Und Bitterkeit wallte auch in Walburgas Herzen auf. Das Antlitz jenes Mannes erschien vor ihr, der einst mit ihr gespielt hatte, und sie fühlte genau, daß auch dieser da, der um sie im Ernst und nicht zum Spiel warb, sie nicht liebe. Wenigstens nicht mit jener Liebe, von welcher sie vor ihrer ersten Enttäuschung träumte.

Aber plötzlich verschwand die Bitterkeit, und eine Art von dankbarem Erstaunen füllte ihre Seele. Die Erkenntnis kam ihr, daß jenes schmerzliche Erlebnis damals für sie sehr nützlich gewesen war, denn es hatte sie gelehrt, sich weder durch Schmeicheleien noch durch Phantasien mehr bethören zu lassen. Ein Wort fiel ihr ein, welches ihr der Prediger einmal in der Konfirmationsstunde gesagt: „Der liebe Gott läßt Euch, meine Kinder, nie ohne Nutzen und Zweck etwas erleben. Ob's nun Leid oder Freude war, eines Tages seht ihr plötzlich ein, daß jedes Geschehnis nur einer Stufe gleicht, über die man weiter emporsteigt zum Selbsterkennen."

Dies Schweigen dauerte Thilo zu lange, um so mehr, als er so verschiedene Stimmungen auf ihrem Gesicht hin und her spielen sah.

„Wie fällt mein Urteil? Gnädig?" fragte er.

Sie sah ihn ruhig an und es schien ihm, als wäre ihr Blick fast strafend.

„Warum sollten wir uns heiraten? Sie lieben mich nicht. Ich liebe Sie nicht," sagte sie einfach.

„Ich Sie nicht lieben? Habe ich es Ihnen nicht seit Wochen mit tausend heimlichen Blicken gesagt. Und Sie selbst — oh Walburga, so hat Ihr süßes Erröten gelogen," rief er heftig.

Sie errötete wieder. Aber tapfer und ehrlich sprach sie: „Ihre heimlichen Blicke haben mich in der That beunruhigt und sie machten mich erröten, weil mir vor Ihnen nicht geheuer war, wie vor schleichender Gefahr."

Er lachte nervös auf.

„Onkel Gerd hat mich als bête noire vor Ihnen hingestellt. Sie trauen mir nicht."

„Onkel Gerd hat nie von Ihnen mit mir gesprochen," sagte sie beleidigt.

„Gut. Verzeihen Sie, daß ich den Unfehlbaren verdächtigt. Aber glauben Sie mir. Ich liebe Sie. Und denken Sie auch ein wenig an Ihre Mutter."

Er hob an, ihr das Glück, die Genugthuung, die Sorglosigkeit ihrer Eltern in den herrlichsten Farben auszumalen, wenn diese Walburgas Verlobung mit ihm erführen. Er entwarf eine völlige Schilderung von Josephinens Wiedereinzug auf Zembowitsch.

In tiefster Bewegung hörte Walburga zu. Thilo gab ihr zu verstehen, daß sie ihn selbst ohne Liebe nehmen müsse, als opferbereites Kind, das seinen Eltern den Lebensabend vergolden könne.

Aber, obschon sie litt, kam kein zweifelnder Gedanke in ihr Herz.

„Nein," sagte sie mit einer stillen, aber unantastbaren Entschlossenheit, „nein. Ich kann es nicht. Ich will arbeiten für meine Eltern, ich lerne jetzt, es zu thun. Aber mich verkaufen kann ich nicht."

Da versuchte Thilo das Letzte. Seine Stirn war feucht, sein Herz klopfte.

Er sagte, daß er ruiniert sei und daß Gerd ihn retten wolle, wenn Walburga ihn zum Gatten nähme, daß dann ihrer Mutter der Gram erspart bliebe, den Bankerott eines Grafen Rothkreuz zu erleben.

Walburga atmete auf.

„Oh," sagte sie mit leuchtenden Blicken, „Sie täuschen sich über Mutters Wesen: sie hat das karge Brot, das mein Vater verdiente, stolzer gegessen, als die unbezahlten

Leckerbissen auf Zembowitsch. Sie liebt die Wahrheit mehr als Glanz, Familie, Ansehen. Wenn Sie ruiniert sind, gestehen Sie es frei der Welt. Das wird ehrenhafter sein, als sich zu halten um den Kaufpreis einer Heirat ohne Liebe."

Thilo erhob sich, ein verzerrtes Lächeln erzwang er sich mühsam.

„So bleibt mir kein Wort mehr zu sagen. Leben Sie wohl. Möge Ihnen der starre Tugendhochmut, den Sie mir gezeigt, nie leid sein."

Er ging.

Sie saß bleich und atemlos und sah ihm nach. Dann floh sie, wie gejagt, dem Schloß zu. Schon an der Ecke traf sie auf Gerd.

Es war ihr, als ob er ihr alles bedeute: Vater, Mutter, Schutz, Trost.

Mit einem Ausruf der Erleichterung warf sie sich in seine Arme.

14.

Nun, mein Kind, was haben wir denn?" fragte Gerd sanft. Ihm war sehr leicht und fröhlich ums Herz, denn er hatte Thilo wohl beobachtet, als er davonging mit einem Gesicht voll Zorn und Spott.

„Onkel Gerd — ich versteh' die Welt nicht mehr," flüsterte Walburga unter Thränen.

„Nicht mehr? Sagen Sie lieber, Walburga: noch nicht!"

Er nahm ihren Arm, legte ihn in den seinen, so recht zärtlich und sorglich, und sagte:

„Nun wollen wir einmal als verständige Menschen miteinander reden."

Er schritt mit ihr den Weg entlang, der in den Schatten des Parkes führte.

„Was, liebe Walburga, ist Ihnen denn so unverständlich?" fragte er.

„Die Männer."

„Das glaub' ich wohl," sagte er mit herzlichem Lachen.

„Ach, es ist nicht zum Lachen," sprach sie etwas empfindlich.

„Gewiß nicht. Aber wie das so von Ihren jungen Lippen kam, klang es so drollig."

„Vielleicht verstehen Sie es nicht," sagte sie beinah heftig, „wie bitter das für mich ist: der eine versucht, meine kindische Unerfahrenheit zu bethören, nur vielleicht aus Vergnügen an Abenteuern; der andere trachtet in wochenlangen, sein versteckten Bemühungen mich in sich verliebt zu machen, weil er glaubt, durch meine Hand Ihren Schutz und Rettung vor Ruin zu erlangen. Bin ich denn ein so geringes, so oberflächliches Ding, daß ich anderen nur gerade gut genug zum Spiel oder Rechenexempel bin? Ich flehe Sie an, lieber Onkel, Ihre übergroße Güte von mir abzuwenden, damit nie, nie mehr ein Mensch denken kann, mit mir zugleich gewinne er Sie."

„Recht so, mein Kind. Ihr Selbstbewußtsein bäumt sich ungebärdig auf, das gefällt mir. Und Ihr gerades, gesundes Herz hat dem Thilo gegenüber das Richtige getroffen. Aber ich bitte Sie, aus Ihren beiden Erlebnissen keine Schlußfolgerungen zu machen. Jener andere und dieser Thilo haben keine Achtung vor der Frau. Aber es gibt genug Männer und vor allem solche, die von einer edlen Mutter erzogen wurden, die sich nie so selbst verlieren können."

„Wie Sie, Onkel Gerd," fügte Walburga mit Enthusiasmus hinzu. Ihr Gram und ihr Zorn war schnell verflogen unter seinen Worten.

Gerd schüttelte leise den Kopf. Ein wehmütiges Lächeln verschönte sein Gesicht. „Ich — ich bin vielleicht zu weit gegangen — man warf es mir oft vor — ich sei zu zart und zagend vor den Frauen gewesen. Ich weiß es nicht."

„Oh nein, das ist sicher nicht wahr. Onkel Gerd, warum haben Sie nicht geheiratet, Sie, der es versteht, eine Frau auf Händen zu tragen?" fragte Walburga ganz naiv.

Gerd schloß die Augen. Er stand still und ließ Walburga los.

„Weil ich Ihre Mutter geliebt habe und sie nicht vergessen konnte."

„Oh," sagte Walburga leise. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, ihre ganze Seele war voll von Begeisterung und Verehrung für den Mann, der ihren jugendlichen Träumen nun vollends als Inbegriff alles Hohen und Edlen erscheinen mußte.

Gerd ahnte, was in ihr vorging. Eine ungeheure Versuchung trat an ihn heran. Er wußte, daß sie ihm blindlings ein

schwärmerisches, heißes „Ja!" zurufen würde, wenn er sie in diesem Augenblick gefragt hätte: „Jetzt aber liebe ich dich — willst du mein Weib sein." Aber er kämpfte nieder, was ihn zu übermannen drohte, er wollte nicht zum Verräter an ihr werden, indem er eine überschwängliche Stimmung ausnutzte.

Er streckte Walburga die Hand hin. Sie legte scheu die ihre hinein.

„Verstehen Sie nun, warum mir die kleine Walburga ein so wichtiger Mensch ist?" fragte er mit einem bezaubernden Lächeln.

Sie lächelte ihn wieder an voll sonniger Freude und nahm sich vor, ihm mit kindlicher Liebe und Verehrung soviel als möglich zu vergelten, was er gelitten und für sie gethan.

Durch dies Lächeln war die Unbefangenheit in seinem Gemüt wieder hergestellt.

Plötzlich kamen Walburgas so sehr bewegliche Gedanken auf Thilo zurück.

Sie ergriff angstvoll Gerds Arm.

„Sagen Sie mir, Onkel, ist denn für Thilo keine Hilfe, wollten Sie ihm wirklich nur Geld geben, wenn ich sein Weib geworden wäre? Ist er ruiniert? Wie wird es werden? Aber Gott ist mein Zeuge, ich konnte nicht ja sagen. Wie hätte ich vor den Altar mit einer Lüge treten können! Nur um ein seit Generationen morsches Haus zu stützen und selbst dabei Gräfin Rothkreuz zu werden."

„Mein Kind, Sie haben recht gehandelt, ganz recht. Wenn dies Thilos letzte Rettung war — um so schlimmer für ihn. Bricht sein Haus zusammen — Ihre reine Seele darf sich nicht davon beunruhigt fühlen."

„Aber es schien, als drohe er mir mit Reue."

„Es ist die Art der Untergehenden, die am Ufer Stehenden zu verwünschen und wenn diese sie gleich zehnmal warnten, kein so leichtes Fahrzeug zu besteigen," sagte Graf Gerd ernst.

„Doch gebietet uns die Nächstenliebe unser eigenes Leben einzusetzen, um ein anderes zu retten," sprach Walburga gedankenvoll.

„Nicht um solchen Preis, wie er Ihnen zugemutet ward, meine liebe Walburga. Wenn jeder verlorene Mensch das Recht haben sollte zu fordern, daß ein gutes und nützliches Dasein sich dem seinen hingäbe, so kämen wir ja zu einer Art von Wegelagerermoral: opfere dich mir, gib mir dein Leben, damit ich meine Sünden damit zudecke; thust du es nicht, kommt mein Untergang auf dich."

Walburga seufzte.

„Es ist doch sehr schwer, das Leben zu verstehen und immer genau zu unterscheiden, was rechte Moral ist."

Graf Gerd that es leid um ihr junges Köpfchen, welches so schwer an allerlei Fragen trug.

„Solange wir noch nicht die Reife des Erkennens haben, dürfen wir unserem Gefühl trauen. Das Ihre hat bisher immer das Rechte getroffen. Lassen wir also Thilo und seine Sorgen."

Gerd hatte gut reden; der armen Walburga ging aber den ganzen Tag das verzerrte Gesicht Thilos nicht aus dem Gedächtnis. Sie wünschte innig, daß Gerd nach Zembowitsch hinüberreiten möge und Thilo doch Hilfe bringen, aber sie wagte nicht, ihn zu bitten. Sie setzte sich am Nachmittag zur Gräfin Fedora ins Zimmer, die nie, auch an den schönsten Maien- oder Sommertagen, ihren Lehnstuhl verließ. Die freie Luft war der alten Dame sehr lästig, da hieß es entweder einen Sonnenschirm halten, Mücken verjagen oder vorübergehende Gutsarbeiter grüßen, und das alles war nur mühsam.

Sprechen mochte sie auch nicht gern, Walburga wußte es recht gut. Aber heute fühlte sie sich zur Unbescheidenheit gedrängt: sie fragte und fragte die Gräfin Fedora aus nach Zembowitsch, seinen früheren Bewohnern, seinem Glanz und seinen Schulden.

Fedora war sehr gutmütig, sie beantwortete jede Frage, schien aber keineswegs der Ansicht, daß es eine Schande sei, über seine Verhältnisse zu leben und Schulden zu machen, die man nie bezahlen konnte. Sie hielt das offenbar für standesgemäß und für eine berechtigte Eigenart polnischer Geschlechter, sie rühmte gerade diese Fehler der Rothkreuze als den Beweis, daß sie eigentlich doch Polen seien. Als man endlich alle Generationen bis auf Thilo durchgesprochen hatte, schloß sie erleichternd mit der Bemerkung ab, daß der liebe, elegante Thilo eine reiche Frau heiraten müsse, dann wäre ja alles gut.

Irgend einen Halt hatte Walburga aus diesen Erzählungen nicht bekommen.

Die Ansicht der Gräfin schien zu sein: leben und sichs angenehm machen sei die Hauptsache. Reichte das Geld nicht, nun dann war der Jud' und der Bauer da, es zu beschaffen. Und in völligster Gutherzigkeit und naiver Sicherheit sah Fedora das so an, ohne nur zu ahnen, daß ihre Zuhörerin sie deshalb wie ein Wundertier anstarrte.

Auch Gerd war nicht so ruhig, als er schien. Es that ihm doch weh, daß es auf Zembowitsch zum Bankerott kommen werde. Er erwog nicht mehr schwankend die Frage, ob er doch noch helfen solle oder nicht. Das war entschieden. Aber vor dem „nachher" bangte ihm. Thilo, so dachte er sich, könnte suchen, in den Kolonien eine Thätigkeit zu erlangen, die man dem Träger eines stolzen Namens und vormaligem Offizier gewiß nicht verweigern würde. Aber was sollte aus Zembowitsch werden, das zum Zwangsverkauf kam?

Die Ansiedelungskommission würde es erwerben und parzellieren oder irgend ein reich gewordener Spekulant würde es kaufen, nur um auf seine Karte den „Rittergutsbesitzer" drucken lassen zu können. Es lief Gerd ordentlich kalt über, als er sich ausmalte, daß irgend ein wohlbeleibter Herr mit dicker Goldkette vor dem Magen und enormem Brillantring am kleinen Finger eines Tages nachbarlich die Karte bei ihm abgeben werde: Isidor Mayer-Zembowitsch.

Nein! Es mußte ein anderer Weg gefunden werden. Wenn er sich zum Beispiel mit seinem Grenznachbar, einem Herrn von Bolinsky, zusammenthäte, wenn sie es zusammen erwürben und der sehr tüchtige, unternehmungslustige Bolinsky es bewirtschaften ließe? An ein solches Unternehmen konnte er schon eher sein Geld wagen, welches er ganz einfach und in rührender Selbstverständlichkeit als Walburgas Erbe ansah, also nie gefährden durfte.

Dieser Gedanke leuchtete ihm von Stunde zu Stunde mehr ein, und er beschloß, morgen mit dem Frühesten jenen Herrn von Bolinsky aufzusuchen. Um die kleine Walburga zu beruhigen — sie blieb für ihn immer „die Kleine" — ging er, ihr diesen Plan mitzuteilen. Gewiß, der Gedanke würde sie und vor allem Josephine beglücken, daß er — Gerd — Mitbesitzer von Zembowitsch werde.

Er fand Walburga blaß und traurig in Fedoras Zimmer. Fedora war kurzluftig vom vielen Sprechen und Walburga nervös vom Hören.

„Rasch den Hut geholt und die Jacke, wir wollen einen tüchtigen Marsch machen, das wird uns vor dem Abendessen gut thun und die Grillen vertreiben," sagte Gerd munter.

Walburga sprang beglückt auf. Die dicke Gräfin seufzte.

„Was Ihr nur davon habt, so zwecklos umherzurennen. Ihr bildet Euch ein, daß Euer sogenanntes Spazierengehen gesund ist. Seht mich an, ich bin nie spazieren gegangen, auch nicht, wie ich so jung war wie Walburga. Und bin sehr gesund, sehr."

„Ja, liebe Tante," sagte Gerd, indes Walburga hinauslief, „das sind nun so die verschiedenen Neigungen. Mir ist's immer, als wäre ich ein besserer und freierer Mensch in unseres lieben Herrgotts Natur. — Walburga hatte Ihnen Gesellschaft geleistet? Sind Sie dem Kind gut geworden?"

„Sie fragt manchmal ein bißchen viel," sagte Fedora, „sonst ist sie aber wirklich ein liebes Kind. Sehr lieb."

Das sagte Fedora aus Gutmütigkeit gegen Gerd, ihr war's sonst ganz egal, ob Walburga da war, oder nicht.

Gerd küßte artig und dankbar die weiße, beringte Hand und ging hinaus. In der Halle stand Walburga, ihre Jacke lag vor ihr auf dem Bankettisch, sie zog ihre Handschuhe an.

Die Thüren nach draußen standen weit auf, und auf der Freitreppe war der Gärtner beschäftigt die Topfgewächse zu begießen, welche um den Fuß der balkontragenden Säulen zu Gruppen geordnet waren.

Der Mann erhob sich plötzlich aus seiner gebückten Stellung, wandte sein Gesicht erstaunt dem Parkthor zu und ehe noch Gerd oder Walburga so weit kamen, auf seine sichtbar erschreckte Gebärde hin, eine Frage zu rufen, hörten sie das Schnauben und Keuchen eines Pferdes.

Mit einem Satz war Gerd in der Thür und sah gerade, wie ein Mann im Arbeitsanzug, mit hochrotem Kopf ohne Mütze, auf abgejagtem Roß vor der Freitreppe anlangte und die Zügel so zurückriß, daß das zitternde Tier augenblicklich stand.

(Fortsetzung folgt.)



Beinlings.

(Abdruck verboten.)

Ich traf einen wunderlichen Mann,
Der sah das Land sich beinlings an:
Hängend nämlich den Kopf durch seine
Selbsteigen ihm gewachsenen Beine.
Das sah nicht eben zierlich aus:
Er selbst aber fand einen Augenschmaus,
Denn sein Entzücken hört' ich klingen
Als schwelgt' er im Schau'n von Wunderdingen.
Nun war die Landschaft leidlich schön,
Grünfreundliches Thal, ansehnliche Höh'n;
Allein für mein verwöhnt Gesicht
Ganz was Besonders war's doch nicht.
Nun hat der Mensch sich nichts so eigen
Als, was ihm andre Narren zeigen,
Zumal recht allerdümmste Sachen,
Ganz unverzüglich nachzumachen;
Und wenn gar Neugier auch noch treibt,
Kein Hemmen und kein Halten bleibt.
Steckt' ich also den Kopf durch meine
Selbsteigen mir gewachsenen Beine.
Da merkt' ich: Wirklich! Wunderbar!
Seltsam das Bild verwandelt war —
Und doch in Wahrheit nichts geändert,
Ganz wie zuvor geformt, umrändert,
Kein Punkt, der sich verschoben hätte,
Berg, Thal, Dorf, Wald, an gleicher Stätte
Blieb alles höchst vernünftig stehn —
Und war doch anders anzusehen:
War alles wie von sanften Wogen
Farbenschimmernden Dufts umzogen;
Das schlichte Grün wie wohlig schön!
Glückseliges Thal! Goldsonnige Höh'n!
Alles verklärt von zartesten Hauchen
Schien in Wonne sich einzutauchen,
Alles durchwirkt von eignem Leben
Schien zu wallen und leis zu schweben,
Sehnend zur Höh' das Thal zu steigen,
Liebend der Berg sich herzuneigen,
Alles dämm'rig und alles klar:
Kurzum, die Sache ist wunderbar,
Und ich begriff des Mann's Entzücken;
Hoff' auch, mir selbst soll's oft noch glücken. —
Das Kunststück lernt' ich solcherweise;
Und als ich heimging, sprach ich leise:
Und möcht' dir's irgendwie gelingen,
Mit Leben und Welt so umzuspringen,
Die Wirklichkeit so neu zu sehn,
Und blieb doch alles in Ordnung stehn,
Nur im verklärten Zauberschein —
Kerl, du würdest ein Dichter sein!

Hans Hoffmann.

Der Tanz im XVIII. Jahrhundert.

Von Cornelius Gurlitt.

(Abdruck verboten.)

Vor mir liegt eine ganze Folge von Lehrbüchern der Tanzkunst aus dem vorigen Jahrhundert, dicke und dünne, Taschenbücher und Folianten!

Unter jenen in deutscher Sprache ist da zunächst ein kleines Heftchen von Samuel Rudolf Behr: „Anleitung zu einer wohl gegründeten Tantzkunst," das 1703 in Leipzig erschien mit einem Anhang: „Ausgesiebete Grillen, sowohl über das Tantzbuch selbst, als auch über die von alten altväterischen und jungen super-klugen Leuten gefälleten absurden Urtheile."

Auch das zweite Buch wurde in Leipzig geschrieben, erschien jedoch in Frankfurt 1707, schon ein stattlicher Band von gegen 500 Seiten: Es ist „Johann Paschens Beschreibung wahrer Tanzkunst." Pasche war schon seit vielen Jahren Tanzmeister in der sächsischen Handelsstadt gewesen, damals einem der berühmtesten Sitze verfeinerter Sitte, ehe er es wagte, mit seinem Werk an die Öffentlichkeit zu treten.

Und dann folgt ein drittes Werk, in Quart, 1231 Seiten stark: Gottfried Taubert, Tantzmeisters zu Leipzig, Rechtschaffener Tantzmeister oder gründliche Erklärung der Frantzösischen Tantzkunst," zu Leipzig 1717 erschienen.

Bisher habe ich die Tanzkunst sehr dilettantisch ausgeübt, ja seit einer ansehnlichen Reihe von Jahren mich selbst der praktischen Bethätigung in ihr mehr und mehr entfremdet. Aber beim Studium dieser drei alten Werke und bei jenem der noch älteren französischen und der gleichzeitigen englischen Tanzbücher sind alte Erinnerungen in mir erwacht, Erinnerungen an die Versuche jenes wackeren Ballettmeisters, welcher meinen jungen Freunden und Freundinnen und mir die Anfangsgründe der hohen Kunst des Tanzes mit so viel Eifer und so bescheidenem Erfolge beizubringen strebte.

Deutlich erinnere ich mich, daß unsere Übungen mit den „fünf Positionen" begannen. Und da war es mir denn eine besondere Freude, gelegentlich meiner Untersuchungen über die Kulturgeschichte des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, wissenschaftlich auszuspüren, daß die Urgroßeltern unserer Urgroßeltern auch schon von diesen Grundoffenbarungen zur erhöhten Salon-Anmut ausgingen, daß sie in Feuillets, eines der ersten französischen Theoretiker, 1700 in Paris erschienenen „Chorégraphie, ou l'art d'écrire la dance par caractéres, figures et signes demonstratifs" schon deutlich beschrieben sind und zwar als eine altbekannte Sache, die zurückgeht auf die Zeiten des ersten Schriftstellers in Tanzsachen, des Domherrn Jehan Tabourot, welcher 1588 unter Verstellung der Buchstaben seines Namens als Thoinot Arbeau seine „Orchesographie" herausgab und dort schon versuchte, für die Tanzkunst eine Art Zeichenschrift zu erfinden,

damit man ein Ballett vom Papier ablesen könne, gleich der dazu gehörigen Musik.

Er war ein Geistlicher, dieser alte Herr, den seine kranke Mutter durch ein Gelübde für den Dienst der Kirche bestimmt hatte. Früh trat der schön gewachsene, kräftige Mann in einen Orden ein — ohne dabei auf seine Leidenschaft für den Tanz verzichten zu müssen. Denn damals durchzogen die Geistlichen noch bei besonderen Festlichkeiten im Reigen die Kirchen. Erst am 3. September 1667 verbot das Pariser Parlament diese heiligen aber vielfach durch Weltlust entweihten Tänze der Geistlichen. Tabourot aber glänzte in diesen unter seinen Kuttengenossen so hervor, daß er sich in seinem 55. Jahre endlich bis zum Domherrn von Langres emporgetanzt hatte. Den Siebzigen nahe, legte er die Erfahrungen seines Lebens in jenem Buch nieder, weil, wie er in der Vorrede sagt, „selbst wenn er zu alt und zu schwerfällig sei, um sich noch fröhlich in seiner Kunst zu üben, er doch wünsche, daß an Stelle der unzüchtigen und schamlosen, die alten ehrbaren Tänze wieder zur Anwendung kämen."

Die alten französischen Tänze verraten denn auch ihre geistliche Herkunft ganz deutlich durch ihren Ernst und ihre Würde. Mir will scheinen, als sei es keine Entweihung heiliger Räume, wenigstens nicht für solche, in denen ein Opferdienst vollzogen wird, wenn die Opfernden in gemessenem Tanzschritte dem Altare sich nähern. So hielten es die Alten, so scheint es auch im Mittelalter beim katholischen Klerus üblich gewesen zu sein. Wir Moderne aber, die sich unter Tanzen nur Hopsen und Drehen vorstellen können und unter einem Ballett nur ein wüstes Schwenken mit Trikots und Tüllröckchen — wir haben den Sinn verloren selbst für die Möglichkeit ernster Weihe im Tanze.

Die Italiener waren es, die ihn in Frankreich verweltlichten. Mit der Einführung der leichtgeschürzten italienischen Schäferdichtung eines Marini, mit dem Eindringen des Barock kamen unter Katharina von Medici die Sitten und die Tänze der Renaissance Italiens an den Pariser Hof, die großen Mummenschänze mit kostbaren „Inventionen," die Verkleidungen und beliebten Feste, die unter dem Deckmantel der Ländlichkeit die keckste Laune förderten. Alle Welt war wie bezaubert von der neuen bunten lustigen Welt. Selbst Richelieu, der große Kardinal und weltgebietende Staatsmann, trug gelegentlich die Kleider eines Possenreißers, grünsamtene Hosen, Glöckchen an den Schuhen, Castagnetten in den Händen und tanzte vor der Königin Anna von Österreich die mit lustigen Sprüngen reich verzierte spanische Sarabande.

Zu derselben Zeit etwa, in welcher das Parlament die „heiligen Tänze" verbot, war aber der profane Tanz auf seinem Höhepunkt angelangt. Es war die Zeit des Sonnenkönigs Ludwigs XIV. Molière, Lully, Quinault dichteten für das Hofballett, das Theater wurde zur Hochschule der Musik, der Pantomime und auch des Tanzes. Und gerade dieser erfreute sich eines großen und gelehrigen Schülers: Bis zu seinem zweiunddreißigsten Jahre tanzte der König auf allen an seinem Hof aufgeführten Bällen mit. Noch lange nach seinem Tode sprachen die Fachkünstler mit Bewunderung von der Anmut seiner Bewegungen. Er liebte und schätzte den Tanz. Man konnte durch diesen bei Hofe Ruhm und Wohlstand erwerben, sich in der Welt eine Stellung schaffen. Der Tanz war ein Teil der Erziehung eines vollendeten Kavaliers. Ohne ihn galt ein solcher bei Hofe nicht voll. Der Tanz war aber auch zur Wissenschaft geworden.

Charles Louis Beauchamp wurde durch seine „Choregraphie" der Vollender seines Systems. Damals war Frankreich auf der Höhe seines geistigen Übergewichts in Europa. In allen Gebieten des Denkens und Schaffens drängte es auf Klarheit, Systematik, volle Durchbildung der Gesetze und Regeln. In der Zeit, wo Boileau seine kritischen Erfolge dadurch erzielte, daß er die Regeln der Dichtkunst ebenso sicher umzeichnete, wie Blondel jene der Baukunst und Félibien jene der Malerei, in den Tagen, in welchen die verschiedenartigen Akademien für Wissenschaft und Kunst in Paris rasch nacheinander erblühten — die Vorbilder solcher als Hüter des guten Geschmackes für Jahrhunderte und für die ganze Welt — damals und zwar am 30. März 1662 wurde auch für die Tanzkunst ein staatliches Lehrinstitut in Paris geschaffen. Dessen Seele war Beauchamp, dem 1664 vom Parlament der Titel eines Docteur de l'Aca-



Der Tanzmeister. Nach Ph. Canot.

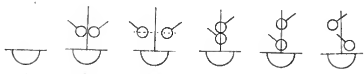
démie royale de l'art de la Dance feierlich verliehen wurde. War er es doch, der die von Arbeau angeregten Gedanken zur Vollendung brachte und dem Tanze eine alle seine Formen umfassende Zeichensprache gab, er, den die dankbare Nachwelt den „Vater aller Tanzmeister" taufte. Feuillet bildete dann die Einzelheiten bis zum letzten I-Tüpfchen weiter aus.

Um nun die alten schriftlichen Darstellungen der Tänze zu verstehen, war es nötig, einmal mit dem Lehrbuche Beauchamps in der Hand die Schule des XVII. Jahrhunderts durchzumachen und zu jener des XVIII. Jahrhunderts fortzuschreiten. Vielleicht bringt es der oder jener unserer Leser hierin weiter als ich, vielleicht findet ein geistvoller Tanzvorstand irgend welcher „Harmonie" oder „Erholung," „Ressource" oder „Eintracht" Muße, die alten Tänze

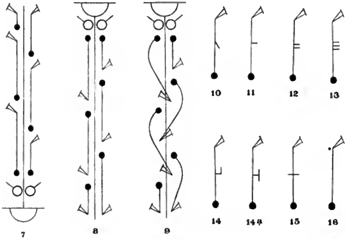
hier an der Quelle zu studieren und seinen Bällen dadurch einen neuen Reiz zu geben, daß er sie nach alter Art abhalten läßt. So sehr schwer schien mir, dem mangelhaft Vorgebildeten, die Sache eben nicht. Aber lehrreich ist sie und wissenschaftlich genau: Urgroßeltern-Weise kann ganz getreulich in unseren Tagen wiederholt werden.

Die „Choregraphie" beginnt, wie die heutige Tanzkunst, mit den fünf Positionen. Zunächst wird die Stellung des Körpers dargestellt, indem man die Vorderseite durch eine kurze gerade Linie, die Rückseite durch einen Bogen angedeutet (Fig. 1). Eine einfache Gerade bedeutet die Richtung des Tanzes. Die Fußstellung wird für die Ferse durch einen kleinen Kreis für die Fußrichtung mit einer Linie angedeutet. Das gibt für die fünf Positionen die in Fig. 2—6 dargestellten Bilder:

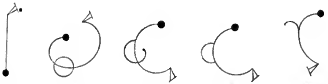
Ein Schritt wird durch einen Punkt — als dessen Ausgangspunkt —, durch eine Linie — als dessen Richtung und Länge — und durch ein kleines seitliches Dreieck — als Darstellung der Schlußstellung des Fußes bezeichnet. Es stellt der einfache Gang, drei Schritte nach vorwärts oder nach rückwärts, also sich in der Choregraphie nach



1 2 3 4 5 6



7 8 9 10 11 12 13 14 14a 15 16



17 18 19 20 21

Fig. 7 und 8 dar, oder wenn etwa beim Rückwärtsschreiten die Füße seitlich geschwungen werden, doch Fig. 9.

Durch ein schräges Strichelchen ist das Beugen der Knie im Schritt (Fig. 10), durch ein gerades das Strecken (Fig. 11), durch zwei gerade das Hüpfen (Fig. 12), durch drei gerade (Fig. 13) der Luftsprung, durch einen Haken das Niederfallen (Fig. 14), durch einen Doppelhaken das Gleiten (Fig. 14a) und durch einen Querstrich das Heben des Fußes (Fig. 15) wiedergegeben. Ein Punkt am Anfang und Ende der Fußstellung bedeutet, ob Hacke (Fig. 16) oder Fußspitze (Fig. 17) zuerst auftreten soll.

Eine Wendung des Körpers deutet ein an die Schrittlinie angefügter Kreis oder ein Teil desselben an, so daß die Figuren 18—21 die vier Viertel-Wendungen wiedergeben.

Wer seine Studien weitertreiben will, den muß ich freilich auf die Lehrbücher selbst hinweisen, die in öffentlichen Bibliotheken ja nicht eben selten sind. Er mag sich einmal das sogenannte *S*, die zweite Figur der Menuett nach Kellom Tomlincons prächtig ausgestattetem Buch „The Art of Dancing“ (London 1735), wie wir sie hier wiedergeben (Fig. 18), mit seiner Dame vortanzen.

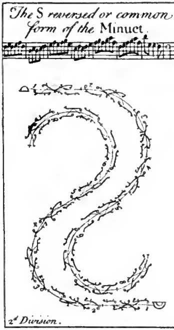


Fig. 18. Das S der Menuett nach Beauchamps Darstellungsweise.

Es war ein feierlicher Tanz, den man im XVIII. Jahrhundert liebte. Selten erhob er sich über die gemessene Schrittweise, unsere Rundtänze fehlten wenigstens in der guten Gesellschaft ganz. Selbst die Bauern tanzten nach alten Bildern und Reliefs nicht in jener Form des Umschlingens, die wir heute lieben, sondern Hand in Hand in Reigenart, ja selbst auf den alten deutschen Bierkrügen, auf welchen oft die tollste, unter den Klängen der Bierfiedel erweckte Lustbarkeit verhöhnt wird, schwenkt zumeist der Bursche sein Mädchen nicht, indem er sie um die Seiten faßt. Und doch heißt es dort: „Pfeifer, du sollst tapfer blasen, dann tanzen die Bauern, als wären sie rasend!“

Die Lehrbücher des beginnenden XVIII. Jahrhunderts wissen nur von wenigen in der vornehmen Gesellschaft geübten Tänzen zu berichten, zunächst von der Menuett, „der Königin der Tänze,“ das so recht eigentlich geschaffen ist, die gute Haltung des Oberkörpers und die zierliche Freiheit in der Bewegung der Glieder zu zeigen: Das tanzende Paar begrüßt zuerst die Gesellschaft mit einer „Reverenz“ und dann sich gegenseitig; darauf tanzen Herr und Dame in zierlich schleifendem Schritt nach rechts und links, reichen sich die Hände, tanzen nach wechselnden Figuren aneinander vorüber, erheben sich auf die Fußspitzen, neigen die Knie, verbeugen sich gegeneinander und gegen die Gesellschaft, bis nach der sechsten Figur der anmutige Tanz endet, der von etwa 1650 bis 1820 in seinen zahllosen Abarten den Ballsaal beherrschte.

Dann liebte man die Courante, die man ihrer Würde wegen den Doktortanz nannte. Zumeist führte der Tänzer dabei seine Tänzerin an der Hand in kunstvoll verschränkten Wegen und feierlichem Takte über das Parkett. Die lustigere Gaillarde, die Gavotte und mancherlei Unterarten mit unzähligen besonderen Namen waren in den unteren Kreisen in Übung und drangen hin und wieder hinauf in die Säle der vornehmen Welt.



Quadrille. Nach Dujardin.

Und dann wurde in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Menuett durch allerlei Neuerungen bereichert. Man begann mit auf dem Rücken verschränkten, über den Köpfen der Drehenden vereinten Händen die beiden sonst streng gesonderten Tänzer zu einer Gruppe zu vereinen, man stellte vier Paare, die Quadrille auf, man nahm die in der Bewegung der Arme ihren höchsten Reiz suchende Allemande hinzu und erfand Hunderte von „Figuren“ und „Touren.“

Unsere Tanzfolge: Walzer, Polka, Galopp, Tirolienne fehlten zu Anfang des Jahrhunderts noch ganz im Programm. Erst im Verlaufe desselben traten die Rundtänze hervor: Nicht zur Freude der Verehrer verfeinerter Tanzkunst.

„Beim Walzer,“ so erzählt ein Berichterstatter aus der Zeit nach 1750 seinen Lesern als etwas Neues, „führt der Tänzer seine Dame in der Kreisfigur am Arme herum, bald aber umfassen sich beide und setzen die Bewegung fort, indem sie sich um sich selbst herumdrehen.“ Das galt für den Ballsaal der guten Gesellschaft als etwas ganz Neues und Anstößiges: „Bei diesem Tanz ist alles kreisförmige Bewegung und alles dazu geschickt, Taumel zu erregen und die Sinne zu verführen! Aus einem anständigen Tanz kann der Walzer leicht in ein wildes Herumfliegen ausarten, wenn die Musik zu geschwind geht!“ Die Mütter ringsum an den Wänden schüttelten bedenklich zu dieser Neuerung die Köpfe.

Der Galopp, der erst 1830 als Rundtanz aufkam, hätte in älterer Zeit als ein für Leute von Sitte geeigneter Tanz sicher nicht gegolten. Man nannte ihn anfangs „Preußisch,“ weil er das Reiten auf dem Besenstiel nachahme, mit welchem die alten Preußen ihren Götzendienst gefeiert hätten.

Die Tirolienne oder der Tiroler Ländler, dem Schottischen, der rheinischen Polka, der polnischen Mazurka und anderen Tänzen verwandt, gelangte auch erst in den 30er Jahren zu Bedeutung auf unseren Tanzfesten. Nach Berlin brachten Schiffer in den zwanziger Jahren den Schottischen, der in den „Tanztabagien“ des Schiffbauerdammes zuerst geübt wurde. Die Ehre, die Polka erfunden zu haben, nimmt ein böhmischer Tanzmeister aus gleicher Zeit — wohl mit Unrecht — für sich in Anspruch. Die Engländer sind die Erfinder dessen, was wir wohl fälschlich Contretänze nennen, nämlich der Country-Dances, welche vier Paare im Viereck aufgestellt ausführen. Die Anglaise und Ecossaise wurden in Paris erst zur Française umgestaltet, die Quadrille in ihren zahllosen Abarten ist eine weitere Form dieser Tanzart, der letzte Rest des „seriösen“ Tanzes der guten alten Zeit. Aber was ist aus ihr geworden: Mit dem Schritt des Straßenbummlers oder des Rekruten schreiten wir die Figuren ab. Und wenn einmal die Alten in den Kreis der Tänzer eintreten oder wenn ein kleines Fräulein aus der Provinz kommt, die noch ein ordentliches Chassée croisée machen kann — so kichert unser junges Volk über die altmodischen Sprünge! Die Herkunft jeder einzelnen Tanzart zu schildern ist un-



Quadrille. Nach Dujardin.

möglich, führt doch R. Voß in seinem „Lexikon der Tänze“ deren ca. 1500 verschiedene auf!

Den gesellschaftlichen Ton auch für Deutschland gab in jener Zeit unbedingt Paris an, Paris und in ihm sein Hof. Will man also wissen, wie ein vornehmes Tanzvergnügen ausgesehen habe, so muß man in französischen Büchern suchen: Da ist vor allem P. Rameaus „Le Maître a Dancer“, ein Werk, welches dieser Tanzlehrer der Pagen der Königin von Spanien 1734 erscheinen ließ.



Quadrille. Nach Dujardin.

Es ist großer Ball bei Hofe. In feierlichem Aufzuge bewegen sich der König mit der Königin, den Prinzen und Prinzessinnen von Blut, die Herzöge und Pairs, die Hofherren und Damen nach streng bemessener Rangfolge in den Tanzsaal. Der König setzt sich auf den Thron, der Hof im Kreise längs den Wänden, die Damen in erster Reihe, die Herren dahinter. Sobald die Musik einsetzt, ordnen sich alle Paare, die Damen rechts, die Herren links. Man macht sich eine „Reverence.“ Und das ist keine Kleinigkeit: 25 Seiten jenes Buches handeln allein über die verschiedenen Arten, nach vorne, zur Seite sich zu verbeugen, den Hut, den man im Saale noch auf dem Kopf trug, abzunehmen u. s. w. Hierauf beginnt der König mit der ersten Dame des Hofes den Reigen. Am Schlusse stellt sich der König hinter dem letzten Paare auf, und jedes Paar folgt ihm tanzend nach, bis der König wieder an der Spitze der Reihe steht. Dann wird die Gavotte in gleicher Weise aufgeführt, gravitätisch, mit der Absicht, die Zuschauenden durch Schönheit des Tanzes zu entzücken, durch kunstgerechte Bewegung der Glieder. Man tanzte für die anderen, nicht nur für seinen Gefährten und für sich selbst, nicht im Schweiß seines Angesichts keuchend, sondern in ruhiger, würdevoller Bewegung. Das große Ereignis war es nun, wenn der König höchstselbst eine Menuett tanzte, während alle stehend ihn bewunderten. Nachdem er geendet, bestieg er wieder den Thron und ließ sich nieder. Die Gesellschaft folgte seinem Beispiel. Und nun erhob sich ein Kavalier mit seiner Dame nach dem andern, machte eine sehr tiefe Verbeugung vor dem Könige, minder tiefe nach den übrigen Zuschauern, tanzte, zog sich dann mit gleichen Verbeugungen zurück, um dem nächsten Paare Platz zu machen. Da hatte jeder seine Gewandtheit, seine Sicherheit in höfischen Künsten zu zeigen, da galt ein Fehler nicht wie auf unseren Bällen als eine belustigende Kleinigkeit. Selbst außerhalb der Höfe tanzten Kenner vor Kennern, beobachteten jeden Schritt kritische Augen, jede Handbewegung prüfende Blicke. Schreibt doch Rameau allein über Arm- und Handbewegungen 61 Seiten lang.



Quadrille. Nach Dujardin.

Auch die Musik war eine ernste, ruhige, getragene. Choralmelodien wurden für Gavotten und Menuette umgearbeitet, selbst unser großer Joh. Seb. Bach folgte dieser Sitte. Nicht minder gebot die Kleidung der Zeit gemäßigte Bewegung. Den Männern in ihren Perrüken, steifabstoßenden Schoßröcken, Kniehosen; den Frauen mit hohem Kopfputz, enggeschnürter Taille, weitem

Reifenrock mit schweren Kleiderstoffen hätten Sprünge und tolles Drehen übel angestanden. Der Schritt war ruhig, zögernd, die Bewegungen zierlich, die Haltung eine leicht geschwungene, in den Hüften bewegliche. Man legte außerordentliche Bedeutung dem ersten Eindrucke beim Eintreten bei. Jedes Beugen und Neigen war durch Anstandsgesetze geregelt, jeder Gruß forderte Form, jedes Wort entsprechende Gebärde. Innerlich war die Zeit wohl viel roher als die unsere, Gewaltthat und grobe Sinnlich-

das bevorzugte Paar vorzuführen hatte, fragte der Herr seine Dame, wen sie als Nachfolgerin an ihrer Stelle wünsche. Und es war unbedingtes Gesetz der Höflichkeit, sich den Anordnungen der Dame zu fügen. Ein Ceremonienmeister, der einen Stock mit goldenem Knopfe trug, sorgte für die Einhaltung der Form. Meist war er es, der die Paare für einander bestimmte, durch Verbeugen gegen einen Herrn und eine Dame diese zwang, auf dem Parkett zu erscheinen. Es war Pflicht der Höflichkeit,



Ländliches Fest. Nach N. Lancret.

keit minder tief im Innern des Menschen unter der Hülle mäßigender Erziehung versteckt. Um so notwendiger war die strenge Regelung der äußeren Sitte, das Verstärken der gesellschaftlichen Bande, welche die Bestie im Menschen gefesselt hält.

Überall, namentlich in Deutschland, suchte man den Pariser Hof nachzuahmen. Der „Bal reglé“ war die Übertragung der Sitten von Versailles auf kleinere Verhältnisse. Hatte man keinen König und keine Königin, so wählte man sich solche für den Abend. Nach dem ersten Tanze, welchen

ihm zu folgen und wenigstens die Reverenzen zu machen, wenn man einen Grund hatte, den Tanz selbst zu meiden.

Die gemessene Strenge höfischen Tanzes wurde freilich dem französischen Hofe bald langweilig; er suchte sich auf andere Weise zu entschädigen. Die Dichtung der Italiener wies die Wege auf einfachere Naturverhältnisse, auf die Schäfer und Hirten, Bauern und Schiffer. Man begann sie nachzuahmen, ländliche Feste zu feiern, in welchen man die allzustrengen Anstandsgesetze etwas lockerte. In Deutschland nannte man solche



Venetianisches Fest. Nach A. Watteau.

Feste „Wirtschaften." Der König August der Starke war berühmt in ihrer Herrichtung. Bald wurde ein Jahrmarkt, bald eine Dorfkirmeß, bald eine Blumenschlacht oder ein Vogelschießen dargestellt, der Hof erschien maskiert und man liebte es wohl, derbere Volksgenossen einzuladen, um an ihnen in übermütiger Weise seine gute Laune auszulassen. In Frankreich nannte man solche Feste bals champêtres. Ihre Form war eine viel feinere, als die der deutschen Wirtschaften. Alles, was Anmut des Körpers und des Geistes vermochten, wurde aufgewendet, um in das Freie, in die Einfachheit der Natur den Ton der Gesellschaft und über diesen hinaus das sichere Vernachlässigen dieses Tones zu tragen. Denn zu allen Zeiten hat es als eine besondere gesellschaftliche Anmut gegolten, gegen die Regeln mit Feinheit zu freveln, die Gesetze



Mennett auf dem Hallenplatz zu Paris. Nach Jéaurat.

frei auszulegen und zu erweitern, welche die Pedanten sich und anderen zur Fessel ausgebildet hatten.

Oder man verkleidete sich nach verschiedener Art, ahmte Völker und deren Sitten nach und fand im Neuen, Sonderartigen die Möglichkeit, der Strenge des gesellschaftlichen Tones zu entrinnen: Venedig, die Stadt, welche Europa mit dem Orient verband, berühmt durch die künstlerische Pracht seiner alten reichen Geschlechter, berüchtigt durch die sonderbare Mischung von deren Kreisen mit den abgefeimtesten Spielern und Schwindlern, dies Venedig mit seiner eigenartig reichen, aber freieren, schon an den fernen Osten mahnenden Kleidung — das bildete eine treffliche Unterlage für ländliche Veranstaltungen der Pariser Hofgesellschaft.

Im Laufe des Jahrhunderts ahmten auch die unteren Kreise diese Vergnügungsarten nach. Noch tanzte man wohl kurz vor der großen Revolution inmitten der ausgelassensten Stimmung auf den Märkten von Paris die vornehme Mennett. Während ringsum gefeilscht, getrunken, gebalgt wird, tritt ein Paar beim Klang der Fiedel auf, um in gemessener Bewegung über das Pflaster zu schreiten. Aber draußen auf dem Lande, wo der Soldat und der Ladenjüngling sich im Laubengarten einer Schenke finden, da bricht die französische Lustigkeit schon keck durch die strenge Form. Aus dem ländlichen Fest der vornehmen Gesellschaft mit seiner durch gemessene Form versteckten Sinnlichkeit äußert sich hier die echteste Weltlust in tollen Sprüngen, in jener Übertreibung der Sarabanden und Kapriolen, welche aus der Quadrille den Cancan werden ließen.

Wie sich die gemessene, kunstmäßige Form der Tanzfeste aus der vornehmen Gesellschaft in die französischen Bürgerkreise übertrug, so gelangte sie auch bald nach Deutschland, sie wurde hier, in dem durch den dreißigjährigen Krieg in seinen Sitten verrohten Lande als eine wahre Erlösung aus der Ungebundenheit von allen Verständigen gefeiert.

Wenn man die deutschen Tanzbücher durchliest, so überrascht, ein wie großer Raum in ihnen der Verteidigung des Tanzes gegen moralisierende Angriffe gewidmet ist. Johann Paschens „Beschreibung wahrer Tanzkunst“ beschäftigt sich fast aus-



Ländliches Fest der Pariser.

schließlich mit dieser Aufgabe. Ein Ungenannter hatte es gewagt, „die mehr als edle Kunst" mit viel Gelehrsamkeit und noch mehr Augenverdrehen anzugreifen und „als etwas Vilaines, Bestiales oder Sündliches zu beurteilen," während sie doch „auf nichts anderes als auf honnêteté, Modestie, Sittenhaffter Manier und tugendhafftem Verhalten begründet" sei. Freilich gesteht der Verfasser mit höchstem Bedauern, „daß der wahren Tantzkunst durch greuliche Abusus heutzutage mancher Tort und Schand- „Heute Abend war Vetter Michel da," ein Schottischer, „Heidibeldum hats Geld verthan," ein Reigen, „Mein Schatz ist mir zum Ekel," ein Walzer, „Und als der Großvater die Großmutter nahm," ein Kehraus. Schon wurde der Zweitritt oder Dreher beliebt, der im XVI. Jahrhundert noch als wildeste Tanzform galt, welche draußen im Wald verwahrloste Burschen und freche Dirnen wagten, im Mondschein, unter der Gefahr, mit Staupenschlag des Landes verwiesen zu werden.



Die Tänzerin Fräulein Sallé. Nach N. Lancret.

fleck zugezogen worden, wann nemlich kein gebührender Unterschied 1) Zwischen dem alten und neuen Tantze, 2) Zwischen rechtschaffnem Tantz-Meister und gâte métiers, 3) Dem kunstmäßig- und lasterhafften irregulairen Täntzen gemacht wird."

Unter diesen verstand Pasche vor allem die ländlichen Tänze, die Schleifer und Hopser, die Liedertänze, von denen manche noch im Wortlaut uns erhalten sind: „Ach Vater gib das Erbteil 'raus," heißt ein märkischer Rundtanz des XVIII. Jahrhunderts, „Friedrich zieht ins Feld," eine Polonaise,

Aber auch die Reigentänze wollte Pasche in jener frischen Luft nicht für wohlanständig gelten lassen, wie sie jetzt noch hier und da auf dem Lande getanzt werden. Der Siebensprung im Bremerland und der Trümmertanz in Niederbayern, der Schuhplattler in den Alpen und der „Vogel hupf auf d' Höh" im Nassauischen, der Rückelreih, als Schlußtanz bei Hochzeiten, bei dem die Braut von den Unverheirateten vor dem Bräutigam durch einen dichten Kranz von Paaren verteidigt wird, bis er sie sich aufs neue erobert — das sind alles volkstüm-

liche Tourentänze, von welchen der gelehrte Lehrer der Kunst nichts wissen wollte.

Nur ein deutscher Tanz fand Gnade selbst in Paris, die Allemande, die zu Ende des XVIII. Jahrhunderts bei uns verschwand. Bei ihr ist die Hauptsache die Bewegung der Hände, während die Füße nur den einfachen, beim Walzer üblichen sogenannten Pas de bourrée ausführen. Nach Paris kam die Allemande um 1680, mit der Einnahme des Elsasses. Aber dort verlor sie ihre Herzlichkeit und die innige Verschmelzung mit dem Gesang. Es war im

„Monsieur, man weiß ja wohl,
Was Sie da meinen,
Ich suche meine Lust
Und meine Freude.
Mit dir, o schönster Schatz,
Bleib ich verbunden'
Weit mehr als tausend Jahr
Und tausend Stunden!"

Und da war wohl im Tanz ein Kuß gestattet und der brave Tanzmeister Gottfried Taubert billigt diesen ausdrücklich: „Eine Dame vom Verstand und Esprit," sagt er, „so nicht weniger als andere keusch und züchtig, bedencket, daß ihr ein Kuß um nachfolgender dreifacher Ursache willen im



Die Tänzerin Fräulein Camargo. Nach N. Lancret.

Liebe der Inhalt des Tanzes angedeutet, das Zuneigen und Abwenden, das Sehnen und spröde Versagen: Wenn die Tanzenden Rücken gegen Rücken standen, sang der Jüngling:

„Weil mir das Glücke blüht
In diesem Haine,
So soll die Kompagnie
Mir das bescheinen.
Mamsell, sie steht mir gar nicht an,
Sie ist zu hitzig,
Und ihre Redensart
Ist viel zu spitzig!"

Und sie antwortet, sich ihm wieder zuwendend:

geringsten kein Macul weder im Gewissen noch in der Fortun zuwege bringen kann, nemlich: 1) Weil es das Spiel so mit sich bringt, 2) Weil ehrliche Leute dabey seyn, und 3) Weil es andere auch thun und leiden müssen. Ob sie sich daher schon anfänglich aus Schamhafftigkeit, weil sie dergleichen Leckerey ungewohnet ist, ein wenig weigert, und ihren Nachbar freundlich bittet, daß er sie damit verschonen wolle; so leidet sie es doch endlich, wenn sie siehet, daß es nicht anders ist und wehret sich nicht zu närrisch!"



„Ein Küßgen in Ehren
Kan niemand verwehren:
Der freundliche Mund
Wird drum nicht verwundt,
Wer will sich dran kehren!
Ein Küßgen in Ehren
Kan niemand verwehren.
Er waschel sich weg
Ohn eintzigen Fleck.
Ein Küßgen in Ehren
Kan niemand verwehren:
Der liebliche Schertz
Muß Kummer und Schmertz
Und alles verzehren:
Ein Küßgen in Ehren
Kan niemand verwehren."

Die „lasterhafften irregulären Tänze," bei welchen, wie Hartmann Creidius sagt, Knechte und Mägde, Junggesellen und Jungfrauen, Männer und Weiber nicht anders, als das dumme Hornvieh in- und durcheinander laufen," bei welchen der Becher zum Trinken und zum Würfeln unmäßig benutzt wurden, haßte niemand aufrichtiger, als die Tanzmeister. Denn diese waren es eben, welche sie um die öffentliche und allgemeine Wertschätzung ihres Berufes brachten.

So gibt denn Pasche zunächst Regeln über das, was sich schickt, „Ordinationes zur Sittenlehre", wie er es nennt. Es wird da viel mit Fremdwörtern herumgeworfen, so daß dem alter Schreibweise Unkundigen das Buch oft als recht lächerlich erscheinen mag. Aber wenn ein moderner Ballettmeister seine Eleven über das informiert, was auf den Thé dansants der Residenz für Chic oder für bon ton gilt, wenn er über elegante Turnure und gentlemanlike Allüren, über das korrekte Kompliment oder legere Manieren, über die Figuren der Quadrille und das En avant deux in der Française und über alle die Eventualitäten eines Balles, einer fête champêtre, einer Rout oder eines Diners Instruktionen erteilt — dann fühlen wir wohl, daß wir mit unserer heutigen Gesellschaftssprache nicht wohl berechtigt sind, uns lustig zu machen über die jammervolle Ausländerei des XVIII. Jahrhunderts. Unsere Zeit treibt es noch ärger in der Verballhornung unserer Sprache! Damals hatte man wenigstens den Mut das Fremdwort im Druck als solches zu kennzeichnen, heute



fehlt sogar die Empfindung dafür, was unserem Volke eigen und was erborgt ist.

Hören wir also Meister Pasche:

„Die Täntze,“ sagt er, „sollen nimmer anders, als in praesence alter, ehrbarer und honetter Leute geschehen. Es könnte nicht schaden,“ fügt er mit einiger Bissigkeit hinzu, „wenn allezeit gar eine Geistliche Person dabei wäre, damit die Tantzenden ihre actiones desto respectueuser verrichten müsten und die lieben Herren selbst sehen könnten wie es darbei hergehet; zumal wenn sie sich nur theoreticé vor einem rechtschaffenen Meister hätten im Grunde dieser Kunst instruiren lassen, vielleicht schütteten sie nicht so gar das Kind mit dem Bade aus, wie einige thun!“ Natürlich fordert Pasche, daß die Tanzenden selbst achtbare und wohlerzogene Leute seien, er hofft sogar, daß sie es durch den Tanz erst werden würden.



Denn bei diesem geht es so feierlich zu, daß unser junges Volk wohl einen starken Schrecken erleben würde, käme die alte Zeit und Pasche als ihr Vertreter auf unser Bälle gerückt. Zunächst „engagiert man seine Dame,“ wie das schöne Deutsch des XIX. Jahrhunderts sagt.



„Die Täntze,“ sagt Pasche, „sollen also eingerichtet sein, daß ein jeder nach seiner Constitution, die langen oder kurzen, sanfften oder hurtigen wählen könne.“ Also nicht das liebe Herz, sondern die künstlerische Absicht, die Übereinstimmung im Takt der Beine soll entscheiden. Dann aber heißt es weiter: „Es ist incivil im Vorbeitanzen der Dame näher als eines Schrittes weit zu nahen!“ Das ist hart, das würde ein heutiger Tanzmeister nicht mehr durchzuführen wagen! „Wenn man die Dame bei der Hand faßt, soll es nicht lange und bei dem Äußersten der Finger geschehn und sollen auch die Tänzer beyderseits Handschuh anhaben!“ Also kein frisches Umarmen, ehe der sausende Galopp beginnt, kein bedeutungsvoller Händedruck bei der Quadrille à la cour. Alte Zeit, du warst grausam!

„Daß man im Tanzen einander das



Gesicht zuwendet, ist eine Höflichkeit und würde das Abwenden des Gesichts eine Verachtung sein!" Also selbst das Ansehen seiner Tänzerin stand unter der Aufsicht der „Ordinationes zur Sittenlehre!" „Hierbei sollen die Gesichter weder lachen, noch sauer sehen, sondern sich modest und indifferent erweisen. Reden kann man gar nicht in den Täntzen, so nach wahrer Kunst eingerichtet sind, und wenn man ausgetanzt hat, so ist man denen andern honetten Leuten so nahe, daß es sich sehr übel schicken würde, von unanständigen Dingen zu reden!"

So standen sich also der Tänzer und die Tänzerin mindestens auf Schrittweite gegenüber, mit bescheidenen und gleichgültigen Gesichtern und tanzten ihre ehrwürdige Menuets und Allemanden vor den streng richtenden Blicken der Ballmütter.

„Auch soll man nicht allzulange dergleichen Versammlungen dauern lassen, weil man endlich alles müde wird. Endlich ist der Höflichkeit gemäß, daß ein jeder von denen Tänzern eine Dame nebst den Ihrigen auf der Carosse oder auch mit anderer Gelegenheit bis an ihre Behausung begleite, und wo man nicht vielleicht aus sonderbarer Ursache von denen Eltern oder Freunden mit ins Haus genötigt wird, so soll man sein Abschieds-Compliment an der Hausthür machen, zumal wenn es spät ist und man das Frauenzimmer nicht unterwegens der Insolenz unhöflicher Leute überlassen will."

Den „Dames" gibt Pasche noch viel strengere Gesetze: Bei ihnen muß die Modestia allezeit die Oberhand haben." Es dürfen „ihre Sprünge niemals das Contretemps überschreiten." Nur bei besonderen Tänzen, wenige Male und in gemäßigter Höhe sind ihnen „Capriolen" gestattet. Vor allen aber will er an ihnen die Folgen des Tanzunterrichts beobachten können, sie sollen beim ersten Blick bekunden, daß ihr „Leib durch wohlanständige Gestus wohl civilisieret sey," sie sollen „Gemüt, Humeur, Krafft und Conduite" gewahr werden lassen, was „zu avantageusen Heyrathen nicht wenig contribuieren" werde.

Denn darauf gehts endlich doch auch im XVIII. Jahrhundert hinaus.

„Ich habe," erzählt Pasche, „von meinen



Eltern in meiner Kindheit erzählen hören und nach diesem in alten Tanzbüchern gefunden, daß um das Frauenzimmer polit zu machen und ihm Gelegenheit zu honester Conversation in presence ehrbarer Leute zu geben, das Hochzeittanzen entstanden. Man hat sie, wenn sie von denen Jahren gewesen, daß sie nunmehr auch auffs Heyraten haben denken dürffen, mit auf die Hochzeiten genommen, und weil man sie in denselben Zeiten nicht gerne zusammen gezwungen, so haben die jungen Leute daselbst Gelegenheit bekommen, in presence ihrer Eltern und anderer wackerer Leute mit einander zu reden und sich bekannt zu machen, damit man sehen möchten, ob diejenigen auch einander lieben könnten, auf welche die Eltern vielleicht schon reflexion gemacht hatten. Und daher soll das alte Sprichwort kommen sein,

„Es wird keine Hochzeit vollbracht
Es wird wiederum eine dabei bedacht!"



Wenn aber Pasche der Welt dies ehrbare Bild der Tanzkunst vor Augen rückte, so wußte er, daß es leider durch böse Leidenschaften nicht immer in strahlender Reinheit erhalten bleibe. Einen Feind bekämpft er vor allem, als den schlimmsten mit der ganzen Kraft seines Zornes: das damals in seiner Blüte stehende deutsche Volkslaster des Trunkes. Wo sich die Eltern „toll und voll saufen, da gehet es freilich oft wunderlich daher," da wird alle „Moderation" vergessen. Da treten dann solche Zustände ein, welche die Sittenprediger zu ihren Trompetenstößen veranlassen. Aber nicht der Tanz ist hieran schuld, sondern eben sein Feind, der Trunk.

Der Kampf zwischen den beiden Parteien, von denen die eine den Tanz als Teufelswerk bekämpfte, die andere ihn als heilsam und löblich aus der Bibel, aus Cicero und Seneca und aus den Kirchenvätern zu erweisen suchte, kostete viel Tinte und Druckerschwärze. Es half nichts, daß der gelehrte Basler Professor Samuel Werenfelsius in seinem Traktat „Von den Wortkriegen der Gelehrten" zum Frieden mahnte, indem er beiden Parteien recht gab, und zugleich sehr verständig zwischen Brauch und Mißbrauch im Tanze unterschied; es half nichts, daß man sich auf Ludwig XIV, auf deutsche Fürsten berief, die ihre Kinder, die jungen Adeligen, Knaben wie Mädchen, in der Tanzkunst sich üben ließen — unverdrossen wurde mit donnernden Worten von der Kanzel herab und mit polternden Zeilen in Traktaten und Streitschriften gegen die Unsittlichkeit gekämpft, Zeit, Kraft, Geld, womöglich die Gesundheit, sicher aber das Seelenheil dem Tanzteufel hinzugeben.

Aber ebenso unverdrossen tanzte man weiter: Die vornehme Welt in feierlichen Assembléen, die Bürger auf ihren sehr gravitätisch beginnenden und oft sehr ungravitätisch endenden Hochzeiten, der Bauer um die Linde, das ganze Volk aber überall ohne die altkluge Absicht, „den Leib agil und geschickt zu deren adeligen Exercitiis zu machen", sondern aus ganz unüberlegter, frischer, unverwüstlicher Lebenslust.

Die Hochschule der Tanzkunst bildet natürlich das Ballett. Erst während des XVIII. Jahrhunderts sonderte dieses sich vom Balle, zog es sich auf die Bühne zurück, wo Berufstänzer es zur höchsten Vervollkommnung brachten, bis unter Beauchamps Leitung 1681 in dem Ballett „Les triomphes de l'Amour," zu dem der berühmte Lully die Musik geschrieben hatte, im Odeontheater Tänzerinnen auftraten, während bisher stets Männer in Frauenkleidern ihre Rollen übernahmen. Gewiß war diese Maßregel die entscheidende dafür, dem Ballett sein rein künstlerisches, fast weihevolles Wesen zu nehmen. Es kam dadurch ein neuer Zug in das Tanzen, die Teilnahme wurde von der reinern Kunstform mehr auf die Körperform hingezogen. Beauchamps war ein Mann von unansehnlicher Gestalt aber ein vollendeter Tanzkünstler, sein Nachfolger im Ruhme Louis Pécour war schon mehr der schöne Mann, der Liebling der Damen, ein Virtuos im Tanzen, der Erfinder „galanter" Neuerungen; bei dem dritten in der Reihe der berühmtesten, bei Marcel, waren die körperlichen Vorzüge bereits überwiegend über das eigentliche künstlerische Vermögen. Dann kamen in der Mitte des Jahrhunderts die Vestris, Noverre, die Camargo und die Sallé, welche das galante Ballett auf seine Höhe brachten.



Immer noch trugen die Tänzerinnen dasselbe Kleid auf der Bühne, mit welchem sie sich für den Ballsaal schmückten. Noch war das Tanzen eine einheitliche Kunst. Es galt als ein sehr großes Wagnis, als um 1730 die berühmte Camargo es zum erstenmal wagte, einen „Entrechat" auf der Bühne zu machen. Noch war das, was wir Pantomime nennen, ein wesentlicher Teil des kunstmäßigen Tanzes. Von der Sallé heißt es, sie male die Leidenschaften, sie drücke die Heiterkeit aus, sie vereinige herrliche Schritte mit dem Feuer des Geistes, die Anmut und Richtigkeit mit der Leichtigkeit, ohne der liebenswürdigen Mäßigung zu nahe zu treten, welche die Schönheit ihres Geschlechts bilde.

Bei diesen theatralischen Vorstellungen kam es den Veranstaltern auf etwas anderes an als in unseren Balletts. Es sollte der Schaulust eine veredelte, gesteigerte Freude bereitet werden. Dazu gehörte vor allem eine wohldurchdachte Scenerie. Es sind uns Kupferstichwerke und Handzeichnungen in großer Zahl erhalten, in welchen die wunderbarsten, prächtigsten Säle auf die Bühne gezaubert erscheinen, Werke einer schier unerschöpflichen architektonischen Einbildungskraft. Die Meister solcher Dekorationen, vorzugsweise Italiener, waren damals hochberühmt, an allen Höfen begehrt und fürstlich belohnt. Meist waren ganze Familien in diesem Fach thätig: so die Bologneser Mauri, Aldrobrandini, namentlich aber die Galli Bibiena, die durch ihre theatralischen Barockkünste anregend auf das Gesamtschaffen in der Baukunst wirkten; oder Servandoni, der, von Paris aus an alle Höfe der Welt berufen, durch den strengen Klassicismus seiner Dekorationsentwürfe geradezu als Vorläufer einer neuen künstlerischen Periode gelten kann.

Dieselben Meister waren es dann auch, welche die Kostüme entwarfen. Unsere Hoftheater besitzen noch bändeweise solche Zeichnungen. Dabei kam es den Künstlern nicht auf Echtheit an. Der Begriff der Mode war mit jenem des Stils damals noch so eng verbunden, man konnte sich so wenig vorstellen, daß eine andere Kleidung als die der Zeit wahrhaft schön sei, daß man altes und neues innig zu verschmelzen suchte. Der Cäsar der Barockbühne trug die Allongeperücke und ein im Zeitgeist „verschöntes“ Gewand, der türkischen Sultanin wurde auf der Bühne der Reifrock nicht geschenkt. Jede Tracht mußte sich der Grundform der Zeitmode fügen. Die böse Hexe, welche Schlangen und Dolch in den Händen führt, wie die Schäferin mit blumenumwundenem Hirtenstabe, die Fürstin im reichen goldgestickten Kleid und die kränzewindenden Mädchen, der orientalische Fürst und sein Kavalier, alle bleiben innerhalb der Geschmacksrichtung der Tagesmode. Es war ja bekanntlich erst die Revolutionszeit, die die Perücke auf der Bühne abschaffte, und somit dem Realismus die Wege öffnete. Während des XVIII. Jahrhunderts erhielt sich der Zusammenhang zwischen Bühne und Leben: Was dort als schicklich galt, wurde hier zur Regel. Selbst an den wegen ihrer Unsittlichkeit viel verlästerten Höfen der Rokokozeit erschien nie eine Tänzerin so kurz geschürzt, als wir es heute gewöhnt sind. Der Tanz auf der Bühne blieb eine Steigerungen jenes im Festsaal, so sehr er an Beweglichkeit zunahm, so wenig gab er seine kunstmäßige Form auf, um zur Kunstspringerei mit erschrecklichen Beinverrenkungen, mehr zu einer Kraftprobe als zu einer Darstellung anmutiger Bewegungen zu werden.

Es geht durch die Kulturgeschichte im allgemeinen ein Zug des Verkommens alter geistiger und gesellschaftlicher Werte. Einst nannte man ein junges Mädchen guter Familie Jungfer, später Demoiselle, dann Fräulein! Heute fordert das Dienstmädchen schon diesen letzten Titel, da ihr die anderen zu sehr heruntergekommen sind. Es muß schon das „Gnädige Fräulein“ und die „Gnädige Frau“ erfunden werden, da Weib, Maid oder Magd, das Mensch — wie man im XVIII. Jahrhundert jedes Dienstmädchen nannte — Madame, Frau und selbst das vor fünfzig Jahren noch übliche Ansetzen der weiblichen Endung „in“ an den Namen des Mannes, die Bezeichnung der Frau Müller als „Müllerin“ oder „Müllern“ — all dies „unfein“ wurde. Im Tanz scheint der Weg ein umgekehrter zu sein. Aus der Tiefe drangen unsere kunstlosen Tänze in die Säle der vornehmen Welt, die alten Hopser der Bauern und Handwerker beherrschen die Feste der Fürsten und Großen, beherrschen sogar das Theater. Derbe Kraft ist an Stelle der Anmut getreten und im Schweiße ihres Angesichts tobt unsere Jugend durch die heißen Säle, sich stoßend und schiebend, kunstlos scheinbar, nur erfreut durch die Gelegenheit die körperliche Rüstigkeit zu erproben, unbekümmert, ob dies gut oder schlecht aussehe: Denn wer prüft noch die Tanzenden, wie es damals geschah, als Paar auf Paar zur zierlichen Menuett antrat?

Wunsch und Erfüllung.

(Abdruck verboten.)

Was heiss du wünschest, lebt in deiner Seele
Als himmlisch schönes Traumbild, rein und klar.
Hast du's erlangt, siehst Mängel du und Fehle.
Oft nüchtern scheint, was erst so herrlich war.

Drum murre nicht, wenn dir ein Wurf nicht glückte:
Voraus ward dir das bess're Teil vielleicht!
Weisst du denn stets, ob dem, was dich entzückte
Im Geist geschaut, das Wirkliche auch gleicht?

Wilhelm Hulsch.



Eine Weihnachtsgeschichte

von

Adolf Schmitthenner.

(Abdruck verboten.)

Es gibt ein Dörflein, liegt also fernab von aller Welt, daß gute und schlechte Mär zwei Monate später dorthin kommt als sonst an irgend einen Fleck in deutschen Landen. So geschah es, daß man um die Weihnachtszeit des Jahres 1648 in selbigem Dorfe noch nicht wußte, daß nach dreißigjährigem Kriegsjammer Friede worden im Vaterland, und doch hatten die Herren Gesandten zu Münster und Osnabrück schon am 25. Oktober mit umständlicher Feierlichkeit das letzte große Punktum gesetzt. Bald nach Martini zwar ist ein fahrender Geselle gekommen, der erzählte im Wirtshaus, es sei Fried' im Reich, und er selber habe gesehen, wie die Bauern drunten am Strom auf der Heerstraße ihre Schweine zu Markt getrieben; aber niemand glaubte es ihm. Einer holte den alten Schulmeister. Der fühlte dem Fremden auf den Zahn durch allerlei Fragen. Als der Geselle erzählte, daß er auf der hohen Schule zu Padua gewesen, und daß man dort jetzt den Stoßdegen unter dem Rockschoße trage, da raunte der Schulmeister den anderen zu: „Traut ihm nicht, 's ist ein Lateinischer," und schiergar hätte der Wandersmann für seine Friedensbotschaft noch Schläge bekommen.

So wähnten sich die Leute mitten im Krieg. Wer etwas in Feld oder Wald zu schaffen hatte, nahm einen guten Gesellen mit. Abwechselnd trugen sie das Feuerrohr, und ehe sie an die Arbeit gingen, suchten sie das Umland ab; während der eine Holz machte oder ackerte, stand der andere auf Wache. Einigemale hatten sich Gewaffnete gezeigt; die wurden durch Schüsse vertrieben. Ob es versprengte Soldaten waren oder Raubgesindel, wußte man nicht. Allsonntäglich fügte der Pfarrer dem großen Kirchengebet die Bitte um den edlen Frieden bei und fast alle andermal ließ er sein Lieblingslied singen: „Ach Gott vom Himmel sieh darein und laß dich es erbarmen." Er war stimmlos, seit ihm die Kroaten den Schwedentrunk mit heißem Wasser gegeben, und hatte seitdem keine gute Stunde mehr. Aber er versah noch sein Dienstlein, und die Leute verstanden ihren Hirten, auch konnten sie sich alle nah zu ihm heransetzen. Krieg, Pest und Hunger hatten aufgeräumt.

So war der Tag vor dem Christfest herangekommen. Niemand dachte mehr an die Friedensbotschaft des Lateinischen. Nur eine hatte sie nicht vergessen. Das war des Nachtwächters alte Mutter. Sie hat vor fünf Jahren ein böses Gelübde gethan. Das quälte sie jetzt, denn sie lag im Sterben. Es war an einem Wintertag, da trugen sie ihr den Mann tot ins Haus. Vorübersprengende Reiter hatten aus Mutwillen ihn geschossen, als er auf einem gefällten Stamme saß und sein Brot verzehrte. Da-

mals fluchte sie dem Herrgott, weil er solch himmelschreienden Greuel geschehen ließ, und sie gelobte, nicht mehr zum Nachtmahl zu gehen, solange der Krieg währe. Jetzt lag sie krank zu Bett und wußte, daß sie sterben müsse und sehnte sich nach der heiligen Kost. Aber als der Pfarrer ihr zuredete, sie solle der Sehnsucht Genüge thun, denn ihr Gelübde sei gottlos gewesen, da wandte sie sich zur Mauer und gab keine Antwort.

Heute nun warf sie sich unruhig auf ihrem Lager herum. Der Husten quälte sie, und noch etwas. „Mein Vater selig ist auf den Christtag gestorben," sagte sie in der Frühe. Nach einer Weile stöhnte sie auf.

„Was ist Euch, Mutter?" frug der Sohn und eilte an's Bett.

„Man ist doch auch ein Christenmensch," flüsterte sie.

„Morgen ist Nachtmahl in der Gemeinde," fing der Sohn wieder an, „wollt Ihr nicht auch, Mutter?"

Da frug sie mit hastiger Stimme: „Ist Fried' im Land?"

Der Nachtwächter schüttelte traurig den Kopf. „Wir erleben's nimmer, Mutter, Ihr nicht und ich nicht." Und er ging zur Thüre hinaus.

Da trat ihr Enkelsohn an das Bett, ein baumlanger Kerl. Er war hinter dem Ofen gesessen und hatte an einem Spahn geschnitzt. „Ich will in die Stadt gehen, Altmutter, und fragen, ob Krieg oder Fried' ist. Morgen früh bin ich wieder da."

„Ja, geh," flüsterte die Kranke in fliegender Hast. „Geh, ehe dein Vater kommt, er leidet's sonst nicht."

„Wen soll ich fragen, Altmutter?"

„Im Thorturm wohnt der Waibel. Seine Frau ist mein Patenkind. Die frag', die weiß es. Sie hat von mir ein silbern Salzfaß zur Aussteuer. Das soll sie dir geben zum Zeugnis der Wahrheit, wenn Fried' ist im Land. Geh, nimm deines Vaters Spieß mit, der Wolf —"

Aber der Junge hörte nicht mehr. Schon eilte er den Berg hinab der Waldschlucht zu.

Sechs Stunden war es bis zur Stadt. Der Weg dahin führte durch einsame Heide und wilden Wald, vorbei an ausgebrannten Mühlen und verlassenen Dörfern; dann stieg er hinunter ins breite, offene Thal an den großen Strom, wo die Heerstraße lief und die Städte lagen. Durch Wald und Heide trabte der Wolf, und durchs Thal zog Mordgesindel jahraus, jahrein, solches mit der roten Feder und solches mit der Sturmhaube, Schnapphähne und Soldaten.

Den Tag über lag die Alte still. Als der Sohn das Mittagsmahl kochte — es war kein Frauensbild weiter im Haus —, frug er: „Wo steckt denn der Bub?" Aber er frug mehr sich selbst als seine Mutter, und diese schwieg. Der Abend dämmerte. Da schaute der Mann besorgt noch in Stall und Scheune, blickte die Dorfstraße hinauf und kehrte stumm in die Stube zurück. Er setzte sich auf die Ofenbank. Es ward finster. Die Mutter stöhnte. „Wollt Ihr was?" frug der Sohn von der Bank her.

„Er wird in die Stadt sein," jammerte die Kranke.

„Der Bub'?" rief entsetzt der Mann.

„Er will fragen, ob Fried' ist im Land."

„Mutter," schrie der Sohn, „Euch rechn' ich's zu, wenn er mir verdirbt!"

Die Kranke murmelte Unverständliches. Ihre Zähne schlugen zusammen. Beide schwiegen. Es ward völlige Nacht in der Stube. Nur die Augen der Hauskatze leuchteten unter dem Ofen herauf.

Als der Orion über das Scheunendach schaute, stand der Mann auf, nahm das Horn von der Wand und verließ wortlos die Stube. Die Katze strich ihm nach bis an die Thüre, dann sprang sie auf den Fenstersims. Aber es wehte ein kalter Zug herein. Mit ein paar Sätzen war sie wieder am Ofen, legte sich auf den alten Platz, und ihre Augen leuchteten nach dem Bette der Sterbenden hinüber.

Derweil stieg der Orion höher und höher, und jetzt schauten seine Sterne in die Waldschlucht hinein gleich unten am Dorf. Wolfsloch hieß sie, und die Leute wußten, warum. Das Sternenlicht drang hinab bis auf den schmalen, finstern Grund. Dort lag eine dunkle Masse, fast regungslos, Mensch und Tier im Ringen auf Leben und Tod. Oben am Eingang zur Schlucht stand der Nachtwächter und spähte hinab. Aber der Blick ging über den Knäul hinweg, und der Kampf war lautlos; der sausende Odem der Ringenden verwehte, ehe der Lufthauch von dort heraufkam. In dem Augenblick, als der Vater sich umwandte dem Dörflein zu, tauchte aus der Tiefe der Schlucht ein irrer Blick in das blinkende Sternenlicht, und

mit Himmelsgewalt schlug wie ein siegreicher Blitzstrahl ein Seelenschrei in die Unendlichkeit: „Herr Gott, ich muß der Altmutter zum Nachtmahl helfen."

Der Nachtwächter war langsam hinaufgestiegen auf den Kirchhofhügel. Man sah dort am weitesten umher. Er spähte in die schneelose Landschaft hinaus, sein Blick weilte ein wenig bei den dunklen Tannen, die das Wolfsloch zudeckten. Dann ging der Mann langsam über den hellen Friedhof. An einem großen Grabhügel stand er stille. Hier lagen siebzehn, die auf zwei Tage an der Pest gestorben. Darunter auch sein Weib und zwei Mägdlein. Ein drittes, die älteste, hatte das Kriegsvolk mitgeschleppt. Sie war nimmer heimgekommen.

Nimmer heimgekommen! Da schnürte es ihm das Herz zu. Er dachte an seinen Buben. Aber wie er nun, um von neuem zu spähen und zu lauschen, das Antlitz hob, leuchteten ihn die Sterne so mild und tröstlich an, daß ihm die Augen feucht wurden. Und mit einemmale fiel's ihm ein: Heute ist der Heiland geboren. Er schaute nach dem Stand der Gestirne. Es war um die halbe Nacht. Er nahm sein Horn und blies die zwölfte Stunde. Dann schritt er den Hügel hinab. Als er von der sternhellen Höhe in die finstere Dorfgasse getreten war, hielt er stille und hub mit lauter Stimme zu singen an:

„Vom Himmel hoch da komm' ich her,
Ich bring' euch gute, neue Mär,
Der guten Mär bring' ich so viel,
Davon ich singen und sagen will."

Er wollte gerade weiter fahren: ‚Euch ist ein Kindlein heut geboren,' da sah er eine hohe Gestalt die Dorfgasse heraufkommen. So hochgewachsen ist nur einer, jauchzte sein Herz, mein Bub'! Mit raschen Schritten ging er ihm entgegen. Der Bursche kam langsam, er war barhäuptig, die Arme über der Brust gefaltet. Im Schatten einer Scheune stand er still. Halb freudig, halb verwundert trat der Vater ihm nahe. Aber ehe er fragen mochte, rief ihm der Sohn mit leiser, fremdartiger Stimme: „Vater, holt den Pfarrer, die Altmutter kann zum Nachtmahl." Und flüsternd fügte er hinzu: „'s ist Friede!"

„Friede!" schrie der Mann und taumelte zurück. „Friede," wiederholte er, und die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und er zitterte wie im Fieberschauer. Eine Weile stand er in sich versunken und murmelte vor sich hin immer nur das eine Wort: „Friede." Dann raffte er sich auf und ging mit großen Schritten dem Pfarrhause zu. Des Sohnes hatte er vergessen.

Der ging langsam zurück. Oft blieb er stehen und preßte die Hände auf die Brust. Aber nach kurzer Weile ging er weiter, vorbei am letzten Hause, wo die sterbende Großmutter lag. Zum Dorf hinaus dem Wolfsloch zu schleppte er sich. Was trieb ihn an den grauenvollen Ort? Wollte er dem erwürgten Feinde noch einmal ins verglaste, bluttriefende Auge schauen?

Derweil hatte der Nachtwächter mit der Klinge der Hellebarde die Thüre des Pfarrhauses aufgebrochen. Seinem Klopfen war nicht geöffnet worden. Man kannte dies Pochen zur Nachtzeit. Drinnen in der Stube lag der Pfarrer auf den Knieen und bat Gott um den Gnadenstoß. Da rief des Nachtwächters bekannte Stimme in die Stube hinein: „Friede!" Der Pfarrer sah mit stieren Augen hin, wie wenn er nichts begriffe. „Meine Mutter will sterben. Gebt ihr das Nachtmahl. Fried' ist im Land!" Da ward dem alten Manne das Herz überwältigt. Er brach in seinem stimmlosen Flüsterton in Schluchzen aus. Es klang zum Erbarmen.

Der Nachtwächter aber ging hinüber zum Schulmeister. Mit dem Knopf der Hellebarde stieß er an den Laden. „Ich bin's, macht auf!"

„Wo brennt's?" rief der Schulmeister und öffnete den Laden.

Da legte der Nachtwächter seine Arme dem Mann um den Kopf, neigte das Antlitz ihm an die Wange und flüsterte ihm ein Wort ins Ohr. Der Schulmeister zuckte zusammen, dann weinten beide Männer Brust an Brust.

„Ich muß läuten, laß mich los," sagte endlich der Schulmeister. Aber sein Geselle war seiner nicht mehr mächtig. Gewaltsam machte sich der Greis frei, weckte seine Söhne und eilte zur Kirche hinauf, während der Nachtwächter sich wieder zum Pfarrhaus wandte.

Seit vierzehn Jahren waren die Glocken stumm. Zum letztenmale hatten sie geläutet am Weihnachtsfest nach der Nördlinger Schlacht. Dann schwiegen sie, daß nicht die Mordbuben herbeigelockt würden.

Und jetzt und jetzt schlugen sie wieder zusammen!

„Was macht so?" frugen die Kinder.

„Es läutet," sagten die Alten. „Steht auf, Kinder, 's ist Fried' im Land!"

„Wer ist der Fried'?" frugen die Kinder, „nimmt uns der Fried' die Geis weg, und schlagt er uns den Vater blutig?"

„Schweigt, Kinder, und zieht euch an und betet!"

„Thut der Fried' so sausen?" frugen die Kinder furchtsam. Aber die Mutter gab ihnen fürder keine Antwort. Da fingen sie an zu weinen und verkrochen sich, ein jedes in sein bekanntes Versteckلein, und lauschten angstvoll dem fremden Getön.

Übel klangen die Glocken. Die große war zersprungen. Gleich am Anfang des Krieges hatten die Mansfelder sie und die mittlere, die nicht mehr da war, zum Turm hinabgeworfen und mitgeschleppt. Die große fand man später im Wald. Aber auch so klang es den Alten wie Himmelsgeläute.

Und doch war keine rechte Freude. Das Andenken an das erlittene Elend stand grausig auf. Jeder gedachte seines Verlustes, und die vielen Wunden der Seele bluteten alle zusammen. Starr sahen sich die Leute an, verstört standen sie auf der Gasse umher. Aber niemand zweifelte an der Wahrheit der Botschaft.

Von zwei Männern gestützt, kam der alte Pfarrer die Straße herab. „Die Lore geht zum Nachtmahl," sagten sich die Leute. Viele schlossen sich an. Der Zug ging nach dem letzten Haus.

Der Pfarrer trat mit dem Nachtwächter und dem ältesten Sohn des Schulmeisters in die Stube der Sterbenden. Ein Spahn wurde angezündet und an der Wand befestigt. Der Sigrist bereitete das Nachtmahltischlein am Bette der Kranken. Der Pfarrer beugte sich nieder, und wie ein starkes Geräusch keuchten die klanglosen Worte: „Es ist Friede; wollt Ihr jetzt zum Nachtmahl?"

Da suchte die Frau angstvoll mit den Augen und tastete auf der Bettdecke herum. „Wollt Ihr?" wiederholte der Pfarrer. „Seht, Ihr müßt sterben. Macht Friede mit Eurem Gott und ziehet hin im Frieden!" Die Greisin riß die Augen auf und sah den Pfarrer starr an. „Wo ist das Salzfaß?" flüsterte sie. Der Nachtwächter sagte: „Sie ist irr." Da trat ein harter, verschlossener Zug auf das Antlitz der Sterbenden. „Ich will —" stöhnte sie. „Was wollt Ihr, Mutter?" frug der Sohn und nahm sie in den Arm. „Ich will so sterben," hauchte sie und deutete mit der Hand nach der Mauer. „Sie will der Wand zu sterben," sagte der Sohn.

In diesem Augenblick ging die Thüre auf. Ein Hausen Männer stand draußen. „Sachte, langsam," riefen sie sich zu, und halb führten, halb trugen sie den Enkelsohn der Sterbenden herein. Die Kleider hingen ihm in blutigen Fetzen vom Leib, die Brust war eine Lache, aus der es dick und schwarz herausquoll. Die Männer wollten ihn in die Kammer bringen, aber mit starrem Blick sah der Todwunde nach der Großmutter Bett, und seine wankenden Beine strebten dorthin. So leiteten ihn die Männer, wohin er wollte. Er sank nieder auf das Bett, so daß es über und über mit Blut besudelt ward. Er tastete nach der Hand, und als er sie gefunden, drückte er ein Ding hinein, das seine Faust krampfhaft umschlossen gehalten. „Da, Altmutter, da," murmelte er, „Euer Patenkind läßt Euch grüßen und Euch sagen, es sei Fried' im Land. Da ist das Salzfaß zum Zeugnis der Wahrheit." (S. Abb.)

Das Pfand war ihm entfallen im Kampfe mit dem Untier. Darum war er nochmals zurückgekehrt. Darüber waren ihm die Wunden, die er mit Moos zugestopft, aufgebrochen.

Die Sterbende betastete das Salzfaß. Da leuchtete es in ihrem Antlitz selig auf. „Gott sei Dank," flüsterte sie, „Friede, Friede!"

„Sie stirbt ohne Nachtmahl," rief der Sigrist.

„Sie feiert es droben im Licht," hauchte der Pfarrer. „Küßt Eure Mutter noch einmal," raunte er dem Nachtwächter zu, „und dann macht Euch bereit, von Eurem Sohne Abschied zu nehmen. Ihr bringt dem Frieden ein schweres Opfer."

Sie legten den Burschen sacht auf den Boden. Frauen wuschen ihm die Wunden. Der Vater legte sich neben ihn nieder und sah ihm in die brechenden Augen.

„Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen," raunte der Pfarrer. Da versagte

ihm die Stimme. Er hatte den Buben mit den trotzigen blauen Augen lieb gehabt. Der Todeskampf begann. Der Vater hielt seinen Sohn umschlungen. Derweilen füllte sich die Stube mit Männern und Frauen. Der Kampf war nicht schwer. Jetzt war es aus. Die Weiber fingen an zu weinen. Der Pfarrer kniete nieder. Da schwiegen alle und knieten gleichfalls. Nur der Nachtwächter blieb an der Seite seines Sohnes liegen.

Der Pfarrer hub an: „Ehre sei Gott in der Höhe —“

Ein Schauer durchlief die Versammlung. Er hatte mit lauter Stimme gesprochen. Der Pfarrer selbst hielt entsetzt inne. Er mochte sich fürchten, von neuem zu beginnen. Endlich fuhr er fort. Erschütternd gleich dem Glockengeläute, aber rein und klangvoll schallte es durch die Stube: — „und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“



Armut.

Von Frida Schanz.

(Abdruck verboten.)

Sie friert. Sie hungert. Sie ist allein.
Denkt sie, wie lieb er sie hat,
Ihr lieber Bursch, dann ist Sonnenschein,
Ihre Seele ist selig und satt.

Und die andre, die Schöne, im festlichen Glanz,
Sie lacht so bitter und schrill,
Sie dreht sich so schleichend und müd' im Tanz,
Sie sinnt so düster und still.

Wohin sich aus der heiteren Pracht
Ihr dunkles Träumen verliert?
In wilde Sehnsucht, in tiefe Nacht!
Ihre Seele hungert und friert!



Orpheus begrüßt den Sonnenaufgang. Nach dem Gemälde von Camille Corot.


Weihnacht.
Von
F. Reimund.
Weihnacht

(Abdruck verboten.

Aus den Wolken tönt der Engelsang:
„Freuet euch, der Heiland ist geboren!“
Kindersehnsucht stand schon mondelang
Purpurwangig vor den Himmelsthoren.

Wunderbar in Sternenglanz gehüllt,
Kommt die heil'ge, holde Nacht geschritten.
Selig, selig werdet ihr erfüllt
All ihr heißen, süßen Kinderbitten.

Liebe kleine Pilger, kommt heran!
Durch die Thüren schimmern schon die Kerzen.
Gott hat euch den Himmel aufgethan,
Reine, fromme, traute Kinderherzen!





Neues vom Büchertisch.

Van Paul van Szczepanski.

(Abdruck verboten.)

Eine gute Idee haben, ist gewiß viel wert; aber dem Manne, dem die Kraft fehlt, sie auszuführen, wäre es besser, er hätte sie nie gehabt. Auch dem deutschen Dichter, trotzdem der Idealismus des deutschen Lesers häufig so weit geht, das Wollen über das Können zu stellen. Wolfgaug Kirchbach gehört zu diesen nachsichtig beurteilten deutschen Dichtern; nicht gar zu selten hat er eine gute Idee, aber je besser die Idee ist, um sa schwächer erwelst sich seine Gestaltungskraft. Diesmal hat der „Verein der Bücherfreunde“ (Geschäftsleitung: Friedrich Pfeilstücker, Berlin) den Schaden davan. Denn einen Verein, der „sich freudig bewußt ist, mit seiner Arbeit zugleich im Dienste einer nationalen Idee, eines Empardlühens unseres deutschen Schrifttums zu wirken,“ muß es doch kränken, wenn sich einmak wieder eine seiner Veröffentlichungen als eine taube Blüte erweist. Es läßt sich wenigstens kaum annehmen, daß sämtliche neuntausend Mitglieder des Vereins sich dem guten Glauben hingeben, weil die Ausstattung der Veröffentlichungen immer gediegener wird, müsse auch das deutsche Schristtum, dessen sie gewürdigt werden, im Emporblühen begriffen sein. Der Raman van Wolfgang Kirchbach: „Das Leben auf der Walze“ ist sagar illustriert. Trotzdem der Dichter darin einen Maler schlecht genug behandelt, hat Gearg Koch, der Illustratar, glühende Kahlen auf das Haupt des Dichters gesammelt; oder, wenn er boshaft sein wollte, hat er wenigstens edle Rache geübt, indem er sich dem Staff besser gewachsen zeigte als Walfgang Kirchbach. Und doch hat Kirchbach nicht nur eine sehr glückliche Idee gehabt, sandern sie auch mit strebsamem Ernst zu bewältigen versucht. Ich bin überzeugt, er hat nicht nur ein ganzes Lehrbuch der „Walzersprache“ studiert, sandern sich nicht einmal gescheut, einen Blick in eine richtige Handwerksburschenherberge zu thun. Das letztere ist gewiß keine Kleinigkeit für einen reputierlichen Dichter, der das Spiel bunteinfallender Lichter auf den Marmorstufen eines Treppenhauses in Berlin W. („Nur für Herrschaften!“) so respektvoll und bedeutsam zu schildern versteht. Trotzdem er's gar nicht nötig hätte, in diesem Raman wenigstens nicht, denn die Leute „auf der Walze“ verkehren nur auf den Hintertreppen, und auch dort finden sie nur Zutritt, weil es zu ihren berechtigten Eigentümlichkeiten gehört, daß sie das Schild mit der ominösen Aufschrift „Verein gegen Armut und Bettelei“ ader „Betteln und Hausieren ist aufs strengste untersagt“, beharrlich übersehen. Den Lesern aber ist vielleicht nicht ganz klar, was es bedeutet, „auf der Walze“ sein; das Leben auf der Walze ist so exklusiv, daß nicht jeder seine Sprache versteht. Also alles, was sich durchfechtend aber bettelnd van Ort zu Ort zieht, Arbeit suchend oder arbeitsscheu, in der Absicht, seine Kraft auf fremdem Baden zu erproben oder nichtsthuerisch dem Herrgatt den Tag zu stehlen, alles, was die Landstraßen zu Fuß abmißt und im Freien ader in der Herberge nächtigt, — das befindet sich „auf der Walze“. Eine Welt für sich, und diese Welt, in der gut und böse ebensa nahe nebeneinander kiegen, wie sie durch eine tiefe Kluft voneinander geschieden sind, zu schildern, ist gewiß eine glücktiche Idee für einen Ramandichter. Nach all den Leutnants und Assessoren, Gräfinnen und Bankierstöchtern, die man aus deutschen Romanen kennen zu lernen die Ehre hatte — ein Vergnügen ist es nicht immer gewesen — könnte es ein Genuß sein, einmal mit auf die Walze genommen zu werden. Der Führer müßte freilich jemand sein, der sich keck mit beiden Füßen in diese abgeschlassene Welt hineinstellt und den Leser nicht jeden Augenblick an die Enge seines Studierzimmers und daran erinnert, daß er selbst zweifelsahne und nach niemals mittels polizeilichen Steckbriefs gesucht warden ist. Vielleicht hat Wolfgang Kirchbach gefürchtet, man könne ihn, den Autar, mit dem Helden des Ramans identifizieren, und schrecklich genug wäre es ja für ihn gewesen, wenn eine der Backfischzierden der Dresdener Salons — das glückliche Alter, in dem man glaubt, ein Autar müsse die Dinge, die er erzählt, selbst erlebt haben — ihn schaudernd gefragt hätte: „Nee, aber werklich, Herr Kirchbach, wegen Beddelns und Landstreichens haben Sie vierundzwanzig Stunden gesessen?“ Nur durch diese Rücksicht auf seinen guten Ruf läßt es sich erklären, daß Walsgang Kirchbach seine gute Idee in demselben Augenblick, in dem sie ihm sein guter Genius eingegeben hatte, wieder verbumfidelte. Er konnte nicht heraus aus seiner guten Stube, und da schuf er denn eine schwankende Notbrücke zwischen diesem haffentlich höchst stilvollen und behaglichen Raum und der Her-

bergsspenne, in die er den Leser führen wollte. Er schuf nämlich den Nationalökonomen, angehenden Volkswirtschaftslehrer, Doktor und Privatdozenten Hans Landmann, einen wundersamen Träumer, der sich einbildet, mit einem Werk über das Stromertum ließe sich so viel Geld erwerben, daß er seine verwöhnte Braut Elsa von Arnim in ein ihrer würdiges Heim führen könne. Als Anhänger der „naturalistischen Richtung“ meint Hans Landmann, ein solches Werk sei nur zu schreiben, wenn er sich selbst als Handwerksbursche verkleidet und auf die Wanderschaft geht. Fast scheint es, als sei auch Wolfgang Kirchbach dieser Meinung; nur hat gerade dieser Roman einmal wieder bewiesen, daß ein Dichterauge in dem einen Augenblick, der dazu gehört, einem bettelnden Stromer einen Nickel zu verabreichen, mehr sieht als ein fahrender Student der naturalistischen Richtung Zeit seines Lebens. Denn dieser unglückliche Hans Landmann erlebt auf seiner Wanderschaft Dinge, die er in Wirklichkeit niemals erleben, sondern von denen er nur nach einem schwerverdaulichen Mittagsessen träumen könnte, um aufwachend auszurufen: „Was für albernes Zeug!“ Zum ersten gerät er in eine Gesellschaft, die man nur höchst selten beieinander findet, — Kirchbach wirft nämlich den Auswurf der großen Städte und das fahrende Volk der Landstraßen wie Kraut und Rüben durcheinander. Das ist sehr unrecht von ihm, denn es entspricht nicht der Wahrheit; und man braucht kein Anhänger der naturalistischen Richtung zu sein, um die Wahrheit über alles zu stellen. Zum zweiten behandelt er sein Thema, als ob die Leutchen, die er schildern will, im Grunde ihrer Seele doch etwas von bürgerlicher Stabilität hätten, und das ist wieder unrecht von ihm, weil es eine rührende Unbekanntschaft mit den modernen Kultur- und Polizeiverhältnissen bekundet. Ein großstädtischer Verbrecherkeller kann wohl durch viele Jahre ein Stammpublikum haben, weil die großstädtische Polizei diesen Lokalen eine gewisse, klug berechnete Duldung bezeigt, — es ist ihr angenehm zu wissen, wo sie ihre Vögel finden kann. Eine Herberge, die von den „Walzern“ lebt, hat ein solches Stammpublikum nicht, denn das Leben auf der Walze ist nur möglich bei beständigem Ortswechsel, und der Gensdarm hat ein anderes Prinzip als die Polizei der Großstädte, — ihm ist nur daran gelegen, alles, was keine Aufenthaltsberechtigung hat, so schnell wie möglich aus seinem Bezirk fortzuschaffen. Am schlimmsten aber ist es, daß der vielbetitelte Dr. Landmann auch nicht eine Spur von Talent für die Aufgabe mitbringt, die er sich gestellt hat. Es ist, als ob Wolfgang Kirchbach eine Satire auf eine solche Studienreise hätte schreiben wollen, — aber die Satire muß lustig sein, während dieser Roman verzweifelt ernsthaft gemeint ist und nur belustigend wirkt wie der schlechte Schauspieler im Trauerspiel. Das liegt daran, daß auf den guten Dr. Landmann alles, was er erlebt, immer die entgegengesetzte Empfindung von dem hervorruft, die es eigentlich hervorrufen müßte. Durch all die Phasen philiströser Empfindsamkeit, die den Helden ganz ungeeignet erscheinen lassen, auch nur den Entschluß zu einer solchen Studienfahrt zu fassen, mag ich dem Autor nicht folgen. Aber der Leser wird mir recht geben, daß einem Manne, der sich an eine solche Aufgabe macht, gar nichts Angenehmeres geschehen könnte, als wegen Bettelns und Vagabondage auf vierundzwanzig Stunden eingelocht zu werden. Wer der Meinung ist, nur Dinge schildern zu können, die er selbst erlebt hat, der muß doch froh sein, wenn er möglichst alles erlebt. Und um vierundzwanzig Stunden Haft, die einem irrtümlich aufgebrummt wurden, weil man um seine Legitimationspapiere bestohlen worden ist, mit Humor abzusitzen, dazu gehört wirklich nicht einmal ein ganz besonders leichtes Blut. Dr. Landmann aber empfindet diesen Spaß als einen Flecken, der ihn von der bürgerlichen Gemeinschaft scheidet, er fühlt sich damit als zugehörig zu jener Gesellschaft der Ausgestoßenen, in die er sich Studien halber gewagt hat, und Fräulein Emma von Arnim muß schreckerstarrt einen Brief lesen, in dem ihr Bräutigam ihr schreibt: „Mein Gnädiges Fräulein. Verzeihen Sie, daß ich es nicht mehr wage, vor Ihnen zu erscheinen. Ich kann Ihnen nicht zumuten, daß Sie einen Mann bei sich sehen, der in Haft gesessen hat, und dessen bürgerlicher Ruf infolgedessen nicht mehr die Makellosigkeit besitzt, die Sie beanspruchen dürfen.“ — Das scheint mir doch der Gipfel der Simpelei, um so mehr, da besagtes Fräulein von Arnim ein ganz kluges und energisches Mädchen sein soll, das zudem über die Vorgeschichte dieser Haftstrafe ganz genau unterrichtet ist. Um den Roman zu einem glücklichen Schluß zu bringen, fest sie wider Erwarten des Lesers nach der Lektüre dieses Briefes nicht: „Gott sei Dank, der Mensch wäre mir doch zu dumm gewesen,“ sondern sie setzt sich auf ein Pferd und rettet sich ihren Bräutigam mitten aus dem Jahrmarktstrubel und aus den Armen einer Landstreicherin — einer gänzlich tugendhaften natürlich — in denen der Dr. Landmann nun allen Ernstes sein Leben zu schließen gesonnen war, nachdem er sich aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen gefühlt hat. Als er gerettet ist, setzen sich alle drei aufs Karussell; „Hans bestieg als Vorreiter ein Holzpferd, und indem er ihm die Sporen gab und sich heiter rückwärts zu den Mädchen wendete, sagte er, wie einer, dem eine schwere Lebenslast vom Herzen gefallen ist: ‚der Hyppogryph ist gesattelt, Pegasus schnaubt in den Nüstern, zwei Bräute hinter mir, die Musen meines Geistes — und nun laßt uns aus dem Elend dieser Zeit, aus allen socialen Nöten und Sorgen des Jahrhunderts den Ritt ins alte, vielgeliebte Land des göttlichen Humors beginnen, denn alle Menschen kommen als Kinder auf die Welt —!‘“ — Manche bleiben es auch, und dann bilden sie sich zeitlebens ein, daß man die Löwen fängt, indem man die Wüste Sahara durch ein Sieb schüttet — was zurückbleibt, sind Löwen —, aber die Hasen, indem man ihnen Salz auf den Schwanz streut. Zu dieser ganz unvermittelten Bemerkung gibt mir die beachtenswerte Methode Anlaß, nach der Wolfgang Kirchbachs Landstreicherin Jette — die tugendhafte — Eich-

hörnchen fängt. Sie hat nämlich die Angewohnheit, Eichhörnchen zu fangen, um sie für einige Groschen an die Bauernkinder zu verkaufen. Vielleicht ist diese Thatsache geeignet einen Fingerzeig darüber zu geben, in welcher Gegend Deutschlands dieser Roman eigentlich spielt, denn Bauernkinder, welche Eichhörnchen kaufen und nicht selbst fangen, dürften dach nicht überall zu finden sein. Also Jette macht das so: Sie legt einige Nüsse unter einen Baum, auf dem ein Eichhörnchen sitzt, und hockt daneben, bis das Tierchen sich die Nüsse holt. Dann greift sie natürlich zu, und hat es, — nichts ist einfacher als dieses! Manchmal freilich entwischt es ihr, — dann hat sie es eben nicht. Aber die Gute, die auf Eichhörnchenjagd geht, um ihrem geliebten Hans in seiner Verlegenheit beizustehen, weiß sich zu helfen, — sie klettert auf die Bäume und nimmt Vogeleier aus, van denen sie ihm in der Penne einen Eierkuchen backen lassen will. Was das für Vageleier sind, läßt Wolfgang Kirchbach ungesagt; er deutet nur an, Reiher oder etwas ähnliches — wahrscheinlich, damit die Phantasie des Lesers nicht gleich unnötiger Weise mit Straußeneiern spiele. Und dabei ereit sie ihr Schicksal. Ein Förster ertappt sie, fängt sie, fesselt sie und als sie ihm dennach entwischt, schießt er hinter ihr her, — welch Glück, daß er sie nicht trifft; Walfgang Kirchbach hätte sonst, ahne daß er es zu ahnen scheint, einen Mord auf dem Gewissen. Die Zahl dieser im Siebe gesangenen Löwen ließe sich bis ins Unendliche rermehren, denn die Wüste, aus der ich schöpse, ist so riesengroß, wie Walsgang Kirchbachs Blick für die Wirklichkeit beschränkt ist. Diesen Blick für die Wirklichkeit kann man nicht ersetzen durch realistische oder naturalistische Mätzchen, wie Kirchbach sie anwendet, indem er an den Haaren herbeigezagen den Leser einen ganzen Kursus der Walzersprache durchmachen ader ein leibhaftiges Fräulein van Arnim aufmarschieren läßt. Offenbar hatte er eigentlich die Absicht, auch nach einen heruntergekammenen Herrn van Wedel auftreten zu lassen. Aber im letzten Augenblick muß ihn Besorgnis erfaßt haben, das weitverzweigte Geschlecht derer von Wedell könne ihm Fehde ansagen, — so hat er einen Herrn von Wesel daraus gemacht, und nur die Unterschrift eines der Kochschen Bilder zeigt nach den verräterischen Buchstaben. Am schlimmsten aber ist das Deutsch, das der die Wirklichkeit belauschende Herr Kirchbach seine Fahrenden reden läßt, — nämlich durchweg einen gänzlich karrumpierten Berliner Dialekt, wie ihn in ganz Deutschland überhaupt kein Mensch redet. Es ist ja nicht gerade kompromittierend für einen gebildeten Dichter vom Range Walfgang Kirchbachs, wenn er nur das Hachdeutsche beherrscht. Er muß das nur wissen und sich nicht lächerlich machen, indem er einen neuen Dialekt erfindet.

Gleichfalls von keiner Kenntnis der Dinge getrübt, hat Kurt von Wildenfels einen Roman „Aus russischen Kreisen“ geschrieben. (Leipzig, Verlag van R. Claußner) Da Kurt von Wildenfels noch nicht ganz so berühmt gewarden ist wie Wolfgang Kirchbach, würde ich den Roman kaum erwähnen, wenn er nicht bereits in dritter Auflage erschienen wäre, und wenn ihm nicht auf den letzten Seiten die Kritiker zweier angesehener Zeitungen attestierten: „Auf jeder Seite, möchte man sagen, bekundet sich Herr Kurt van Wildenfels nicht nur als gewandter Ramanschriftsteller, sandern auch als gründlicher Kenner der verschiedensten Kreise der russischen Gesellschaft“ und: „Überall sieht man, namentlich an den interessanten Detailausführungen und den vielen, uns allerdings mitunter fremd anmutenden, mit besanderer Vorliebe geschilderten charakteristischen Einzelheiten, daß der Verfasser diese Kreise genau kennt und eine Reihe naturgetreuer Kulturbilder in glücklicher Wiedergabe varführt“. — Die Russen haben ja den Ehrgeiz, sich ihre Litteratur selbst zu machen und sie verschmähen es, trotzdem uns keine Konventian schützt, unsere modernen deutschen Romane zu übersetzen. Sollte es diesem, vielleicht seines Titels wegen, aber dennach geschehen, — ganz Rußland, soweit es lesen kann, hielte sich den Bauch vor Lachen. Das wäre beschämend für uns, die wir dem Ausländer jede Unkenntnis deutscher Verhältnisse als einen Bildungsmangel anzurechnen pflegen. Es ist mir ganz zweifellos, daß Herr Kurt van Wildenfels niemals einen Russen van Angesicht zu Angesicht gesehen und daß „er“ seine Kenntnis Rußlands höchstens aus den Romanen van Karl Detleff, einem Führer durch Petersburg und allerhöchstens nach aus einem Feuilleton über Alexander Herzen geschöpft hat. Das genügt dem Mut der deutschen Ramanciere, — Kurt van Wildenfels ist nämlich eine solche, — um die russische Gesellschaft zu schildern, und der Erfalg hat ihr Recht gegeben. Unerschracken betritt sie das Palais des Grafen Orlanoff, — nach den phantastischen Schilderungen ein Haus der allerersten Petersburger Gesellschaft. Was sie da sieht, ist phänamenal, aber nach dem maßgebenden Urteil der obenerwähnten Kritiker echt russisch. Auf den Treppen und in den Karridaren liegt die betrunkene Dienerschaft umher — Saufen ist ja ein russisches Nationallaster; naht sich der Hausherr und zieht an der Thürglocke, dann besinnt sich die ganze Gesellschaft wieder und rafft sich van den Marmarstufen auf. Graf und Gräfin suchen jedesmal, wenn sie eine Unterredung miteinander haben, bei der sie nicht gestört sein möchten, einen geheimnisvollen grünen Pavillon auf, als ab es sich bei der Erörterung ihrer häuslichen Sorgen um eine Verschwörung gegen den Zaren handele, die Damen titulieren sich gegenseitig „Meine liebe van Soundsa“, das Vergißmeinnicht spielt dieselbe Rolle wie bei uns, Tausende von Brillanten an der Toilette eines jungen Mädchens sind ein Firlefanz, und in den kaiserlichen Erziehungsinstituten für junge Mädchen geht es zu wie in der Operette. In der That ist es nicht unmöglich, daß Kurt van Wildenfels auch „Fatinitza“ ader eine andere Operette mit russischem Stoff zur Erweiterung seiner Kenntnisse Rußlands sich einmal angesehen hat. Trotz allledem ist der Gesichtskreis des Herrn van Wildenfels der einer sehr achtungswerten, aber über die heimatlichen Bildungsmittel nicht hinausgekommenen Dame einer Stadt van 1000—1500

Einwohnern geblieben, die zum Schaden für das deutsche Publikum eifrig Romane gelesen hat. Denn es packte sie der Ehrgeiz, selbst welche zu schreiben.

Gut, daß der Leser sich bei Felix Dahn von dieser Zumutung erholen kann. Nach der mir zum Glück zu Gesicht gekommenen Buchhändleranzeige hatte der Meister das Bedürfnis, zu beweisen, daß bei einer Vermischung der höheren mit der niederen Kultur die höhere unweigerlich in die Brüche geht, als er seine neueste Erzählung „Die Finnin" (Leipzig, Verlag von Breitkopf und Härtel) schrieb. Das zu hören ist ungeheuer interessant, weil man aus der Erzählung selbst auf ein solches Bedürfnis gar nicht schließen kann. Bei Dahns Vorliebe für nordische Recken nehme ich an, daß ihm der Königssohn Harald — vom lichten Gott Freyr stammt ihm die Sippe — als der Vertreter der höheren, die Finnin Ughlu als die Vertreterin der niederen Kultur erscheint. Ganz sicher ist mir das freilich nicht; denn so mordsgarstig auch äußerlich das Mädchen ist — nur Augen hat sie, Augen! —, so verrät sie doch einen Schatz von Geistes- und Herzensbildung, der dem mindestens gleichkommt, über den Herr von Harald auf Harjadal zu verfügen hat. Wo sie ihn her hat, weiß man freilich nicht. Denn sie lebt mit ihrem ganz vertierten Onkel mutterseelenallein, zwei letzte Menschen eines der Vernichtung geweihten Stammes, auf einer Insel des Finnischen Meerbusens, auf der es nicht einmal ein höheres Töchterpensionat gibt. Aber wenn sie am Grabe ihrer Mutter eine gefühlvolle Dahnsche Romanze mit Geigenbegleitung singt und dann mit dem Aufschrei: „O Mutter, Mutter, wie wahr, wie wahr. Zum Trüber-Sterben! O Mutter, Mutter, zieh dein Kind zu dir hinab"! sich über das Grab wirft, so hat man doch den Eindruck, daß in diesem Körper von interessanter Häßlichkeit eine schöne Seele wohnt, eine schöne Seele, wie sie nur stark kultivierter Boden zur Reife bringt. An dieses Eiland gelangt Harald als ein halbtoter Schiffbrüchiger, den sich Ughlu eigenhändig und mit Lebensgefahr aus dem Wasser zieht. Der alte Onkel zählt so gut wie nicht mit, — Mann und Weib sind allein auf einer einsamen Insel. Das Weib rettet dem Manne zum zweitenmal das Leben, indem sie ihm Gegengift bereitet für eine wieder ausbrechende Wunde, die ihm ein vergifteter Finnenpfeil beigebracht hat. Und dann — errötend muß ich Dahn nacherzählen — überwindet der Herr von Harald allerdings seinen physischen Widerwillen gegen die interessante Häßlichkeit, und die höhere und die niedere Kultur berühren sich, — es ist lange her, der Leser braucht nicht „shocking"! zu rufen. Insofern hat die Buchhändleranzeige, der Felix Dahn wohl nicht fern stehen dürfte, recht; aber dann hört es auch auf. Denn es erscheint der rauschebärtige Björn auf der Suche nach seinem Herrn mit einem Steamer von Harjadal, und die beiden Kulturen trennen sich wieder, da Ughlu sich weigert, Heern von Harald zu folgen. Sehr vernünftig von ihr, da er eine sehr schöne Braut zu Hause hat, die er heiratet und mit der er glücklich und in kindergesegneter Ehe lebt. Berichtet Felix Dahn recht, so bringt er Harjadal sogar zu höherer Kultur, als in der es vordem gewesen. Eines hat er freilich nicht vorher bedacht, — seine Pfeilwunde bricht wieder auf, und niemand weiß das Gegengift zu bereiten außer Ughlu. Und da Ughlu sich so spät an ihre schöne Seele erinnert, daß sie nur gerade noch rechtzeitig auf Harjadal eintrifft, um sich in den Scheiterhaufen stürzen zu können, auf dem Haralds Leiche verbrannt wird, so ist er allerdings unwiderruflich tot. Aber er starb an einer wiederausgebrochenen Wunde und nicht an der Berührung zweier Kulturen, und der Kultur selbst hat diese Berührung doch erst recht nicht geschadet, — das sieht man an den schönen Blüten, die sie auch heute noch in den Dahnschen Dichtungen treibt.

Einen interessanten Vorwurf hat Ida Boy-Ed in der Novelle „Ein Kind" (Leipzig, Karl Reißner) zwar nicht ganz wahrscheinlich zu machen vermocht, aber doch zu einem mächtig ergreifenden Schluß geführt. Herr Willibald, ein schlesischer Gutsbesitzer, läßt sich von einer geliebten Frau scheiden, weil seiner Ehe der Kindersegen versagt bleibt, und heiratet eine zweite Frau, die seinen Wunsch erfüllt. Aber trotzdem sucht er das Glück seiner ersten Ehe vergebens. Nicht als ob die zweite Frau eine Dame von unerträglichen Eigenschaften wäre; im Gegenteil, — vielen mag sie als eine Musterfrau erscheinen, so tüchtig ist sie in jeder Beziehung. Nur fehlt ihrer Tüchtigkeit in den Augen des Herrn Willibald jener Zauber, der von der geliebten Frau ausgeht. Ohne eigentliche Neigung hat er sie geheiratet; schließlich betrachtet er sie mit Abneigung, fast mit Haß. Und ebenso geht es ihm mit dem Kinde, mit seinem Kinde, in dem er alle die nüchtern-vortrefflichen Züge der Mutter wiederfindet und keinen einzigen Zug von sich selbst zu entdecken glaubt. Immer heller strahlt ihm das Bild seiner ersten Frau, immer stärker faßt ihn die Erinnerung an das Glück seiner ersten Ehe. Endlich treibt ihn die Verzweiflung, seiner ersten Frau zu schreiben; er will sie nur einmal noch wiedersehen. Sie, die sich in gleicher Liebe von ihm getrennt hat, ein Opfer bringend, um ihn glücklich zu machen, antwortet, sie werde ihn rufen, wenn es Zeit sei. Und als sie ihn ruft, bittet sie ihn dringend, nicht ohne sein Kind zu kommen. Er findet eine Sterbende, deren Tage gezählt sind; eine Sterbende, die kraft ihrer Liebe sich selbst zwingt, die ihn selber zwingt und den durch den Vater verschüchterten Knaben. Alle Kraft der Dichterin ist in diesem Schluß konzentriert, er gehört zu dem Schönsten, das Ida Boy-Ed geschaffen hat. Die Voraussetzung der Novelle indessen scheint mir auf einem Irrtum zu beruhen. Ich glaube nicht, daß die Sehnsucht nach einem Kinde in der Brust eines Mannes stark genug ist, um ihn dazu zu veranlassen, sich von einer geliebten Frau zu trennen. Solange er sie liebt, gewiß nicht; die Kinderlosigkeit könnte ihm immer nur ein Vorwand sein, um nicht eingestehen zu müssen, daß seine Liebe erloschen ist. Ich glaube, das Gefühl der Frau hat hier die Menschenkenntnis der Dichterin irre geführt.

Frucht eines Aufenthalts an der Riviera mag die Erzählung „Glück im Spiel“ von Fritz Mauthner (Heinrich Minden, Dresden und Leipzig) sein, eine Selbstmordgeschichte, die zum Glück für den Amtsrichter Balders und seine junge Frau nicht mit einem Selbstmord endet. Sie hätten — da die Geschichte vor ihrer Hochzeit spielt und der Herr Amtsrichter selbst der Selbstmordkandidat ist — sich sonst nämlich nicht heiraten und sich an der Wiege ihres Kindes und im Sonnenschein ihres Glücks nicht mit der Geschichte ein wenig gruseln machen können. Auf den Leser würde sie zweifellos auch packender gewirkt haben, wenn Fritz Mauthner den Schluß nicht vorweg genommen hätte, wenn er uns den Amtsrichter nicht gleich im Anfang in einer Situation zeigte, welche beweist, daß er alle Selbstmordversuchungen glücklich überwunden hat, und ihn dann erzählen ließe, daß er einmal ganz ernsthaft sich mit solchen schwarzen Gedanken getragen hat. Der Romanleser will nicht von alten Geschichten erzählen hören, sondern er will die Geschichten miterleben. Auch mag der Leser nicht eine ernsthafte Geschichte durch ein neckisches Frage- und Antwortspiel zwischen jungen Eheleuten, durch das Geschrei eines Säuglings, nicht einmal durch ein appetitlich serviertes Abendbrot unterbrochen hören. Das reißt ihn unnötig aus der Stimmung. Wird die Stimmung mir zu oft unterbrochen, so hat mich doch die vortreffliche Schilderung der Spielsäle von Monte Carlo und des Spiels selbst wie der Spieler lebhaft angezogen. Besonders die verschiedenen Spielertypen sind gut beobachtet, und ebenso packend ist der dämonische Reiz geschildert, den die fadeste und verrückteste aller sogenannten Vergnügungen auf sonst ganz ehrenwerte Leute ausüben kann.

Ein neuer Roman „Die Kreissekretärin“ von F. Peters (Leipzig, Karl Reißner) behandelt einen ähnlichen Stoff und spielt in einer ähnlichen Welt, wie der von mir vor nicht langer Zeit besprochene Roman „Onkel August“ desselben Verfassers. Leider ist die Technik des zweiten Romans eine so ungeschickte, daß selbst das nüchterne Vergnügen an der nackten Wirklichkeit gestört wird, in deren Licht der Verfasser die Menschen sieht.

Frisch und keck hingeworfen sind eine ganze Anzahl von kleinen Erzählungen von Gustav Harrven (G. David), die unter dem Titel „Rittmeister Isegrimm und andere Erzählungen aus dem Soldatenleben“ in der Verlagsanstalt „Reichswehr“ in Wien gesammelt erschienen sind. Der Verfasser scheint die österreichische wie die russische Armee gleich gut zu kennen, und er hat einen ebenso scharfen Blick für die ernsten wie für die heiteren Seiten des Soldatenlebens. Einzelne der Erzählungen streifen in ihren Motiven die Grenze der Junggesellenlektüre; das mag ich nicht verschweigen, um mein Gewissen nicht mit dem Vorwurf derer zu belasten, die den Übermut verpönen. Ich selbst habe an allen Erzählungen des Bandes eine gleiche Freude gehabt und ihn in meinem töchterlosen Junggesellenheim gern willkommen geheißen.

Zu unsern Bildern.

(Abdruck verboten.)

Wir bringen heute drei Bilder lange bekämpfter und verkannter Meister, eines Franzosen und zweier Deutscher. Da ist zunächst Camille Corot, dessen Geburt noch ins vergangene Jahrhundert fällt und der am 23. Februar 1875, fast achtzigjährig, starb. Lange hat er unbekannt in Paris gelebt, nachdem er von einer Studienreise aus Italien heimgekehrt war. Erst seit 1848 fand er bei seinen Kunstgenossen reichere Anerkennung, die ihm, einem liebenswürdigen, anspruchslosen Manne, dann bis an sein Lebensende treu blieb. Nach Deutschland sind nur wenige seiner Bilder gekommen. Er war den Deutschen bis vor kurzem zu „realistisch“. Dagegen ist England und Amerika voll seiner Werke, die dort teilweise mit den höchsten Preisen bezahlt worden

Der Realismus Corots war ganz eigener Art: er wollte nicht die Dinge in ihren Einzelheiten getreu darstellen, wie dies zu jener Zeit die akademische Landschaftsmalerei that; es kam ihm nicht darauf an, daß man die Blume auf der Wiese, jeden Zweig am Baume im Bilde erkenne, sondern er fand, daß die älteren Maler beim Hinblick auf das Einzelne und beim Zusammenreihen vieler Einzelheiten zum Bilde zu wenig die „Stimmung“ beachtet hatten, d. h. jenen gemeinsamen Ton, der sich über die Landschaft je zu bestimmten Tageszeiten wechselnd breitet. Und er sah die Schönheit, die Poesie der Landschaft gerade in der Stimmung, er betonte daher diese vor allem im Bilde. Er wollte das Geheimnis einer flüchtigen Stunde festhalten, der Welt zeigen, was er am dämmernden Abend draußen im Walde sah und was ihn dort entzückte: Nicht eine ungeheure Menge von Blättern und Zweigen, jeder einzelne als ein Wesen für sich, sondern das Durcheinanderklingen und -summen von Farbentönen im zitternden Laub, der allgemeine Eindruck, dessen eigentlicher Reiz verloren geht, sobald man wie mit der Lupe die einzelnen Dinge zu unterscheiden sucht, welche das Geheimnis der Stimmung zusammensetzen. Da weben denn Nebel durch seine Bilder, graue, silberne, goldige Töne, da ist der Zweck die feinen Schwingungen des Abendrotes und ihre Rückwirkungen auf den tiefen Waldesschatten darzustellen: „Um in die Absicht meiner Landschaften einzudringen,“ sagte der Meister einmal, „muß man sich wenigstens die Zeit nehmen, bis sich die Nebel in ihnen gelöst haben. Dann wird man sie nach und nach verstehen und ihres Wertes sich zu freuen lernen!“

Dieser Realist war ein tiefer Dichter. Er sah nicht nur die Landschaft mit dem Auge eines solchen, er dichtete auch eine Welt von Gestalten in sie hinein. Der Wald ist ihm voller Nymphen und Gottheiten, der Abend voller farbiger Spuk-

erscheinungen, die blitzenden Lichter in der Dämmerung konzentrieren sich bei ihm zu verschiedenartigen Gebilden, welche nicht etwa dem Beschauer etwas Besonderes verkünden wollen, sondern nichts thun als leben, weben, wirken, schweben im geheimnisvollen Dämmern Corotscher Naturanschauung.

So auch in unserem Bilde: Waldesdunkel, im Hintergrund aufleuchtend die junge Morgensonne. Aus diesem Stimmungsbilde wächst dem Dichter unter den französischen Landschaftern Apoll hervor, der jubelnd den neuen Tag begrüßt. Ob von diesem Thun des Sonnengottes im Homer oder in der Mythologie etwas steht, ist Corot gleich: Der Apoll ist seine eigene Schöpfung, nicht jener der Griechen, er ist der Ausdruck des Menschentums gegenüber dem erwachenden Tage!

Wie man Corot als Maler von unschönen und thörichten Vorwürfen lange bekämpft hat, bis man endlich erkannte, wie warmherzig und vornehm sein Realismus sei, so hat man unseren Adolf Menzel lange Zeit für den „Maler des Häßlichen" erklärt und als solchen vielfach befeindet. Früh zwar erkannte man, daß in ihm eine eigenartige Kraft liege, die Welt mit seinen klugen Augen zu betrachten, eine Treffsicherheit, eine Tiefe der Beobachtung, eine Selbständigkeit in der Darstellungsweise — die alle jene beleidigte, welche ganz genau wußten, wie die Kunst aussehen müsse, um schön zu sein und jeden für einen Sünder am Geist des Idealen hielten, der nicht genau ihre Ideale habe.

Menzel gehört wie Corot zu den Stillen in der Kunst. Er selbst hat nie Lärm für sich geschlagen, hat sich nie vor der Welt für seine Meinungen herumgeschlagen. Das überließ er anderen. Aber er hat sich durch Lob und Tadel auch nicht irre machen lassen und er malt heute wie in seiner Jugend ruhig und fest, was er in der Natur sieht, mit dem schlichten Gottvertrauen, daß die Natur so übel doch nicht sei, wie die Idealisten die Kunstfreunde glauben machen wollen.

So werden denn Menzels Studien, alle zusammen und jede für sich, Bekundungen seines realistischen Glaubensbekenntnisses. Wenn er uns z. B. einen Mädchenkopf zeichnet, so sucht er nicht nach einer Perle an Schönheit — im Gegenteil: selten hat Menzel ein hübscheres Mädchen dargestellt als jenes, welches ihm zu unserer Skizze saß. Er sagt sich, der Zweck eines Kunstwerkes ist nicht hübsche Leute darzustellen, gerade am Eigenartigen läßt sich die künstlerische Kraft des Zeichners am besten darstellen. Er zeichnet sein Modell in voller Schlichtheit, ohne jede Absicht auf Bildwirkung, wie es gerade dasitzt. Träte ein anderer Künstler von verwandter Begabung und gleich realistischer Absicht an seine Stelle, so müßte er — sollte man denken — eine Skizze liefern, die mit der Menzels völlig sich deckt. Denn die Idealisten alter Schule sagen, das, was Menzel schaffe, sei nur sklavisches Abschreiben der Natur, nur Verdoppelung der Natur; klagen daher mit Goethe: „Wenn mir jemand der Nachbarin Mops völlig realistisch darstellt, so entsteht kein Kunstwerk, sondern entstehen — zwei Möpse!" Mathematisch genau läßt sich nachweisen: da zwei realistische Bilder desselben Gegenstandes völlig diesem gleichen, so müßten sie untereinander gleich sein!

Und doch: Wer jemals eine Anzahl Menzelscher Skizzen sah, der erkennt weitere sofort! Kein anderer Realist zeichnet so wie er. Es ist auch hier wie bei Corot so viel Eigenart im Realismus, daß sie unwillkürlich überall durchbricht. Der gezeichnete Gegenstand wird zur Nebensache, man sieht im Werke zuerst die noch schaffenden Künstler. Und es erweist sich, daß das Schimpfen über zu viel Wahrheit in ihren Bildern sich mit der Zeit ins Gegenteil verkehrt. Corot ist schon jetzt für alle Welt der „Dichter der Landschaft," die hohe dichterische Kraft Menzels werden vielleicht erst kommende Geschlechter ganz zu erkennen vermögen. Hielt man doch auch Goethes „Hermann und Dorothea" einst für ein Werk verwerflichen, zu weit gehenden Realismus, solange es jung war. Es gibt eben sehr viel Menschen, welche das Poetische erst erkennen, wenn es an ihnen vorüberging und in der Ferne zu verschwinden droht.

Und nun der jüngste Realist, Fritz von Uhde, über den sich die Meisten noch bekreuzigen. Wir führen unseren Lesern seine „Bergpredigt" vor und sind dabei sicher, daß sehr viele von ihnen sich von dem Bilde mit Ärger, ja vielleicht mit Abscheu abwenden. Sie sehen zunächst eine Verhöhnung des Erhabenen in diesem Bilde, den Christus auf der festlosen Bank, die Bauernmägde in modernem Kleid, den grauen verwaschenen Ton. Nun — vielleicht gelingt es doch dem und jenem sich in das Bild hineinzusehen und jenen Genuß, jene innere Befreiung daraus zu ziehen, die schon so vielen aus Uhdes Werken zuteil wurde. Denn denken wir ganz einfach praktisch: wenn ernste und achtbare Männer und Frauen an diesem Bilde sichtbare Freude haben — sollte es da nicht ein Fehler sein, sich grundsätzlich vor dieser Freude zu verschließen oder sollte sie nicht einen redlichen Gewinn auch für andere bisher durch solche Werke nur Beleidigte darstellen? Wir sind versöhnlich gegen Menschen, deren Ziele wir nicht verstanden — seien wir es auch gegen Künstlerwerk, Menschenwerk!

Wie entsteht ein solches Bild. Uhde ist der Sohn eines protestantischen hohen Geistlichen, war Soldat, hat viel Ernstes im Leben durchgefochten. Er hat auf sich eine gewaltige Summe von Beschimpfung gehäuft: man glaube es ihm, er malt solche Bilder nicht der „Sensation" wegen. Malte er in alter Weise, so hätte er viel mehr Lob, viel mehr Geld und viel weniger Ärger von seinen Arbeiten. Er malt nicht so weil er das Böse will, sondern weil er das Gute aus sich heraus zum Ausdruck bringen muß!

Er sieht einmal irgendwo eine Abendstimmung, von der Arbeit heimkehrende Mägde, die das Ave Maria beten. Der Blick in der Natur schlägt im Herzen den künstlerischen Akkord an: das ist still hier, das ist groß, da geht der Hauch Gottes durch die Natur, das wirkt wie eine Offenbarung. Der Eindruck des Erschauten wirkt und arbeitet im Maler, bis es zum Bilde

wird: wenn ich Christus selbst in diese stille, graße, gattdurchwehte Natur setzte, den Offenbarenden in die Offenbarung?! Sa entsteht im Kapf das Bild.

Uhde sagt sich nun: um auf andere jenen Eindruck hervarzubringen, den ich in der Natur hatte, muß ich die Natur wiedergeben, wie ich sie sah. Die Bauernmägde sind zwar nicht schön, nicht geistreich, nicht elegant Er könnte sich ja hübschere aussuchen und beim Maskenverleiher ein Kastüm für sie halen ader einmal nachsehen, welches Kastüm Raffael ader Tizian in salchem Fall wählte. Aber dann muß er sich dach sagen: wenn da ein paar hübsche, schön klassisch aufgeputzte Fräuleins gekniet hätten — wäre ich da in die Stimmung gekammen, daß mir der Herr selbst var das geistige Auge gegenwärtig hintrat. — Schwerlich; und werden andere für möglich halten, daß inmitten salcher angelernter Atelier-Schönheit dem Maler es wirklich religiös ernst ums Herz werden kannte?!

„Aber etwas weniger plump könnte dach das Mädchen links dastehn!?"

Ich bitte um Entschuldigung — mir scheint, sie steht vartrefflich im Bilde, weil ich sicher bin, genau sa stand sie im Leben da, als sie nicht wußte, daß sie beabachtet wurde. Wenn Uhde etwa mit dem phatagraphischen Apparat "nn sie träte, sa würde selbst die Magd sich sicher anders, „schöner" stellen. Aber die Innigkeit der Bewegung wäre dahin, die völlige Hingabe der Armen im Geist an den Lehrer des göttlichen Wartes, die eben nicht darauf achtet, ob die Stellung auf den Beschauer anmutig wirkt.

Und Christus? Wie entsteht er?

Uhde lebt in München. Dart laufen Dutzende van Christusmadellen herum, schön frisierte mehr ader minder aerbummelte Leute mit geölten Lacken und schmachtendem Blick. Stellt der Maler sie var sich hin, sa haben sie alsbald die Heuchlermiene, die er schwerlich aus seinem Bilde ganz fartzuwischen vermag. Denn nach hat kein Mensch ein Menschenantlitz erfunden, sander jeder hat ein varhandenes nach anderen Varbildern umgestaltet. Uhde sagt sich nun: bei der Wahl zwischen Kammödianten und Unwissenden wähle ich die letzteren. Seine Studien macht er an einem gesunden einfachen Menschen, dessen Züge er zu verklären sucht, so weit dies ahne Verflachung des Eigenartigen im Madell geht. Denn auch hier ist Uhde der Ansicht: lieber herb als schmeichlerisch, lieber wahr als erheuchelt, lieber selbst empfunden als nachempfunden!

Denn in religiösen Dingen muß man sich selbst hingeben. Nicht der ist framm, der die Thaten der Frammen bewundert, sandern der sich selbst dem Göttlichen hingiebt, ahne Scheu var dem Urteil der Welt. — —

Noch ein paar Warte über unsere weiteren Bilder:

Woldemar Friedrichs Arbeit gehörte zu den Perlen der Berliner Internationalen Ausstellung van 1891. Es gehört das Bild zu jenen, die erklärender Warte nicht bedürfen!

Von Gabriel Max und seinen eigentümlich tief empfundenen Werken, aus welchen hier die „Haffnung" wiedergegeben ist, sprechen wir später einmal ausführlicher.

Ein paar Studienblätter aus den Mappen unserer Münchener Künstler zeigen deren Eigenart: Matthias Schmid und Eduard Grützner, die Darsteller unserer Älpler, Taby Rasenthal, jeder in seiner Art ein scharfer Beabachter und ein liebenswürdiger Erzähler van den Erscheinungsfarmen der Welt. Des Dresdeners Hans Täger Bild mahnt an kammende Winterzeit: aber Jäger und Hund sind im Waldwege schan varüber, Reinecke schaut ihnen ängstlich schlau nach! — — Ebby.

Defreggers „Nanderl."*)

(Zu dem Titelbild des 3. Heftes.)

Es brennt auf mein' Herz wia
A glühande Kahln,
Mein G'sicht is sa gelb
Wia a Spagelfisaln.

Mein Aug is vawaant
Und mei Sinn is betrüabt,
Denn unglückli bin i,
Unglückli valiabt.

Hiatzt kunntast du moana,
Mein Dirn wa net treu,
Mein Vada wa backlat
Und walltat net glei,

Der ihre häd anderscht
Schan üba sie b'stimmt,
I wußtat an Andern,
Der 's Dirndl mir nimmt;

Af z'letzt nach a glaubst gar
Mi'n Geld war's a G'frett —
Van den is kaan aanzigs
Dös Richtige net.

Der Grund, daß i niamals
Mei Herzlaad vergiß,
Is, daß mein schöns Dirndl
Nur aufzeichant is!

Wien. Franz Walfbauer.

*) Wir bringen dieses anmutige kleine Gedicht, das uns aus unserm Leserkreise zuging, mit Vergnügen zum Abdruck.

Die Redaktian.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.


1893
Velhagen & Klasings
Monatshefte.
VII. Jahrgang 1892/93.
Heft 5, Januar 1893.



Ruhestündchen. Von E. Grützner.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.
Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepański.

VII. Jahrgang 1892/93. Heft 5, Januar 1893.

Mit allen Waffen.

Roman in drei Büchern von Bianca Bobertag (Viktor Valentin).

Erstes Buch.

1. Kapitel.

Es war in den Abendstunden.

In schlotternder Haltung, den Kopf vornübergebeugt, ging ein alter, ziemlich schäbig aussehender Mann eine der belebtesten Straßen der Stadt hinunter, im Gedränge gestoßen und vielfach hin- und hergeschoben. Obgleich es regnete, ging alle Welt ohne Schirm, denn es war einer jener feinen Regenschauer, die man kaum spürt, und die im Verein mit den gerinnenden Nebeln dennoch nach und nach alles durchfeuchten. Um den Alten schien sich niemand zu kümmern; wer ihm aber etwa einen Blick zuwarf, der sah in ein häßliches, vielfach durchfurchtes Gesicht mit hängender Unterlippe, etwas blöden Augen und einem unangenehmen Ausdruck von Verdrossenheit. Am wenigsten hätte der langsam Dahintrottende selbst angenommen, daß er für einen der Passanten von Interesse sein könne; und doch war dies der Fall. Von der andern Seite der Straße herüber verfolgten ihn ein paar Augen, die seine Schritte mit der Beharrlichkeit begleiteten, die ein Verliebter auf seine Angebetete oder eine ängstliche Mutter auf ihr Kind zu wenden pflegen. Dieses schlotterige Wesen, dieser schäbige graugrüne Überzieher, dieser Fünfzigpfennig-Strohhut, dieses ausgemergelte alte Gesicht schienen es dem andern angethan zu haben.

Zögernd trat der Alte jetzt unter eine weitgeöffnete hohe Hausthür und blieb dort stehen, wie unentschlossen, ob er die Bierkneipe dritter oder vierter Gattung, zu der man vom Flur aus gelangen konnte, aufsuchen oder wieder seines Weges gehen sollte. Endlich schien er sich für das erste entschieden zu haben, er trat ein. Drin herrschte eine Luft, gegen die der Septembernebel draußen paradiesisch genannt werden durfte. Dicker Cigarrendampf — und von was für Cigarren! — die widerlichsten Gerüche von Fett, Zwiebeln, Bier, Käse, ein wüster Lärm, in dem man kaum einen einzelnen Ton unterscheiden konnte, erfüllten den Raum. Der Gast hing seine feuchten Sachen auf und bestellte ein Glas Grog, wobei er den Kellner ansah, als ob die Zumutung, die ihm dieser später vermutlich stellen würde, das Getränk zu bezahlen, als ein Raubanfall aufzufassen wäre.

Gleich darauf betrat ein anderer das Lokal, ein breitschulteriger, knochiger Mensch mit einem stechenden Blick, ziemlich gut gekleidet und mit einer Art kunstvoller Frisur: das schwarze Haar gescheitelt, pomadisiert und über den Ohren etwas aufgebüschelt. Er setzte sich an den Nebentisch, ohne seinen Nachbar anzusehn, bestellte einen Heringssalat und ein Seidel und verschwand dann hinter einer schmutzigen Zeitung. Endlich, wie bei einer zufälligen Umschau, begegnete sein Auge dem des alten Mannes, worauf er plötzlich die Stirn kraus zog, in ein verbindliches Lächeln sozusagen ausbrach und

mit einem „Der Tausend! was muß ich sehen,“ sich erhob.

„Sechs Jahre her, daß ich den Herrn Rat nicht gesehen, aber unverändert, sehr gut konserviert. Ich habe doch noch die Ehre, Herrn Rat Lorenz bekannt zu sein?“

Der alte Kanzleirat — mit diesem schönen Titel nach fünfzigjährigen Schreiber- und Sekretärsdiensten entlassen — blinzelte den andern verdrossen an und sagte in einem näselnden, undeutlichen Tone: „Ich — ich — kenne Sie durchaus nicht.“

„Ei, nicht möglich. Und hatte doch die Ehre, damals Herrn Rat zu vollster Zufriedenheit zu bedienen. Mein Name ist Weinhold, Alexander Weinhold. Sie erlauben —“ damit hatte er auch schon eine Karte aus dem Taschenbuch gelangt, die er mit einem gewissen anmutigen Anstand, der seiner Figur lächerlich genug stand, dem alten Herrn überreichte, worauf er triumphierend lächelte.

Der Kanzleirat verzog etwas das Gesicht, indem er die Karte betrachtete. Alexander Weinhold, Kommissionär, Genealogist, Kassenrendant und Sekretär a. D. stand darauf.

„Sie haben da einen ganzen Haufen Titel,“ sagte er mit einem ironischen Blinzeln der wasserblauen Augen, deren Lidränder leicht gerötet waren.

Der andere, der inzwischen mit einem „Sie erlauben“ am Tische Platz genommen hatte, lachte, hob das Kinn auf, lockerte mit einer eleganten Bewegung, die den Zweck hatte, seine Ringe zur Geltung zu bringen, den Halskragen und sagte: „Mein verehrter Herr, Unsereiner, der nicht in der glücklichen Lage wie Sie ist: hübsches Amt und so weiter und so weiter, der muß sein Heil überall versuchen. Überall. Muß in allen Sätteln gerecht sein.“

„Hm.“

„Schlechte Zeiten, verehrter Herr, recht schlechte Zeiten! Da heißts zusehen, wo man bleibt. Kampf ums Dasein! — Sie wissen, Herr Rat: Darwin! (welchen Namen Herr Weinhold französisch aussprach) Ist die Losung unserer Zeit dieser Kampf! he?“

Der Kanzleirat verzog ein wenig den Mund. „Ist auch nichts Neues, ist immer so gewesen.“

„Na natürlich, selbstredend. Aber die Parole, Herr Rat, neu, modern. Also Kampf. Mit allen Waffen sozusagen! d. h. friedlichen Waffen. Na Sie natürlich: wohlverschanzt und geborgen — alter Sieger im Streite — ah, können sich Ruhe gönnen. Dagegen Unsereins: hier gehauen, dort gestochen — aber immer gekämpft. Das heißt: alles nur bildlich! denn ich bin ein durch und durch friedlicher Mann, friedlicher Staatsbürger, Freund der Ordnung —“

„Hm.“

„Aber das nenn' ich eine Überraschung! In Geschäften hier, Herr Rat?“

Der Kanzleirat antwortete nicht. Er starrte den plötzlich vom Himmel gefallenen Freund der Ordnung an, als müsse er sich langsam die Erinnerung an die Züge seines Gegenüber zurückrufen. Wenn der Kanzleirat nicht schön war, so war es der Mann mit den vielen Titeln auch nicht: ein fahlgraues Gesicht, das auch wieder ins Gelbe und Braune spielte, tiefliegende Augen von ebenso unbestimmter Farbe, von denen eigentlich nur eines den stechenden Glanz hatte, während das andere mehr stumpf und unbeweglich war, eine ordinäre Nase, ein breiter Mund mit sehr regelmäßigen, sehr vollständigen, sehr weißen Zähnen, die er mittelst eines behaglichen Lachens gern zeigte, als wollte er sagen: „na, wir sind auch nicht ganz unten durch, hat mich hundertzwanzig Mark gekostet, der Scherz,“ bunte Kravatte mit Similinadel — das war Alexander Weinhold.

Der Kanzleirat, der das zerdrückte, schmutzige Zeug, das sein Oberhemd vorstellen sollte, mit zitterigen Fingern in die Weste stopfte, sagte: „Jetzt erinnere ich mich — haben mir mal — ist wohl schon an acht Jahr her — österreichische Staatsbahnen besorgt — waren damals wegen eines Gutskaufs nach Nickelsdorf gekommen.“

„Ich bin entzückt. Herr Rat haben ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Na? und habe Herrn Rat gewiß zur Zufriedenheit bedient? Für so geringe Provision. Aber das ist es ja eben: ich bin ein bescheidener Mann, emsig aber bescheiden. Ah! — Herr Rat belieben einen Grog.“

Der würdige alte Herr hielt eifrig die Nase über das nach schlechtem Fusel riechende Gebräu, das ihm gebracht worden und das natürlich noch zu heiß war, um getrunken zu werden, als wolle er es wenigstens nicht unbenützt verduften lassen; indes sich Herr Weinhold über seinen Imbiß hermachte,

wobei er die ersten Gabelnvoll mit hastiger Gier verschlang, um nach und nach in eine Art affektierte Eleganz des Essens überzugehn.

„Nur zu teuer, zu teuer," murmelte der ehemalige Diätar über seinem Getränk, da ihm längst wieder der tragische Schlußakt des Bezahlens das Gemüt verdüsterte.

„Na ein Mann wie Sie! — Herr Rat, besuchsweise hier? he?" fragte Weinhold, obgleich er längst aus der Lektüre des Adreßkalenders wußte, daß sein alter Geschäftsfreund sich in der Stadt niedergelassen hatte.

„Nein, ich bin ganz hierhergezogen — als Pensionär — aber — beinah bereut — — hier — diese Polizeivorschriften — steckt man einmal den Schirm hinten heraus, gleich Polizei auf dem Halse — Prozeß womöglich — na ja."

„Ja ja, da haben Sie recht. Nun — eventuell — kann ich Ihnen — auch in komplizierten Fällen — raten — wenn mal Prozeßchen — he? Bin in juribus nicht unbewandert, Herr Rat."

„So, so, in juribus. Wie kommen Sie dazu? Dachte, Sie wären Kaufmann."

„Gelernter Kaufmann, ja wohl. Spezerist. Aber" — hier wurde wieder die elegante Aufrüttelung der Halsbinde notwendig — „befriedigte mich nicht. Plus, ultra! Trat dann — noch als junger Mann — bei einem Rechtsanwalt ein, arbeitete als Büreauvorsteher — da bekommt ein Mann von Fähigkeit das bißchen juristische Kniffe leicht weg. Wird auch nur mit Wasser gekocht. Aber hübsches Geschäft — Anwalt so — wirft was ab! War dann Rendant auf herrschaftlichen Gütern. Altes Fräulein — wissen Herr Pastor: Vertrauensposten! — noch einen Schoppen, Kellner! — adliges altes Fräulein, großartiger Stammbaum. Hatte eine Vorliebe, die Gnädige, für diese Scherze, habe mich da in das Genealogische eingearbeitet, leicht eingearbeitet! Nun, mein verehrter würdiger Freund — ohne mich rühmen zu wollen, aber ein Mensch von einigen Fähigkeiten kann da ausgezeichnetes leisten. Im Ernst. Versichere Sie: wenn Sie mir heut sagen: so und so — lieber Weinhold — weisen Sie mir eine Verwandtschaft mit dem Kaiser von China nach, soll Ihr Schade nicht sein — ich bring's fertig, ich!"

„Und jetzt sind Sie Kommissionär?" fragte der alte Pensionär und löffelte etwas von der bestellten Delikatesse.

„Jawohl, Herr Rat, Kommissionär, Geschäftsmann. Was kann's helfen. Unsereins, der nicht über Pensionen und gefüllte Portefeuilles verfügt, das heißt —" da er bemerkte, daß die Miene des andern noch verdrossener wurde, und seine Unterlippe noch einen Centimeter weiter herabsank — „das heißt — Herr Rat sind ja, soviel ich weiß, nicht gerade ein reicher Mann —"

„Davon müßte ich sonst wenigstens auch etwas wissen," unterbrach ihn der Alte und nahm einen herzhaften Schluck, „durchaus kein reicher Mann."

„In der That. Denn was ist heut reich? Höchst relativer Begriff! Na — aber — haben doch einen sorglosen Lebensabend vor sich, meinte ich nur."

„Sie wissen viel, was man für Sorgen hat," nörgelte Lorenz.

„Allerdings, wer einen Besitz hat, gleichviel ob groß oder klein, hat auch Sorgen. Herr Rat haben aber sicher einen zuverlässigen Berater. Ich sage immer: ein zuverlässiger Berater, ein guter Freund — ist allein ein Vermögen wert. Nun, ich habe Sie damals zu vollster Zufriedenheit bedient. Vorteilhaft. Vorteilhafter als mich selbst. Herr Rat haben noch die Konsols der österreichischen Staatsbahn?"

Der Alte blickte sich ängstlich um, ob etwa jemand diese in scharfem Flüstertone gestellte Frage gehört haben könne, dann sah er aus den trüben, wässerigen Augen den andern, der, den Oberkörper über den Tisch gelehnt, ihm fast bis ins Gesicht gefahren war, wütend an, ohne ihm eine Antwort zu geben.

Der Mann mit den großen Fähigkeiten und der friedlichen Gesinnung zog sich zurück, nahm eine Cigarrentasche heraus, präsentierte sie dem Kanzleirat, der denn auch zögernd zulangte, knipste dann selbst mit unnachahmlicher Eleganz eine Felix Brasil ab, bot dem Gastfreund Feuer und sagte, leicht hintenübergelehnt, nachdem er einige Züge gethan: „Verzeihung, Herr Rat belieben nicht von Geschäften zu reden. — Darf ich fragen, ob Herr Rat ein recht gemütliches Heim in unserer guten Stadt gefunden?"

Diese Frage schien den Alten lebhaft zu berühren. „Das ist eben das Leiden," hob er in seiner langsamen, mürrischen



Weiblicher Studienkopf. Rötelzeichnung von Andrea del Sarto in der Galerie der Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clement & Cie., Dornach im Elsaß und Paris. (Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

Manier an, „daß ich gar kein passendes Quartier finden kann. Stube und Kabinett, kalt, nachlässige Bedienung, schlechtes Essen, drei Treppen hoch, sündenteuer."

„Ach, was ich hören muß!" sagte Herr Weinhold im Tone innigsten Bedauerns und streckte seine große knochige Hand mit den langen, spitzen Nägeln, die er des vornehmen Aussehens halber trug, dem andern wie beschwörend entgegen „das wäre! da müssen wir Remedur schaffen! Drei Treppen! Greift das Herrn Rat nicht an?"

„Ja, es greift mich an, leide etwas an Asthma. Lungenemphysem, wissen Sie, Luftbläschen in der Lunge. Das Alter, jaja."

„Ah das ist nichts. Und dazu kalt und schlechte Bedienung! und teuer!"

„Ja, recht teuer. Fünf Thaler monatlich — und fast ohne Möbel. Möbel mitgebracht."

„Na da muß Remedur geschaffen werden!" wiederholte der Herr Kommissionär im Tone kindlicher Besorgnis. „Wo ist dieses Logis?"

„Müllergasse."

„Der Teufel auch! Häßliche ungesunde Gegend. Hatten Sie denn gar keinen Berater bisher? Unrecht, sehr Unrecht!" was zweifelsohne eine Anklage der ganzen Menschheit enthielt. „Wie wäre es denn

Sternstraße, Engelstraße? so diese Gegend? Paar Schritt — sind Sie im Freien, Pferdebahn nach allen Seiten, Luft einzig schön, gesund. Billige Gegend."

„Billige Gegend?"

„Und dabei sehr anständig. Hab mal selbst dort gewohnt. Bei einer trefflichen Dame, wo ich wirklich ausgezeichnet aufgehoben war. Mußte dann weg, Geschäfte halber. Das wäre! Wenn sich für Herrn Rat dort ein stilles Plätzchen fände, so'n recht gemütliches Nest — he?"

„Was würde das dort kosten?"

„Nicht viel, bei einem so soliden Mieter und mit eigenen Möbeln. Denke vier Thaler. Mittagstisch sehr schmackhaft, wird Ihnen mit — na — vierzig, fünfundvierzig Pfennig berechnet. Können aber auch außerhalb speisen. Und — erster Stock. Was? das wäre! Wenn ich Ihnen das vermitteln könnte, mit Vergnügen!"

„Was hätte ich Ihnen zu zahlen, wenn Sie das arrangierten?" fragte der vorsichtige Geschäftsfreund.

Der andere lachte. „Zu zahlen? was glauben Herr Rat nur? Zahlen! für einen Freundschaftsdienst. Ich vermittele Güter- und Häuserverkäufe — habe jetzt ein Grundstück, dem Subhastation droht, 60 000 Mark, ein Spottgeld, ein Geschäft sage ich Ihnen im Vertrauen, wie's nicht jedem gebraten in den Mund fliegt — aber das ist natürlich nichts für Leute, die ihr Geld in Konsols und Stammprioritäten angelegt haben — also was ich sagen wollte: in dergleichen Fällen nehme ich eine bescheidene Provision, aber Sie — ich bitte Sie um Christi willen — eine kleine Gefälligkeit!"

Über den häßlichen Mund des alten Geizhalses zog zum erstenmale etwas wie ein Lächeln. „Was ist das für eine Wirtin, die Sie erwähnten?"

„Eine Frau Rochefort." Herr Weinhold sprach aus: Roschschfo—ah, was sich ungemein stattlich machte. „Eine prächtige, solide Dame, Kaufmannswitwe, recht ansehnliche Frau, die ich noch bisweilen aus alter Anhänglichkeit besuche."

„So so. Also welche Straße?"

„Engelstraße. Hübsch? nicht wahr? Und zwar Nummer 27. Wenn es Ihnen recht ist, liebster Rat" — und hier legte Herr Weinhold seine Krallentatze auf die blasse dürre Hand des alten Kanzlisten — „ich habe gerade morgen früh in der Gegend zu thun, da spring ich mal schnell hinauf und sehe, ob die Dame etwas frei hat. Gebe Ihnen dann per Karte Nachricht. Würden Sie ersten Oktober ausziehen können?"

„Ja wohl."

„Ih wie schön! Zieht sich gut im Oktober. Und zu Weihnachten dann bei Karpfen in brauner Sauce im Familienkreise! Werden sich sehr wohl fühlen. Wissen Sie, das ist nämlich eine Frau von feinem Gefühl, so für die Eigenheiten der Mieter! Zum Beispiel: jemandem unnütze Ausgaben zumuten, wie andere das so aus dem ff verstehen, alles doppelt ankreiden — ah keine Idee!"

„So, das wäre mir sehr lieb."

„Ich habe immer an Herrn Rat verehrt: diese weise Beschränkung, diese mannhafte Bekämpfung eines unsinnigen Luxus. Das, wissen Sie," und hier bog er sich wieder vertraulich über den Tisch und fingerte dem andern über dem leeren Grogglase herum — „das wird jetzt immer seltner: die schöne, reine Freude am Besitz. Unsere Zeit ist eine Zeit des Genusses, der wilden Gier und Verprassungssucht, und immer seltner werden die Naturen, die sich still auf sich selbst zurückziehen, dem Nachdenken, der Ruhe leben und dabei doch jenem, jener — wie sag' ich doch? — jener beschaulichen Poesie des Besitzes nachhängen. Wo findet man das heute noch? diese reine Freude am Erworbenen, das den Wert des Mannes repräsentiert, den Lohn seiner Tugenden: Enthaltsamkeit, Mäßigkeit, Bescheidenheit. Ach! die Katos werden immer seltener!"

Damit stürzte Alexander Weinhold den Rest seines Bieres hinunter, worauf er sich die Lippen behaglich abschmatzte. Er war zufrieden mit sich. Die Herren erhoben sich, bezahlten ihre kleine Zeche, und nachdem der Mann der großen Fähigkeiten dem Poeten des Besitzes in den schäbigen Sommerüberzieher geholfen hatte, verließen sie das dunstige Lokal, von dessen wüstem Lärm sie nicht das mindeste empfunden zu haben schienen, und trennten sich an der Thür, da Herr Alexander „leider" noch einiges nicht Unwichtige zu erledigen hatte.

2. Kapitel.

So rauh und unfreundlich die letzten Septemberwochen gewesen, so schön ließ sich der Oktober an, es schien noch einmal Sommer werden zu wollen. Im Rudersdorfer Park lag Sonnenschein breitflutend auf dem köstlichen Wiesenplan, von dem jedes braune und gelbliche Blättchen, das der Wind herabgeweht hatte, mit ängstlicher Sorgfalt entfernt war, die Teppichgärtnerei hatte eine üppige bunte Fülle auf den Rondelen, die den Sammet des Rasens schmückten, zur Entfaltung gebracht, die Luft war warm, der Himmel tief blau. Im Garten, da wo er sich in den eigentlichen Park verlor, bewegten sich anmutige Gestalten hin und her, junge Mädchen mit Netz und Federball, die lachend sich zum Spiele scharten, wo ihre männlichen Genossen im Schatten der Ulmen die Vorbereitungen zum Lawn—tennis trafen, indessen unter den Zweigen einer Platane die Schloßfrau vor der Staffelei saß und die herrliche Fernsicht nach den Bergen auf die Leinwand bannte.

Die Dame war eine Frau von etwa achtunddreißig Jahren mit regelmäßigen aristokratischen Zügen, die einen sehr lebhaften geistigen Ausdruck trugen, besonders jetzt, wo sie mit voller Hingabe das Landschaftsbild zu erfassen suchte. Sie trug die große graue Malschürze mit derselben Würde und Eleganz wie ihre Seidenroben, und das an sich nicht eben kleidsame Stück ließ nichtsdestoweniger ihren prachtvollen Wuchs zur Geltung kommen; auf dem goldblonden, welligen Haar lag ein schwarzes Spitzentuch zierlich gefaltet, während seine Enden, malerisch um den Hals gewunden, sich leicht verschlangen; Palette, Malstock und Pinsel wurden mit vornehmer Grazie gehandhabt.

Nicht weit von ihrem Platze stand ein Tisch, an dem zwei Herren auf dem Damenbrett spielten, ein älterer, der Gemahl der Dame und Besitzer von Rudersdorf, ein etwas kränklich aussehender Herr, und ein jüngerer, der unter dem Titel eines Volontärs auf dem Gute herumsaß, obgleich er dazu eigentlich nicht mehr jung genug war und dessen eigentliche Beschäftigung darin bestand, den Hausherrn zu unterhalten und Mutter und Töchtern abwechselnd den Hof zu machen. „Döhring," rief die Malerin hinüber, „setzen Sie mir etwas lichten Ocker auf und dann sehen Sie mal zu, ob mir die Luftstimmung im Mittelgrunde nicht jetzt prachtvoll gelungen ist."

Herr von Döhring, ein Mensch von hünenhafter Figur aber etwas zu aufgeschwemmten Formen, erhob sich leichtfüßiger als man ihm zugetraut hätte, entschuldigte sich bei seinem Partner, der ihm mit einem gutmütigen Lächeln zunickte, und trat neben die Dame. „Prachtvoll, in der That, besonders an dieser Stelle. Diesen leichten bläulichen Ton möchten gnädige Frau sogar noch etwas weiter ausdehnen, so daß die Fichten mit davon überhaucht wären. Hier haben gnädige Frau wieder etwas zu dunkel angelegt, heller, wenn ich bitten darf, viel heller."

„Ich bin aber doch keine Freundin Ihrer Hellmalerei," sagte die Dame mit einem mutwilligen Kopfschütteln. „Gerade in diesen dämmernden Schatten liegt die wahre Poesie."

„Ganz recht, aber diese breite Spinatanlage — gnädige Frau verzeihen — giebt niemals weder dämmernde Schatten noch sonnenbeschienene Flächen. Gnädige Frau müssen das um jeden Preis aufhellen. Ich flehe Sie an auf meinen Knien und im Namen der Kunst."

„Knien Sie nicht; wenn Sie sich erheben, muß es furchtbar lächerlich aussehen. Übrigens lasse ich das unverändert."

„Reden Sie doch auch der gnädigen Frau zu, Herr von Dalldorf," sagte der Volontär im Tone weinerlicher Verzweiflung, „daß sie die Klippen wenigstens etwas auflichtet. Die gnädige Frau malen sich um ihre ganze Zukunft, — ein so wunderbares, großes Talent, und ein so unverzeihlicher ungnädiger Eigensinn. Ich werde jedenfalls noch etwas Kremser Weiß neben den Ocker setzen. — Ah, sehen Sie, zauberhaft, zauberhaft."

„Das Bild werden sie schon nehmen, die Herren von der Kommission," sagte Herr von Dalldorf, der auf die Kunst seiner Gattin schwor, besonders seit sie auf der Provinzialausstellung zwei kleine Landschaften — ebenfalls Rudersdorfer Veduten — verkauft hatte — nota bene an den Vorbesitzer des Gutes. „Das nehmen sie mit Kußhand," rief er fröhlich.

„Wenn gnädige Frau erst berühmt sind,

finden sich auch Käufer für den ‚Dorfweg‘ und ‚Mizis Freude,‘“ bemerkte Herr von Döhring, der jetzt wieder Dame zog. „Gerade das letzte Bild finde ich so reizend.“

„Ich schenk es Ihnen,“ sagte die Dame gut gelaunt.

„Gnädige Frau!“ replizierte der junge Mann erschrocken, als habe man ihm die Hälfte von Rudersdorf angeboten, wobei er so gräßlich kopflos spielte, daß Herrn von Dalldorf mit ein paar Zügen der Sieg zufallen mußte.

„Ah, sehen Sie, gewonnen, glänzend gewonnen,“ rief Dalldorf triumphierend.

„Oh Herr von Dalldorf, Sie beherrschen das Feld immer besser,“ sagte Döhring mit einer Art Zerknirschung. „Ja — Übung macht den Meister.“

„Setzen Sie die Steine nicht mehr auf, ich danke Ihnen, Liebster, ich gehe einmal nach der Fasanerie hinüber.“

„Soll ich nicht mit?“

„Nein, bleiben Sie, meine Frau wird Ihrer Ratschläge bedürfen. Adieu Liebchen,“ und freundlich lächelnd wandte er sich dem Hofe zu.

„Haben Sie ihn gewinnen lassen?“

„Zu Befehl, schönste Gebieterin.“

Die Dame warf ihm einen kurzen Blick zu. „Sie sind frei, mein Page, Sie dürfen zum Lawn—tennis gehen.“

„Nur auf allerhöchsten Befehl,“ stöhnte der Page, der beiläufig seine zweihundert Pfund wog.

„Machen Sie der neuen Gouvernante etwas die Cour, variatio delectat.“

„Dann habe ich morgen den Schnupfen. Danke für Gletscherpartien.“

„Aber ein schöner Gletscher.“

„Für meinen Geschmack gehört Feuer zur Schönheit. Ich würde jeden Vulkan jedem Gletscher vorziehen.“

„Ach ja!“

„Warum seufzen gnädige Frau?“

„Über die ausgebrannten Vulkane!“

„Was heißt ausgebrannt. Solange in der Tiefe Lavaströme jugendlichster Begeisterungsfähigkeit für alles Schöne schlummern, kann man davon nicht sprechen. Wo Talent und Geist, Schönheit und Temperament ist, ist auch Feuer. Wann ist der Himmel am schönsten? Wenn Ahnung der Abendröte ihn überhaucht.“

„Danke schön. Die Abendröte saß.“

„Pardon, ich wollte nichts sagen als: in der Reife entwickelt sich die herrlichste Glut. Gnädige Frau wissen ja: in meinen Augen besitzen Sie die ewige Jugend der Unsterblichen.“

Über das Gesicht der noch immer schönen Frau wetterleuchtete es übermütig, und da Döhring sein Gesicht ihr jetzt sehr, fast bedenklich nahe brachte, fuhr sie ihm mit dem Pinsel über die Nase.

„Welche Farbe?“ fragte er.

„Grün, mein Page.“

„Farbe der Hoffnung!“ dazu ein zärtlicher Blick. Dann wischte er sich den Strich von der Nase, die ob ihrer mangelnden klassischen Form der Gegenstand seiner beständigen Schmerzen war, seufzend wieder ab.

„Wie bringe ich nur dieses Rot am besten heraus?“ fragte Frau von Dalldorf, wieder ganz sachlich werdend.

„Tauchen Sie den Pinsel in mein Herzblut.“

„Kinder,“ rief die Dame zu der Gruppe hinüber, „holt mal Herrn von Döhring ab, er stört mich fortwährend mit seinem Kunstgewäsch.“

„Herr von Döhring ist uns zu ungeschickt!“

„Dann nehmen Sie Terra Siena.“ klagte der schmachtende Hüne. „Notabene, ich habe mir eine köstliche Verwendung für Klara ausgedacht.“

„Nun?“

„Wenn wir morgen hinüberfahren, wird sie mitgenommen und auf den Herrn Grafen dressiert. Der Weise von Burkertsdorf und die Venus Gletscheriana können sich gegenseitig langweilen.“

„Unsinn, dann haben wir nicht Platz im Wagen.“

„Ich reite natürlich. Wenn ich der Verpflichtung überhoben bin, den Herrn Grafen zu unterhalten, verzichte ich dreiviertel Stunden lang darauf, Sie und die jungen Damen zu sehn.“

„Aha, Sie wollen der Komtesse den Hof machen.“

„Ich habe leider kein Faible für Schwindsüchtige. — Um Gotteswillen: hell, hell! sage ich doch tausendmal. Ob schön oder häßlich — es ist Modesache und muß mitgemacht werden. — Sehen Sie mal Fräulein Klara, sie sieht jetzt wirklich famos



Mutterliebe. Rötelzeichnung von A. von Wahle.

aus, etwas echauffiert — Gletscher bei Alpenglühen. Ich würde sie wieder fortschicken."

„Eine Person mit so glänzenden Zeugnissen und Empfehlungen? daß ich wieder eine bekäme wie die Krummacher, die nicht einmal in den unregelmäßigen Verben taktfest war."

„Aber sie sticht die gnädigen Fräuleins aus."

„Na so schlimm ist es nicht! Ich muß denn doch bitten."

„Die gnädigen Fräuleins sind ja unübertrefflich, besonders Fräulein Erna, die Ihnen so gleicht — Rasse ist ja überhaupt immer unübertrefflich — aber wenn ich Töchter hätte — ich würde Fräulein Walter doch nicht neben ihnen dulden. Eine Gouvernante muß immer Folie sein, mag Konjugation und Syntax dabei zum Kuckuck gehn." Dabei bürstete er beinah wieder mit seinen Haaren auf der Palette herum, wofür er einen graziösen Klaps erhielt.

„Küß die Hand. — Da kommen die jungen Herrschaften. Herr von Hagen ist natürlich wieder als Sieger hervorgegangen. Baron Troll sieht verstimmt aus. — Sie haben wundervoll geworfen, meine Herrschaften, die Damen spielen mit einer Eleganz — wundervoll kann ich nur sagen. Baron, bitte, werfen Sie einen Blick hierher — die gnädige Frau übertrifft sich selbst mit diesem Bilde."

„Dabei nörgelt der unerträgliche Mensch fortwährend an mir herum."

„Sehr schön, meine gnädige Frau."

„Die Maestri, die machen das so, chère maman. Herr von Döhring hat dir mit seiner Nörgelei schon manchen guten Wink gegeben. Wir sind todmüde! ich wünschte, Jean käme mit etwas Stärkendem heraus."

„Ich werde es mir zum Vergnügen machen, ihn zu dirigieren!" sagte Döhring und begab sich auch wirklich hinein, denn er wußte, daß er neben Troll und Hagen den Kürzeren zog bei den Fräuleins, und daß er der schöneren Mutter schöner Töchter in Gegenwart der letzteren doch nicht gut den Hof machen konnte. Überdies war ihm Troll zuwider.

Die „jungen Herrschaften" gruppierten sich inzwischen um den Tisch. Die beiden ältesten Schwestern, hochgewachsene, sehr blonde junge Damen, die erste fast etwas zu schlank, die zweite mehr entwickelt, nahmen an der Langseite Platz mit dem Rücken gegen die Baumgruppen; neben der ältesten Baron Troll, ein etwas melancholisch aussehender junger Mann mit dunklem Haar und von beinah schlichtem Wesen, neben der jüngeren Herr von Hagen, ein sehr eleganter Kavalier in hellgrauem Herbstanzuge, blond, mit Nackenscheitel und einigen breiten Schmarren im Gesicht. Noch hübscher als ihre Schwestern versprach die Jüngste werden zu wollen, ein munteres Ding von etwa dreizehn Jahren, aber man hätte keine Augen haben müssen, um nicht zu bemerken, daß Klara Walter die auffallendste Erscheinung war (obschon sie einen halben Kopf kleiner war als die Fräuleins von Dalldorf.) Und das nicht sowohl in Bezug auf äußere Regelmäßigkeit der Bildung als auf die Besonderheit des Ausdruckes, die Gesicht, Haltung und Bewegung charakterisierte; dies aber war der Ausdruck jenes sonnigen, arglosen und dabei durchgeistigten, verinnerlichten Wesens, der über manchen antiken Bildwerken liegt und sich mit ihrer blühenden Jugendfrische so wohl zu vereinigen weiß. Es war ein kleiner körperlicher Fehler, der den für viele undefinierbaren Eindruck, den das junge Mädchen machte, dennoch verstärkte. Sie war kurzsichtig, mit völliger Deutlichkeit sah sie nur Nahegelegenes, während es ihr nicht vergönnt war, die bunten, lebensvollen Bilder, die die Welt vor ihr entrollte, anschaulich in sich aufzunehmen; daraus aber folgte, daß sie ihre Augen auch nicht neugierig oder schaulustig herumwandern ließ, sie hielt sie ruhig geradeaus gerichtet und schien keinen übermäßigen Anteil an den Dingen um sie her zu nehmen, ein Verhalten, das zu der Gelassenheit ihrer Bewegungen sehr gut stimmte.

Arglos hatte auch sie sich einen Stuhl herangezogen und sich darauf niedergelassen, als die Schloßfrau es bemerkte. Die Dame, sehr empört über die Freiheit, die sich die Gouvernante nahm, beschloß sofort, ihr eine kleine Lektion zu geben. Leider war Klara, die sich vorher noch nicht in einem so vornehmen Hause befunden und erst vor acht Tagen die Stelle in Rudersdorf angetreten hatte, nicht einmal so gut dressiert, um auch nur immer die Winke zu verstehen, die man ihr gab. Sehr zweifelhaft war es

daher, ob sie es begreifen würde, daß sie sich in allen Fällen, wenn sie keine Aufforderung erhalten hatte, bei der Gesellschaft zu bleiben, zurückzuziehen habe.

„Fräulein Klara," sagte die gnädige Frau daher ziemlich scharf, „lassen Sie Toni jetzt den französischen Brief an die Großmama schreiben und achten Sie, daß auch nicht der mindeste Verstoß vorkommt, Frau von der Raulen ist eine vollendete Französin."

Klara erhob sich und wandte sich lächelnd an ihre Schülerin. Dann verließ sie mit einem leichten Gruße die Gesellschaft und ging mit Toni dem Schlosse zu. Unwillkürlich folgten ihr die Blicke der andern, wenigstens für einen Moment.

Nicht die Ahnung einer ihr zugedachten Demütigung schien ihr Gemüt getrübt zu haben. Sie besaß zu viel natürliche Bescheidenheit, um sich haben aufdrängen zu wollen, zu viel Harmlosigkeit dem Hochmut der Familie Dalldorf gegenüber, zu viel Pflichttreue, um in einem gegebenen Auftrage etwas Beleidigendes zu finden. Das alles aber lag so ausdrucksvoll über ihr ganzes Wesen ergossen, daß die anderen wenigstens eine flüchtige Empfindung von der unbewußten Vornehmheit einer edlen Natur hatten, wie sie sich in der Haltung und den Mienen des Mädchens kundgab; und unwillkürlich trafen die Blicke der vier jungen Leute von Klara abgleitend ineinander und wandten sich dann nach der Malerin, wie um zu fragen, was die Dame eigentlich über diesen in seiner Ungezwungenheit beachtenswerten Abgang sage. Aber sie sagte garnichts, denn sie fand es für unpassend, sich, wenn nicht etwas Besonderes vorlag, über Untergebene zu unterhalten. Erst als sie den Blick bemerkte, den der junge Hagen der Dahinschreitenden nachsandte, einen Blick, der sie ärgerte, sagte sie wegwerfend: „War die „Person" denn beim Ballspiel zu gebrauchen?"

Die jungen Damen lachten.

„Sie ist zu kurzsichtig," bemerkte Herr von Hagen, „sonst — ihre Stellungen waren nicht übel, das Lawn—tennis ist nun einmal in jedem Falle kleidsam, es zwingt fast zur Eleganz der Bewegungen. Gnädiges Fräulein unübertrefflich!" er verneigte sich vor der jüngeren, der er etwas den Hof machte, „aber auch das andere gnädige Fräulein — ganz unübertrefflich." Der junge Referendar schien zu verraten, daß er das ganze Lawn—tennis nur als eine Gelegenheit, weibliche Reize zur Geltung zu bringen, ansähe.

„Ach nein, ich bin noch nicht ruhig genug dabei," sagte die ältere, die noch einen Grad blonder und einen Centimeter größer war als ihre Schwester, „nicht wahr, Baron, ich muß noch ruhiger spielen?"

„Jawohl, wie ich zu bemerken schon die Ehre hatte, gnädiges Fräulein," sagte Troll. „Unsere Damen haben zu viel Feuer, die Engländerinnen besitzen mehr angeborenes Phlegma. Aber deshalb spielen gnädiges Fräulein doch vollendet ladylike." Und dann versank er wieder in sein melancholisches Brüten. Auch Ernas schien sich dadurch eine gedrückte Stimmung zu bemächtigen, und erst als Jean mit dem Wein und den Plätzchen kam und man sich erfrischt hatte, schienen die jungen Leute wieder aufzuleben.

„Gehen wir noch einmal an den Goldfischteich," rief Wanda, „ich denke, wir haben genug geruht." Und da stob das junge Volk auch schon fort, Wanda und Hagen voran, die beiden andern ein paar Schritte hinterher.

3. Kapitel.

Die Mama sah ihnen mit einem sehr befriedigten, beinahe triumphierenden Blicke nach. „Er weiß es noch nicht. Gut, ich werde es ihm mitteilen," sagte sie, während sie die Leinenschürze ablegte und die Hände an einem feuchten Tuche reinigte. „Lieber Baron, darf ich einen Augenblick um Ihre Gesellschaft bitten?"

Baron Troll beurlaubte sich von seiner Gefährtin und kehrte zurück.

„Ich habe etwas auf dem Herzen. Wollen Sie mir ein Weilchen Gehör schenken, Baron?" fragte sie mit der jugendlichen Liebenswürdigkeit, die ihr noch zu Gebote stand.

„Solange Sie befehlen, meine Gnädige," und er nahm auf dem niedrigen Gartenstuhl Platz, den Döhring vorhin inne gehabt.

„Darf ich ganz, ganz offen mit Ihnen reden? so recht wie es einer besorgten Mutter und aufrichtigen Freundin ums Herz ist?" und damit beugte sie sich zu ihm herab

und ergriff mit einer Art Zärtlichkeit seine Hand, was dem jungen Manne natürlich die Verpflichtung eines Handkusses auferlegte.

„Ich bitte, schenken Sie mir Ihr Vertrauen."

„Nun denn — Sie kommen zu oft herüber."

„Ich bin den Damen lästig?"

„Oh, Sie wissen nur zu gut, daß Sie es nicht sind. Aber Sie sind einmal der Verlobte, sogut wie der Verlobte Ihrer Cousine; wenn immer Ihr Verkehr mit meinen Töchtern, wie ich wohl weiß, ein völlig harmloser ist — ich glaube nichtsdestoweniger Ihre Besuche in diesem Umfange nicht gestatten zu dürfen."

„Ich liebe aber meine Cousine nicht."

„Ganz offen gesagt: ich finde das nicht einmal unbegreiflich," sagte die Dame rasch. „Aber davon abgesehen: nehmen wir einmal an, Sie hätten — ich weiß es ja nicht und will es ja nicht behaupten — aber nehmen wir einmal an: Sie hätten einer anderen Ihr Interesse zugewendet, wollen Sie doch nicht vergessen, daß wir (sie meinte wir Aristokraten) doch nun einmal nicht wie sorglose Schäfer dem Zuge unseres Herzens folgen dürfen. Sie wissen, was für Sie auf dem Spiele steht, ein Vermögen, gegen welches — Sie verstehen mich."

Der junge Mann sah ihr einen Augenblick prüfend in die Augen und antwortete dann: „Ja wohl, gegen welches die Mitgift, die Sie Ihren Fräulein Töchtern würden bewilligen können —"

„Sagen wir: ihre Mitgift und ihr späteres Erbteil — und wir sind nicht einmal alte Leute, mein Mann und ich — verschwindend genannt werden müssen, ein Umstand, der — lassen Sie es mich sogleich hinzusetzen — der bei Ihrer eigenen — —"

„Völligen Mittellosigkeit —"

„Ihnen beiden ein zwar anständiges aber niemals glänzendes Auftreten garantieren würde; ich aber wünsche, meine Töchter nicht anständig, sondern glänzend zu verheiraten."

„In der That," antwortete der junge Baron nach einer Pause, während deren er finster das Porträt eines Heuschobers angestarrt hatte, der von den kunstreichen Fingern der Dame im Vordergrunde ihres Gemäldes mit ausgezeichneter Naturwahrheit aufgehäuft war. Er wußte diesen Worten nur einen Seufzer hinzuzufügen.

Frau von Dalldorf, leicht hintenübergelehnt, betrachtete ihn spöttisch, blinzelte mit den Augen und weidete sich an seiner Hilflosigkeit.

„Und Sie wissen mir in diesem traurigen Dilemma keinen andern Rat zu geben als: ich möge meine Besuche in Rudersdorf einstellen?" fragte er endlich.

„Wissen Sie, daß die Komtesse unheilbar krank ist?"

„Wie? Sie glauben?"

„Ich glaube nicht, ich weiß es. Noch hat der Graf, der es mir selbst mitgeteilt, nicht den Mut gehabt, es Ihnen zu verkünden. Oder vielmehr: er hat es unterlassen, um erst mit sich selbst zu Rate zu gehen, aber das Faktum besteht, es ist von seiten des Arztes bestätigt, den er ersuchte, ihm völlig reinen Wein einzuschenken, was der Mann denn einsah — einem so großen Vermögen gegenüber."

Der Baron war aufgestanden und riß nervös an seinem Schnurrbart herum.

„Setzen Sie sich, lieber Troll. Und hören Sie, was ich Ihnen sage. Sehen Sie, die Sache ist nun diese: Sie lieben Marie nicht, aber Sie dürfen deshalb jetzt nicht zurücktreten, unter keiner Bedingung. Die arme Komtesse hängt mit Zärtlichkeit an Ihnen, der Glaube an die Ihre ist es, was sie über Wasser hält, rauben Sie der Kranken nicht ihren letzten Trost, den letzten Aufschwung von Lebensmut, dessen sie so sehr bedarf. Bitten Sie vielmehr den Grafen, daß er in Ihre sofortige Vermählung mit Marie willigt, damit Sie das Recht erlangen, sie nach Meran zu begleiten, ihr beständig zur Seite zu sein. Opfern Sie ein paar Jahre der Erfüllung einer Ehrenpflicht. Seien Sie gut, seien Sie barmherzig. — Verstehen Sie?"

Troll verstand sie sehr gut, aber er bemühte sich, sie nicht zu verstehen, er bemühte sich, durchaus nicht daran zu denken, daß er als ein entfernter Neffe des Grafen, deren dieser eine Legion besaß, sehr viel bescheidener abgefunden werden würde, wie als Witwer — Nein gewiß, Alberta von Dalldorf hatte recht: es war eine Ehrenpflicht, es war eine Gutthat, diese arme Komtesse zu heiraten. „Und Erna?" fragte er nach einer Pause düster.

„Das Übrige — überlassen Sie dann vertrauensvoll der Zukunft."

Troll erhob sich langsam, sah sie einen Augenblick unsicher an, die ihm freundlich zunickte, und sagte endlich mit vollendeter Fassung: „Sie haben recht, gnädigste Frau, ich kann Marie jetzt nicht verlassen."

„Nicht wahr? — Aber da kommt die Walter mit der Großmutterepistel, ich will Sie deshalb nicht länger aufhalten, lieber Baron. Sehen Sie, dort erwarten die andern Sie noch an der kleinen Brücke. Au revoir."

Troll erhob sich und verließ seine Beschützerin aufgeregten Schrittes.

Sie sah ihm einen Moment nach. Dann blickte sie in die Ferne, mit der Miene eines Generals, der eben auf der Karte eine Schlacht geschlagen hat. Denn auch Alberta von Dalldorf sah die Welt als einen großen Kampfplatz an, auf dem es galt, sich mit allen Waffen zu behaupten.

Bald darauf erreichte Klara den Platz. Sie hielt einige Briefe in der Hand, die sie ihrer Herrin präsentierte; zuoberst lag der französische ihrer Schülerin, das übrige waren Postsachen. Frau von Dalldorf überflog die Epistel ihrer Jüngsten und dann die Adressen der neu eingelaufenen Stücke mit strenger Miene. „Was haben Sie da noch, Kind?" fragte sie, als sie in Klaras Händen noch ein Schreiben erblickte.

„Es ist ein Brief an mich."

Die Dame wollte sich eben wieder ihren Angelegenheiten zuwenden, als ihre Augen an Klara haften blieben. Das Mädchen stand in einer wunderbar günstigen Beleuchtung der im Westen stärker erglühenden Sonne, über ihrem blonden Lockenkopf, über ihrer ganzen Gestalt lag es mit so warmem Glanz, dazu schien sie in ein so tiefes Sinnen versunken, so ganz einem melancholischen Gedanken oder der wehmütigen Betrachtung der herbstlichen Natur hingegeben, daß Frau von Dalldorf gegen ihren eigenen Willen von einer flüchtigen Sympathie für die im Grunde genommen allerdings zu hübsche Gouvernante ergriffen wurde.

„Warten Sie einen Augenblick," sagte sie, ein Kouvert aufreißend. „Ah — so so! Setzen Sie sich, Kleine. Können indessen auch Ihr Billetdoux lesen. — — Köstlich! Schreibt mir da soeben mein Agent, daß er eines meiner Bilder — Wasserlilien im Schilf — an einen Kunsthändler verkauft hat, nur leider, leider schlecht zahlen wollen diese Leute immer!" Frau von Dalldorf, die selbst mittelloser wenn auch vornehmer Herkunft war, suchte etwas darin, ihr Talent fruchtbar zu machen und ihren Bestrebungen damit zugleich den Charakter des Dilettantischen zu nehmen. „Genug, es ist verkauft und wird auf mehrere Ausstellungen geschickt. — Das andere eilt nicht. Da! kommen Sie mal her, wie gefällt Ihnen meine Landschaft jetzt?" fragte sie leutselig.

„Das ist hübsch, sehr hübsch," sagte Klara freundlich. „Freilich verstehe ich nicht viel von dieser Kunst, aber es gefällt mir ausgezeichnet. Sind Sie eine berühmte Malerin, gnädige Frau?"

„Noch nicht. Aber ich denke, es zu werden. — Nun setzen wir uns einen Augenblick zusammen. So, da haben uns die andern noch etwas übrig gelassen," sagte sie gut gelaunt. „Geben Sie mal die zwei sauberen Gläser her. Und nun schmausen Sie hier etwas von den kleinen Kuchen. Nicht wahr gut? Sie kleiner Fisch." Klara lächelte. Die gnädige Frau war doch sehr liebenswürdig.

„Wissen Sie, daß Sie ein niedlicher Fisch sind? Und nun erzählen Sie mal: von wem haben Sie denn dies Billet erhalten? Von der alten Tante, bei der Sie bisher gelebt haben, wie?"

Der niedliche Fisch schüttelte den Kopf.

„Von einer Schulfreundin?"

„Nein."

„Von einem Verehrer?"

„Von meinem Bräutigam."

„Was? Man hat einen Bräutigam? Nun natürlich, ist ja kein Wunder mit so einem Gesichtchen. Was ist er denn? Pastor? Schullehrer?"

„Ingenieur, gnädige Frau."

„Ach so."

„Spinnereidirektor."

„Spinnereidirektor? ach — wirklich! Aber Kleine, das ist ja für Ihren Standpunkt eine ausgezeichnete Partie! Warum schlagen Sie sich da in fremden Häusern mit Stundengeben herum?"

„Ich habe mir eine Summe zurückgelegt, die zu meiner Ausstattung bestimmt, aber doch noch nicht hinreichend dazu ist, und

ich will nicht heiraten, ohne anständig equipiert zu sein," sagte das junge Mädchen.

Frau von Dallborf zog ein wenig die Oberlippe in die Höhe und fragte: „Seit wann unterrichten Sie?"

„Seit meinem fünfzehnten Jahre."

„Ach du lieber Gott! und erhalten sich damit und legen auch noch zurück, sehen dabei blühend aus und sind auch noch guter Dinge? Alles Mögliche! Einundzwanzig sind Sie?"

„Ja."

„Und seit wann Braut?"

Klara lächelte. „Seit vier und einem halben Jahre."

„Ach Sie Kind! Sagen Sie mal: das ist wohl am Ende so'ne Art Vormund oder Waisenrat, der Herr Spinnereidirektor?" setzte die Gnädige ein Verhör fort, das sie amüsierte. Natürlich hatte ein verliebter alter Vormund sich den niedlichen Fisch geangelt, und Klara zog die Verheiratung so lange sie konnte hinaus in der Erwartung, inzwischen vielleicht eine angemessenere Partie zu finden! Das übersah sie natürlich sofort.

Die Gouvernante lachte. „Ach Justus ist nur fünf Jahr älter als ich."

„Also eine Primanerliebschaft! Auch gut. Sie sind ja spaßhaft, Kleine. Und Justus heißt er? wie denn weiter?"

„Justus Moller."

„Moller. Hm. Wer Ihnen das angesehen hätte, daß Sie es mit dem Verlieben und Verloben so eilig hatten! Na weshalb werden Sie denn da rot?" Alberta von Dallborf amüsierte sich köstlich über ihre neue Gouvernante, sie amüsierte sich für ihr Leben gern und sie fand immer etwas, das dazu dienen konnte. Ihre Blicke, die belustigt an dem jungen Mädchen auf und abwanderten, blieben zuletzt an dem Briefe hängen, den Klara noch immer in Händen hielt, und so sehr frappirte sie etwas an diesem Briefe, daß sie ihr ihn einfach aus den Fingern nahm und die Aufschrift betrachtete. „Welche merkwürdige Handschrift!" rief sie. „Originell und ausdrucksvoll, etwas nervös, aber sehr selbstbewußt."

Klara sah sie überrascht an. „So ist er auch."

„Ah sehen Sie! Ich verstehe mich auf Handschriften. Ist er auch hübsch?"

„O ja, sehr."

Die Dame lachte. „Sie verliebte kleine



Studie von Emil Hünten.

Schnecke!" dabei betrachtete sie den Poststempel. „Was? Falkenhain? Hier unser Falkenhain hinter Reußdorf?"

„Ja, es ist nur zwei Meilen von hier. Deshalb habe ich ja die Stelle in Rudersdorf angenommen; ich dachte, man wäre sich dann so nahe," sagte Klara, noch immer ein wenig verlegen.

„Aber liebstes Kind —"

„Ich kann meinen Bräutigam nicht in Ihrem Hause empfangen, das weiß ich wohl. (Klara setzte das „gnädige Frau" nach Meinung ihrer Prinzipalin viel zu selten hinzu.) Übrigens wäre er auch viel zu

stolz, selbst von einer Erlaubnis Gebrauch zu machen. Er ist sehr stolz."

„Ah der Direktor! So so. Na hinüber können Sie doch auch nicht fahren."

Klara antwortete nicht. Sie hatte die Unterarme vor sich auf den Tisch gelegt und sah nachdenklich vor sich nieder. Die durchdringenden Augen der gnädigen Frau ruhten mit einer leichten Verstimmung auf ihrem Gesicht. Dieser „Direktor" und so in nächster Nähe war ihr eigentlich als Gouvernantenbräutigam nicht ganz recht. Kandidat hätte sie passender gefunden. Immerhin war es aber gut, wenn eine Verlobung bestand, sie würde das sofort verbreiten; wo junge Männer aus- und eingehen, ist es immer besser, jeder weiß, woran er sich zu halten hat. „Trinken Sie aus, Kind. So. Und jetzt fassen Sie mal hier an, recht vorsichtig, wir werden das Malzeug zusammen hineintragen, Jean muß dann gleich die Pinsel waschen. Sehen Sie mal: alles weiß, lichtblau, lichtgrün. Licht, Licht! das ist jetzt die Losung. — Da kommen auch die Herren, Döhring und mein Mann. — Nein, in der That, schreiben Sie ihm nur: er soll nicht gar zu stolz sein, der Herr Direktor, hohe Titel hätten wir freilich nicht, aber sonst wären wir ganz menschlich. Ich habe zu gern Gäste. Nur immer Menschen, Menschen! ich liebe die Menschen ungeheuer, ob adlig, bürgerlich — ist mir ganz gleich. Ich habe ein Herz für alle."

Klara sah überrascht auf, sie nahm diese Worte für den Ausdruck einer warmen Gesinnung. Sie wußte noch nicht, daß es Leute giebt, die andere nur lieben, um Rolle spielen zu können, die gegen bürgerliche Gouvernanten liebenswürdig sind, um sich von ihnen bewundern zu lassen, denen aber sogar diese Bewunderung im Grunde genommen nichts ist als ein Mittel, dessen sie sich gelegentlich zu ihren Zwecken zu bedienen wünschen. Dies letztere vielleicht nicht ausschließlich — denn der Triumph der Eitelkeit soll keinem geschmälert werden — aber doch jedenfalls zum guten Teil.

Die Freude über die außerordentliche ihr widerfahrene Güte und über die große Menschenliebe der Dame ließ Klara vergessen, sich für die Erlaubnis, ihren Bräutigam einzuladen, zu bedanken. Sie sah Frau von Dalldorf nur mit einem unbeschreiblichen Blicke der Verehrung und Bewunderung an. Die Dame aber, die einen Ausbruch dankbaren Entzückens erwartet haben mochte, schien den Ausbleib desselben übel zu empfinden. Sie eilte plötzlich mit ihrer Leinewand voraus, Malkasten und Palette der andern überlassend, und murmelte vor sich hin: „Eigentlich eine gräßlich alberne und ungebildete Person trotz ihrer guten Zeugnisse."

4. Kapitel.

Nachdem die junge Erzieherin die ihr übergebenen Utensilien abgeliefert hatte, stieg sie nach ihrem im zweiten Stock belegenen Zimmer hinauf. Es lag jetzt wieder der Ausdruck von banger Trauer oder Sehnsucht auf ihrem Gesicht, der Frau von Dalldorf im Garten aufgefallen war. Oben trat sie ans Fenster, entfaltete ihren Brief und überlas ihn nochmals. Dieser Brief lautete:

„Liebes Kind!

Eine Abhetzerei ohne Ende. Habe Falk junior heute geschrieben, daß der Lümmel von zweiten Korrespondenten abgeschafft werden muß, wenn nicht anders wenigstens zu Ostern. Ein ganz frecher Dachs. Solche Kerls — ‚gelernte' Kaufleute — glauben Unsereinem, der erst kurze Zeit mit der Sache zu thun hat, das heißt, den das Kaufmännische *eigentlich* nichts angeht, gute Lehren geben zu können. Also ab. Will mich übrigens *trotz* des Monsieurs doch auch in das Geschäftliche einarbeiten, wennschon es mir widerstrebt; man weiß aber nie, wozu man es braucht.

Die neue von mir angeschaffte Zupfmaschine geht brillant. Hat allerdings ein Heidengeld gekostet, der Jude hat's aber dazu. Jetzt aber auch eine Gier, die Zinsen bald wieder herauszuschlagen — fabelhaft! *Das* weiß ich ganz genau — für ewige Zeiten bleibe ich *nicht* Judenknecht. Von dieser Schmutzerei gegen die Arbeiter kannst Du Dir keinen Begriff machen. Sobald ich kann, ziehe ich meine Hände wieder heraus. Habe sogar schon von drei Seiten Anerbietungen bekommen, *glänzende* Gehaltszusicherungen, weit glänzendere, aber ich warte. Habe noch ganz andere Dinge im Kopfe. Darauf gebe ich Dir jedenfalls mein Ehrenwort: *wenn* ich mal hier weg sollte — natürlich vor Jahr und Tag nicht —

dann wird alles die Augen ganz gehörig aufreißen. Laß Du Dich nur von dem adligen Pack nicht encanaillieren, setz' ihnen schlimmsten Falles ohne weiteres den Stuhl vor die Thür. Für uns sind immer noch tausend Wege offen. Hinüber kann ich natürlich nicht, aber ich schicke nächstens einmal den Wagen — sehr noble Equipage, die Falkische, steht mir ausschließlich zur Verfügung — mit der Frau des ersten Buchhalters, die eine sehr kokette Schwester bei sich hatte, hübsche dumme Gans.

Es gibt hier immer noch Kerls, die mich Herr Inspektor zu titulieren versuchen, wie meinen Vorgänger, aber denen trete ich dann bald gründlich auf die Zehen, denn die Hauptsache ist, daß man sich in Respekt zu setzen versteht. Nun ade, Schatz. Wenn ich denke, daß wir nun glücklich bald fünf Jahre verlobt sind — nun zum Frühjahr muß es biegen oder brechen, ich sehne mich wahrhaftig nach einer Häuslichkeit. Du bist doch noch mein Liebes, Kleines, Närr'sches? Hab nur Geduld, es wird jetzt bald werden.

Neulich sahen die anderen Dein Bild bei mir — die haben aber Augen gemacht! ‚Herr Direktor — ganz Ophelia,' sagte der eine, aber das war nun dumm, so'n Schmachtlappen bist Du Gott sei Dank nicht.

Schreibe recht bald, wie es Dir bei den Dalldorfs geht und wie Du installiert bist. Adieu, meine Kleine, in Eile Dein

Justus Moller."

Nachdem Klara diesen Brief das zweite Mal gelesen, verschloß sie ihn in ein Kästchen, wo gebündelt eine ganze Sammlung anderer in derselben kleinen, von Frau von Dalldorf so interessant gefundenen Handschrift beschriebener Blätter lag. Dann trat sie ans Fenster und blickte hinaus über Garten und Landstraße, über Felder und Wiesen, bis wo am Horizont blaue Berge sich türmten; alles von den bleichen Schatten der ersten Dämmerung geheimnisvoll umflossen, die auch ihr Gesicht mit leichter Schwermut zu überhauchen schien. In seiner Schweigsamkeit, seiner zarten verschwimmenden Färbung, der sanften Ruhe der Linien war das Landschaftsbild vor ihr von einer überwältigend elegischen Stimmung. Was Wunder, wenn ihrem träumerischen, poetischen Gemüte sich diese Stimmung mitteilte? Wenn aus einer trotz früher Plage und Mühe goldigen Kindheit Bilder und Gestalten auftauchten, die ihr lieb und vertraut gewesen, Erinnerungen an erste dämmernde Glücksgefühle, an jene halbkindischen Empfindungen, die die Seele wie tastend ausstreckt in die ungeheure, glänzende Welt, in deren Mitte sie mit erwachendem Bewußtsein steht? Da umkicherten sie lustige Schulerinnerungen, da rauschte düster der erste große Schmerz ihres Lebens heran, der Tod des Vaters, da stieg hell und freudig der Gedanke an die Fülle von Liebe und Fürsorge auf, die sie gefunden, an überschwengliche Freundschaften, an das erste Aufkeimen zärtlichster Empfindungen.

Das war an einem sommerlichen Herbsttag gewesen wie heute, daß die beiden damals unzertrennlichen Freunde Justus Moller und Ernst Bürger in die kleine Welt ihrer Interessen und Empfindungen eingetreten waren; damals als sie noch alle drei auf der Blumenstraße wohnten, in dem sogenannten Gartenhause — denn, gegen den Hof eingehegt, fristete ein alter Birnbaum zwischen Flieder- und Stachelbeergesträuch sein großstädtisch-kümmerliches Dasein neben dem Hintergebäude, das sie bewohnten — Justus als Pensionär der kleinen Wirtschaft ihrer Tante, als ein immer höflicher aber immer vornehm sich zurückhaltender Pensionär, Ernst Bürger als der Sohn eines im Kellergeschoß wohnenden Maschinenschlossers. Ein solcher Herbsttag war es gewesen, so warm, so sonnig, mit so milden verdämmernden Schatten sich dem Abend zuneigend, als Justus den Freund bei ihnen eingeführt, weil dessen Vater, von einem Schlaganfall getroffen und einer unseligen Monomanie befallen, ihn nicht mehr um sich dulden wollte. Wie beklagenswert war ihr dieser junge Mensch, der ihr längst eine stumme Primanerhuldigung widmete, damals erschienen, und wie unübertrefflich edel Justus Moller, der seine Stube fortan mit ihm teilte, seinen Vater, den Herrn Superintendenten, für ihn zu interessieren versprach, seine Sparkasse für ihn leerte, ihn der Fürsorge Tante Julchens empfahl. Ja das war ein unvergeßlicher Tag! Des Abends hatten sie zusammen am runden Tisch gesessen. Ernst Bürger hatte von dem schlimmen Kommerzienrat Löwenhain erzählt, für den sein Vater, ein erfindungsreicher Autodidakt, eine Maschinenverbesserung konstruiert; von



Studie von Julius Grosse.

den ungeheuern Summen, die diese dem Fabrikanten eingetragen, während der Erfinder mit wenigen Thalern abgefunden worden war; und von dem Kummer des Vaters, seiner fixen Idee, überall von betrügerischen Juden umgeben zu sein, und dem Unglück, das seine Krankheit über die Familie hereingebracht. Und dann war Justus so furchtbar sittlich entrüstet gewesen über das „blutsaugerische Fabrikantentum" und hatte soviel Schönes gesagt über bessere Zeiten, die kommen würden, und alles aufgeboten, den Freund zu erheitern. Darnach aber, als Ernst sich zurückgezogen, war der andere noch unter ihnen geblieben — ihnen, das heißt Tante Julchen, ihr und ihren Schwestern — und hatte sie bezaubert mit seinem Verstande und Witze, ihnen allerhand merkwürdige Vorkommnisse erzählt und von seinen hohen Plänen für die Zukunft gesprochen (denn auch er besuchte damals noch die Prima) und dann hatte er gebeten, manchmal des Abends in die Familie kommen zu dürfen. Und sie war zu Bett gegangen das erste Mal mit einem süßen, bisher ungekannten Gefühle in ihrem vierzehnjährigen Herzen, einem Gefühle, das aber nicht dem ausgezeichneten Superintendentensohne, sondern dem von der Narrheit seines Vaters verstoßenen Proletariersprößling galt. Und dieses Gefühl war gewachsen und hatte sie mit einem starken und doch so wunderlich unbestimmten Bewußtsein innerer Zusammengehörigkeit, mit heißer Sehnsucht, Trauer und Glück erfüllt und war — verflogen, zerflattert, wie ein zartes Gewölk vor einem starken Frühlingswinde vergeht; oder war überwältigt worden, wie Sternenschein von der Morgensonne, von dem eifrigen, leidenschaftlichen Werben, der beredteren Sprache, dem glänzenderen Witze des Freundes. Jetzt waren die Genossen jener Tage längst auseinander, Justus erwähnte des anderen nicht einmal mehr, aber in *ihrem* Gedächtnisse lebte er noch immer jenes poetische, nebelhaft verschwommene Traumleben, das

als die Erinnerung einer ersten Neigung in einem zärtlichen Herzen weiterleben mag, ohne es zu beschweren.

Damit aber waren Klaras Gedanken an jenen Herbsttag so lebendig erregt, daß, als sie jetzt auf der nahen Landstraße ein junges Weib mit einem Kinde vorübereilen und in das dämmernde Gebüsch am Wiesengrund verschwinden sah, ihr die Erinnerung an eines jener denkwürdigen Ereignisse, mit denen Justus Moller die Familie seiner Pensionsgeberin an jenem Abende unterhalten hatte, auf das lebhafteste in die Erinnerung stieg. Von jungen Pfarrersleuten hatte er ihnen erzählt, denen einer von ihren Zwillingsknaben, ein Kind von wenigen Monaten, von einer Landstreicherin geraubt worden war wohl zu dem Zwecke, das Mitleid anderer mit ihm zu erregen, ohne daß es je gelungen war, eine Spur des Verlorenen wieder aufzufinden. Sehr eindringlich hatte er diesen traurigen Fall geschildert, so eindringlich, daß sie auf den Gedanken kam, er müsse in seiner eigenen Familie geschehen sein. Er hatte es abgestritten, auch später, und doch glaubte sie heutigen Tages noch daran, und in ihrem ein klein wenig zu romantischen Vorstellungen neigenden Gemüte lebte ganz verborgen eine dunkle Empfindung, daß jener Verlorene eines Tages wieder auftauchen würde und daß sie Justus an ihm jene aufopfernde Freundestreue und Brüderlichkeit würde bethätigen sehn, die, wie sie wußte, als edelste Empfindungsweise unter einer Oberfläche von herrisch-schneidigem Wesen, wie er es anzunehmen beliebte, die Tiefe seiner Seele ausfüllte.

Denn unerschütterlich lebte in ihr der Glaube an die Wahrhaftigkeit und die Stärke der Gefühle, die er in so leidenschaftlicher Weise bethätigen konnte, an die ausgezeichneten Grundsätze, denen er anhing und deren Pathos und Strenge es doch nicht im mindesten beeinträchtigte, wenn er eine schulmeisterliche Prinzipienreiterei verschmähte, wenn er glückliche Kühnheit des Strebens damit verband. Ihre Blicke fielen wieder auf das Kästchen mit den Briefen. Eine andere würde eine so sonderbar heftige, geschäftsmäßige Art von Mitteilung, die so wenig von der Zärtlichkeit eines Bräutigams verriet, vielleicht gekränkt haben, und — leugnen konnte sie es nicht — bisweilen hatte auch sie dieser Ton verletzt, aber das war nun seine Art so, seine wärmsten Empfindungen nur zu zeigen, wo er zugleich handeln konnte, und sie sonst bald hinter glänzender gesellschaftlicher Gewandtheit, bald hinter einer gewissen Herbheit zu verstecken.

Ihre Schwermut schien sich gelöst zu haben. Sie lächelte vor sich hin, wie einer, der wohl weiß, wo sein Schatz vergraben liegt. Ob er wohl einmal herüberkommen würde, da Frau von Dalldorf die Erlaubnis dazu gegeben? Natürlich würde er kommen. Und sie mußte fast darüber lachen, wie das sein würde: was für eine Vorstellung sich ihre Hausgenossen von dem bürgerlichen Spinnereidirektor machen würden, und wie er so ganz, ganz anders sein werde, so viel schöner, so viel glänzender und vornehmer — worauf *sie* nun freilich das Wenigste gab — und so viel gemütvoller, edler und tiefer, als er mochte merken lassen.

Und mit jenem Lächeln innerer Freudigkeit auf den Lippen, das sonst das Vorrecht glücklicher Kinder ist, eilte sie hinab, Frau von Dalldorf aufzusuchen, in der sie in der That das Muster von Klugheit und Güte verehren zu müssen glaubte, für das diese Dame sich selbst hielt oder für das gehalten zu werden sie doch wünschte.

5. Kapitel.

Es war in den frühen Nachmittagstunden des folgenden Tages. Die Damen, Comtesse Marie Rauenthal und ihre Anstandsdame und ehemalige Erzieherin Fräulein von Nottebohm, hatten sich unlängst zur Mittagsruhe niedergelegt, als ein Wagen in den Schloßhof zu Burkersdorf einfuhr, dem Sitz des Grafen Velthaus. Der Herr, der dem Gefährt entstieg, war Rechtsanwalt Hainau aus B., der, von dem Schloßherrn zu einer Konferenz gebeten, sein Erscheinen um diese Zeit telegraphisch gemeldet hatte.

Der Fremde fand sich zunächst in ein im Erdgeschoß belegenes Zimmer geführt, wo ihm ein Mittagbrot aufgetragen wurde, worauf ihn der Diener zum Grafen führte.

Das Arbeitszimmer des Schloßherrn lag ebenfalls zu ebener Erde, das heißt im niedrigsten aber immerhin nur über eine Rampe zu erreichenden Stockwerk des weitläufigen alten Schlosses. Es war ein großer, gewölbter Eckraum, durch dessen hohe Fenster helles Licht hereinströmte, mit der Aussicht

sowohl nach dem Vorhof als nach dem Garten, der mit den Zweigen der noch dicht belaubten Kronen die grellen Strahlen der Nachmittagsonne dämpfte. Die anscheinend häufig benutzten Karten und Bücher, die die Wände schmückten, der mit Papieren bedeckte Arbeitstisch, der gediegene aber schlichte Hausrat verrieten den Sinn und die Lebensweise des Bewohners.

Graf Velthaus war ein Mann von etwa siebzig Jahren mit weißem Haar und Bart, denen er einen etwas militärischen Schnitt gegeben; das Fesselndste in dem edelgeformten Gesicht waren die leuchtenden graublauen Augen, Frau von Dalldorf nannte sie „wahre Hohenzollernaugen." Da er gelähmt war, brachte er seine Tage im Rollstuhl zu, und so mußte er sich auch jetzt begnügen, Herrn Hainau mit Wort und Handbewegung zu begrüßen. Es war erst etwa seit einem Jahre, daß die Herren in geschäftlichen Beziehungen standen, seit nämlich der langjährige juristische Beirat des Grafen gestorben und Hainau an seine Stelle getreten war, Notabene sehr zum Ärger der hochgeborenen Verwandtschaft des ersteren, die den Juden „perhorrescierten." Der Graf mußte wohl aber gemeint haben, daß ein Mann, der ihm wegen seiner Klugheit, seiner Kenntnisse und wegen der Lauterkeit seines Charakters empfohlen war, abgesehen von allen Nebenumständen die geeignetste Person sei, um in die Verwaltung eines großen Besitztums, soweit juristische Sachwaltung erforderlich war, einzutreten. Rechtsanwalt Hainau, übrigens ein Mann von hünenhaftem Wuchs, von würdevoller, stramm militärischer Haltung und von ernstem, reserviertem Wesen, das ihm fast etwas Englisches gab, saß jetzt dem Grafen erwartungsvoll gegenüber.

„Sie werden sich wundern, verehrter Herr," begann dieser, „daß ich Sie persönlich herbemüht habe. Ich würde bedauern, wenn diese kleine Reise Ihnen ungelegen kam, indes es handelt sich um etwas so Wichtiges, so alles meine bisherigen Abmachungen Durchschneidendes, daß eine eingehende Konferenz geboten erschien. Nebenher dann noch um eine — etwas delikate Angelegenheit, in der ich dennoch hoffe, daß Sie mir Ihre Beihilfe nicht versagen werden, und über die mit irgend jemand anderem zu beraten ich durchaus abgeneigt bin. Wenn ich also um etwas Geduld bitten darf —"

Der Rechtsanwalt bezeugte seine Bereitwilligkeit mit einer kurzen, stummen Verbeugung. Er schien nicht zu bemerken oder war taktvoll genug, nicht bemerken zu wollen, daß der Graf etwas erregt war.

„Ich habe da kürzlich eine sehr traurige Erfahrung gemacht," nahm dieser wieder das Wort, „eine Erfahrung, von der ich wollte, daß das Schicksal meine alten Tage damit verschont hätte. Meine Enkelin, die Comtesse Rauenthal, ein Mädchen von immer etwas zarter Gesundheit, ist — wie mir der Arzt gestehen mußte — eine Todeskandidatin, und ich muß mich darauf gefaßt machen, diesen letzten Sprossen meines Blutes, falls der Himmel mir noch einige Jahre gibt, vor mir hinwelken zu sehn."

„Ah, ein sehr, sehr betrübender Fall," sagte der Rechtsanwalt.

„Phthisis, ein Erbteil aus väterlichem Blut. Die Comtesse ist das einzige Kind meiner verstorbenen Tochter."

„Ja wohl, der Herr Graf sagte mir das."

„Es war vor etwa vierzehn Tagen, daß ich dieses Todesurteil erfuhr, und ich habe mehr als eine Woche damit zugebracht, über die veränderte Sachlage nachzudenken, ehe ich mit Ihnen über eine endgültige Regelung der Angelegenheit in Verbindung zu treten beschloß."

„Sie gestatten mir, zu wiederholen, daß ich ganz außerordentlich die traurige Wendung bedauere, die eine Umgestaltung Ihrer letztwilligen Verfügungen nötig macht," bemerkte Hainau.

Der Graf verbeugte sich. „Und nun, eben indem ich meine Besitzungen meiner eigenen Familie entgleiten und in die Hände von Verwandten übergehen sehe, die mir weniger durch die entfernten Grade der Verwandtschaft als durch — ihre Eigenschaften fremd sind, nun ich mich — ich darf es wohl sagen — mit bitterem Wehe in die Lage finde, meine letzten Tage in völliger Vereinsamung zubringen zu müssen, nun ich mich abgeschnitten sehe von jeder Verbindung mit der Zukunft — und wir Menschenkinder empfinden nun einmal als menschlichstes Verlangen diesen Wunsch, etwas uns Gleiches, uns Entstammendes — —" Er hatte die Blicke nach den Baumwipfeln draußen gewendet, durch deren Zweige jetzt

einzelne Sonnenstrahlen leuchtend zitterten, und schien plötzlich den Faden seiner Worte verloren zu haben.

Der Rechtsanwalt beobachtete ein respektvolles Schweigen.

„Da fällt mir — wahrlich der wunderlichste der Zufälle — ein Papier in den Schoß, das mir einen neuen unerwarteten Anknüpfungspunkt bietet mit dem lebendigen Geschlechte. Es ist dies hier —“ setzte er hinzu, die Hand auf ein halbschmutziges, graugelbes Kouvert legend, das einen Brief zu enthalten schien. „Ehe ich Sie aber mit seinem Inhalte bekannt mache, will ich des sonderbaren Zufalls, dessen ich erwähnte, des näheren gedenken. Sie wissen, daß ich mich mit historischen und kriegsgeschichtlichen Studien in dilettantischer Weise beschäftige.“

„Sie sprachen mir davon, Herr Graf.“

„In dilettantischer Weise, denn ich beschränke mich darauf, mich zu unterrichten, ohne selbstthätig in den von mir bevorzugten Fächern arbeiten zu wollen und zu können. Ich habe mich bislang auf die angedeuteten Materien beschränkt, die mir schon von Jugend auf interessant waren; und wiewohl in letzten Jahren manches meine Teilnahme und eingehende Beschäftigung herauszufordern schien, hab ich doch mit der Bequemlichkeit des wachsenden Alters gezögert, mich in Wissensfächer einzuarbeiten, für welche ich wenig oder gar keine Vorbildung besaß — Sie haben die Geduld mich anzuhören!“

„Ich bitte ergebenst fortzufahren.“

„Nun aber wächst es von allen Seiten um uns herum, die neue Saat der großen Tagesfragen, die der Ernte entgegengereift, von der doch niemand sagen kann, wie sie ausfallen wird. Und wie auch ein am Ufer, da wo die Gegenströmung den Lauf der Wasser zu hemmen scheint, wurzelnder Halm doch endlich ergriffen und fortgerissen wird durch die treibende Bewegung, so hat es mich schließlich auch erfaßt und hineingezogen in das große Interesse der Gegenwart und der Zukunft.“

„Sie gedenken der socialen Frage, Herr Graf.“

„Jawohl. Und nun hören Sie, wie seltsam mir dieser Strom — um zu jenem Bilde zurückzugreifen, — da jenes Blatt zuführt, wie Persönliches und Allgemeinstes sich wunderlich verschlingt. Ich sprach Ihnen von meinem Sohne?“

„Sie erzählten mir, daß Sie das Unglück hatten, ihn in jungen Jahren zu verlieren.“

„Infolge der im dänischen Kriege erhaltenen Verwundung. Also: ich entsinne mich vor einigen Tagen, daß mein Sohn, als er seinen letzten Urlaub hier verlebte, von den Schriften von Rodbertus-Jagetzow sprach, die er damals las, und indem ich mich einer Bücherkiste erinnere, die aus seiner letzten Garnison nach seiner Verwundung mir zugeschickt wurde, und die wir unausgepackt auf einem Bodenraum verwahrt haben, sende ich meinen Kammerdiener, diese Kiste herbei und auf mein Zimmer zu schaffen. Mein Diener hat das Buch mit dem bezeichneten Titel nach einigem Suchen gefunden und mir überreicht — und da — als ich es aufschlage, nach dem Namenszug des teuern Verstorbenen spähend — fällt mir ein Brief entgegen, von der Hand meines Sohnes an mich selbst gerichtet, das Couvert verschlossen und vollständig adressiert. Es ist dies hier. Dies ‚die socialen Briefe an Kirchmann‘ und hier das Schreiben, von dem ich Sie, verehrter Herr, bitte, sofort Kenntnis nehmen zu wollen.“

Der Rechtsanwalt nahm den Brief entgegen, entfaltete das Blatt und las Folgendes:

Geliebter Vater!

Ein letztes Lebwohl.

Du weißt, ich gehe mit frischem, fröhlichem Mute, ja mit fiebernder Ungeduld, um ‚an Lorbeer und an Ehren reich‘ in einigen Wochen munter wieder in Eurer Mitte zu sein. Es heißt, wir marschieren sofort und werden unter dem Oberkommando des Prinzen Friedrich Karl stehen. Unser Regimentschef sieht aus, als ob er über Nacht ein Stück gewachsen wäre, die Stimmung ist die beste, sogar der kleine Grüttwitz — Du kennst ihn ja — ist aufgetaut. Mein Bursche ist gottvoll, er hat einige Sentimentalitäten wegen seiner Karoline, und da er das Meer noch nicht gesehen hat, macht er sich unglaubliche Vorstellungen davon. An das Totschießen glaubt er nicht recht. Hat mir übrigens alles sehr hübsch gepackt und geordnet. Die Bücherkiste laßt nur stehen wie sie ist, ich habe sie der Wirtin auf die Seele gebunden. Im ‚schlimmsten‘ Falle soll sie sie mit meinen Civilanzügen und andern Habseligkeiten an Euch abgehen lassen. Anderenfalls suche ich mein

altes Quartier wieder auf, denn ich bekomme nicht leicht ein hübscheres. Für den Cognac und die Cigarren besten Dank, sie sind von der erprobten Sorte, also ausgezeichnet.

Aber nun muß ich mit dem herausrücken, weswegen ich eigentlich schreibe. Es wird eine kleine Beichte, und ich würde Dich damit gern verschonen, aber es ist eben für jenen schlimmsten Fall, der streng genommen doch durchaus nicht der schlimmste wäre, nämlich, wenn mir ein echter und rechter Soldatentod beschieden sein sollte. Nun, es ist eine Sache, die man unter jungen Männern meines Standes leicht zu nehmen pflegt, und die mich doch bedrückt. Es handelt sich um ein Mädchen. Ich habe sie kennen gelernt, als ich in Oberschlesien stand, und bin mit ihr intim geworden. Wenn es mir nun also doch nicht möglich sein sollte, in dieser Sache späterhin etwas zu thun, so bitte ich Dich, laß die beiden nicht untergehen, sie und das Wurm, dessen illegitimer Großvater Du bist. Dies nun die wenigen Daten: sie heißt Emma Hartwig und war in einer Nähstube angestellt in Wosnievice in Oberschlesien im Toster Kreise, hart an der polnischen Grenze. Ich bitte Dich, verlaß die zwei nicht, gib ihr, daß sie zu leben hat, und laß das Kind aufziehen. Tröste sie Gott, sie war ein süßes Geschöpf und hatte mich viel zu lieb. Vergilt ihr die guten Stunden, die ich ihr danke.

So — nun hätt' ich das vom Halse und kann mit Anstand sterben, wenn's sein soll. Wenn ich aber wieder vor Dich trete — nun so wirst Du mich darum auch nicht für einen schlechten Kerl halten, war ich's aber doch, so sollen die Herren Dänen gewahr werden, daß noch ein paar gute Seiten an mir sind.



Studie von Ant. Watteau. Sammlung Ruther.

An Mutter und Schwester nochmals tausend Grüße — aber von dem andern nichts. Selbstverständlich.

Morgen früh um Fünf geht's ab.

Küsse Dir die Hände tausendmal.

Dein Albrecht.

Der Rechtsanwalt faltete das Blatt, dessen Lektüre er beendet, sorgfältig wieder zusammen, schob es in das Couvert, legte den Brief mit einer kleinen Verbeugung vor den Grafen hin und sagte: „Ein Vermächtnis, das allerdings — sehr viel zu

spät — um vierundzwanzig Jahre zu spät — die Wünsche des Scheidenden enthüllt hat." Gelassen wartete er den weiteren Ausdruck der Absichten des Grafen ab. Es war eine Pause zwischen den beiden Männern wie zwischen Zweien, die sich mit einemmale fremder als bisher gegenüber befinden; da der eine sich weder darauf legte, jene Absichten erraten zu wollen, noch der andere die Kälte angenehm empfand, die man seiner Erregung entgegenzubringen schien.

„Ich habe den Wunsch," sagte der Graf mit einem leisen Zittern in den Händen, „einen letzten Willen, der mir heilig ist, zu erfüllen, auch wenn seit seiner Abfassung ein Vierteljahrhundert — fast ein Vierteljahrhundert, darüber hingegangen ist."

„Der Herr Graf wünscht noch heute diesem Vermächtnis Konsequenzen zu geben?" fragte Herr Hainau einigermaßen überrascht.

„Ganz gewiß. Ich bitte Sie: versetzen Sie sich in meine Lage. Im Begriff, das Letzte zu verlieren, was mir von meinen Kindern übrig geblieben ist, in der Voraussicht, die Güter, die ich meiner Familie glaubte vererben zu dürfen, in zwanzig oder mehr Hände übergehen zu sehen, von denen ich nicht viel mehr weiß, als daß sie, die einen mehr, die anderen weniger, die Geschicklichkeit eines Prestidigitateurs haben, meinen Besitz in alle Winde zu verpuffen — finde ich die freilich sehr verblaßten, unsicheren Spuren eines Enkels, der, illegitim wie er ist, mir doch gerade jetzt ein köstlicheres Erbteil dünkt, als der Erblasser ahnen konnte. Ich — nun ich kann es nicht leugnen — ich bin etwas Gemütsmensch und ich habe ein starkes Gefühl für die Bande der Verwandtschaft; nichtsdestoweniger, was ich ebensowenig leugnen will, würde dieser wilde Seitenschößling meines Hauses wenig oder gar keine Bedeutung für mich haben, wenn ich im Kreise rechtmäßiger Kinder und Enkel meine Tage beschließen dürfte, aber wie die Dinge liegen, warum müßte dieses Kind, das doch meines Sohnes Sohn oder Tochter ist, mir fremd bleiben sollen? warum sollte ich ihm nicht wenigstens, wenn ich ihm auch keine eheliche Geburt nachträglich verschaffen kann, Vorteile zuwenden, die die Schar entfernter Vettern und Cousinen, die mein Tod einmal bereichert, kaum beeinträchtigen würden? Und warum — ja warum wäre es nicht möglich, daß etwas von dem offenen, ehrlichen Wesen, von dem Verstande und der Herzensgüte, die doch selbst — wie mir es wenigstens scheinen will — aus dieser Beichte, aus der Sorge um jene Mutter und jenes Kind sprechen, auf seinen Sprößling übergegangen sei? Warum endlich sollte dieses Wesen, wenn sonst es lebt, mir nicht in etwas die herben Verluste, die mich getroffen und noch treffen sollen, ersetzen können? Ich sage ja nur können — ich behaupte nicht einmal, daß dies sehr wahrscheinlich ist. Sie schelten mich am Ende einen alten sentimentalen Phantasten, der in eine ihm fremde, vielleicht glücklich geordnete Sphäre übergreifen will, um unter dem Vorgeben, den Wohlthäter zu spielen, Raubbau zu treiben, wie?"

„Ich erlaube mir in keiner Weise, die Empfindungen und Wünsche des Herrn Grafen zu kritisieren, im Gegenteil, ich ehre sie aus vollem Herzen."

„Es würde," nahm er das Wort wieder, da der Graf nichts entgegnete, „demnach hier zunächst darauf ankommen, Versuche anzustellen, die den Zweck hätten, das eventuelle Nochvorhandensein der beiden in Frage stehenden Personen respektive wenigstens des betreffenden Nachkömmlings Ihres Herrn Sohnes festzustellen."

„Darauf wird es in der That zunächst ankommen."

„Das Einfachste und vielleicht Sicherste wäre es natürlich, die Betreffenden durch Aufrufe in den Zeitungen — —"

„Nein, dazu würde ich doch erst im äußersten Notfalle greifen. Es ist und bleibt eine delikate Angelegenheit, die wir nicht ohne Not in die Öffentlichkeit ziehen wollen, ich wünschte durchaus nicht, da anderen Ungelegenheiten zu bereiten, wo ich warme Teilnahme habe. Sie verstehen mich?"

„Durchaus. In diesem Falle würden sich Nachforschungen unter der Hand demnach mehr empfehlen," sagte Hainau.

„Jawohl. Und es handelt sich mir nun darum, ob Sie, Verehrtester, mir hier die Hand bieten, das heißt, ob Sie die Leitung dieser Angelegenheit zu übernehmen geneigt sein würden."

Der Rechtsanwalt schmiegte das Kinn in die aufgestützte Hand und sagte nach einigem Besinnen: „Ich könnte nichts anderes, als die Angelegenheit gegen Zusiche-

rung einer gebührlichen Provision einer Persönlichkeit übergeben, die sich zu dergleichen Geschäften, die sowohl mit Klugheit wie mit Diskretion verfolgt werden müssen, als qualifiziert erwiesen hat. Die eventuellen Resultate der angestellten Nachforschungen würde ich sodann dem Herrn Grafen übermitteln. Da wir immerhin zwei Namen, den des Ortes, den der im Jahre vierundsechzig jedenfalls noch unverehelichten Rosa Hartwig und diese Jahreszahl an der Hand haben, dürften die Schwierigkeiten übrigens nicht unüberwindliche sein. Es ließe sich vielleicht schon binnen kurzem wenigstens der faktische Personenbestand, der hier von Interesse wäre, feststellen."

„Und Sie wüßten eine zuverlässige Person, der Sie diese Mission übergeben könnten?"

„Das heißt: eine wenigstens in den ihr übergebenen Geschäften zuverlässige Person, einen gewissen Weinhold, der sich sogar nebst anderen schönen Titeln den eines Genealogisten beizulegen den Ehrgeiz hat und auch wirklich in der Aufspürung von Familienzusammenhängen eine zweifellose Geschicklichkeit besitzt."

„Sehr schön. Haben Sie die Güte, Verehrtester, das Nötige zu veranlassen. — Nun aber, ehe wir an die Durcharbeitung eines neues Teilungsmodus meiner Mobilien und Immobilien gehn, wollen wir, wenn es Ihnen recht ist, den Kaffee einnehmen. Es ist vier Uhr. Ich erwarte um diese Zeit den Besuch einer Nachbarsfamilie, die ich immerhin wenigstens begrüßen muß. Vielleicht ist es Ihnen gefällig, mich in den Salon zu begleiten. In einer halben Stunde können wir dann unsere Verhandlungen wieder aufnehmen."

Herr Hainau bekundete seine Bereitwilligkeit diesem Vorschlag gegenüber. Der Graf klingelte seinem Diener und hatte eben seine Papiere in eine Kassette verschlossen, als mit der Pünktlichkeit der Vornehmen draußen ein Wagen mit den Rudersdorfer Herrschaften vorfuhr.

6. Kapitel.

Wo ist der Herr Graf? wie befindet er sich? wie die Comtesse?" hörte man eine etwas scharfe Frauenstimme erschallen, während der Wagen die Rampe hinauffuhr.

Es war Frau von Dalldorf, die aus dem Wagenfenster gelehnt diese Fragen Baron Troll entgegenrief. Der Baron weilte seit einigen Wochen als Gast im Schlosse und war soeben hinausgeeilt, die Ankommenden zu begrüßen. Während er den Wagenschlag öffnete, sprang Döhring vom Pferde, um mit Herrn von Troll gemeinsam dem Frauendienste obzuliegen, welcher dann darin bestand, Frau von Dalldorf, ihren Töchtern und der Gouvernante das schwierige Geschäft des Aussteigens zu erleichtern — Herr von Dalldorf war wegen einer leichten Indisposition zu Hause geblieben.

Klara Walter, die zum erstenmale nach Burkertsdorf kam, sah mit einer Art ehrfürchtigem Staunen an dem mächtigen Schloßbau in die Höhe, während die Herrschaften das Vestibül betraten, wo ihnen Fräulein von Nottebohm entgegenkam.

„Ich bitte, Fräulein Klara," sagte Döhring, der seine Höflichkeit auch auf die Gouvernante auszudehnen beliebte.

Zögernd sich von dem gewaltigen Eindruck losreißend, überschritt das Mädchen die Schwelle des alten Grafensitzes. Ihr war so wunderlich zu Mute, fast als habe sie das alles, dieses altersgraue Schloß, diese leise rauschenden Ulmen, diese sanftansteigende Rampe, dieses mächtige Portal mit den breiten Sandsteinpfeilern, den Löwen und Wappenschildern schon einmal gesehen. In ihren Kinderphantasien vielleicht, wenn sie mit „Ihm" d. h. dem geträumten Inbegriff aller männlichen Vollkommenheiten, vom Ausritt heimkehrend, die Stammburg betrat, indes die Diener ihren weißen Zelter absattelten und den Goldfuchs, auf dem —

Und in dieser Vorstellung mußte sie lächeln. War es nun dieses Lächeln, was sie so verschönte, war es das gedämpfte, mattfarbige Licht des hohen Salons, in dem man sich versammelte — als sie jetzt eintrat, betrachteten sie Graf Velthaus, seine Enkelin (ein blasses zartes Mädchen, das in einem weißen Kaschmirgewande im Sopha lehnte) Fräulein von Nottebohm und sogar Herr Hainau mit einer Verwunderung und Teilnahme, die ihr selbst bemerkbar wurde. Nachdem die nötigen Vorstellungen erfolgt waren, ließ man sich nieder, um den Kaffee einzunehmen, und während die Herrschaften sich in ein in Rücksicht auf die

Comtesse etwas gedämpft gehaltenes Gespräch verstrickten, hatte Klara vollkommene Muße, die hohen Fenster mit ihren lichtbunten Scheiben, die die farbige Dämmerung hervorbrachten, die persischen Vorhänge, Teppiche und all den übrigen stillvollen Hausrat — der etwas sehr streng in italienischer Frührenaissance gehalten war — mit einer Art kindlicher Neugier zu bewundern. Die anderen schienen sie überdem schnell zu vergessen, nur dem Grafen machte sie durch die unnachahmliche Verbindung von Schönheit, Anmut und schlichter Würde, die sie auszeichnete, einen so anhaltenden Eindruck, daß sich der alte Herr plötzlich auf dem allen chronologischen Voraussetzungen entgegenlaufenden, äußerst thörichten Gedanken ertappte: wenn sie es doch wäre!

Herr Hainau aber saß inmitten des Plauderns und Flüsterns, des Tassenklapperns, inmitten der verschiedensten sich kreuzenden Eindrücke und Wünsche in völliger Unbeteiligtheit da und genoß seinen Kaffee mit der strengen Würde, wie ihn etwa eines der uralten ägyptischen Steinbilder genossen haben würde, eine Frage Frau von Dalldorfs, ob er heut erst angekommen sei, mit einer trappistenhaften Verbeugung bejahend, die dieser Dame die Lust, weitere Worte an den Rechtsgelehrten zu verschwenden, durchaus benahm.

Übrigens zogen der Graf und Herr Hainau sich sehr bald wieder in das Arbeitszimmer des ersteren zurück, um ihre Beratungen aufzunehmen, den jüngeren Herren die Unterhaltung der Damen überlassend. Da Döhring hierbei sein Möglichstes that, bat Baron Troll seine Gönnerin, ihr im Nebenzimmer die Meraner Photographien vorlegen zu dürfen, die man bestellt hatte, wozu sie gern bereit war.

„Sagen Sie mir, bester Baron," meinte sie mit einer Art scherzhafter Empörung, „was ist das für ein Mensch, dieser Rechtsanwalt! Glauben Sie, daß er ein Wort gesprochen hat? Ich hatte einen Moment die, ich muß es zugeben, etwas abenteuerliche Idee, daß man vielleicht diesen Herrn etwas beeinflussen könne, aber ebenso gut könnte man einen Stein zum tanzen bringen. Bei Gott — der ist noch langweiliger und schwerfälliger als mein Mann, und das will viel sagen!" dann lachte sie laut, während der erschrockene Junker ein ganz verdutztes: „Aber meine gnädige Frau!" stammelte, denn er hatte sich so großer Zutraulichkeit von seiten der Mutter seiner Angebeteten bisher nicht rühmen dürfen.

„Nun Sie werden Dalldorf ja auch nicht für einen interessanten Mann halten," meinte sie mit jenem Cynismus, der häufig zu den Charaktereigentümlichkeiten der ihrer Umgebung geistig überlegenen Frauen gehört. „Jetzt aber rasch gebeichtet! Das heißt, das Album schlagen Sie lieber auf. Also: wie hat der Graf Ihren Antrag auf baldige Vermählung aufgenommen?"

„Er hat ihn mit großer Entschiedenheit abgelehnt," und es war nicht ganz ersichtlich, ob dem Baron diese Thatsache eigentlich lieb oder unlieb war. Vermutlich beides, wie das in konfusen, unentschlossenen Naturen mit soviel Grazie möglich ist.

„Also abgelehnt. Nun, ich dachte es mir eigentlich," antwortete die Gnädige.

„Mit großer Entschiedenheit. Er verstieg sich dabei sogar zu dem Ausspruche, daß es um die Welt besser stände, wenn ein Heiratskonsens ohne Vorlegung ärztlicher Atteste über völlige Gesundheit der Kontrahenten niemals staatlicherseits erteilt würde."

„Aha! Nun verzagen Sie darum noch nicht, Baron, die arme Kranke allein nach Meran reisen lassen sollen Sie deshalb nicht. Ich werde es dem Grafen vorstellen, daß es Ihre Pflicht ist, die Comtesse sicher zu geleiten, Ihre Pflicht und Ihr schmerzliches Vorrecht. Sie werden die Damen dort schützen, unterhalten, aufrichten und ich —"

„Und Sie, gnädigste Frau?"

„Ich werde den Grafen inzwischen bestimmen, Sie — zu adoptieren."

„Mich zu —?"

„Adoptieren, ja wohl. Sie kennen seine neueste Leidenschaft: die sociale Frage — ich werde ihm erzählen, welches außergewöhnliche Interesse Sie neuerdings an dieser Sache "

„Ich? an der socialen Frage?"

„Allerdings. Genommen haben. Ich werde außerdem — aber das ist meine Sache. Kurzum — er wird Sie adoptieren. Nur ein wenig — versatiler, lieber Baron, müssen auch Sie sich zeigen. Sie verstehen mich. Dieser Schmerz kleidet Sie ja so ausgezeichnet, diese Schwermut, aber ein wenig Anschmiegsamkeit an die Verhältnisse.



Weibliche Studie. Rötelzeichnung von Leonard da Vinci.
In der Galerie der Uffizien zu Florenz.
Nach einer Photographie von Ad. Braun, Clement & Cie., Dornach im Elsaß und Paris.
(Vertreter Hugo Grosser in Leipzig.)

nicht wahr? — Ah, liebste Marie, Sie sehen selbst nach uns! Kommen Sie nur. Diese Meraner Ansichten sind entzückend, Sie werden eine wunderschöne Reise machen und blühend zu uns zurückkehren."

7. Kapitel.

Das gemütliche Heim, das Kanzleirat Lorenz bei der vortrefflichen Freundin Herrn Alexander Weinholds gefunden hatte, lag im Nordosten der Stadt in der Engelstraße und befand sich in einem Hause, das sich einiger Anmut der Lage rühmen durfte; denn es hatte einen großen Vorgarten, erstreckte sich nach hinten in einen geräumigen Hof nebst anstoßenden Gemüsebeeten und bot den Ausblick auf den botanischen Garten der Stadt, der gerade in diesem Teil seiner Anlagen eine Fülle der prachtvollsten Bäume und Pflanzengruppen entfaltete. Selbst die Grenze zwischen Fahrdamm und Bürgersteg war noch mit Bäumen

besetzt, vollblühendem Rotdorn, der im Frühling die Straße wie mit großen leuchtenden Bouquets zierte. Jetzt freilich lag von vorzeitigen Herbststürmen herabgerissenes und von Regengüssen durchweichtes, faulendes Laub auf den Wegen und die landschaftlichen Annehmlichkeiten des Logis gedachte der Kanzleirat erst später zu erfahren.

Das in Rede stehende Haus war ein großes, acht Fenster in der Front aufweisendes, vierstöckiges Gebäude, das auch eine beträchtliche Tiefe besaß und infolgedessen eine ungeheure Zahl von Mietern beherbergte. Woran es eigentlich lag, daß die gesamte Bewohnerschaft einen mehr oder weniger sonderbaren, um nicht zu sagen abenteuerlichen Anstrich besaß, ob es die grell beleuchtete Unsauberkeit auf den Treppen und Fluren, die sich dort mit einer Art Gemütlichkeit breit machte, ob es das verzwickte Gewinkel der Wohnungen war, ob ein gewisser alteingesessener Stamm oder eine Art Tradition mit magnetischer Gewalt Leute herbeizog, die, wie verschieden sie untereinander sein mochten, doch in der Wunderlichkeiten Harmonie nicht übel zusammen paßten, dürfte schwer festzustellen sein. Genug, unter den schützenden Fittichen der Hauswirte, eines wohlhabend gewordenen Restaurateurs und seiner beispiellos häßlichen Frau, versammelten sich: ein „Kunsttischler in Altertümern," der aussah wie ein Major a. D. aber bereits auf das Stillleben einer verbüßten Freiheitsstrafe zurücksah, und dessen Gattin in den Auktionen herumlungerte, wo sie allerhand Trödel erstand, um ihn dann zu unverschämten Preisen unter der Hand loszuschlagen; ein zwerghaftes Ehepaar, das seine zwerghaften Kinder beständig mit Stockhieben regalierte; ein pensionierter Elementarlehrer, der im Alter des Herrn Kanzleirat stand, eine um vierzig Jahre jüngere Frau und ein zweijähriges Töchterchen hatte; ein herabgekommener Heldenspieler, der seine alte Theatergarderobe im Hause abtrug, indes seine Gattin, eine zur Disposition gestellte Balleteuse, sich in ausgiebigster Weise den Ruf zuzog, in ihren vier Pfählen eine geradezu „polnische Wirtschaft," das heißt eine Klimax von Schmutz und Unordnung aufrecht zu erhalten; und anderes wunderliches Volk, das sich in der Form von Schlafstellenvermieterinnen, Korkbildschnitzern und Harmonikavirtuosen in Boden und Kellern verkroch.

Zu den gewiß nicht uninteressantesten Figuren, welche man die Bühne des Hauses Engelstraße 27 beschreiten sah, gehörte jedenfalls Frau Rochefort, von den meisten Mitbewohnern, gut deutsch ausgesprochen, „die Roochesorten" genannt, eine Dame, die am Ende der Vierziger stehen mochte und, nachdem sie dreimal das Schicksal erfahren Witwe zu werden, die ausgezeichnete Fürsorge, die sie gewohnt war, dem männlichen Geschlechte zu widmen, nunmehr auf eine Anzahl Zimmerherren ausdehnte. Sie hatte alles vermietet, was von ihrer Wohnung auf die Bezeichnung „Zimmer" überhaupt Anspruch machen konnte, während sie selbst sich mit drei Räumen begnügte, von denen die Küche der einzige mit Ofen und Fenster versehene war. Zwischen den Vorder- und Hinterstuben nämlich lagen als monumentale Denkmäler eines genialen Architekten zwei saalartige aber stockfinstere Alkoven, von denen die dreifache Witwe eines als Schlafzimmer benützte, während das andere durch passende Ausstattung den Anstrich eines Wohnzimmers erhalten hatte, als welches es denn in der That nicht ungeeignet war, eventuelle Besuche aufzunehmen. Allerdings fanden sich solche alsdann selbst in der Mittagsstunde und im Hochsommer beim Strahl einer Petroleumlampe der Dame des Hauses gegenüber. Einige Zufuhr von frischer Luft und eine gewisse milde Heizung wurde diesen Mittelräumen lediglich durch die „Chambres garnies" zuteil. Frau Rochefort war übrigens diese Art des Wohnens oder Hausens in den zehn Jahren, daß sie das Quartier inne hatte, so vertraut geworden, daß der Gedanke, jemals wieder in richtigen Zimmern sich untergebracht zu finden, etwas direkt Abschreckendes für sie gewonnen hatte. Den Luxus eines für sie allein verwendeten Schlafsaals gestattete sie sich selbstverständlich auch nicht, sie teilte die eine Hälfte dieses Raumes mit ihrer Tochter, einer Jungfrau von etwas zweifelhaftem Rufe, die den Tag über in Gott weiß welchem Geschäfte verkäuferisch thätig war, während die andere eine Lagerstatt enthielt, die meistens von einem ihrer zahlreichen Söhne vorübergehend in Beschlag genommen zu werden pflegte.

Merkwürdig war es übrigens, daß keines der zahlreichen Kinder dieser industri-

ellen Dame den Familiennamen mit ihr teilte. Einer der Herren Söhne, der Friseurgehilfe war, sowie Fräulein Rosalie, die Verkäuferin, nannten sich Brommel, andere Sprößlinge wieder hörten auf den Namen Rackuff, die beiden ältesten aber waren als Friedrich und Karl Kodalle in die Stammrolle eingetragen. Frau Rochefort war übrigens eine geborene Kodalle. So ließ der Familienstand der würdigen Frau an Buntscheckigkeit nichts zu wünschen übrig. Aber wenn man aus diesem Umstande schließen durfte, daß Dame Rochefort sich in ihren Jugendjahren einer bedeutenden Teilnahme an ihrer Persönlichkeit zu erfreuen gehabt habe, so war das selbst jetzt, wo sie bereits eine Frau in den „besten Jahren" war, noch immer begreiflich; nicht minder wenn man ihr sinniges Walten im Hause beobachtete, als wenn man in ihrem Äußeren den bekannten Spuren „ehemaliger großer Schönheit" nachging.

Kanzleirat Lorenz wenigstens fand, was den ersten Punkt anlangte, sich mit einer außerordentlichen Aufmerksamkeit, die allen seinen Wünschen Rechnung trug, bedient. Da er z. B. eine Abneigung gegen hohe Kohlenrechnungen hatte, wußte seine Wirtin ihn in bescheidenstem Maße damit zu belästigen, was sich um so eher mochte bewerkstelligen lassen, als die Dame nicht wie andere Hausfrauen einen wütenden Eifer besaß, die Fenster aufzureißen, um die kostbare, wohlig durchwärmte Luft des vorhergehenden Tages leichtfertig hinaus zu verpuffen. Wenn der Mann, dessen Gemüt die „Poesie des Besitzes" aufgegangen war, eine Scheibe zerschlug — wie es denn einmal geschehen — verlangte Frau Rochefort durchaus nicht Bezahlung dieses Schadens, sondern sie wußte ihn vielmehr sinnig mit Geduld und Pappdeckel zu heilen. Cichorienkaffee mit Sirup gesüßt herzustellen, besaß sie ein vortreffliches Rezept, und nicht minder war sie geschickt, zugleich ökonomische und schmackhafte Mittagsgerichte herzustellen. Dies war aber doch noch lange nicht alles. Mit der Zartheit eines echt weiblichen Gemütes und aus der Fülle reicher Erfahrungen zugleich erfreute sie „ihren lieben alten Herrn" noch mit mancherlei Praktiken, die ihn entzückten. Sie sammelte seine Cigarrenstummel, um sie ihm feingeschnitten dann als Tabak zu präsentieren, sie verfertigte ihm aus alten Friesflecken, die ihr zu Gebote standen, wärmende Einlagen in die Hausschuhe, sie verwertete einige alte Bücher, die der Antiquar verschmäht hatte, beim Krämer, so daß sie immerhin noch ein bescheidenes Sümmchen eintrugen, und sie verfügte überdies — wo fände man je wieder soviel Tugenden beieinander! — über einen Schatz medicinischer Kenntnisse und erprobter Heilmittel. Zu den Ausgaben, die dem Herrn Rat immer die ärgerlichsten und unangenehmsten gewesen waren, hatte er stets die Honorare an Ärzte gerechnet. Seit er in die Pflege der Dame Rochefort gekommen, hatte er erst recht eingesehen, was er da früher vergeudet, und wieviel besser der Scharfblick einer klugen Frau und ihre linden Gaben sind als alle ärztlichen Kunststücke zusammen. Kurz die treffliche Witwe war das Ideal einer Zimmervermieterin.

Es war an einem laulichen Novembertage etwa um zehn Uhr Morgens, als Adeline Rochefort vom Markte kommend langsam ihrer Wohnung zuschritt. Sie war eine große, ziemlich hagere Frau, trug ein modisch gemachtes aber schlecht gehaltenes Kleid von dunkelgrüner Farbe, ein schwarzes Jackett darüber, einen turmhohen Hut mit einer stark von Regen und Sonnenschein mitgenommenen roten Blume und braune Zwirnhandschuh. Ihr Gesicht gehörte zu denen, die man mit einer Art neugierigem Interesse zu betrachten nicht umhin kann, denn es zeigte sehr regelmäßige und durch einen gewissen rätselvollen Ausdruck auffallende Züge. Der Schnitt der etwas niedrigen Stirn, in welche eine kurze Tolle graublondes Haar gekämmt war, die gerade Nase, die großen dunkelblauen Augen, der regelmäßige Mund, das gefällige Oval — das alles war von glücklichen natürlichen Anlagen; aber in diesen halb von den Lidern bedeckten Augen, deren Weißes einen stark gelblichen Schimmer hatte, lag etwas Unheimliches, Lauerndes, und der Mund schien besser zu verschweigen als mitzuteilen zu verstehen. Auch ihr Gang hatte etwas Eigentümliches, es war ein langsamer, leiser Gang, so daß sie bisweilen den Eindruck eines heranschleichenden Turmes machte, und man erschrak, sie plötzlich unvermutet neben sich zu sehen.

So bedächtig heranschreitend, erreichte die

liebenswürdige Freundin und — darf man sagen — Waffengenossin Herrn Alexander Weinholds, mit Kücheneinkäufen reich beladen, ihr Haus. Langsam stieg sie die Treppe hinan. „Guten Tag, Frau Rocheforten", riefen ihr die Kinder zu, die auf dem Flur spielten, aber sie dankte ihnen nicht.

Oben öffnete ihr ein schmutziges, kleines Dienstmädchen die Thür, das sehr eifrig berichtete, der Herr Kommissionär warte drin, und dem sie die Marktartikel mit einer küchenbezüglichen Anordnung übergab; worauf sie sich in der ihr eigenen gelassenen Weise ins Wohnzimmer verfügte, dessen ewige Petroleumlampe ein phantasievolles Gemüt an das Heiligtum der Vestalinnen erinnern konnte.

Der Herr Kommissionär saß auf dem mit Häkelarbeiten verzierten Sofa, aß Leberwurst aus dem Papier, trank dazu ein Seidel, das aus dem Keller seiner Freundin stammte und schnitt eine Fratze, als sie eintrat.

Die Dame warf einen flüchtigen Blick auf den Besucher, legte dann Hut und Jacke ab und setzte sich ihm gegenüber. Die Hände in den Schoß gelegt, sah sie gleichmütig an ihm vorbei und fragte erst nach einer Weile, da er sich in seinem Frühstück nicht stören ließ: „Nun, was gibt es?"

Er lachte laut auf, um dann sofort in ein vorsichtiges Geflüster überzugehen. „Meine Ahnung! meine Ahnung! wie 'n Spürhund sag ich dir! ich bin jetzt überzeugt, daß der seine dreißig bis vierzig tausend hinter sich hat! Thaler! Hab ihm ein paar Papiere besorgt, sein! O, ich sag dir, diesmal hab ich den Richtigen am Zipfel erwischt!"

Die Witwe machte ein ungläubiges Gesicht. „Thaler? sagen wir nur Mark — vierzigtausend, Unsinn."

„Na laß es weniger sein — immer noch genug. Und — keine Verwandtschaft, weit und breit! Ah, das wäre ein Fressen für den Fiskus! Aber wer zuerst mahlt, mahlt am besten. Besteuert ist er auf zehntausend, die müssen also bleiben, verstehst du. Nun ich denke zum Frühjahr, wenn dann die famosen Stürme kommen, die die alten Kremper umblasen — dann geht er ab. Mit Gottes gnädiger Hilfe und seinem unbezahlbaren Lungenemphysem. Und dann — feste zu! — Halbpart?"

Sie drehte ein wenig den Kopf herum und hob das Kinn zum Zeichen der Bejahung.

Der Mann der Fähigkeiten und friedliche Staatsbürger zog gerade die Wurstschale durch die hundertzwanzig Mark, die seinen Mund zierten, dann wischte er sich die Lippen. „Also nochmals: Die zehntausend in Pfandbriefen, die müssen bleiben. Ich sage das, man kann ja nie wissen — es möchte einmal schnell kommen — bei dem vortrefflichen Futter, das du ihm auf die Krippe schüttest —"

„Oh der ist zähe, der kann's noch lange treiben," sagte sie nachdenklich oder vielmehr in dem Tone apatischer Gleichgültigkeit, in dem sie zu sprechen pflegte.

„Na, das ist dann deine Sache," meinte er, welche Wendung die Dame offenbar nicht verstand, denn sie sah ihn mit einem Ausdrucke holder Ahnungslosigkeit an. Aber Herr Weinhold lächelte erst verschmitzt, als wenn er dieser Miene nicht rechten Glauben schenke, und lachte dann hell auf.

„Wo warst du denn die Tage?" fragte Frau Adeline, um etwas zu fragen.

„In Oberschlesien," antwortete der Kommissionär, sich die Hände reibend. „Hat da einer ein Gut, das er gegen ein Haus eintauschen will, habe ihm das Beckersche Grundstück, den Neubau draußen, angehängt. Verdiene zweitausend Mark dabei." Und wohlgefällig legte Herr Weinhold ein seidenes Cachenez um seinen Hals, da er sein Frühstück beendet hatte und sich zu gehen anschickte.

Dann trollte sich der große Genealogist und Geschäftsmann davon.

Die Witwe aber blieb mitten im Zimmer stehen, die Hand auf den Tisch gestützt, und sah ihm mit einem Blicke voll äußerster Geringschätzung und triumphierender Überlistung nach. Dann, auf den Zehenspitzen auftretend, näherte sie sich der Glasthür, die ihr Gemach mit dem anstoßenden verband, verschob etwas die Gardine und guckte hinein. Der würdige Pensionär saß in einem Lehnstuhl am Fenster, ließ sich behaglich die Sonne auf die Unterlippe scheinen und studierte den Kurszettel. Mit dem Schmunzeln etwa, mit dem ein Gourmet ein seinem Gaumen aufgeschobenes Leibgericht beäugelt, betrachtete sie ihn, zog die Gardine wieder zu und begab sich dann in die Küche, wo das schmutzige kleine Dienst-

mädchen lukullische Gerichte für die Tafel präparierte.

8. Kapitel.

Ein Begräbnis gehört nach dem Geschmacke mancher Leute zu den anmutigsten Vorkommnissen des Lebens. So war es denn nicht zu verwundern, wenn sich trotz des naßkalten Dezemberwindes, trotz des Gemisches von Schnee und Regen, das vom Himmel fiel, und des klebrigen, zähen Schlammes, der sich auf der Straße bildete, sobald sich nur der Leichenwagen auf dem „Dammweg" hatte sehen lassen, eine Menschenmenge vor dem Trauerhause ansammelte, die von Schutzleuten beständig angehalten werden mußte, einen Gang in der Mitte frei zu lassen. Der Leichenwagen wackelte indes näher; es war einer dritter Klasse, am Kopfende schwebte ein schon einmal ausrangierter und dann wieder aufgebesserter goldener Engel, der fortwährend sentimental lächelte. Die alte, schwarze Decke, die den Wagen schmückte, war eigentlich nicht mehr schwarz, sondern grau, flatterte aber trotzdem bei jedem Windstoß prahlerisch in die Höhe, und die Totengräbergehilfen, die sie gerade ziehen mußten, fluchten dazu.

Als dieses Fuhrwerk vor dem Trauerhause hielt, bemächtigte sich der gespannt harrenden Menge eine gewisse Bewegung. „Jetzt kann's nicht mehr lange dauern," sagte der alte Laternenwärter, der eine höchst angesehene und überall bekannte Persönlichkeit im Viertel war, denn er hatte zugleich den Beruf eines Zeitungsausträgers.

„Da kommen auch schon die Droschken," bemerkte seine Frau, eine dicke ältliche Person, die sich lebhaft an der Kolportage beteiligte.

„Wissen Sie," mischte sich ein häßliches dürres Weib dazwischen, das die Gattin des Tischlermeisters in Altertümern aus der Engelstraße 27 war — denn die Engelstraße wurde grade dort vom Dammwege geschnitten, wo das Trauerhaus lag, — „wissen Sie: Dem ist wohl, dem ist die Ruhe zu gönnen. Denn wenn ich kontrakt sein sollte, da wär mir's auch lieber, ich biss' ins Gras."

„Nun, die Bürgern wird froh sein, daß es ein Ende genommen hat. Denn so'n schweren Mann heben und bedienen, ist kein Spaß," bemerkte die Fleischersfrau, die an der Ladenthür lehnte und über und über nach Schweinefett roch.

„Er soll ja zuletzt ganz menschenscheu gewesen sein," sagte eine fette, mit falschen Granaten geschmückte Frauensperson, die ebenfalls eine Hausgenossin Dame Rocheforts war und eine Schlafstellenwirtschaft unterhielt. „Die Bürger erzählte mir mal, er hat niemanden mehr sehen mögen außer denen von der Partei, die ihm die Unterstützung verschafft haben."

„Ach die Leute müssen's garnicht so schlecht gehabt haben."

„Pst. Sehen Sie doch! den prachtvollen Kranz! das sind die vereinigten Eisendreher."

„Warum nicht gar," korrigierte die Zeitungsfrau ihren Mann, „das sind die Maschinenpolierer."

„Da kommt noch ein Trupp. Er muß doch sehr beliebt gewesen sein."

„Na, er hat ihnen auch genug nach dem Munde geredet! 's sind die aus der Löwenhainschen Fabrik, wo er auch früher war. Die hat er grade was verhetzt! Sie wissen doch?"

„Nee was denn?"

„Nu, dem Juden Löwenhain hat er doch eine Erfindung gemacht, er, der Bürger, denn einen Kopp hatt' er — na Achtung! Mein Jude natürlich schmeißt ihm zehn Thaler hin, läßt ihn einen Zettel unterschreiben, so und so und daß er ihn abgefunden hat, und steckt sich dann Tausende über Tausende ein, eben was die Erfindung einbrachte. Nu sehen Sie, das hat sich der Bürger so zu Gemüte genommen, daß ihn der Schlag rührte und wie er wieder zu sich kam — da war er nicht mehr ganz richtig ums Oberstübchen und hat jeden für 'nen Juden gehalten und gedacht, er wollt' ihn begaunern!"

„Aber das erste, was ich davon höre!"

„Na ja sehen Sie, und was das Schlimmste war, daß er seinen eigenen Jungen nicht mehr neben sich geduldet hat. Hat ihn einen Bankert übern andern geschimpft und nicht geruht, bis er zum Hause raus war. So ein armer Mensch. Alles aus Verrücktheit."

„Und das hat sich nicht mehr gegeben?"

„Nu gegeben hat sich's schon, aber einen Span hat er immer behalten. Bloß auf den Mund, da hat sich's nicht gelegt. Ach du mein! wenn der anfing auf die Juden



Studie von Karl Raupp.

zu schimpfen. Zuletzt hat ihn aus purer Wut der Schlag zum zweitenmal gerührt."

„Nein aber über so was! Ja die Juden müßten eben alle einzeln totgeschlagen werden," bemerkte die Granatengeschmückte, eine Frau von vermutlich ebenso milder als ehrbarer Gesinnung. Denn was die Ehrbarkeit anlangte — so wußte jedermann, woran er mit ihr war!

„Sehn Sie mal den! das ist ein hübscher Mensch, das ist vielleicht der Sohn."

„Der? das nenn' ich keinen hübschen Menschen. Da sollten Sie den Bräutigam von meiner Emilie sehn. Mit 'nem gewichsten Bärtel und gescheitelt bis in den Nacken! Das ist 'n hübscher Mensch."

„Platz da!" schrie der Schutzmann.

Die Leute mauerten sich noch fester aneinander, um einen Durchgang zu bilden.

„Sie, ob das der Sohn ist, fragte ich?"

„Gott bewahre. Verrückt wie der Bürger war, hat er sich's ja verbeten, daß der zu seinem Begräbnis käme. Denken Sie sich bloß. Ach Gott, der arme Mensch, er hat mir immer leid gethan, obgleich ich ihn bloß vom Sehen kenne, wenn er manchmal im Hausflur auf die Mutter gewartet hat und eins hinauf schickte, daß sie hinunter käme. —"

„Das ist aber doch zu merkwürdig. Die Sache wird wohl noch anders gewesen sein. Wer weiß, wo's da hapert, stille Wasser sind tief," sagte die Ehrbare, die immer komplizierte Familienverhältnisse bei andern voraus setzte. „Es nennt Einer seinen richtigen Sohn doch nicht 'nen . . . . —"

„Ach! da haperts gar nicht, außer im Kopfe des Alten. Die Bürger ist so 'ne anständige Frau wie nur eine," schrie die Colporteuse erbost.

„Sehen Sie doch, wer ist denn der?"

Es war ein großer, kräftiger Mensch mit rötlichem Haar und noch rötlicherem Bart, intelligenten, gut geschnittenen Zügen und etwas herrischem Betragen, der sich jetzt durch die Wartenden drängte.

„Das ist der Kodalle," bemerkte die Schlafstellenwirtin eifrig, „einer von den Rochefortschen Söhnen. Seit kurzem wohnt er bei ihr, weil jetzt keine Arbeit ist, denn er ist Maurer; aber ein feiner Mensch, trägt Kragen mit Glanzplätterei und spricht immer in den Versammlungen."

„Ach, wir haben gar nicht aufgepaßt. Diese Menschenmasse! diese Kränze! — Es ist jetzt ein rechter Luxus mit den Blumen."

„Am schönsten ist Musik. Ich spar mal, daß sie tüchtig blasen können bei meinem Begräbnis."

„Ach was, blasen! wenn die Frau was in die Tasche hat, ist besser wie geblasen," meinte der Fleischer, der auch hinzu getreten war, und wischte sich die Nase in die Schürze.

„Lange wirds nicht mehr sein, da werden wir wieder ein Begräbnis haben," erzählte die Schlafstellenvermieterin. „Ja ja, den alten Kanzleirat mein' ich, der bei uns im Hause wohnt. Gestern traf ich die Rocheforten, da hat sie geweint wie ein Kind um ihren „lieben alten Herrn." Mit Kraftsüppeln und rohen Eiern muß sie ihn päppeln, sagt sie."

Die Tischlersgattin lachte und bemerkte: „Na, die muß es ja verstehen, mit den Männern umzugehen und sie um's letzte zu pflegen. Drei hat sie richtig gehabt, und was sonst so nebenher ging, da wollen wir nicht erst den Pappdeckel aufklappen."

„Ja ja," sagte die Alte, die von der Presse und dem Beleuchtungsfach, „das können Sie glauben, daß bei der dreimal drei nicht neun ist, sondern wenigstens neun und ein halbes."

Die andere bekundete eben verständnisinnig ihre Zustimmung zu dieser Zahlensymbolik, als eine Bewegung die Menge ergriff.

„Pst! Schicht! Weg da! sie bringen ihn!" — Es war ein einfacher, großer, brauner Sarg mit einigen billigen Kränzen geziert und obendrauf den prachtvollen Paradestücken, welche die Arbeitervereine dem Toten gespendet hatten. Der Wind verwickelte die breiten Atlasbänder, auf deren Enden in Goldschrift „Ruhe sanft" oder „Unserem biedern Genossen" stand, der Sarg wurde hingestellt und festgeschnallt, und dann setzte sich der Engel in schwankende Bewegung. Hinter dem Sarge kam die Witwe und ihr Bruder, ein dicker Bäckermeister, darnach dessen Frau, die einen großen Grabschmuck aus Perlenblumen und Blechblättern trug, nebst ihrer Tochter und noch einige Leidtragende.

„Ist der Sohn wirklich nicht dabei?" fragte die Granatendame.

„Nein, wirklich nicht."

„Was ist er denn eigentlich?"

„Das wissen Sie nicht? Ein Studierter! Was so höherer Lehrer werden will — nu, er muß doch den Kopf dazu haben."

„Was Sie sagen!"

„Und ein hübscher Mensch! Ein paar schöne blaue Augen, bloß 'n bissel was Finsteres."

„So so. Na adieu, Frau Nachbarn, wenn's mit Eurem Kanzleirat aus der 27 wird zu Ende sein, da lassen Sie mich's nur wissen, daß ich's nicht verpasse."

Der Zug setzte sich langsam in Bewegung. Erst ging es noch durch einige Vorstadtstraßen, dann über die Chaussee dem Kirchhofe zu. Es dauerte über eine Stunde, bis man an Ort und Stelle war. Die Männer, die hinter dem Sarge dreinschritten — zuerst einer, der auf einem schäbigen Kissen das einzige Ordenszeichen des Toten, die Rettungsmedaille, trug — hatten die Hosen aufgekrempelt und gingen mit ihren starken Wasserstiefeln „trötzerlich" durch die Pfützen. Endlich war der Kirchhof erreicht; er war noch ziemlich neu, in der Mitte ein breiter Gang, rechts ein Feld für die Erwachsenen, links eines für die Kinder, beide etwa zum vierten Teil besetzt. Der Boden war eine scheußliche, aufgeweichte klebrige Lehmmasse voll großer Lachen. Das Wetter war hier im Freien noch viel unangenehmer als in der Stadt; es wehte ein naßkalter Wind, der den mit Schneeflocken gemischten dünnen Regen in fast horizontaler Richtung trieb. Die niedrigen Fliederbäume und Cypressen, mit denen die winterlich kahlen Grabstätten spärlich besetzt waren, bogen sich unaufhörlich hin und her und knarrten in den Pfählen, an welchen sie fest gebunden waren, und darüber dehnte sich endlos in gleichmäßiger, bleierner Trübe der Himmel, der Horizont verwischt durch graue Regenmassen, außer an einer Stelle, wo ein schmutzig-rötlicher Streifen lag.

Das Trauergeleite stellte sich um das Grab auf. Es war verabsäumt worden, es mit Tannenreisern auszukleiden, und so sah es recht schauerlich aus, wie ein breiter,

gelblicher Schlund, um den ein unordentlicher Hause von Lehmklößen und grauen Schneebrocken lag. Der Sarg wurde schnell herabgelassen. Dann sang ein Männerchor das „Es ist bestimmt in Gottes Rat," und darauf trat Karl Kodalle vor und hielt die Leichenrede. Man mußte es dem Sohne Adeline Rocheforts lassen: er sprach gut. Seine Rede war natürlich nichts als eine Parteidemonstration, von einer eigentlich persönlichen Teilnahme an dem alten Maschinenschlosser war nichts zu spüren, der ganze etwas bombastische Sermon nichts als eine geschickte und gut vorgetragene Zusammenstellung bekannter socialdemokratischer Wendungen, für die sich hier willkommene Veranlassung bot. Die Lebhaftigkeit, das etwas theatralische Pathos, mit dem der junge Maurergeselle sprach, erinnerte übrigens in nichts an Adeline Rocheforts gleichmütig ruhiges Wesen; doch konnte man allenfalls meinen, daß er in seinen Geberden, in Haltung und Tonfall es irgend einem eifrigen Kanzelredner abgeguckt haben müsse, und es that der Wirkung seiner Worte nicht im mindesten Eintrag, daß er bisweilen grammatische und stilistische Kühnheiten einmengte, die ein anderes Publikum für ebenso viel Schnitzer gehalten hätte. Verdeckt spielte dieser gewandte Suadeur zugleich ein eigentümliches Spiel mit dem Schutzmann, der neben ihn getreten war und jedem seiner Worte mit mißtrauischer Aufmerksamkeit lauschte: wiederholentlich nahm er einen Anlauf, der ein Einschreiten des Gesetzeswächters notwendig machen zu wollen schien, um dann in harmloser Weise abzubiegen, und es mochte im Vollgefühl nicht minder dieses Umstandes als der pompösen Redensarten, über die Karl Kodalle verfügte, sein, daß er endlich mit einer Selbstbefriedigung zurücktrat, die ein Kanzelredner, wenn er sie empfunden, allerdings zu verbergen gewußt hätte.

Nachdem der Totengräber ein stilles Vaterunser gebetet hatte, zerstreute sich die Menge, lautlos und in bester Ordnung. Adeline Rochefort war nicht darunter, sie schien die Eitelkeit mancher Mütter auf die rednerischen Gaben ihrer Söhne nicht zu besitzen. Doch erfuhr er wohl von anderer Seite Anerkennung; von mehreren Genossen umringt, verweilte er noch in einiger Entfernung vom Grabe und flüsterte mit ihnen, während alle anderen die Trauerstätte verlassen hatten.

Nur einer stand noch dort; schweigend, mit finsterem Gesicht, über das ein paar schwere Thränen rollten. Er war nicht im Trauerzuge gekommen, einzeln war er hinausgefahren und hatte, hinter ein paar Lebensbäumen versteckt, der Ceremonie beigewohnt, um erst an das Grab zu treten, nachdem es die anderen verlassen. Einsam stand er jetzt und sann dem grausamen Schicksal nach, das ihn von dem teuern, so beklagenswerten Toten gerissen, ihnen beiden ein Leben voll Pein, Sorge und Vereinsamung bereitend, das die Seele des unglücklichen Mannes mit Haß erfüllt, seinen Geist mit halber Verwirrung geschlagen, und ihm, dem Sohne, die Jahre frischer Jugend vergiftet hatte. Und ein von des Vaters Willen Geächteter, dem Mutterherzen Entfremdeter, trat er an trauriger Stätte das einzige Erbe an, das ihm geworden: die warme Liebe für die Armen und Unterdrückten. — Indes die ungeduldigen Totengräber die Grube ausfüllten und schwere Klumpen hinunterwarfen auf die Palmen und Rosen.

Endlich wandte er sich ab und trat von den Brettern hinunter, die man um das Grab gelegt. Dabei gewahrte er eine kleine Gruppe Zusammenstehender. Er trat auf die Männer zu und drückte ihnen die Hand. Da er aber dem Grabredner ins Gesicht sah, starrte er ihn erschrocken an, denn vordem hatte er ihm nur im Rücken gestanden und ihn nicht sehen können. „Kodalle, Maurergeselle" sagte dieser mit Selbstgefühl.

„Und Redner" setzten die anderen hinzu.

„Ich danke Ihnen, Herr Kodalle," sagte Ernst sehr verwirrt. Denn wenn dieser Herr sich als „Justus Moller, Civilingenieur," vorgestellt hätte, wäre es ihm weniger verwunderlich erschienen, so sehr glich er diesem Jugendfreunde. Aber nicht doch, diesen Zug von Brutalität konnte das Gesicht des Schulkameraden niemals aufweisen und so rötlich von Haar wie Adeline Rocheforts zweiter Sohn war der Sohn des Hemsterbacher Superintendenten nie gewesen — und doch, wie wunderbar war diese Ähnlichkeit! Herr Kodalle machte ein ironisches Gesicht und drehte sich um.

Langsam folgte ihm der Sohn des Be-



Weibliche Büste von Fritz Gabow.

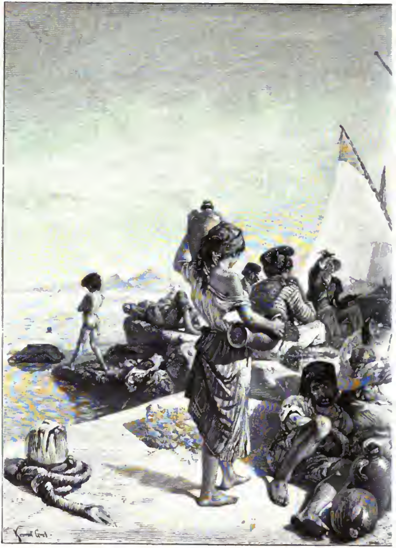
statteten nach dem Ausgange, wo er, als Letzter des Leichengefolges, den Kirchhof verließ.

9. Kapitel.

Unter den stattlichen Wohnpalästen, die den „Stadtgraben" schmücken, befindet sich einer, der dem Fabrikbesitzer Falk — in Firma Gerson, Falk und Comp. — gehört und von ihm selbst und seiner Familie bewohnt wird.

Es war im Anfang Februar des Vormittags um elf und ein halb Uhr, als sich Frau Laura Falk und ihre Tochter Melitta in einem der mit orientalischer Pracht ausgestatteten Räume zusammenfanden, einem weiten, hohen Zimmer, das stark überheizt und mit dem Geruch blühender Hyazinthen erfüllt war. Frau Laura Falk, die auf dem Divan Platz genommen hatte, war eine dicke, blonde Jüdin von etwa sechsunddreißig Jahren und galt für eine sehr hübsche Frau. Sie pflegte im Hause stets in schwarzer Seide zu gehen und beständig ein elegantes Schlüsselkörbchen zu hüten — nach Fräulein Melittas Behauptung ihre einzige Beschäftigung — und bot somit immer das Bild tadelloser Vornehmheit und zugleich haushälterischer Wirtlichkeit. Was diese Dame sonst noch auszeichnete, war ein sanft-leidender Ausdruck ihres Gesichtes, der von häufigen Magenbeschwerden herrührte, die ihrerseits wieder der Gewohnheit beständigen Naschens von Konfitüren entstammten.

So weit es das durch überreiche Massen von Spitzen und Plüschvorhängen gedämpfte Licht gestattete, war die Dame damit beschäftigt, die neuesten Modeblätter zu be-



Der Improvisator am Molo. N



ch dem Gemälde von Konrad Grob

trachten oder besser gesagt zu studieren, ja mit Hingebung und Wehmut durchzukosten.

„Hätt' ich doch mit dem kupferroten Moireeantiquekleid gewartet!“ sagte sie, als sie gerade mit einem Stück Pomadenzuckers fertig war. „Wie ist das hier schön! Hätt' ich mir's so machen lassen! Komm mal her, Melitta.“

„Ach ich steh jetzt nicht auf,“ sagte eine Stimme vom Fenster her, wo sich, in einen Schaukelstuhl gelehnt, eine schlanke Gestalt auf und abwiegte.

„Ich ärgere mich wirklich. An der Seite Faltenteile, vorn Atlas und die Taille halb Moiree, halb Atlas, großartig schön. Es ist fast in der Art, wie die Salo Cohnheim das blaue hat, aber weit geschmackvoller. Sieh dir's dann an. — Hier wär auch was Hübsches für dich, rosa Illusionstüll und moosgrünes Mieder aus Plüsch.“

Das Fräulein lachte.

„Moosgrünes Mieder, das ist ja gottvoll.“

„Nun, was willst du? Ist apart.“

„Allerdings.“

— — — — — — — — — —

„Melitta.“

„Ja.“

„Da der Haushälter von Herz die Billets bis jetzt nicht gebracht hat, wird der junge Herz selber kommen, du wirst mal sehen.“

„Bitte.“

„Was hast du denn an?“

„Was ich immer anhab'.“

„Das goldbraune? Die rote Atlasbluse steht dir viel besser. Tante Mathilde sagte neulich, die Bluse steht dir großartig. — Sei doch ein bischen liebenswürdig zu dem jungen Herz, hörst du?“

„Habe gar keine Veranlassung.“

„Herr Gott, 'n Prinz kommt doch mal nicht angefahren. Ich dächte, wenn daraus was würde, könntest du zufrieden sein.“

„Er noch mehr.“

„Na ich bitte dich, eine so elegante Erscheinung! Und dieses geistreiche Auge! Vor allen Dingen aber dieses Violinspiel! Jeder sagt doch, daß er großartig spielt. Einer der talentiertesten jungen Männer.“

„Ich werde mir doch nicht einen wegen seines Fiedelbogens nehmen. Ich heirate überhaupt nicht, du weißt's ja.“

Die Dame ließ einen schnalzenden Laut hören, von dem es ungewiß war, ob er ein Zeichen von Mißbilligung war oder von dem Praliné herrührte, das sie gerade im Munde zerdrückte. „Wie kindisch! so spricht man mit fünfzehn aber nicht mit bald zweiundzwanzig.“ Melitta Falk war die Stieftochter der Dame.

„Gott, Mama, ich kann dir's ja gar nicht verdenken, daß du mich untergebracht sehn möchtest. Eine Frau, die selber noch hübsch und jung ist, muß eine erwachsene Tochter als ein ziemlich überflüssiges Möbel empfinden.“

„Hab ich das um dich verdient, Melitta!“ rief die Dame mit weinerlichem Pathos.

„Werde doch nicht gleich sentimental, Mama, Sentimentalität ist Selbsttäuschung. — Hör mal, ich hatte eben eine Idee.“

„Nun?“

„Ich langweile mich nämlich zu Tode.“

„Ja es ist schrecklich, was du für dein Alter blasiert bist.“

„Herr Gott, Bälle und Konzerte können einen Menschen doch nicht ausfüllen, vom Theater gar nicht zu reden, denn das ist nachgerade so schlecht, daß die Trauerspiele sogar bloß noch langweilig sind und gar nichts Lächerliches mehr bieten. Wie die Rosenau noch da war mit ihren gottvollen Armbewegungen und ihrer schreiigen Stimme — da hatte man wenigstens noch etwas zum amüsieren. — Und die Malerei ist mir auch zuwider geworden, man bringt es doch zu nichts.“

„Na höre mal, deine Blätter sind doch enorm bewundert worden.“

„Aber ich will einmal was Neues haben. Ich werde Lateinisch lernen.“

„Nun höre einer solch eitles Mädchen!“

„Wer sagt denn, daß ich es aus Eitelkeit thun will?“

„Wenn ich dich so wenig durchschaute!“

„Du hast gar keine großartigen Gesichtspunkte, Mama, und verkennst immer meine idealistischen Neigungen,“ sagte Fräulein Melitta ironisch und seufzte hinterher. „Ich werde mir also Berthels Stundenlehrer langen und ihm mit dem ehrenvollen Auftrage entgegentreten, mir eine humanistische Bildung angedeihen zu lassen. Da er momentan seine Uhr versetzt hat, wie Berthel sagte, wird er sich in der That vermutlich nicht sowohl geehrt als in Aus-

sicht auf eine fürstliche Belohnung aufrichtig beglückt fühlen."

„Du machst doch wohl nur Spaß?"

„Mit so heiligen Dingen wie mit der Bildung treibe ich nicht Scherz."

„Ich finde dich großartig in deinen Launen! Übrigens schickt sich das nicht. Da muß man einen alten Gymnasialprofessor engagieren, wenn du die Narrheit wirklich in Scene setzen willst."

„Schickt sich nicht! Denkst du vielleicht, daß ich mich in ihn verlieben werde? Ein armer Teufel und nicht einmal hübsch! Außerdem will ich ihm zu seiner Uhr verhelfen, und abermals außerdem kannst du alle Stunden über als Ehrengarde im Sopha präsidieren. Also Laura, sei hübsch nett, ich schenke dir auch meine blauen Majoliken, die dir immer in die Augen gestochen haben und die du doch hier nicht zu kaufen bekommst."

„Du bist ein unartiges Mädchen."

Melitta sprang leichtfüßig von ihrem Schaukelstuhl auf und trat neben ihre Stiefmutter. „Die Pralinés hast du wohl glücklich alle heraus gesucht? Ich wollte mich gerade belohnen für meinen grandiosen Einfall. — Erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand küsse für gütige Erlaubniß, gnädige Frau. — Und wo ist das reizende Modell zu einem Gesellschaftskleide, das dich erseufzen ließ? Das mußt du dir in Lichtblau machen lassen, für Blondinen mit zartem Teint immer wieder das Schönste."

„Dann wird's aber dem von der Cohnheim zu ähnlich."

„Gott bewahre. Das ist ja fast marine und solche Verschnürungen an der Seite waren auch nicht dran." Fräulein Melitta berührte währenddessen den Knopf einer elektrischen Leitung, der mehr bequem als geschmackvoll von der Lampe herunterhing, und bestellte dem eintretenden Mädchen: „Herr Bürger, Bertholds Stundenlehrer, möchte die Güte haben, nach Schluß der Lektion herüberzukommen."

Darauf nahm sie aus einem Glase eine gelbe Rose, steckte sie an die Taille, ließ, erschöpft von dieser Anstrengung, die Arme herabsinken und lehnte sich endlich über einen der kleinen türkischen Fauteuils, die um den Tisch standen. Sie war so von einem leicht gedämpften Lichte umflossen, das ihre Schönheit äußerst vorteilhaft zur Geltung brachte. Frau Falk ließ die Blicke mit aufrichtiger Bewunderung über ihre Stieftochter gleiten und malte sich die so heiß ersehnte Situation aus, wie der schöne und musikalische Leo Herz sie mit Bräutigamszärtlichkeit umschlänge. Denn eine erwachsene Stieftochter, besonders wenn sie stets ein überlegen-ironisches Wesen zeigt, ist in der That eine Zugabe, auf die sich allenfalls verzichten läßt. Und dann wäre es so interessant gewesen, die Aussteuer zu besorgen, die vielen Besuche anzunehmen und zu erwidern, und was da alles drum und dran hängt. (Fortsetzung folgt.)

Drei Klagen.

Dumka von Viktor Menzel.
(Nach dem Ruthenischen.)

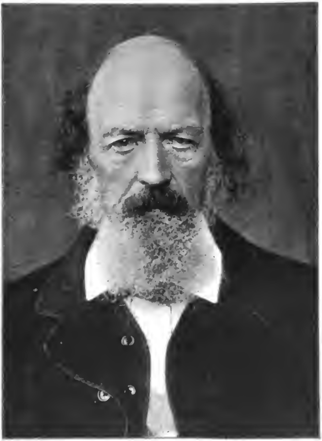
Am Sonntag-Morgen, auf grüner Au',
Auf grüner Aue, im Silbertau
Erschlagen liegt der Kosak, erschlagen!
Drei Kuckuckweibchen, im grauen Kleid,
Die fliegen über die Steppe weit,
Sie fliegen zu ihm und klagen!

Die erste, das ist des Toten Braut,
Die zweite, das ist die Schwester traut,
Die dritte — die Mutter, in Mutterschmerzen;
Zu seinem Haupte die erste fliegt,
Zu seinen Füßen die zweite liegt,
Die dritte an seinem Herzen.

Der ersten Thräne verweht der Wind;
Die zweite weint — ein Brönnlein rinnt;
Die dritte weint ihr Blut hernieder; —
Die erste denkt an Liebe neu,
Die zweite denkt an den Toten treu,
Die dritte denkt nie mehr wieder!

Alfred Tennyson †.

Von Helen Zimmern.



Lord Tennyson.
Nach einer Photographie von Barraud in London.

Der am 6. Oktober vorigen Jahres gestorbene Alfred Tennyson war der am meisten gelesene und bewunderte englische Dichter unserer Zeit. Ein Abgott der Familien, der Stolz der Nation, wurde er als der Inbegriff alles Reinen und Schönen verehrt. Er berührte in der That jedwede Saite im Gemüte der Leser, und allen hatte er etwas zu bieten. Seine Balladen erfreuten das Herz der Patrioten und standen bei der großen Menge in hoher Gunst; seine Lieder eigneten sich vorzüglich für den Gesang und wurden mit Vorliebe in Musik gesetzt; die kürzeren philosophischen Dichtungen und sein „In Memoriam" waren den zu ernstem Nachdenken geneigten Gemütern sympathisch; seine erzählenden oder idyllischen Poesieen waren eine Lieblingslektüre der Jugend beiderlei Geschlechts; wurde deren Interesse am Inhalt durch den Wohlklang der Verse und die Schönheit der Beschreibungen erhöht, so fanden Familienoberhäupter, die sich nach passender Lektüre für ihre Söhne und Töchter umschauten, hier die schönen Vorzüge einer hohen Moralität und Lauterkeit, die keinen Hauch eines unreinen Gedankens duldete; und während die Schönheit seiner Sprache und seine glanzvolle Schilderungsweise das klassisch gebildete Publikum und die Litteraturfreunde entzückten, erregte er durch seine genaue Beobachtung des Naturlebens den Beifall gelehrter Forscher. Überhaupt beruht bei seinen größeren Dichtungen der Erfolg weniger auf der Gesamtwirkung, denn der Inhalt entbehrt nur zu oft der Konzentra-

tion, als vielmehr auf seinem Verständnis für das Naturleben und seiner meisterhaften Schilderung desselben. Geboren in einer Gegend Englands, die nicht viel des Malerischen besitzt, nichts, was die Leute gewöhnlichen Schlages erhaben nennen, hatte Tennyson gelernt, daß überall in der Natur — in der Dornenhecke und der Sandbank ebensowohl, wie in der Alpenhöhe und der Wasserwüste des Ozeans — etwas wirklich Erhabenes zu finden ist, ein fruchtbarer Garten, reich an poetischen Bildern, die so gut in dem Unermeßlichen und Ewigen wurzeln, wie irgend ein Phänomen, zu dem wir mit scheuer Bewunderung das Auge erheben.

Tennyson wurde, wie gesagt, in einem Teile Englands geboren, wohin wahrlich kein für landschaftliche Schönheiten schwärmender Wanderer seine Schritte lenken würde. An der Grenze des Moorlandes in der ostenglischen Grafschaft Lincoln liegt das Dörfchen Somersby mit seinem weißgetünchten Pfarrhause, der unbedeutenden Kirche und den verwitterten Türmchen seines „einsamen Meierhofes." Es ist ein sehr altes, kleines Dorf, über dessen stillen Weidegründen, reichbelaubten Bäumen, murmelnden Bächlein und einsamen Thälern eine träumerische Stille lagert, in die kein Laut der geräuschvollen Außenwelt dringt. Die von röhrichtbewachsenen Sumpflachen unterbrochene Moorebene, an deren Saum das Dörfchen erbaut ist, zieht sich bis zu den sandigen Dünen des Nordseestrandes hin, und hinter dem Dorf erhebt sich das öde, unfruchtbare Hochland. Diese Umgebung besitzt sicherlich keine sonderlich großartigen und erhebenden Schönheiten; sie hat aber eine unendliche Mannigfaltigkeit schöner Eindrücke zu bieten, welche die geheimsten Saiten des Herzens berühren und die Kraft haben, eine still beobachtende Liebe zur Natur zu erwecken, die nicht minder tief und wahr, vielleicht aber noch zarter ist, als die, welche durch romantischere und imposantere Partieen eingeflößt werden mag.

Am 5. August 1809 erblickte Alfred Tennyson das Licht der Welt in dem alten, von lauschigem Grün umgebenen Pfarrhause. Er war das dritte von zwölf Geschwistern, die alle gleich dem Elternpaar kluge und tüchtige Menschen geworden sind. Dr. Tennyson, der Pfarrherr (Rector) von Somersby, war ein großer, stattlicher Mann von außergewöhnlicher Körperkraft und vielseitiger geistiger Begabung. Er hatte Talent zum Maler, Architekten und Musiker und war ein bedeutender Sprachforscher, wie überhaupt philosophischen und gelehrten Studien ergeben. Die Mutter besaß ein liebenswürdiges, sanftes Wesen und einen poetischen Sinn; ihr edler Gesichtsschnitt deutete auf Charakterstärke und ein reiches Gemüt; ihre Gutmütigkeit war sprüchwörtlich geworden, und böse Leute aus einem benachbarten Dorf pflegten ihre Hunde absichtlich vor den Fenstern des Pfarrhauses zu schlagen, um sich durch Geldgeschenke von der mitleidigen Dame zum Einhalten bewegen zu lassen oder sie zum Ankauf der wertlosen Tiere zu verleiten. Sie war von tiefer, inbrünstiger Religiosität erfüllt und erzog ihre Kinder in demselben Geiste. Die Kleinen haben, wie es scheint, ein gesundes Leben geführt, ungehemmt durch Hofmeisterei oder allzu strenge Disziplin; ein so munteres, abwechselungsreiches Leben, wie es nur in einer zahlreichen, blühenden und phantasiebegabten Kinderschar herrschen kann. Wir haben einen Einblick in ihr Treiben, wie sie gleich den Helden von König Arthurs Tafelrunde Ritterspiele aufführen; in zwei feindliche Parteien geteilt, einen Steinhaufen belagern und verteidigen; oder zwei Feldlager aufstellen, die jedes um einen König gruppiert sind. Als König diente ein in die Erde gebohrter Weidenzweig, und rings um diesen wurde zu seinem Schutz ein Kreis von Helden aufgepflanzt, welche durch Stöcke von härterem, festerem Holz dargestellt waren. Sodann kamen die beiden Parteien, je mit Steinen bewaffnet, die sie gegen den König des feindlichen Lagers schleuderten, um denselben niederzuwerfen. Zuweilen wurden die Kampfspiele im Laufe des Vormittags aufgegeben und statt dessen Geschichten erdacht. Bei Tische legten die jungen Schriftsteller jeder das am Vormittag Geschriebene unter die Kartoffelschüssel, und nach beendetem Mahl wurden diese Kapitel aufs Geratewohl hervorgezogen und der Gesellschaft zum besten gegeben. Es waren lange, unendlich lange Geschichten, weitschweifig und umständlich wie das Leben selbst sich abspinnend, von dem ja auch mit jedem Sonnenaufgang ein neues Kapitel beginnt. Eine Erzählung von Alfred zog sich durch Mo-



From Harper's Magazine. Copyright, 1883, by Harper & Brothers.

Pfarrhaus zu Somersby in Lincolnshire, in welchem Tennyson geboren wurde.

nate hin und hatte den Titel: „Das alte Pferd."

Die jungen Tennysons waren weit und breit bei allen Landleuten durch ihr zigeunerhaftes Herumschweifen bekannt. Sie hatten niemals Taschengeld, und oft machten sie weite Spaziergänge zur Nachtzeit (eine Gewohnheit, der sie in ihrem späteren Leben treu geblieben sind). Dabei waren sie entschieden exklusiv, welchen Charakterzug sie sich ebenfalls mehr oder weniger in ihrem ganzen Leben erhalten haben. Besonders Alfred hatte die Neigung, allein weite Wanderungen zu unternehmen. Mitunter ging er, wie erzählt wird, barhäuptig und in Gedanken vertieft meilenweit, bis das Meer seiner Wanderung ein Ziel setzte und ihm nun erst klar wurde, welche Strecke er zurückgelegt hatte. Eine der Familie befreundete Persönlichkeit erzählt, daß der Kleine im Alter von fünf Jahren, angeregt durch den über die Höhen hinter dem Dorfe streichenden Wind, im Pfarrgarten mit ausgebreiteten Ärmchen sich von einem Windstoß treiben ließ und dabei ausrief: „Ich höre eine Stimme, die im Winde spricht." Hübsch ist auch die Geschichte seiner ersten geschriebenen Verse. Es war an einem Sonntag, und der Kleine war bei der Aussicht, allein zu Hause zu bleiben, während die übrige Familie zur Kirche ging, in etwas trübseliger Stimmung. Sein um ein Jahr älterer Bruder Charles gab ihm eine Tafel und hieß ihn, ein Gedicht über „die Blumen im Garten" zu machen. Als die Familie heimkehrte, zeigte Alfred seinem Bruder die mit reimlosen Versen bedeckte Tafel. „Gut," sagte Charles ernsthaft; „jawohl, du kannst schreiben." Später soll der junge Dichter zehn Shilling für eine Elegie auf seine Großmutter verdient haben. Als sein Großvater, der ihn damit beauftragt hatte, ihm das Geldstück überreichte, meinte der alte Herr: „So, dies ist das erste Geld, welches du mit deiner Dichtkunst verdient hast; mein Wort darauf, daß es auch das letzte sein wird" — eine Prophezeiung, die genau so viel wert war, wie die meisten derartigen Äußerungen. Alfred stand keineswegs allein mit seinem Hang zum Versemachen. Bei dem Landvolk der Umgegend waren sämtliche Mitglieder der Familie als Liebhaber dieser Art von Zeitvertreib bekannt; und später sind auch die beiden ältesten Brüder Frederick und Charles ganz achtbare Dichter geworden.

Als Alfred sieben und ein halbes Jahr alt war, 1816, kam er auf eine, schon von



From Harper's Magazine Copyright, 1883, by Harper & Brothers.

Tennysons Gattin. Nach dem Gemälde von G. F. Watts in Aldworth.

seinem Bruder Charles besuchte Schule unweit von Somersby, die er nach fast vier Jahren verließ, anscheinend um zu bummeln; doch bildete er sich auf eigene Hand durch allerlei Lektüre, bis er mit seinem Bruder Charles im Jahre 1828 auf die Universität Cambridge ging. Während jener Zeit des Lesens, Beobachtens und Grübelns, die für einen Menschen von Tennysons Temperament eine köstliche war, drang in sein entlegenes Heimatsdorf die Kunde vom Tode Byrons. Alfred zählte damals fünfzehn Jahre und war, wie alle Jünglinge jener Periode, in hohem Grade von Byrons Genius beeinflußt. „Byron tot! Ich dachte, die Welt müsse untergehen!“ So sagte er einmal, als er von jenen Tagen sprach; „mir war, als sei alles für jedermann aus und zu Ende, und nichts sonst von Belang. Ich erinnere mich, auf einem Spaziergange ‚Byron ist tot!‘ in den Sandstein geschnitten zu haben.“

In diesen Jahren der Muße hatten Charles und Alfred sich auch zum erstenmal mit einem litterarischen Versuch hervorgewagt. „Gedichte zweier Brüder“ war der Titel dieses Erstlingswerkes. Die Brüder hatten den Wunsch, die Kirchen von Lincolnshire kennen zu lernen — so wird erzählt — und da es ihnen an Reisegeld fehlte, so folgten sie dem Rat des alten Kutschers der Familie, welcher meinte, da er die jungen Herren fortwährend mit Schreiben beschäftigt sähe, so könnten sie doch die vielen Gedichte, die sie geschrieben hätten, zu Geld machen. Einen merkwürdig primitiven Eindruck machte das Manuskript dieser Gedichte. In einer eckigen, ungeübten Schul-



From Harper's Magazine. Copyright, 1883, by Harper & Brothers.

Tennysons Kinder. Nach dem Gemälde von G. F. Watts in Aldworth.

knabenhand und sehr eng gekritzelt (denn das Papier war knapp), durch unsaubere Radierungen und plumpe Randzeichnungen entstellt, außerdem in einer ganz wunderlichen Orthographie geschrieben — so sah das Manuskript aus, welches an einen Verlagsbuchhändler der nächsten Stadt geschickt wurde, der es annahm. Er versprach den Knaben zehn Pfund Sterling dafür; zahlte ihnen aber zwanzig. Ein solcher Verleger hätte verdient, als rara avis ein Marmordenkmal zu erhalten.

Im Jahr 1828 kamen die beiden jungen Einsiedler Charles und Alfred auf die Universität Cambridge, wo die Persönlichkeit des letzteren sofort einen bedeutenden Eindruck machte. Wer des Dichters Lebensgeschichte verfolgt, dem muß besonders auffallen, welch' großes Interesse er seinen Zeitgenossen von Anfang an einflößte. Auf Universitätslehrer und Mitstudenten übte er, freilich, ohne es zu wollen, einen unwiderstehlichen Zauber aus. Schon durch sein Äußeres erregte er überall Sensation. Carlyle schildert ihn zu einer späteren Zeit in folgenden Worten: „Eine der edelsten Erscheinungen; mit einem Wald krausen, dunklen Haars; glänzenden, lachenden, nußbraunen Augen; einem mächtigen Kopf und Adlerprofil, kraftvoll und doch äußerst zart geschnitten, mit bleichem, bräunlichem, fast der Hautfarbe der Inder gleichem Teint.... Seine

Stimme hat einen melodischen, metallischen Klang — gleich fähig zum hellen Lachen, zum herzbrechenden Wehlaut und zu allen dazwischen liegenden Tönen." — Es ist seltsam, daß dieser englischste aller englischen Dichter ein so entschieden unenglisches Äußere besaß. Ein Fremdenführer in einem auswärtigen Hafen soll ihn einmal vergeblich französisch, deutsch und italienisch angeredet und dann schier verzweifelnd ausgerufen haben: „Surely the gentleman is not English!" (Der Herr ist doch sicher kein Engländer!) In Cambridge ahnte man sofort, daß diese imponierende Außenseite eine bedeutende Individualität bekundete. Dr. Whewell, der strengste aller College Tutors,*) pflegte bei Alfred Tennyson manche Unpünktlichkeiten und Verstöße gegen die für Kleidung und Benehmen geltenden Vorschriften zu übersehen, die er sonst niemandem hätte hingehen lassen. Groß muß der Abstand zwischen dem einsamen, beschaulichen Leben in Somersby und der Atmosphäre der höchsten geistigen Anregung in Cambridge gewesen sein. Thackeray, der künftige Autor von „Vanity Fair", weilte damals dort, umgeben von einem glänzenden Kreise berühmter Engländer, deren Geburt und Jünglingsalter in die ersten Jahre unsers Jahrhunderts fällt. Auch der früh geschiedene Arthur Hallam war dort, ein genialer und äußerst scharfsinniger Mensch, ein tüchtiger Kenner lebender Sprachen und vortrefflich bewandert in der italienischen Poesie, ja, sogar im stande, italienische Sonette zu dichten. Seine Freunde bewunderten unter seinen Gaben besonders seine klare, eindringliche Sprache, und in Bezug auf seinen Charakter schilderten sie ihn als von unveränderlich liebenswürdiger Sinnesart und einem durch nichts zu erschütternden Rechtsgefühl. „Er schien ein auf Erden wandelnder Geist aus einer besseren Welt zu sein," schrieb sein Vater in dem Vorwort einer Ausgabe des litterarischen Nachlasses seines Sohnes; und Gladstone äußert sich über ihn: „Gott hat seinen Tod, wie sein Leben und Wesen anders gewollt, wie es gewöhnlicher Menschen Bestimmung. Nach langer Zeit, wenn die Menschheit die Mehrzahl der Verluste längst vergessen hat, wird sein Andenken erhalten bleiben, und sein Platz, fürchte ich, noch nicht ausgefüllt sein."

*) Ein College Tutor ist einer der Professoren, die am College die Anordnungen für die Studenten, die geschäftlichen Obliegenheiten und sonstigen Formalitäten in Händen haben.

Arthur Hallam ist aber nicht tot; er lebt in der Erinnerung, und sein Einfluß ist noch bis heute lebendig erhalten durch das herrliche Denkmal, welches ihm sein Freund in dem Gedichtcyklus „In Memoriam" errichtet hat. Hallam verkehrte fast wie ein Mitglied der Familie im Tennysonschen Hause; er wurde sogar der Verlobte einer der Töchter. Durch sein Beispiel wurde Alfred Tennyson in seinem Hang zu metaphysischen Problemen bestärkt. Vielseitige Lektüre und lebhafte Diskussion (es waren ihrer zwölf „Apostel," die sich zum Debattieren über jegliche Art Thema zu versammeln pflegten) wurden zur Ergänzung oder auch an Stelle des regelrechten Universitätskursus getrieben. So hatten diese Jünglinge samt und sonders selbstverständlich keine Lust, Mathematik zu studieren. In einer von Dr. Whewell geschriebenen Skizze beschreibt derselbe ihr ausgelassenes Treiben, wie folgt: „In meinen Jahren werde ich wohl nie wieder einen Anblick, wie diesen haben, daß eine ganze Gesellschaft unter schallendem Gelächter am Boden liegt, während einer aus der Schar mit völlig ernstem Gesicht eine Reihe von erdachten Gesprächen zwischen wirklichen oder erdichteten Personen vorträgt, die einander an Humor und Komik überbieten."

Die größte Auszeichnung, welche Tennyson auf der Universität erwarb (er ging ab, ohne einen der akademischen Grade erhalten zu haben), war die vom Kanzler verliehene goldene Medaille in Anerkennung eines Gedichtes auf „Timbuktu." Die Arbeit war in reimlosen Versen gedichtet, für welche Form der Poesie bisher noch kein Preis bewilligt worden war, und ist in verschiedenen Zeitschriften außerordentlich lobend besprochen worden. Im darauffolgenden Jahr (1830) gab er sein erstes Buch, ein dünnes Bändchen, unter dem Titel: „Poems, chiefly lyrical" heraus, wodurch ein wahrer Sturm in den litterarischen Kreisen hervorgerufen wurde.

Es ist ein sehr interessantes Buch. Verschiedene Gedichte aus dieser ersten Sammlung sind nicht mehr vorhanden, andere aber sind erhalten worden, und die Freunde

der Muse Tennysons haben an ihnen ihre innige Freude, z. B. an den „Erinnerungen an Tausend und eine Nacht.“ Kein anderer Dichter hat uns je so mit dem geheimnisvollen Zauber des Orients umwoben, wie Tennyson, der uns hier in stiller Nacht durch das duftende, von Palmen, Schlingpflanzen und leuchtenden Purpurblüten geschmückte Gebiet des Tigris geleitet bis zu des großen Kalifen Harun al Raschids Palast mit den aus achtzig Fenstern strahlenden Millionen Kerzen, deren Licht



From Harper's Magazine. Copyright, 1883, by Harper & Brothers.

Farringford-Haus auf der Insel Wight.

„Beschämend das rings sich wölbende Dunkel,
In Glanz taucht die halbmondgezierten Kuppeln
Der innersten Plätze von Bagdad.“

Dann treten wir mit dem Dichter durch die mit Schnitzwerk gezierten Portale aus Zedernholz, und dort zeigt sich unseren Blicken die schöne persische Sirene mit Lidern, wie Silber so weiß und dunkel erglänzenden Wimpern über den Liebe verheißenden Augen; mit der wie Perlen schimmernden Stirn, die bekränzt ist von Locken gleich duftendem Ebenholz, deren zahlloser Ringel Fülle bis an den rosigen Gürtel hinabreicht. Wir sehen auch den großen Kalifen, der lachend auf seinem durch Säulen gestützten silbernen Throne sitzt. Dieses eine Gedicht Tennysons beweist in vollem Maße „seine üppige Phantasie und zugleich seine Kraft, sie zu zügeln.“ „Es ist ein Mosaikgemälde aus Juwelen hergestellt und gefaßt in echtes Goldfiligran von feinster Ausführung;“ so äußerte sich neuerlich ein Kritiker darüber. Sehr schwach sind in den Dichtungen dieses ersten Bandes die Personen gezeichnet. Die uns darin als „Lilian,“ „Isabel,“ „Madeline“ und „Adeline“ vorgeführten Frauengestalten sind körperlose Visionen, Phantasiegebilde eines Knaben, die nicht nach lebendigen Modellen gezeichnet, nur in Träumen geschaut werden können. Doch des Dichters köstliche Gabe, die Natur seiner Heimat zu schildern, hat sich schon voll und ganz in seiner „Ode auf die Erinnerung“ offenbart, welches Gedicht noch jetzt zu seinen berühmtesten zählt. Von seiner außerordentlich feinen Fühlung mit der Natur in ihren stimmungsvollsten Momenten zeugt auch die wundervolle Steigerung des Gesanges in „Der sterbende Schwan“ vom tiefen Weh bis zum jauchzenden Jubelklang, „dessen herrliche Harmonie überflutet die weite Ebene und alle Gewässer, die Trauerweiden und Wasserblumen, das seufzende Röhricht und die Lüfte, in denen die Schwalben sich tummeln.“



From Harper's Magazine. Copyright, 1893, by Harper & Brothers.

Tennyson, „Maud" vorlesend.
Nach einer Skizze von Dante Gabriel Rossetti im Jahre 1855.
(Im Besitz von Robert Browning.)

Er sah darin das Sinnbild einer gramgebeugten, hoffnungslosen Menschenseele, und wunderbar harmonisch stimmt zu dieser Umgebung die von ihm dorthin versetzte Gestalt der verlassenen Mariana, die in Shakespeares „Maß für Maß" flüchtig vor uns erscheint.

Im Winter 1832 zu 1833 erschien ein zweiter Band Tennysonscher Gedichte. Während der drei Jahre, die verstrichen waren, seitdem er „Poems, chiefly lyrical" herausgegeben hatte, war seine Kraft bedeutend gewachsen. „Eleanor" und „Margaret," zwei entzückende Studien idealer Frauengestalten, sind wahrlich anderer Art, als die Schemen im ersten Bande. Die Balladen „Fatima" und „Die Schwestern" sind künstlerisch vollkommener noch als „Oriana"; wohingegen „Die Maikönigin," obwohl eine seiner berühmtesten Dichtungen, unseres Erachtens schon jenen Mangel an Konzentration aufweist, der gerade einige der besten Werke des Poeten schädigt. Seine Meisterschaft in der Naturschilderung hat indessen ihren Höhepunkt in der überaus lieblichen Dichtung „Des Müllers Tochter" erreicht. Der Poet schildert hier die idyllische Liebe des jungen Gutsherrn und der Müllerstochter, eine Liebe, die noch nicht alt ist und auch nicht alt werden kann; die zwar idyllisch ist, aber trotzdem in das gewöhnliche Alltagsleben hineinpaßt; die idealistisch und dennoch real ist; und von unvergleichlichem Wohllaut sind die Verse, in denen der Dichter diese Liebe besingt.

Diese Kunst, die Landschaft gewissermaßen zu verkörpern, kommt aber zur vollsten Geltung in „Mariana." Tennyson fühlte sich tief ergriffen durch die trostlose Öde eines alten Landhauses (vielleicht war es das in der Nähe seines Vaterhauses liegende Gehöft), wo

„Die Blumenbeete waren all
Belrustet dicht mit schwarzem Moos;
Der Pfirsichbaum am Gartenwall
Riß sich von Band und Nägeln los.
Verfallen sahn die Scheuern aus;
Der Griff hing klirrend in dem Schloß,
Und auf dem alten Strohdach sproß
Der Lauch am öden Meierhaus."

Diese 1833 veröffentlichte Sammlung bietet außerdem an interessanten Dichtungen eine kleine Ballade „Die Dame von Shalott," — die erste, zu welcher er den Stoff aus dem Sagenkreis vom König Arthur entnommen hat; sodann die ersten Gedichte, deren Inhalt der klassischen Antike entlehnt ist, sowie seine ersten philosophischen Dichtungen. Die Neigung zu philosophischer Betrachtung macht sich beständig in Tennysons dichterischen Erzeugnissen bemerkbar, wie alle Leser seines Werkes „In Memoriam" wissen. Am stärksten tritt dieser Zug in dem 1842 veröffentlichten „The two Voices" (die beiden Stimmen) hervor. Es ist ein Gespräch zwischen einer Seele, die des Lebens überdrüssig ist, und einer Stimme, welche diese Seele zum Selbstmord verlocken will. Das Gedicht ist reich an schönen Gedanken.

kommen mit dem seiner Mutter und Schwester und zog mit ihnen bald hier- bald dorthin. Die Familie wohnte stets in der Nähe von London, doch nie in der Hauptstadt selbst. Alfred indessen machte dort zuweilen kurze Besuche und logierte dann bei einem früheren Kameraden. „Ich habe," sagt Thomas Carlyle, „in diesen späteren Jahrzehnten nie solche Gesellschaft bei der Pfeife gehabt! Laßt uns sehen, was aus ihm werden mag. Er ist oft unwohl; sehr chaotisch — sein Weg führt durch das Chaos und das Bodenlose, Pfadlose; kein Weg, auf dem sich be-



From Harper's Magazine. Copyright, 1883, by Harper & Brothers.
Tennysons Wohnsitz zu Aldworth in Surrey.

In den Jahren von 1833 bis 1842 hat Tennyson nichts veröffentlicht. Vielleicht ist er dem Rate von Coleridge gefolgt und hat sich im Versmaß gedrillt. „Ich kann manche von seinen Versen kaum skandieren," hatte Coleridge gesagt, im allgemeinen jedoch der Schönheit der Tennysonschen Poesie sein Lob gezollt. Diese neun Jahre sind für den Dichter eine trübe Zeit gewesen. Im Jahr 1832 hatte er seinen Vater verloren; 1833 war sein innig geliebter Freund Arthur Hallam plötzlich in Wien gestorben. Er selbst vereinigte sein ihm durch seines Vaters Tod zugefallenes kleines Jahreseinkommen

quem viele Meilen zurücklegen lassen." Im Jahr 1842 gewann dieses „Chaos" Gestalt, denn nun erschien wieder ein Band Dichtungen von Tennyson, in welchem die besten von 1830 und 1833 nebst verschiedenen neuen enthalten waren. Einiges darunter zählt zu dem Schönsten, was er je hervorgebracht hat; so „Mort d'Arthur," die Erzählung von dem wunderbaren Hinscheiden des Königs, der in diesem Gedicht wenigstens ein Mensch und kein abstraktes Wesen ist; „Des Gärtners Tochter," in der Detailmalerei einem niederländischen Gemälde, in der Farbenpracht einem italienischen gleich-

kommend, das schlichte englische Idyll „Dora," durchweht von Landluft und dem Duft des Kornfeldes; „Die sprechende Eiche" — aristokratisch, wie das Haus, dem sie angehörte — mit den süßen Liebesreden; „Godiva," die „mit Keuschheit angethan," nur in ihr lockig Haar gehüllt, durch die menschenleeren Straßen der altenglischen Stadt reitet, um die Bevölkerung von den drückenden Steuern zu befreien; der „Lord von Burleigh," dessen niedrig geborene Gemahlin in seinem Schloß dahinsiechte, trotz aller seiner Liebe; und die philosophischen Gedichte „Locksley Hall," „Die beiden Stimmen" und „Die Vision der Sünde;" auch erschienen in diesem Bande „St. Simeon Stylites" (St. Simeon, der Säulenheilige), worin die Selbstsucht eremitischen Glaubenseifers zum Ausdruck gebracht ist; „Sir Galahad" — erfüllt von hoher Rittertugend und feudalem Geiste; und „Der Vorabend von St. Agnes;" sodann „Ulysses," in welchem Gedicht der gealterte Held der Odyssee, deß Geist, „ein sinkendes Gestirn, dem Wissen folgt," in etwas weitschweifigen Reden seinen Willen kundgibt, die Gattin zu verlassen, nach dem Westen zu segeln und in Thätigkeit zu enden. Zu erwähnen bleibt auch noch das köstlichste lyrische Gedicht, welches die englische Litteratur besitzt, das nur vier Strophen lange Klagelied „Am Meer" — ein poetischer Ausdruck der tiefsten Schwermut.

„Break, break, break,
On thy cold stones, oh Sea!"
(Brande, brande nur zu,
An den kalten Klippen, oh See!)

Die Gedichte von 1842 ließen den Kritikern keine andere Wahl, als sich zur öffentlichen Meinung zu bekennen und Tennyson als den Dichter der neuen Generation anzuerkennen. Im Jahr 1845 bekam er ein Jahrgehalt von der Regierung, gerade genug, um, wie Carlyle sagt, seinen Bedarf an Brod und Tabak zu bestreiten. Doch setzte er seine frühere Lebensweise fort. Er vergaß alle irdischen Sorgen und kam selten zur Stadt, war dann auch nicht an den Plätzen zu finden, wo die fashionablen Poeten verkehrten. Wohl aber konnte man ihn in irgend einem ländlichen Gasthof am Kamin sitzen sehen, ein griechisches Buch in der einen Hand, seine Meerschaumpfeife in der andern — und sich dem siebenten Himmel so nahe fühlend, daß er niemand dankbar gewesen wäre, der ihn in unsere niedere Welt zurückgerufen hätte.

Im Jahr 1847 veröffentlichte Tennyson seine erste längere Dichtung: „Die Prinzessin," worin schon die in England inzwischen zur Thatsache gewordene Idee einer Universität für Frauen vorausgeahnt ist. Zart und glanzvoll sind die Schilderungen dieser Frauen-Universität und des Palastes in dem weiten großen Park. Höchst anmutig sind die jungen Studentinnen, unter denen sich einige befinden, welche bezweifeln, ob die hier erstrebten gründlichen Kenntnisse ihnen wirklich zum Vorteil gereichen und welche sogar fürchten, daß sie in den Augen ihrer künftigen Gatten keineswegs dadurch gewinnen dürften. Herrlich ist die Gestalt der majestätischen Prinzessin geschildert, die an der Spitze des Institutes steht, ganz erfüllt von Begeisterung für ihre Mission. Lebendig entwickelt sich die Handlung des Gedichts — die Maskerade des Prinzen und seiner Freunde; der Krieg, das Lärmen der Soldaten in den Hallen der Universität, deren Marmorfliesen unter ihren eisenklirrenden Sohlen erdröhnen; die unermüdliche Pflege des Prinzen durch die Prinzessin; die edelsinnigen Worte, welche der Verlobte zu seiner schwer errungenen Braut spricht, und die Vorahnung vollkommener Vereinigung in künftigen Zeiten.

Nun kamen wieder drei Jahre des Schweigens und dann fand 1850 die Veröffentlichung von „In Memoriam" statt. Siebzehn Jahre lang hat er an diesem herrlichen Denkmal für den Freund gearbeitet. Er wollte nicht in unserer schnell vergessenden Zeit dem Freunde ein kurzes Loblied singen und

„raise a cry that lasts not long,
And round thee with the breeze of song
To stir a little dust of praise."

Er wartete geduldig und schuf ein erhabenes Werk, die poetische Schilderung eines Grames, welcher, in wildem Schmerz beginnend, ihm Thränen erpreßt, „die der Kummer zu Eis erstarrt hatte," dann, nach bitterem Ringen durch Qualen und Zweifel, sich wandelt in Gefühle höherer Treue, größerer Sympathie und vollerer Liebe für den Freund, „der war und ist und sein wird"; der vom Dichter „inniger geliebt und tiefer verstanden worden, weil eben der Tod durch jähen Frost der Freundschaft



From Harper's Magazine. Copyright, 1882, by Harper & Brothers.

Die Hügelkante bei Blackdown mit Tennysons Haus.

dieser Beiden plötzlich die ganze Reise gegeben hatte, welche sie sonst durch spätere Wärme gewonnen haben könnte."

Das Jahr 1850 war von großer Bedeutung für Tennyson. In dieses Jahr fielen außer der Veröffentlichung von „In Memoriam" seine nach dem Tode von Wordsworth erfolgte Ernennung zum Hofpoeten*), (die Königin Victoria hat eine spezielle Verehrung für den Dichter der „Müllerstochter") und seine Verheiratung mit der Nichte des großen Nordpolforschers Sir John Franklin, welche Heirat dem in der „Prinzessin" dargelegten Ideal entsprochen zu haben scheint.

Im Jahr 1854 geschah es, daß während der im Krimkriege gelieferten Schlacht von Balaklava die Leichte Brigade auf eine irrige Order hin einen tapferen, doch nutzlosen Angriff ausführte. Sechshundert von Englands besten Soldaten attackierten die Russen und mußten dazu ein dem feindlichen Feuer ausgesetztes Thal durchreiten. Auf der jenseitigen Höhe angelangt, hieben sie auf die russischen Kanoniere ein, wagten zum Staunen der Welt einen Angriff auf eine Armee und

„Ritten durchs Todesthal
Heim wie des Blitzes Strahl —"

dezimiert zwar, doch ohne für einen Augenblick die Geistesgegenwart verloren zu haben. Dieses Ereignis hat Tennyson durch ein ergreifendes Gedicht gefeiert, welches niemand ohne tiefe Erregung lesen kann. Getragen von echt kriegerischem Geist, veranschaulicht das Gedicht den ganzen stummen Heroismus, die blinde Begeisterung und den strengen Gehorsam (selbst wo der Vorgesetzte irrt), wodurch sich die englischen Truppen bei jener erstaunlichen Episode ausgezeichnet haben. Der Dichter hat die Verse sofort, nachdem er sie geschrieben, auf besondere Blätter drucken lassen und, mit einer rührenden Widmung versehen, allen denen geschenkt, welche lebend aus dem Gefecht hervorgegangen waren.

Im Jahr 1855 wurden noch zwei gänzlich verschiedene Gedichte veröffentlicht — das Idyll „Der Bach," mit den anmutig sprudelnden Versen, die, voller Sonnenschein und Frieden, an Schuberts Melodie „Ich hört' ein Bächlein rauschen" erinnern, und „Maud," ganz von Leidenschaft und fieberhafter Glut erfüllt. Tennysons unsterbliches Idyll „Enoch Arden" wurde 1870 herausgegeben. Die im Auslande überall bekannte Dichtung wird vielleicht in Deutschland mehr gelesen und citiert, als in England. Die

*) In England herrscht noch der mittelalterliche Gebrauch, wonach die Krone einen Poeta laureatus anstellt, einen Hofpoeten, der das Amt hat, jedes Ereignis, welches das häusliche oder öffentliche Leben der königlichen Familie betrifft, durch Verse zu feiern. Die für diese Stelle ausgesetzte Jahresrevenüe besteht in 200 Pfund Sterling und einem Faß Sherry. Um dieser Verpflichtung zu genügen, hat Tennyson eine Menge banaler Gedichte verfaßt, die seines Namens unwürdig sind, deren keines der Nachwelt aufbewahrt bleiben wird, und von denen er nur wenige — und auch diese unkluger Weise — unter seine gesammelten berühmten Dichtungen aufgenommen hat.

Engländer finden sie zu lang und weitschweifig; es macht sich darin jene übertrieben sorgfältige Behandlung fühlbar, die Tennysons Werke zuweilen beeinträchtigt. Inzwischen waren auch die „Idylls of the King“ erschienen, Tennysons längste und vollständigste Arbeit, welche von seinen Tadlern aufs heftigste angegriffen wurde. Wir sind selbst der Ansicht, daß der Poet hier sein eigener ärgster Feind gewesen ist. Betrachten wir jedes dieser Gedichte als ein Idyll für sich, so haben wir eine Lektüre, wie wir sie in Bezug auf Form, Gefühl, Sprache und Gedanken schöner und vollendeter in der ganzen englischen Litteratur nicht finden können. Werden diese Idyllen uns jedoch als ein Cyklus vorgeführt, und sagt man, daß wir uns unter „König Arthur“ Prinz Albert denken und das Ganze als ein Epos mit einer verborgenen allegorischen Deutung auffassen sollen, so dürfen wir mit Fug und Recht erwidern, daß Idyll und Epos einander so fern liegen, wie Nord- und Südpol, daß beide Formen der Dichtkunst niemals zu vermählen sind, und daß diejenigen Eigenschaften, welche als idyllisch unsere Bewegung erregen, sich als unzulänglich, sogar völlig untauglich in einer epischen Schöpfung erweisen müssen; gerade was bei dem Einen vortrefflich, ist bei dem Anderen ein Fehler.

Seit der Veröffentlichung des letzten Abschnitts der „Königsidyllen“ hatte der Dichter sich viel mit dramatischen Werken beschäftigt, für welche Gattung von Poesie jedoch sein Genie nicht besonders geeignet zu sein schien. „Qneen Mary“, „Harold“, „The Falern“ (Der Falerner), „The cup“ (Der Becher) sind sämtlich poetische Erzeugnisse von hoher Schönheit, wie es bei Schöpfungen Tennysons selbstverständlich ist, aber es fehlt ihnen gänzlich an echter dramatischer Inspiration. Auch hatte der Poet einige Gedichte im Dialekt veröffentlicht, in denen sich der stark humoristische Zug bekundet, welcher in der Bevölkerung seiner Heimat zu finden ist. In der Ballade und Lyrik hatte Tennyson keineswegs an Kraft eingebüßt; so kommt eines seiner letzten lyrischen Gedichte „Die Drossel“ an Frische und Schönheit den glänzendsten Versen dieser Gattung gleich, die er je gedichtet hat; es ist erfüllt von Lebenslust und jugendlichem Empfinden. Tennysons geistreiche Übersetzung des angelsächsischen Gedichtes „Die Schlacht von Brunanburh“ zeigt seine erstaunliche Beherrschung des Stabreimes. Von seinen neueren philosophischen Gedichten haben wir zu erwähnen „Tiresias“ und das noch spätere „Locksley Hall fifty years after“ (Locksley Hall nach fünfzig Jahren) ein tiefes Klagelied über die verlorenen Hoffnungen und Schwärmereien der Jugend. Einen neuen Ton hatte der Dichter in „Rizpah“ berührt. In dem ergreifenden Gedicht führt er uns an das Sterbelager einer Mutter, deren einziger Sohn, durch schlechte Kameraden verführt, aus Übermut eine Postkutsche angehalten, hierbei eine Börse geraubt und diese dann seinen Gefährten zugeworfen hatte, wofür er zum Tode durch den Strang verurteilt worden war. Die Mutter hatte die Gebeine ihres Sohnes, als sie vom Galgen herabfielen, gesammelt und dieselben in geweihter Erde an der Kirchhofsmauer begraben. Die Dichtung ist vorzüglich und an einigen Stellen außerordentlich rührend, doch im allgemeinen ist uns Tennysons Muse als Priesterin der Schönheit lieber.

Nur wenige Jahre nach seiner Verheiratung ließ Tennyson sich auf dem lieblichen britischen Eilande, der Insel Wight, nieder. Dort lebte er, bis ihn neugierige Touristen fortrieben, die sich nicht entblödeten, ihre Nasen an seinen Fenstern platt zu drücken und ein Reis von der Wellingtonia Gigantea brachen, welche Garibaldi zum Gedächtnis seines Besuches vor das Haus gepflanzt hatte. Es war ein stilles, friedliches Leben, das der Dichter dort führte, beschäftigt mit der Erziehung seiner beiden Söhne, vertieft in seine Bücher, und in seiner ländlichen Zurückgezogenheit von wenigen auserwählten Freunden umgeben. Die älteste Tochter Thackerays, die zu dem Kreise dieser Freunde zählt, gibt ein reizvolles Bild von einer der Vorlesungen, mit welchen der Dichter seine Gäste zu unterhalten pflegte. Einer Versammlung intimer Freunde las er in der Dämmerstunde die Dichtung „Maud“ vor. „Ist es vorlesen? Beschreiben läßt es sich kaum. Es ist eine Art geheimnisvollen Singens, eine Musik, in der jeder Ton anschwillt, wieder sinkt und nachzittert. Uns, die wir in dem dämmerigen Zimmer zu Farringford sitzen, durch dessen großes Erkerfenster wir auf den Garten und auf die Felder von Hyacinthen und

Narcissen bis zum Meer und den wogenumschäumten Felsen blicken, uns ist es, als klänge das Brausen der Ozeanfluten an unser Ohr. Das Zimmer wird von dem Schall erfüllt, die Tonwellen fluten auf und nieder, und wenn wir gehen, so haben wir noch die seltsame Musik im Ohr, und das Gehörte wirkt so lebendig in uns nach, als hätten wir es zum erstenmal vernommen, ob wir es auch schon hundertmal gelesen haben mögen."

Von der Insel Wight zog die Familie Tennyson nach der Grafschaft Surrey, wo sich der Dichter auf einem einsamen Hügel, der eine herrliche Aussicht bietet, ein weißes, steinernes Haus erbauen ließ; vor der mit vielen breiten Fenstern versehenen Fassade liegt eine lange Terrasse, ähnlich denen, die man in Siena und Perugia findet, und eine niedere, steinerne Brustwehr, geschmückt mit Rosen und Epheu, bildet einen schönen Vordergrund zu der in zarten Schimmer getauchten Ferne. Die innere Ausstattung weist durchweg eine feine, ruhige Eleganz auf, und die zarten Farben der Fußböden, der Wände und Vorhänge offenbaren den ästhetischen Geschmack der Bewohner. Zur Zeit der schönsten Sommertage konnte ein Lauscher hier einen Zug von wenigen Personen gewahren, die, den Terrassenweg entlang gehend, in den Garten hinab wanderten, wo die Sonne warm auf einen geschützten Rasenplatz schien und hochstämmige Rosen ihre Pracht entfalteten. Tennyson, mit einem breitkrämpigen Hut und wallendem Mantel bekleidet, schritt voran und zog einen Rollstuhl, in welchem seine Gattin lehnte, die seit vielen Jahren leidend ist; einer der Söhne half den Stuhl vielleicht vorwärts schieben, während ein zweiter mit Decken und Kissen für die übrige Gesellschaft folgte. Waren die kleinen Enkel und ihre junge Mutter anwesend, so war die Familie vollzählig.

Umgeben von diesem häuslichen Frieden, dieser idyllischen Ruhe verlebte unser Dichter den letzten Rest seines Lebens; jetzt ist er heimgegangen unter der herzlichsten Teilnahme seiner Nation und aller, welche die englische Sprache reden. Mag er immerhin nicht ohne künstlerische Mängel gewesen sein, so ist er doch unübertroffen im Schildern der einfachen Naturschönheiten und des lauteren Familienlebens, welches auch sein eigenes Alter verschönte.

Die alte Muschel.

Ein altes braunes Wandbrett
War meiner Mutter Schatz,
Da lag eine große Muschel,
Die hatte den besten Platz.

Ich war ein kleiner Junge,
Die Händchen streckte ich aus
Und hatte meine Freude
Am schönen Schalenhaus.

Die Mutter nahm die Muschel
Und hielt sie mir ans Ohr,
Da stieg ein leises Klingen
Vom Muschelgrund empor.

Ich aber fragte staunend:
„Was singt so leise sie?
Was ist's für eine süße
Klagende Melodie?"

Mein Mütterchen sprach freundlich:
„Das ist der Meergesang;
Die Muschel hat das Heimweh,
Drum klingt ihr Lied so bang.

Sie sehnt sich nach dem Meere,
Von dem der Mensch sie schied, —
Von der kristallnen Tiefe
Singt sie ein Heimatlied."

Die Jahre sind vergangen,
Die Muschel wurde alt;
Das leise Lied noch immer
Aus ihren Tiefen schallt.

Was dunkel blieb dem Kinde,
Ward längst dem Manne klar:
Es ziehen unsre Lieder
Nach Hause immerdar.

Friedrich Reisenrath.



Treibjagd auf Rotwild. Gemalt von Otto Recknagel.



Die Plätze leeren sich ...

Von Georg Freiherr von Ompteda (Georg Egestorff).

(Abdruck verboten.)

Wir feiern das Weihnachtsfest immer bei uns. Dort versammelt sich dann die ganze Familie kurz vor den Feiertagen, um wieder auseinanderzugehen, wenn das alte Jahr stirbt. Schon am Morgen des 24. ist eine rege Geschäftigkeit im ganzen Hause. Geheimnisse überall. Der Salon ist verschlossen; niemand darf hinein als nur die Eltern, denn da wird die Bescherung aufgebaut. Und den ganzen Tag hindurch geht das verschwiegene, geschäftige Treiben. Ich denke daran, welchen Reiz es auf uns Kinder ausgeübt, wie uns in Erwartung das Herz schlug, wie uns die Zeit so entsetzlich lang dünkte und die Stunde gar nicht kommen wollte, wo die Klingel ertönte, und man endlich wußte, was einem von den Lieben zugedacht worden war. Das ist nun freilich vorbei: Kinderglück und Bangigkeit, Erwartung und Freude. Aber ein Ausgleich hat stattgefunden: nun sind wir daran zu bescheren, nun machen wir den anderen ein Vergnügen. Die Rollen haben sich verschoben, doch der Zauber des Abends ist geblieben, als ob wir allesamt noch fröhliche Kinder wären. Denn, was wir damals nicht so empfanden: die ganze Familie ist nun wieder um uns versammelt, die wir vielleicht ein ganzes Jahr lang nicht gesehen haben.

Mein Bruder, der Seemann, der drei Jahre hindurch vor Sansibar gelegen, ist zum erstenmale wieder unter uns. Da gibt es ein Fragen und Erzählen, das gar kein Ende nehmen will. Und er spinnt gern sein Garn, vor allem, wenn die Trude zuhört, die kleine Cousine mit den lieben, treuherzigen Augen, die ein wenig leichtgläubig ist und der er dann vorschnurrt, daß sie immer nicht recht weiß, wo Anfang und Ende der Wahrheit bleibt. Aber sie lauscht ihm gern, nur darf er nicht sich zu persönlich an sie wenden, denn da wird sie gleich rot bis in den Hals hinein.

Die Eltern sind natürlich beide da. Nicht mehr ganz so frisch, wie vor Jahren, als uns nur Glück umgab: Mutter ist kränklich geworden; sie sieht nicht mehr so munter aus mit dem milchweißen Mädchenteint unter ihren weißen Haaren. Es ist in der letzten Zeit viel über sie hereingebrochen. Vor vier Jahren fing es an: da starb die kleine Enkeltochter Martha an der Diphtheritis. Und immer ist einer gefolgt aus unserem Kreise. Tante Elly erst, dann der kleine Fritz, den wir alle so lieb hatten,

der so munter und lachend in die Welt hineinschaute, und voriges Jahr meine Schwester, unsere Liesel.

Das war gerade am heiligen Abend. Nun ist es ein Jahr. Heute. Wir bekamen das Telegramm, als wir nach dem Abendessen noch einmal in das Bescherungszimmer hinübergingen, wie es unsere Gewohnheit ist. Da stehen dann immer die Stühle im Kreise um den Kamin herum, in dem ein Feuer zum Schein brennt, denn die Heizung geschieht von außen vom Flur her. Das ist so seit alters her. Und ein jeder hat seinen bestimmten Platz.

Großvater, der Vater vom Papa, ist der nächste am Feuer. Er friert immer, auch wenn es noch so behaglich warm im Zimmer ist. Dafür zählt er auch 84 Jahre. In seinem Alter läuft das Blut stiller durch die Adern. Großvater ist stattlich und hält sich noch ungebeugt. Den alten Militär erkennt man auf den ersten Blick. Wir fürchteten uns immer als Kinder vor ihm, denn er hat von 1848 her eine Schmarre, die ihm von den Augenbrauen bis an den Wirbel läuft. Gewöhnlich bemerkt man sie nicht so sehr, nur wenn er zornig wird, dann zeichnet sie sich rot ab. Und das geschieht jedesmal, wenn er in die Politik gerät. Da kann es ihm keiner recht machen.

Neben ihm sitzt Großmama, die Mutter meiner Mutter. Sie hat lange, weiße Locken an den Schläfen, die unter ihrem Spitzenmützchen hervorschauen. Großvater ist immer sehr artig gegen sie und küßt stets mit einer Art Ritterlichkeit ihre zitternde, welke Hand. Er zieht sie dabei ganz zu sich hinauf, denn es wird ihm schwer sich zu bücken. Es hat fast etwas Verschämtes, wie sie seine Huldigung entgegennimmt. Auch sie hat ein liebes Kindergesicht wie meine Mutter, auch sie einen frischen, fast noch mädchenhaften Teint, trotz ihrer 80 Jahre. Aber ich fürchte, es müßte uns lieber sein, sie schaute nicht so aus, denn die Rosen auf ihren Wangen haben etwas Hektisches, und Doktor Ramberg, unser Hausarzt, meint, sie würde den Frühling nicht mehr erleben, wenn sie nicht den bösen Husten aufgäbe. Großmama möchte schon gern, aber es geht halt nicht, und immer sagt ihr Großvater, sobald sie einen Anfall bekommt: „Excellenzchen! (sie sind beide Excellenz) was sind das wieder für Sachen!"

Darauf erwidert sie, wenn der Husten ein wenig nachgelassen: „Excellenz . . . immer noch derselbe . . . ."

Weiter kommt sie nicht, denn dann fängt sie von neuem an zu husten. Und jedesmal sehe ich die lieben Augen meiner Mutter mit Sorge auf dem Gesicht der alten Frau ruhen, als sollte es heißen: „Schone dich, du kannst die Erschütterung deiner armen Brust nicht mehr oft vertragen." Da denke ich denn unwillkürlich daran, wie lange sie wohl noch unter uns sein darf, und ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß sie von uns gehen wird, wenn die Natur das neue Lenzkleid anzieht. Sie hat es immer gesagt, sie, die so gern jung gewesen ist, sie, die so gern lebt, daß sie nicht im Winter sterben möchte, weil das zu traurig sei. Sie liebt mich sehr, und meine Schwester Liesel, die wir vor einem Jahre verloren haben, war sehr eifersüchtig deshalb auf mich. So kommt es denn, daß ich auch neben ihr sitzen muß in unserem Kreise. Dann hat sie immer meine Hand in der ihren und streicht mir wohl ab und zu einmal über die Wange, wie ich es als Kind von ihr verlangt. Sie trägt nämlich einen sonderbaren alten Ring mit einer Gemme. Nicht schön, vielleicht etwas zu groß, aber ein liebes Erbstück. Wenn der das Fleisch meiner Backe berührte, so gab das ein so kaltes Gefühl, und das hatte ich gern.

Auf der anderen Seite am Kamin sitzen Papa und Mama nebeneinander. Immer an diesem Abend, das kenne ich so, seitdem ich denken kann. Großvater sagte einmal zu mir, meine Eltern wären niemals uneins gewesen, und ich weiß, daß sie sich noch so lieb haben wie am ersten Tage. Papa hat seinen Platz, wenn keine Gäste im Hause sind, immer neben meiner Mutter und dann streichelt er oft ihre Hand. Ich kann mich entsinnen, daß ich naseweiser Bube früher einmal, als mir verboten wurde bei Tisch mit Liesels Ärmel zu spielen, sagte, „Papa thäte das auch." Er sitzt zunächst am Ofen, weil auch er kränkelt, seitdem er, der doch schon fast ein Sechziger ist, im vorigen Winter einen Jungen aus dem Wasser gezogen, der im Eise eingebrochen war. Er und unser Kutscher gemeinschaftlich. Jener schob nur das Brett auf das Eis, und Papa ging ins kalte Wasser, aber

er hat es so zu wenden gewußt, daß der Mann die Belohnung erhielt. „Dem macht's mehr Freude," wie er damals meinte.

Neben Mutter kommt dann die kleine Cousine, die Trude, dann mein Bruder, der Seemann, mit seinem braunen Gesicht und seinem schönen, spitzgeschnittenen Vollbarte. Unser Schwager Hans, der die Liesel zur Frau hatte, ist neben ihm. Er spricht kein Wort. Es ist ja der Jahrestag von ihrem Tode. Er kann den Verlust nicht vergessen, und wir lassen ihn ganz still. Das ist das beste. Der Seemann erzählt, und wir lauschen. Nur manchmal unterbricht ihn der Vater, um etwas zu fragen, was ihm unverständlich geblieben ist, denn natürlich wird vieles vorausgesetzt, was wir „Landratten" nicht wissen können. Ab und zu ereifert sich dann Großvater über irgend welche Scherze, irgend welche Dummheiten, in fremden Ländern begangen, die mein Bruder mit einem kleinen Anflug von Übertreibung zum Besten gibt. Dann reckt sich Excellenz und meint, zu seiner Zeit würde so etwas unmöglich gewesen sein. Über diesen und jenen Punkt hätten sie richtigere und strengere Begriffe gehabt. Wir lassen ihn ruhig sprechen, wir nicken sogar mit dem Kopfe hier und da, denn wir kennen den lieben Großvater und wir wissen, daß es ihm Bedürfnis ist, die Vergangenheit in Gegensatz zu stellen, als ob sie besser gewesen sei.

Großmama will etwas sagen, aber ein Hustenanfall unterbricht sie, und die Excellenz verbietet ihr ganz energisch das Wort, wenn auch mit aller Galanterie. Ich hole einen gestickten Seidenshawl aus dem Eßzimmer, wo er liegen geblieben, und ein Blick Mamas belohnt mich dafür. Großvater sucht behilflich zu sein, denn eine Masche hat sich an Großmamas Brosche verfangen, und nun steht Papa auch auf, und drei Generationen bemühen sich um die alte Dame. Doch ich trage den Löwenanteil ihres Dankes davon, denn mich streicht sie nach ihrer Gewohnheit über die Wange und zieht meine Stirn an ihre Lippen herab. Großvater wird eifersüchtig: „Excellenzchen, die Jugend hat doch immer mehr Glück!" meint er kopfschüttelnd.

Und wir lachen alle.

Nur mein Schwager sieht teilnahmlos vor sich hin. Ich streife ihn mit dem Blick. Plötzlich steht er auf. Ich sehe deutlich, wie ihm eine Thräne aus dem Auge fällt, und nun stiehlt er sich aus unserem Kreise. Mutter schaut ihm nach. Sie versteht ihn. Ich finde plötzlich, daß sie etwas unendlich Müdes hat in ihren lieben Augen, wie ich es noch niemals an ihr bemerkt. Und ihr Blick fällt auf einen leeren Stuhl an meiner Seite, der zwischen mir und dem Schwager gestanden. Es ist ein besonders niedriger Sitz: klein, schmal, aus Holz mit eingelegten Arabesken und Figuren, ohne Lehne. Er ruht auf gedrehten Füßen, die durch Querhölzer miteinander verbunden sind. Die Eltern haben ihn früher einmal aus Österreich mitgebracht. Man nennt sie dort „Stockerl." Auf diesem kleinen, niedrigen Ding hat immer die Liesel neben ihrem Mann gesessen, weil sie sich dann an ihren Hans schmiegen konnte und immer so ganz nahe bei ihm war.

Nun ist er leer.

Der Stuhl hat den ganzen Abend zwischen uns, dem Schwager und mir, gestanden, unausgesetzt daran erinnernd, daß dort noch vor Jahresfrist eine junge, blühende Frau unter uns war. Warum hatte ich nicht früher daran gedacht! Ich hätte den Sitz fortnehmen können. Nun begreife ich auch, daß Mutter immer so hinüberblickte, als ob sie mit den Thränen kämpfe.

„Da steht noch der Liesel ihr Stuhl!" sagt plötzlich dumpf Papa, als ob er es gleich mir im selben Augenblicke bemerkt. Vielleicht hat auch er es vorher nicht wahrgenommen. Das kleine „Stockerl" ist ja so klein und zierlich, so leicht zu übersehen und verschwindet so neben den anderen großen Stühlen. Genau so wie die Liesel selbst, die wie ein Hauch nur war, als müsse sie bald vergehen . . .

Nun greift der Großvater plötzlich das Wort auf. Es kommt eine lange sachliche Besprechung über das Sterben. Langsam gesprochen, breit und mit Behagen, wie nun einmal alte Leute sind, die sich gern mit dem Gedanken des Todes beschäftigen. Während Großvater-Excellenz spricht, nickt Großmama mit dem Kopf, und als er eine Pause macht, sagt sie bestimmt: „Kinder, ich bin die Nächste, die . . . ."

Ein Hustenanfall, so bös, wie wir ihn noch nicht erlebt, schneidet ihr das Wort ab, so daß wir uns alle vorbeugen, nach der alten Frau zu sehen.

„Excellenzchen! Excellenzchen ...“ redet ihr der Großvater zu.

Mutter ist aufgestanden. Sie und ich halten die Greisin und suchen ihr durch Streichen des Rückens den Anfall zu mindern.

Es geht vorüber. Wir setzen uns wieder, aber die Unterhaltung will nicht recht in Gang kommen. Es ist, als sei plötzlich die ganze Stimmung verändert: als ob die Schatten des Todes sich über uns geneigt.

Mein Bruder, der Seemann, ist verstummt. Kein Wort will ihm mehr von den Lippen. Sein kurzes, kleines Pfeifchen ist ausgegangen. Er hat es in den Aschenbecher auf dem Tisch in der Mitte zwischen uns ausgeklopft.

Mutter hat ihre Augen mit der Hand bedeckt. Ich kann nicht erkennen, was in ihr vorgeht; sie bleibt regungslos.

Papa sieht in die letzten, glimmenden Reste im Kamin. Seine lieben Züge sind nachdenklich geworden. Sehr, sehr ernst. Ich habe immer gemeint, daß er jung aussähe, vielleicht weil ich immer in seiner Nähe gewesen und so die kommenden Spuren des Alters nicht gewahrte. Heute, jetzt, finde ich ihn plötzlich alt. Falten sind in seinem Gesicht, die ich zum erstenmal entdecke.

Die kleine Trude, die so wie so nicht viel redet, ist natürlich ganz stumm geworden. Sie würde es nicht wagen, die Stille zu unterbrechen. Und wie kein Laut mehr hörbar wird, da ist es mir, als müsse ich darüber nachdenken, welcher Stuhl der nächste ist, der sich leert. Und plötzlich überfällt mich eine namenlose Traurigkeit, ein Gefühl, daß es mir die Kehle zusammenpreßt zum Ersticken. Das bange Schweigen lähmt und quält mich. Ich möchte den Bann der Stille brechen, aber ich wage es nicht. Die Kinder sind zu Bett geschickt worden gleich nach der Bescherung. Liesels Kleine, die bei ihren Großeltern zu Besuch sind. Sonst würde man wenigstens einen fröhlichen Kinderlaut vernehmen.

So bleibt alles still ....

Auch das letzte Feuer im Kamin stirbt...

Mir ist es, als ob es kalt würde ...

* * *

Dann ist ein Jahr vergangen. Wieder sitzen wir in der alten Reihenfolge, die uns gewohnt geworden ist. Nur auf meines Bruders Stuhl ist jemand anderes: ein kleines Mädchen, Liesel und Hans' Tochter. Der Seemann schwimmt irgendwo draußen fern im Meer, wir wissen nicht wo. Nur das ist gewiß, daß er unter einem Jahre nicht zurückkehren wird. Aber unser Kreis ist nicht mehr derselbe: ein Stuhl an meiner Seite ist leer geworden. Keine alte, runzliche, liebe Hand wird mir mehr die Wange streichen und mich den kalten Stein fühlen lassen, was ich so gern mochte. Wir wußten es ja längst, sie fühlte es selbst: Großmama ist von uns gegangen. Sie ist im Frühling gestorben, bei lachender, junger Sonne, als die Kirschbäume blühten, als die Finken schmetterten in den Zweigen vor ihrem Fenster. Ihr Leben ist ausgelöscht: ganz leise, ganz milde, ohne Qual. Wir ahnten selbst nicht, wie und wann es geschah. Wir glaubten, sie schliefe nur, und ich habe bei ihr wohl eine halbe Stunde gesessen und gelesen, als sie schon nicht mehr war.

Wir denken alle verhältnismäßig ruhig darüber. Mutter ist ganz gefaßt. Wir waren eben schon zu lange Zeit darauf vorbereitet, wir wußten es ja seit Monaten, daß es so kommen mußte, und wir hatten schon immer von dem zu Erwartenden gesprochen.

Auch ihr Stuhl ist leer geblieben. Es war sogar Mutters Wunsch. An der Stelle, wo sie ihr müdes, altes Gesicht in die Kissen gelehnt, hängt ein Kranz frischer Theerosen, den Papa besorgt hat. Das ist sein Weihnachtsgeschenk an die Mutter. Denn die beiden schenken sich untereinander nichts mehr, seitdem wir Kinder erwachsen sind. Es soll uns zu gute kommen, wie die Eltern wünschen.

Meine kleine Nichte Paula hockt auf dem Stockerl ihrer Mutter. Es ist der erste Weihnachtsabend, an dem die beiden Kinder noch nach der Bescherung aufbleiben dürfen. Ich glaube, Papa hat es gewünscht, damit Hans nicht so einsam sein soll, denn er denkt doch noch an Liesels Verlust wie am ersten Tage. Es würde schwer sein, ihm über den Abend hinwegzuhelfen, wenn nicht die Kleinen da wären.

Großvater ist sehr still geworden, auch so stramm aufrecht hält er sich nicht mehr. Er hat im Sommer einen leichten Schlaganfall gehabt im linken Bein. Jetzt ist schon wieder alles vorüber, nur so viel gehen kann er nicht mehr wie früher. Dafür ist Großvater aber nun auch 85 Jahr. Sein rechtes Knie ist noch kräftig und jung,

darauf läßt er den kleinen Urenkel reiten. Mama hat sich erhoben, um acht zu geben, daß das Kind nicht fällt, denn die alten Hände der Excellenz sind nicht ganz zuverlässig und fest mehr in ihrem Dienst.

Nun wendet sich Großvater plötzlich zur Seite gegen den leeren Stuhl, an dem der Kranz hängt, und fängt in der Zerstreutheit an zu sprechen, wie er es immer that, mit einem Schimmer von Galanterie, den er hat, sobald er sich an eine Dame wendet: „Excellenzchen, Excellenzchen, wie wäre es denn, wenn . . . .“

Erst jetzt bemerkt er seinen Irrtum.

Mutter weint. Still drückt ihr Papa die Hand, und dann höre ich, wie er flüsternd zu ihr sagt: „Du hast mich ja noch . . . . und die Kinder! Gelt, wir verlassen uns nicht.“

Und nun zuckt mir wieder diese weiche unendliche Traurigkeit durch die Seele, wie am Weihnachtsabend vor einem Jahre, und ich kann nicht begreifen, wozu es nötig und gut ist, daß das Liebste von uns gehen muß. Alle Fassung, alle Ruhe ist dahin, eine entsetzliche Angst und Bangigkeit überfällt mich, es könnte einmal geschehen, daß ich ganz allein übrig bliebe von allen. Da fängt Großvater an zu erzählen von früheren Zeiten. Alte Geschichten, die wir längst kennen. Wir haben immer ruhig zugehört, um ihm eine Freude zu machen, und wir thun es auch heute, obwohl er etwas konfus geworden ist und den Faden verliert. Papa, an den sich Großvater-Excellenz wendet, nickt zuweilen, um seine Aufmerksamkeit zu zeigen, aber ich habe das Gefühl, als ob er in Wirklichkeit doch nicht dabei wäre, denn seine Augen haben etwas Nachdenkliches, Träumerisches, wie er so in die glimmende Asche des Kamins starrt. Die kleine Paula ist müde geworden und schläft auf Trudes Schoß, die sich nicht zu bewegen wagt, um sie nicht zu wecken. Der Bube spielt auf dem Teppich mit dem neuen Baukasten, den er bekommen. Mein Schwager hilft ihm aufbauen und zeigt ihm schöne Formen und Figuren.

Großvater schweigt . . . .

Nur die Bauhölzer klappern . . . .

Und wir hören die tiefen Atemzüge des schlummernden Kindes . . . .

* * *

Wieder ist ein Jahr vergangen. Wieder fehlt einer aus unserem Kreise. Aber wir müssen uns darüber freuen und von Herzen haben wir alle beigestimmt, als die kleine Cousine, die Trude, einen braven Mann gefunden, der sie lieb hat und sie glücklich machen wird. Er ist Gutsbesitzer in Nieder-Österreich. Ein stattliches Anwesen ist es, das er besitzt, nur muß er sparsam sein und haushalten, denn er hat drei Schwestern, denen er zu gleichen Teilen herauszahlt, und die Trude hat ihm kein nennenswertes Vermögen mitgebracht; nur ein paar 1000 Mark. Mutter ist sehr glücklich über die Heirat gewesen, denn die Kleine ist nicht hübsch, und ihr Bestes, ihr Charakter, mußte bei ihrer Schüchternheit leicht den Menschen verborgen bleiben.

Papa hat den Abschied aus dem Staatsdienst genommen. Es wollte nicht recht mehr mit seiner Gesundheit gehen. Er hat sich damals bei dem Rettungswerk doch einen bleibenden Schaden geholt.

Großvater wird immer stumpfer und gleichgültiger. Wenn er redet, so spricht er viel von den letzten Dingen. Mutter muß ihm auf dem Klavier den „Abendsegen“ vorspielen, wie er nächtlicherweise am Lagerfeuer durch die Biwaks tönt, mit seiner schlichten und doch so gewaltigen Melodie. Den hat er sich zum Begräbnis bestellt.

Mein Bruder, der Seemann, ist noch auf hoher See, doch er kehrt dieses Frühjahr zurück. Ganz bestimmt, wie er schrieb.

* * *

Zwei Jahre später. Ich sitze mit Mutter ganz allein am Kamin. Ganz allein. Nur wir beide. Nun sind es schon bald zwei Jahre her, daß Papa ging. Abschied hat er nicht genommen: er wurde uns tot ins Haus gebracht. Im Wartezimmer unseres Hausarztes hat ein Herzschlag sein Leben beendet. Er wollte Doktor Rammberg holen wegen Großvater, der so viel irre sprach und plötzlich durchaus seine Uniform anziehen wollte. Er sei zu Majestät befohlen. Aber er meinte damit seinen alten Herrn, der längst vor ihm gegangen. Das beängstigte Papa so, daß er den Arzt bitten wollte, sofort nach der Sprechstunde zu erscheinen. Nun kam er selbst nicht wieder. Ich war sehr betrübt, sehr fassungslos. Ich habe mich wie ein Kind benommen. Mein Bruder, der Seemann, mußte beim Begräbnis die Leute empfangen. Ich war unfähig dazu. Auf Großvater machte der

Tod von Papa keinen Eindruck mehr. Wir wissen nicht einmal bestimmt, ob er je darüber klar geworden ist, daß sein Sohn gestorben war, denn in seinen letzten Lebensstunden voriges Jahr verlangte er unausgesetzt nach Papa und wurde sehr böse, daß er nicht kam.

Großvater hatte einen schweren Tod. Seine letzte Schlacht hat über drei Tage gedauert. Ich allein mit zwei barmherzigen Schwestern bin dabei gewesen. Mutter hatte der Arzt verboten an das Krankenbett zu kommen, denn seit Papas Scheiden war sie krank ohne Unterbrechung. Sie hat sich auch damals zuviel zugemutet. Starr ist sie geblieben zum Erschrecken, ohne einen Laut des Jammers, ohne eine Thräne, ohne irgend etwas, was sie vom Schmerze hätte entladen können. Wie eine Bildsäule ist sie dagesessen, während der Geistliche sprach. Das war zuviel: der Zusammenbruch kam hinterher. — Großvaters letztes Wort war: „Wie Majestät befehlen!" Dann setzte sein Atem aus.

Mein Bruder ist wieder einmal draußen auf dem Meere. Wir denken, er kommt gerade um Kap Horn heute, wenn unsere Berechnungen stimmen.

Der Schwager Hans ist mit den Kindern bei seinen Eltern. Mutter hat verlangt, daß es so bleiben soll, wie wir es früher gehalten haben, daß er abwechselnd ein Jahr bei uns ist, ein Jahr in München, wo sein Vater lebt. Trude wollte kommen, damit wir nicht gar so einsam wären, aber ihr Mann ist nicht wohl, und verlassen will sie ihn nicht.

So sind denn Mutter und ich allein. Sie hat viel geweint bei der Bescherung, die wir beide uns bereitet haben. Unsere beiden kleinen Tischchen im Salon nehmen sich sehr, sehr traurig aus. Wir hatten die Gewohnheit, außer dem Christbaum noch auf jeden Tisch ein kleines Bäumchen zu stellen mit winzigen Lichterchen. Nun steht heute Papas Tisch ganz still und schweigsam zwischen den unseren. Mutter nimmt mich beiseite und sagt, ehe wir unsere Sachen ansehen, dumpf, während sie nach der dunklen Platte deutet, und ihre Stimme eine furchtbare Traurigkeit umflort: „Papas Tisch ist so still!" Ich lege ihr den Arm um den Hals und sie schluchzt lange, lange Zeit. Wir haben beide die Bescherung um uns vollständig vergessen. Endlich rafft sie sich auf und führt mich zu meinen Sachen. Da ist von der Trude eine Kameltasche, die sie selber für mein Sofa gestickt, vom Schwager ein Briefbeschwerer aus Marmor, den ich mir gewünscht, und vom Bruder eine japanische Rüstung als Zimmerschmuck, in Yokohama erstanden. Aber das beste in der Mitte, gerade unter dem kleinen Bäumchen: des Vaters Bild, eine schöne Pastellzeichnung. Ich kenne sie noch nicht, ganz heimlicherweise muß sie gemacht sein. Papa schaut so lieb und gut aus, wie er es im Leben war. Das helle Lächeln, das ihm immer um die Lippen schwebte, ist auch darauf festgehalten, und der müde Zug der beiden letzten Jahre, das Träumerische, Sinnende, fehlt nicht. Er hält leicht den Kopf geneigt, ganz leise in die Hand gestützt, die auf der Stuhllehne ruht, als sei es in der Haltung des Ausruhens von geistiger Arbeit. Solchen Ausdruck trugen auch seine Züge, als ich ihn zum letztenmale sah.

„Mutter, liebe Mutter!" sagte ich nur. Dann drückt sie mir einen Kuß auf die Wange, und wir stehen lange, lange vor Papas Bild. Keiner redet ein Wort. Es ist mir, als ob die armen toten Augen uns suchten, fänden und als ob sie zu mir sprächen: „Du bist ja der einzige, der noch bei ihr ist: sorge für sie, pflege sie, vergilt ihr alles, was sie um ihren Sohn gelitten hat."

Und ich gebe mir in tiefster Seele ein brünstiges Versprechen. Dann führe ich sie zu ihrem Tisch, wo ein Brief liegt mit gestempelter Schrift links oben in der Ecke. Sie liest: „S. M. Schiff Westfalen." Mit einem Jubelschrei greift sie danach. Sie ahnt, was es ist, und wir setzen uns an den Kamin, um zu lesen. Sie nimmt die Brille (Mutter ist ein wenig kurzsichtig) und beginnt den Brief ihres Sohnes, den sein Beruf draußen auf dem Weltmeer hindert, heute bei uns zu sein. Dann küßt sie das Papier und liest die Zeilen immer und immer noch einmal.

Dieses Mal, wo wir ganz allein sind, gehen wir zum Thee gar nicht einmal mehr hinüber, sondern trinken ihn am glimmenden Feuer des Kamins. Es macht einen gespenstischen Eindruck, daß im Kreise die leeren Stühle alle um uns stehen, um das kleine Tischchen in der Mitte. Ich hatte

eine andere Anordnung treffen wollen, aber ich ließ es doch, weil ich mich fürchte vor Mutters Frage darum.

Sie sucht heiter zu sein und redet mir zu, ich sollte ihr nun auch bald eine Tochter ins Haus bringen. Sie versucht zu scherzen und meint, wenn wir beiden „Jungen" gescheut wären und heirateten, dann würde von selbst wieder Leben werden, und die alte Großmutter hätte dann vielleicht sogar Not, am Kamin Platz für die Enkel zu schaffen. Dann schlägt sie mir diese und jene vor, Vor- und Nachteile abwägend. Aber es ist nur, um mir Lust zu machen, denn sie weiß genau, daß mich Vorschläge eher abbringen als nähern würden. Ich suche sie zu trösten: „Mutter, wer weiß, gib acht, ob nicht nächstes Jahr um diese Zeit an diesem Abend . . . ich wills nicht verschwören." Da sehe ich zum erstenmale seit langem ein Lächeln um ihre Lippen. Doch dann denkt sie doch gleich wieder an die Vergangenheit, die in der Lebensspanne, die ihr noch geschenkt wird, nicht mehr zu löschen ist, und meint: „Ach, wenn Papa das noch hätte erleben können!"

* * *

Es sind zwei Jahre vergangen. Die glücklichsten und doch leidvollsten, die furchtbarsten meines Lebens. Ich hatte sie gefunden, die die Rechte war, die einzige für mich vorher bestimmt und geschaffen. Wir wußten es beide, als wir uns zum erstenmale sahen. Aber sie war zu gut, zu lieb, zu schön für mich, für uns alle, für die Erde. Sie ward mir genommen. Es war ihr vorher bestimmt, daß sie gehen sollte. Mehr kann ich nicht sagen. Ich habe, wenn ich mein einsames Lager suchte, mich gefragt, warum das sein mußte, ich habe gewütet, gehadert, mein Dasein verflucht und habe selbst freiwillig gehen wollen. Aber ich hätte Mutter allein gelassen. So will ich leben, so muß ich übrig bleiben. Doch meines Lebens Inhalt ist mir genommen. Ich weiß nicht, wozu ich noch gut bin, was ich noch soll.

Als wir von draußen zurückkehrten, wo man sie zum letzten Schlafe hingelegt, da sagte mir Mutter nur immer: „Wer weiß, ob ihr nicht Leid noch beschieden gewesen wäre. Nun ist sie frei davon!" Und dieses Mutterwort, das ich damals nicht verstand, auf das ich kaum hörte, ist mir zum Troste geworden. Es ist mein letzter Halt, daran ich mich klammere: sie ist glücklich, allem unserem Elend, unserem Leide, unserem Kummer entrückt.

Der Schwager und ich, wir drückten uns stumm die Hand. Wir haben gleiches erlebt und durchfühlt: wir sind Brüder nun. Der einzige Bruder, den ich besitze, denn der Seemann schläft draußen irgendwo auf dem Grunde des Meeres. Vor vier Wochen kam das Telegramm aus Shanghai, daß „S. M. Panzerkorvette Westfalen" im Taifun verloren gegangen. Das Seeamt hat gehofft, es möchte möglich sein, daß der Panzer wieder erschiene, oder daß doch wenigstens einzelne davongekommen wären, aber nun ist man seiner Sache sicher, denn die officielle Verlustliste ist vor zwei Tagen veröffentlicht worden. Zuerst wollt ich es Mutter verheimlichen, aber dann sagte ich mir, daß es gefährlich sei, einen schlimmen Zufall drohen zu lassen, der ihr vielleicht irgendwo eine verräterische Zeitungsnotiz in die Hände gespielt hätte. Mutter hat mich ganz ruhig angehört, wie ich es ihr allmählich schonend aus Anspielungen und Bruchstücken beibrachte. Kein Wort der Erwiderung hat sie gehabt, mit keiner Frage hat sie mich unterbrochen. Sie fand keine Thräne. Aber dann schloß sie sich in ihr Zimmer ein, und ich habe sie einen Tag lang nicht gesehen. Dann war äußerlich alles vorüber. Aber nun ist sie so gleichgültig gegen alles, so entsetzlich gleichgültig! Sie, die so fleißig immer war, die ich nie anders als mit einer Handarbeit, mit auszubessernder Wäsche gesehen; die ihre freien Augenblicke niemals ohne Thätigkeit verstreichen ließ, meine Mutter, die unermüdliche — arbeitet nicht mehr.

Das macht mir große Besorgnis und Angst

Nun ist wieder Weihnachtsabend. Mutter und ich sind ganz allein. Wir haben auf ihren Wunsch keinen Baum angezündet dieses Mal. Was ich an kleinen Gaben für sie hatte, habe ich ihr heute Morgen gegeben. Nur eines wagte ich nicht: vom Bruder ist ein Brief angekommen, den er gerade vor der Katastrophe abgeschickt. Ich fürchte mich vor den Zeilen und ich kämpfe mit mir, ob ich sie abgeben soll. Mutter sitzt ganz still in ihrem Lehnstuhl. Ich ihr gegenüber, wo Großvater immer seine Geschichten erzählte. Zwischen uns steht der Theetisch,

auf dem das Wasser brodelt und, in Stößen leicht den Deckel hebend, Dampfwolken aus dem Ausguß jagt. Daneben knistert und prasselt das Feuer. Wir hängen beide unseren Gedanken nach. Sonst konnte ich der Mutter tröstend zusprechen: heute erstirbt mir das Wort in der Kehle. Ich kann nicht reden, denn ich ringe innerlich um den Brief.

Rings im Kreise stehen noch immer die Stühle, die sich geleert, als warteten sie. Aber es ist kein neues Geschlecht herangewachsen, die Fortgegangenen zu ersetzen und es wird auch keines mehr kommen. Mutter hatte dieses Mal nur drei Stühle stehen lassen wollen, für sich und ihre beiden Söhne, denn der Schwager ist wieder bei den Eltern in München, und Trude kam nicht. Sie erwarten Familienzuwachs. Nun hat es das Schicksal anders bestimmt, und Mutter hat nichts mehr gesagt. Sie kümmert sich ja um nichts mehr, und die Leute machen alles, wie sie wollen.

Der Sturm umpfeift das Haus. Ab und zu klappt es einmal gegen die Scheiben: es ist Schnee, der gegen das Fenster gejagt wird. Wenn dann ein Windstoß kommt, ist es immer, als ducke sich das Feuer, um den Luftzug vorüberzulassen, der über die Esse streicht. Wird es dann ruhiger, so heben sich wieder die Flammen, in den Schornstein hinauszulecken. Sonst ist vollkommene Stille im Zimmer. Mutter sinnt und träumt. Sie starrt in die Kohlen. Wie ich den Blick umherwandern lasse im Kreise, ist es mir, als säßen sie alle noch bei uns, die schon gegangen, ohne Laut, aber mit liebem Lächeln. Ich bilde mir ein, mir würde es kühl an der Wange, als ob ich Großmamas streichelnden Stein fühlte, und ich glaube, den Großvater zu hören, wie er mit leiser Neigung gegen seine Nachbarin beginnt: „Excellenzchen ....“ Und dann fällt mein Auge auf Papas Bild, mit dem geneigten, sinnenden Haupt. Es hängt drüben an der Wand nach meinem Pastellbilde gemacht. Liesel steht darunter auf der kleinen, zierlichen Gold-Rokoko-Etagère, eine arme, winzige Photographie, aber die beste, die wir von ihr besitzen. Wie ich an sie denke, die sich an ihren Mann schmiegte immer so zärtlich, so weich, da greife ich unwillkürlich nach der Brusttasche, wo ich ein anderes Bildchen trage seit den Tagen meines Glücks. Ich lasse es nie von mir. Sie gab es mir, als wir uns verlobten. Das liegt nun zwei Jahre schon fast zurück. Und vorsichtig greife ich darnach, es unbemerkt herauszuziehen. Im Schatten, den der Tischrand wirft, will ich es still für mich betrachten. Mutter wird es nicht sehen, es würde sie noch trauriger stimmen. Da aber fällt mir ein, daß in der kleinen Ledermappe, in der die Photographie ruht, meines Bruders Brief liegt. Und ich zögere sie herauszunehmen. Einen verstohlenen Blick werfe ich auf Mutter. Sie beschützt die Augen mit der Hand. Ich kann die Sehnsucht nicht überwinden, meinen größten Schatz zu betrachten, das einzige, was sie mir zurückgelassen hat. Ich muß in ihre Augen blicken, die ich selbst zudrückte, ich muß ihren Mund sehen, auf den ich den Abschiedskuß gepreßt, als er erkaltet war. Langsam und vorsichtig ziehe ich die Tasche heraus, um sie unter dem Tisch zu öffnen. Da greift auch schon Mutter danach: „Gib mir den Brief!“ sagt sie mit zitternder Stimme. Die chinesische Briefmarke guckte oben hervor: sie weiß, von wem er ist.

Und ich gebe ihr den Brief. Diesen Brief von einem, der doch nicht mehr lebt, der niemals wiederkehren wird. Diesen Brief, der an seine Adresse kommt, Wochen nachdem der aus der Welt geschieden, der ihn schrieb. Und die Zeilen bekommen etwas Übernatürliches, etwas Grauenvolles für mich, dieser Todesgruß, als käme er aus einer anderen Welt.

Mutter hält den Briefumschlag lange in der zitternden Hand. Sie wagt nicht zu öffnen. Unausgesetzt betrachtet sie die Aufschrift. Sie wendet um und prüft die Poststempel. Das Datum sucht sie zu entziffern, das durch Schmutz und Seewasser vielleicht ein wenig unkenntlich geworden ist. Endlich will sie sich entschließen, den Brief zu öffnen. Sie nimmt ein Messer vom Tisch. Ich sehe, wie ihre Hand zittert, wie die Klinge schwankt und nicht unter den Umschlag zu fassen vermag. Und plötzlich entgleitet alles ihren Fingern und fällt ihr auf den Schoß, und Mutter lehnt sich in die Ecke ihres Stuhles ganz zusammengedrückt, ganz winzig, ganz klein in sich zusammengesunken, die Handflächen vor das Gesicht geschlagen. Ein furchtbarer Weinkrampf erschüttert ihren armen, zarten, schwachen Körper.

Ich gewinne Kraft durch ihre Schwäche, ich muß sie ja stützen, ich muß ihr helfen. Möglichst ruhig suche ich zu sprechen: „Soll ich ihn dir vorlesen?"

Sie nickt, ohne mir das Gesicht zu zeigen.

Schnell schneide ich auf. Absichtlich brüsk, eilig und rücksichtslos. Ich falte das Papier auseinander und ich kann ihr mit kalter Stimme die Worte sagen, die oben links in der Ecke stehen: „In See, am Bord S. M. Panzerkorvette Westfalen."

Als ich aber die Überschrift beginne mit dem Kosenamen, den mein armer Bruder immer gebraucht, und „mein bestes Mutting" lesen muß, da steigt es mir wie ein Knäuel in die Kehle hinauf, und die Stimme droht mir zu versagen. Aber ich überwinde mich und fahre nach einer Sekunde Zögern fort, indem ich mit aller Kraft suche ruhig zu bleiben, die Worte zu lesen, die so klingen, als hätte er geahnt, daß ihn sein Schicksal erreichen sollte: „Wenn du diesen Brief erhältst, habe ich längst die Heimreise angetreten . . . ."

Weiter komme ich nicht. Das Papier flattert zu Boden. Ich ringe mit mir, ob ich es aufheben soll, aber ich weiß genau: lesen kann ich doch nicht. Und eine furchtbare Traurigkeit schnürt mir die Brust zusammen. Ich fühle mich so verlassen, so einsam, namenlos. Meine Gedanken schweifen zu allen denen, die vor mir gegangen sind, die uns beide hier am Feuer allein gelassen haben. Ich sage mir, daß es natürlich war, einfach der Gang der Natur, wenn ich den Tod des Vaters erleben mußte, aber daß das Schicksal hart mit mir verfuhr, das mir Schwester und Bruder nahm, und daß es mich furchtbar beugte, als es mir mein Weib von der Seite riß, das ich kaum gefunden.

Und wieder kommt meine schwere, schwere Stimmung über mich, in der ich mich frage, wer mir gebieten kann in diesem Leben zu bleiben, das keinen Wert mehr für mich besitzt.

Wie ich aufblicke, sehe ich, daß es dunkel geworden ist im Zimmer. Die Lampe drüben auf dem Tische ist im Verlöschen: dem Docht mangelt die Nahrung. Das Feuer im Kamin ist ausgegangen: kalt, schwarz und tot sieht mich der Rost an, auf dem nur noch kümmerliche Aschenhäufchen ruhen.

Ich beginne zu frösteln.

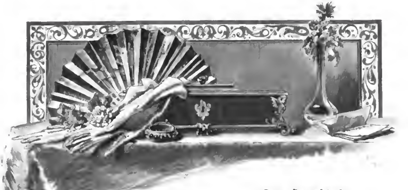
Draußen bläst der Sturm, liegt der Winter auf der Erde. Alles kahl und tot. Ein großes Sterben.

Nun habe ich nur noch einen Wunsch, daß es Mutter erspart sein möge, nach mir zu gehen. Sie ertrüge es nicht. Ich will übrig bleiben. Deshalb ist es notwendig, daß ich lebe . . . .





Studie von Ferdinand Brütt.



Der Handschuh.

Von Therese Mundt-Mühlbach.
Illustrationen von Max Ebersberger.

Wir verwöhnten Kinder des XIX. Jahrhunderts, — der Blütezeit der Erfindungen — sind eigentlich furchtbar blasiert!

Wir haben alles, wovon sich vergangne Generationen und „ihre Schulweisheit nichts träumen ließ;" es ist da, war da, seit wir denken können, und der Ursprung, die Erzeugung, die Arbeit, die daran hängt, kümmern uns blutwenig. Es strahlen die elektrischen Bogenlampen ihr Licht tageshell durch unsere Straßen, und wir wissen, daß eine Maschine benötigt wird, um den elektrischen Funken zu erzeugen; es „dämmert" uns etwas von einem Kohlenstückchen, durch welches dieser Funke springt und leuchtet — und — dabei beruhigen wir uns vollständig. Wie Wenige von den Vielen, die die Wohlthat dieser Tageshelle täglich genießen, haben sich wohl schon diese geistreiche Erfindung näher betrachtet oder einmal erklären lassen, um schließlich mit Faust ausrufen zu können: In dir verehr' ich Menschenwitz und Kunst! Das Verwundern und Erstaunen wird immer seltner in der Welt! Nil admirari! ist unwillkürlich der Wahlspruch, der uns begleitet, wenn wir in bequeme Polster gelehnt in rasender Eile hunderte von Kilometern durchmessen, dank dem funkensprühenden Eisenkolosse an der Spitze des „Zuges"; — nil admirari hat sich unser bemächtigt, wenn wir uns mit guten Freunden per Telephon unterhalten, — und wenn wir dem Phonographen ein paar dutzendmale gelauscht, ferne Musikpiècen angehört haben oder unsterbliche Worte längst Verstorbner, dann finden wir bald wieder: nil admirari! — Das alles ist schon da für unsere Kinder! Was soll sie noch überraschen? Müssen sie nicht blasiert werden? — Nun und wenn sie solche Dinge nicht mit dem Drange erfüllen, „Wissens Sorge zu tragen, wie ihr Wesen und Art sei," wie viel weniger erwecken diese Lust jene kleinen, gewohnten Gegenstände, die dem Gebildeten und Ungebildeten unentbehrlich wurden, wie z. B. ein — Handschuh?!

Mit diesem und seiner Entstehung von seinem Urzustand bis zur Entfaltung seiner höchsten Schönheit wollen wir uns heute beschäftigen. —

Der Gebrauch des Handschuhs ist ja so alt fast wie die Welt! Wenn auch Adam und Eva vermutlich keine Handschuhe trugen, so kannten und trugen doch die alten Ägypter und Perser Handschuhe, ja sogar richtige Fingerhandschuhe, meist aus Pelzwerk, wie uns uralte Bildwerke zeigen. Und welche Rolle der metallene Handschuh der Ritterzeit spielte, besonders zu den Füßen des Gegners geworfen, ist ja so bekannt, wie der bewußte Handschuh von „schöner Hand," den Ritter Delorges mit „keckem Finger" zwischen den Bestien der Arena herausholte. Daß er ihn dann sofort seiner Schönen ins Gesicht warf, halten wir — Schiller möge es uns verzeihen — für nicht sonderlich ritterlich und galant, so gerecht wir es finden, daß er sie zur sel-

bigen Stund' verläßt. Auch seine historischen Momente hat der Handschuh! Herzog Christian von Braunschweig trug den Handschuh der unglücklichen Gemahlin des „Winterkönigs," der schönen Elisabeth, — am Helme, freilich, ohne daß sein heldenmütig Kämpfen das verlorne Glück und den Thron wiederbringen konnte.

Die wichtigste und größte Rolle indessen spielt der Handschuh im Dienste der Frau, und nicht nur heute, sondern schon im dreizehnten Jahrhundert und vielleicht schon früher war er ein unentbehrlicher Bestandteil der weiblichen Toilette.

Man sieht ihn die verschiedensten Wandlungen durchleben: bald ist er von Seide, bald ist er von Filet, besonders in der Zeit des Rokoko, bald von Wolle, von Pelzwerk oder von — Leder. Der Lederhandschuh ist es, sei er nun aus dänischem oder Glacéleder, der für unsere Frauen von heutzutage doch immer das Schönste und Eleganteste bleibt! Man erkennt den feingebildeten Menschen an den Handschuhen, wie — an den Visitenkarten, aus deren Beschaffenheit gar oft Schlüsse auf die individuellen Eigenschaften ihrer Eigentümer gezogen werden können. Darüber ließe sich noch manches sagen, doch wir haben dazu keine Zeit, wenn uns der wißbegierige Leser noch durch die Fabrik begleiten will, um zu sehen und kennen zu lernen, wie der Handschuh entsteht. Die Firma, der wir unsere Wissenschaft verdanken, ist so galant, fast nur für Damen zu arbeiten.

Wir wappnen uns bei diesem Gange durch die Fabrikräume mit unserem Lieblingsparfüm, da es sich schon beim Eintritt in die Lagerräume um eine bedeutende Attacke auf die Geruchsnerven handelt. — Es sind wahrlich nicht die „Wohlgerüche Arabiens," welche diese Werkstätten, besonders die Gerbereien, durchwehen. Doch, greifen wir nicht vor! Beginnen wir mit dem Anfang. —

Einen Hof mit hübschem Garten, den im weiten Viereck die Fabrikgebäude umschließen, durchschreitend, kommen wir zuerst in die Lagerräume, wo die rohen Felle ausgepackt, genau auf Beschaffenheit und Qualität geprüft und dementsprechend aufgespeichert werden. — Wir sehen hier Ziegen- und Lammfelle aus aller Herren Länder: aus Deutschland, Frankreich, Spanien, dem Sudan, ja selbst aus China und Japan. Die Felle aber, aus denen der Liebling der Damen, der dänische Handschuh, hergestellt wird, stammen aus dem schönen Lande der schönen Künste, aus Italien und speziell aus Toscana, und zwar werden fast ausschließlich hierzu Felle von solchen Lämmern verwendet, die noch kein Gras gefressen, sondern nur von der Mutter genährt worden sind. —

In dem nächsten Raume, den wir betreten, befinden sich die „Äscher": überbohlte, mit Kalk gefüllte Gruben, in denen die Felle etliche Wochen liegen, ehe sie in die Gerberei kommen. In diese letztere eingetreten, überrascht uns ein lebendiges und malerisches Bild (s. Abb. 1). Im Kreise und in langer Reihe stehen die Gerber vor ihren runden, schräg abfallenden Schabebäumen, auf welche das Fell gelegt und mit einem dem Wiegemesser ähnlichen Instrument bearbeitet wird, um es von der Wolle resp. den Haaren auf der einen, von den noch anhaftenden Fleisch- und Fettteilen auf der anderen Seite zu befreien. — Wer noch nie in einer Weißgerberei gewesen ist, weiß es nicht zu würdigen, was es heißt: „Einem das Fell gerben." — Hinter den Gerbern befinden sich große Bottiche, in denen eifrig gerührt wird; sie sind gefüllt mit einer Auflösung von — pardon — Hundekot, dem besten, bis jetzt durch keine Chemikalien ersetzten Mittel, den Kalk aus dem Felle wieder auszuscheiden. — Nachdem sodann die Felle in großen Wasserkübeln durch eine Schaufelvorrichtung gründlich ausgewaschen worden sind, nimmt sie ein großer trommelartiger Behälter auf, in dem sie „genährt" werden; d. h. sie müssen sich hier mit einer Mischung von Eigelb, Mehl und Salz &c. vollsaugen. Eine von der Dampfmaschine ausgehende Transmission bringt die großen Trommeln in Drehung, so daß die Felle tüchtig durcheinander geschüttelt werden (s. Abb. 2).

Nachdem das Fell so nach allen Regeln der Kunst „genährt" worden ist, hält es Siesta in den Trockenräumen. Die afrikanische Hitze, die hier durch eine vortreffliche Dampfanlage hervorgerufen wird, läßt uns aus diesen Räumen eiligst entfliehen. —

Ist das Fell getrocknet, so wandert es zu den Herren „Weißzurichtern!" In einem großen, hell und reinlich gehaltenen Saal sind viele Arbeiter thätig, das durch den



Abb. 1. In der Gerberei.



Abb. 2. Die „Nähtrommeln."

runde Metallscheibe gezogen, gestreckt und gedehnt, wobei das obenerwähnte nackte Bein des Arbeiters hilft, den Druck auf das Leder zu verstärken (s. Abb. 4). Nachdem nun das arme Fell durch alle diese Proceduren und Foltern weich und geschmeidig geworden, wie der arme Sünder des Mittelalters, wird es vorläufig in einen Ruhestand versetzt, d. h. es muß mindestens ein viertel bis ein halbes Jahr „lagern," ehe es zur Handschuhfabrikation verwendet werden kann.

Wir durchschreiten die Lagerräume, wo das weiße Fell, in zahllose Fächer untergebracht, seiner Auferstehung harrt; da liegen sie in großen Quantitäten beisammen, — ein jedes der vielen Fächer faßt ca. 1200 Stück — und wir bekommen keinen geringen Respekt über die große Summe, die

Trockenprozeß hart und fast undehnbar gewordene Leder dehnbar und geschmeidig zu machen. — Man glaubt sich in den Orient versetzt, wenn man das lichte Bild der weiß gekleideten Arbeiter erblickt, mit sauberem Arbeitshemd angethan, das blendend weiße Beinkleid am rechten Beine weit aufgestreift, so daß letzteres entblößt ist. — Die erste Procedur, die hier vorgenommen wird, ist, daß die Felle auf einem aus kantigen Stäben bestehenden Roste (der einem Folterwerkzeuge aus dem Mittelalter auf ein Haar gleicht) von mit starken Lederschuhen bekleideten Arbeitern getreten werden (s. Abb. 3). Alsdann werden die dergestalt mit Füßen getretenen Felle noch mehr „zugerichtet." Sie werden nämlich von den Arbeitern über eine in einem Holzgestell festgeschraubte halb-

uns als Repräsentationswert dieses Materials genannt wird. — Hat das Fell seine Lagerzeit bestanden, so wird es für die eingelaufenen Aufträge aufs sorgfältigste ausgesucht und je nach den Farben und Qualitäten, zu denen es sich am meisten eignet, sortiert, um alsdann zu den Färbern zu wandern. Begleiten wir es in die Färberei! Unsere liebenswürdigen Führer erklären uns zwei Färbearten: Erstens diejenige der sogenannten Tunkfarben: heller Farbentöne, die dem Felle durch Tunken und Eintreten mit den nackten Beinen in die betreffende Farbmischung beigebracht werden (s. Abb. 5). — Zweitens diejenige mit Bürstfarben, d. h. den dunkleren Farbentönen, die den Fellen vermittelst einer Bürste auf der einen Seite appliciert werden, um die andere weiß zu

lassen. Bei dieser letzteren Manipulation haben die Arbeiter große, in Metallränder eingelassene Glasplatten mit Abflußröhren vor sich. Auf diese mit sauberem Wasser abgespülte Fläche wird das Fell vermittelst eines Quetschers festgedrückt und zuerst mit dem sogenannten Grund, alsdann mit der entsprechenden Farbe so lange bebürstet, bis das Fell genau die gewollte Farbennüance angenommen hat (s. Abb. 6). — Von der Färberei aus gelangen die für Glacéhandschuhe bestimmten Felle in die Trockenräume, während die zur dänischen Handschuhfabrikation bestimmten Felle in die Hände der „Bimser" wandern. Diese „Bimser" stehen jeder vor einer tonnenartig geformten, mit rasender Schnelligkeit rotierenden Bimsteinwalze und ziehen das Fell mit der einen Hand darüber hin, während die andere ledergeschützte Hand das Fell gegen die Walze andrückt (s. Abb. 7). Diese Manipulation hat den Zweck, dem „dänischen" Felle, bei welchem die Fleischseite nach außen kommt, das glatte, zarte und mattglänzende Aussehen zu geben, das den Handschuh bei unseren Damen so beliebt macht. Bei Glacéhandschuhen ist eine derartige Bimserei nicht nötig, weil bei ihm die Haarseite, d. h. die natürliche Außenseite des Felles, nach außen kommt, so daß er an und für sich schon seinen von der Natur verliehenen Glanz zeigt. Daher der Name Glanz- oder Glacéhandschuh!

Sind die Felle gebimst und getrocknet, so kommen sie in die Hände der „Farbezurichter," die mit dem farbigen Felle in ganz ähnlicher Weise verfahren, wie die oben schon näher beschriebenen „Weißzurichter." Nunmehr endlich ist das Fell so weit, daß es zur Handschuhfabrikation verwendet werden kann. Es wandert von dort zunächst nach dem sogenannten „Farbleger," wo es nach Maßgabe der vorliegenden, meist amerikanischen und englischen Aufträge, von den Werkführern den verschiedenen Handschuhmachern mit der nötigen Vorschrift für die Größe, Länge und Art des Handschuhes zugeteilt wird. — Überraschend und für die Damen besonders interessant ist die Mannigfaltigkeit aller der hier lagernden Farbennüancen, welche meist nach eingesandten Seidenproben gefärbt wurden. Vom feurigsten Rot und grellsten Grün und Violett und deren denkbaren Mischungen bis zum feinsten zartesten Hauch dieser Töne lagern hier die Felle, bereit, zu den bestellten Handschuhen verarbeitet zu werden.



Abb. 5. Bei den „Weißzurichtern." Erste Procedur.

Welch' eine Beruhigung für die Modedame! Besonders für die Amerikanerin, für die der größte Teil dieser Fabrikation bestimmt ist. Sie ist auch diejenige, welche nicht ansteht, die grellsten Farben zu wählen, die unsere deutsche Frau sich nicht getraut schön zu finden. Chacun à son goût!

Doch betreten wir die in peinlichster Reinlichkeit gehaltenen Arbeitssäle der Handschuhmacher, wo dieselben mit blendendweißen Schürzen bekleidet, damit beschäftigt sind, die ihnen zugeteilten Felle vermittelst breiter, haarscharf geschliffener Schabemesser für den vorgeschriebenen Handschuh zu bearbeiten. Der Handschuhmacher muß die Natur des ihm anvertrauten Felles, seine Nerven &c. genau kennen und dasselbe dementsprechend behandeln, damit der Handschuh nach seiner Fertigstellung gut sitzt, sich nicht in die Quere oder Schiefe zieht oder nach kurzem Tragen zum Sack wird. Nachdem der Arbeiter das Fell mit seinem breiten Schabemesser nach allen Regeln der Handschuhmacherkunst bearbeitet hat (s. Abb. 8), gibt er ihm lediglich die äußere Form des Handschuhes, um ihn dann nach erfolgter Stempelung mit Größennummer &c. bei dem Werkführer der „Einlegerinnen" abzuliefern.



Abb. 4. Bei den „Welßzurichtern." Zweite Procedur.

Hier wird der Handschuh nach vorgenommener strenger Untersuchung den Händen der Arbeiterin übergeben, welche ihn in eine Stanzmaschine bringt und vermittelst des entsprechenden aus scharfen Messern konstruierten Handschuhkalibers auspreßt (siehe Abb. 9). Damit ist nun dem Handschuh seine endgültige Form gegeben. Erwähnen wir nur noch flüchtig, wie der ausgestanzte Handschuh von anderen Arbeiterinnen „repassiert" wird, indem die ausgestanzten Ränder des Handschuhes vermittelst der Schere nochmals gewissenhaft nachgearbeitet werden. Sind alsdann sämtliche Einzelteile des Handschuhes genau mit korrespondierenden Nummern gestempelt, das nötige Saum- und Schlitzleder hierzu ausgesucht, Knopflöcher eingestochen, die Raupennaht mit dem entsprechenden Vorschlageisen vorbereitet &c., so ist der Handschuh endlich so weit, um — genäht zu werden. Dies geschieht indessen nicht in der Fabrik selbst, sondern in

Lothringen und der Oberpfalz, wo die Handschuhnäherei einen wichtigen Ernährungszweig ganzer Dörfer bildet. Kommt der Handschuh „aus der Naht“ zurück, so wird er nach genauer Durchsicht aller Nähte den Dresseuren übergeben, welche ihm das Aussehen beibringen, welches uns vom Laden her bekannt ist. Die Dresseure stecken den Handschuh auf runde Hölzer, dehnen ihn ordentlich aus, legen die Nähte nieder, biegen Seitenteile und Daumen um, ziehen den Handschuh wieder in die Länge und bringen ihn in eine nicht allzustreng angezogene Presse, wonach der vielgeprüfte, vielgemarterte Handschuh lammfromm und schlicht daliegt, als wüßte er gar nicht, wie viele fleißige Hände notwendig waren, um ihm dies schöne Aussehen zu geben.

Da nun der Handschuh ladenreif, sehen wir, wie er nochmals sorgfältig nach Qualität und Farbe sortiert, in Seidenpapier eingewickelt und in elegante Kartons verpackt wird, um seine Reise in die weite Welt anzutreten.

Kehren wir von unserem interessanten Ausflug zurück ins Freie.



Abb. 5. Der Tunk-Färber.

Wir tragen nach diesem Gange durch die Fabrik das beruhigende Gefühl mit uns fort, daß mit vieler Arbeit und Sorgfalt ein treuer Begleiter durch das Leben geboren worden ist; das ist ja auch wirklich der Handschuh für jeden Menschen, denn die wichtigsten Gänge im Leben des Einzelnen macht er an unseren Händen mit. Er um-



Abb. 6. Färben mit Bürstfarben.



Abb. 7. Ein „Bimser.“

spannt sie, wenn Bräutigam und Braut freudig gehobenen Herzens vor den Altar treten, er preßt aber auch das thränenfeuchte Taschentuch an die Augen der Leidtragenden vor der Grube! Er weckt die Eitelkeit des kleinen angehenden Gigerls und füllt sein harmloses Herz mit freudigem Stolz, wenn er von Mama die ersten Handschuhe gekauft bekommt. Gerne leidet er die Qual des Anziehens über die dicken, kleinen, unbändigen Finger mit einer Geduld, die seine Umgebung in Staunen versetzt —; er begleitet die gefeierte Schönheit, wie das schüchterne Mauerblümchen gleich willig in den strahlenden Ballsaal — ein stummer Zeuge der Triumphe oder schmerzlicher Enttäuschungen.

Wir kannten einmal einen Handschuh, dänisch und weich wie Seide, hellgelb und anschmiegsam wie die zärtlichste Freundin. Seine Memoiren erzählen, wie lange er auf seine Auferstehung im dunklen Kasten gewartet hatte, und wie beglückend ihn einst die Worte aus zartem Munde berührten: „Er ist sehr schön und feinste Qualität; den nehme ich!“ Ja, seit dieser Stunde erwachte in ihm ein neues Leben, er fühlte nicht nur den warmen Pulsschlag seiner Gönnerin, er hörte auch, was sie sprach, ja sogar was die ganze Gesellschaft sprach,

in der er sich mit so exquisiter Grazie bewegte. Eines Abends, als sich eben seine Gönnerin bemühte, ihn sorgfältig über den weichen Arm zu ziehen, hörte er die Frau eintreten, die ihm schon lange als Mama bekannt war, und mit ziemlich energischer Stimme sagen: „Mein liebes Kind, ehe wir die Redoute betreten, möchte ich dir dringendst angeraten haben, den Herrn v. G. nicht wieder in auffallender Weise mit Tanzgelegenheiten zu versehen! Ich wünsche nicht, daß über eine aussichtslose Sache Gerede entsteht, da überdies meine mütterliche Liebe längst für dich gesorgt hat!“ Ein Rauschen schwerer seidener Falten und ein tiefer Seufzer aus der Brust seiner Freundin, das waren die einzigen Wahrnehmungen des Handschuhes! Bald umwehte ihn eisige Nachtluft, und er fühlte sich deutlich und in Sturmeseile durch die Straßen gefahren nach dem alten düstern Kasinogebäude, heute aber in vollem Lichtglanz erstrahlend. Das war ein Pauken und Trompeten, ein Plaudern und Lachen und Summen von Stimmen in allen Tonarten; fast wäre es ihm schwindlich geworden, dem armen Handschuh, hätten ihn nicht plötzlich heiße Lippen berührt und ihn zu neuer Aufmerksamkeit emporgeweckt. „Die Mama sitzt dort bei dem alten Kommerzienrat und seinem langweiligen Emil,“ sagte das Fräulein erschrocken, „und ich darf nur wenig mit Ihnen tanzen, Herr v. G…, ach, ich wollte, ich wäre wieder zu Hause!“ — „Aber dieser Walzer ist ja noch frei?“ „Ach ja, mit vielem Vergnügen! Wenn Sie wollen, aber —“ „Aber,“ tönte Herrn v. G.'s klangvolle Stimme, „Sie werden doch wohl ein paar Minuten Zeit für mich erübrigen können, in denen ich Ihnen etwas — Neues erzählen kann, später vor oder nach dem Souper, an dem die Frau Mama ja stets ausgiebig Teil nehmen, der Zeit nach natürlich. Auf Wiedersehen, mein liebes Gretchen!“ Warum flüsterte Herr v. G. die letzten Worte? Sollte er am Ende derselbe sein, dessentwegen das „liebe Gretchen“ am Klavier behauptete, daß ‚Sie glaubte, blind zu sein!‘ Und daß er ‚der Herrlichste von allen‘ wäre? Ist er der Spender der duftenden Rosen am Nähtischplätzchen am Fenster und die Ursache, daß das „liebe Gretchen“ stundenlang träumend und den Blick nach den



Abb. 8. Letzte Bearbeitung der Felle.



Abb. 9. Die Stanzmaschine.

Straßen gewendet, dort verweilt ‚zum Tode betrübt‘ und ‚himmelhoch jauchzend?‘ Nun war er auf einer Spur, der kluge, hellgelbe Handschuh, und seine geweckten Sinne schärften sich von Minute zu Minute.

Und als der Saal von munterem Dreivierteltakt wiederhallte, da hatte der kluge Handschuh schon eine Aufregung instinktiver Erwartung in sich, und als er kam, ‚der Herrlichste von allen‘ und mit ihm und seiner Freundin den Raum durchschwebte, da dämmerte in ihm ein Verständnis auf: warum die Menschen auf Bälle gehen! Warum auch nicht? Es lebt sich vorzüglich auf so einem Ball, so mitten in Blumen- und Wohlgerüchen und erst dann bei dem Dufte des Soupers! O, daß er nicht essen durfte, der arme Handschuh, wie diese glänzende Gesellschaft, die die lange Tafel besetzt hielt, warum mußte er auch schon so früh und für alle Zeiten „genährt“ worden sein? Aus traurigen Reflexionen über das Dasein seinesgleichen rüttelte ihn die Wahrnehmung auf, daß er von seiner Freundin Hand gezogen, beiseite gelegt und so wenig beachtet wurde, daß er über den Tischrand gestreift und zu Füßen des Herrn v. G. geworfen wurde. Unwürdige Behandlung! Nun steht man auf! Ein fremder Mann entführt ihn seiner Freundin — und er? Ach, wenn er zertreten würde —! Doch nein, der ‚Herrlichste‘ war sein Retter! Er nahm ihn auf, er drückte ihn an seine Brust und barg ihn inbrünstig in seine atlasgefütterte Frackbrusttasche. Er war gerettet, aber — vereinsamt; er hätte weinen mögen, so steigerte sich seine Sehnsucht nach dem ‚lieben Gretchen.‘ — Das waren traurige und dunkle Stunden für ihn! Nach langem hoffnungslosem Warten erst und nachdem er ganz in seiner Nähe „Mamas“ energische Stimme zum Aufbruch mahnen hörte, erst dann wurde er wieder an die Helle gebracht und, Gottlob, seiner Gönnerin eingehändigt. Aber er hatte doch wohl Schaden gelitten, denn es drückte ihn in seinem Innern, wie ein vierkantiges Papier, und Herr v. G. meinte, er müßte wohl ein bißchen gewaschen werden.

Wie schnell und eifrig durfte er wieder die rosigen Finger Gretchens umspannen, wie innig wurde er wiederum gedrückt — und wie rasch begann er zu schlafen, während der Wagen durch die eisige Nachtluft nach Hause fuhr.

Sie war so einsilbig und still, sein ‚liebes Gretchen;‘ kaum, daß mit Mama noch kurze Reflexionen über den ‚gelungenen Abend‘ gemacht wurden, trennte man sich. — Gretchen stand bald darauf in ihrem Boudoir von rosiger Lampe beleuchtet. Wie verändert war sie plötzlich! Und welch' ein rührendes Mitgefühl mußte sie mit ihrem armen Handschuh haben, daß sie ihn, von der Hand abgestreift, immer wieder küssend, das lästige drückende Papier entfernte! —

Wie nahe sie die Lampe heran rückte! — Wie ihr Auge funkelte und wie mit Frohlocken und einem Dankesblick nach oben sie die Arme ausbreitete! Warum liest sie es wieder, — und immer wieder, das ‚drückende‘ Papier? Und nun sogar wahrnehmbar flüsternd: „. . . hat sich endlich realisiert . . . — komme morgen, — Hand anhalten . . . dein Einverständnis, — indem du . . . Handschuh . . . vor das Fenster . . .“ —? Es wirbelte ihn und ermattet von den vielen Erlebnissen schlief er ein, unaufhaltsam, auf der Stelle. —

Er erwachte bei helllichtem Tage durch einen erstickenden Benzingeruch. Er wurde gewaschen und siehe da, Erinnerungen an gestern begannen zurückzukehren: richtig, er wurde ins Fenster gehängt. Das war so unterhaltend für ihn, daß er sich nicht weiterem Grübeln über das Erlebte hingab. Die Leute auf der Straße schienen ihm alle so freundlich, und besonders ein Herr von ‚hohem Wuchs und schlanker Gestalt!‘ Ja, in der That, das war er, der ‚Herrlichste von allen;‘ er bog um die Ecke, frohlockend den Handschuh begrüßend! — ‚Es klingelt auch schon!‘ Seine Gönnerin flog an die Thüre des hell von der Sonne durchleuchteten Boudoirs und — lauschte! — Bald wurde sie gerufen. — Die Hände auf dem wogenden Busen gefaltet, verschwand sie aus dem Gemach.

— — — — — — — —

Was drüben im Empfangssalon der strengen Mama verhandelt wurde, blieb dem Handschuh sein Lebtag ein Rätsel. Doch blieb ihm die Gunst seiner Herrin getreu, sonst hätte sie ihn nach ihrer Rückkehr in ihr Boudoir nicht jubelnd in der Luft geschwungen und trotz seines noch anhaftenden Benzin-haut-goût sogar geherzt und geküßt.

Kam dann auch eine Zeit der Ruhe für den Handschuh und auch sein Alter, so war letzteres doch nicht arm an Freuden, ja — Ehren!

Als das ‚liebe Gretchen‘ und ‚der



Abb. 10. Der Anfang vom Ende.

Herrlichste' als Herr und Frau v. G. im trauten Heim sitzend Erinnerungen austauschten, in denen der einzig verlebte Ball des Handschuhes und er selbst immer wieder die Hauptrolle spielten, da wurde einmal beschlossen, den Handschuh für alle Zeiten zu ehren! —

Heute prangt er unter Glas und Rahmen im Schlafzimmer des Ehepaares v. G.

Ehre, wem Ehre gebührt!



Spruch.

Es gibt Menschen, die man achtet, halb mit Verdruß,
So frei sind sie von allen Seelengebrechen,
Und Menschen, die man liebt, die man lieben muß,
Samt ihren lieben Fehlern und Schwächen.

Frida Schanz.

Sieben Schwerter.

Roman von Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

Gerd erkannte den Inspektor von Zembowitsch und Thilos Reitpferd. Er rief dem Manne, dessen Brust sich schwer hob und senkte, auf polnisch eine Frage zu.

Dieser war sekundenlang noch außer stande zu antworten, dann stieß er einige Worte heraus — — —

Gerd fuhr zurück. Er hielt sich mit der klammernden Hand an dem Thürpfosten, er wankte, und sein Gesicht war totenblaß.

Schon hing Walburg an ihm, mit ihren beiden Händen preßte sie seinen Arm.

„Was ist geschehen — was?“ rief sie.

„Ein Unfall — Thilo — der Mann übertreibt gewiß — ich will hinüber,“ stammelte Gerd. „Einen Wagen!“

Der Gärtner, welcher gleichfalls erstarrt dagestanden, rannte davon, dem Wirtschaftshofe zu.

„Die Wahrheit, die Wahrheit!“ rief Walburga zitternd, „was ist geschehen?“

Gerd legte ihr schwer die Hand auf die Schultern. Er sah, man konnte ihr nichts beschönigend vorenthalten.

„Thilo Rothkreuz hat — sich — erschossen.“

Walburga stieß einen Schrei aus und fing sofort an, leidenschaftlich zu schluchzen.

Gerd legte den Arm um sie und führte sie zu einem Stuhl. Da legte Walburga in immer wachsender Fassungslosigkeit den Kopf auf den Tisch und weinte, weinte.

„Doch nicht um mich,“ dachte sie verzweifelt, „ich könnte nie, nie wieder froh werden.“

Gerds Angesicht war wie von Stein. In seiner Brust kämpften qualvolle Gefühle: die Furcht, daß Thilo wirklich Walburga so geliebt habe, daß er ihre Abweisung nicht überleben mochte, eine dumpfe Ahnung, daß vielleicht seine Schulden die Ursache waren, und eine tiefe, tiefe Verachtung vor dem Mann, der so gottlos feige gewesen, den Schauplatz des Daseins zu verlassen, als aus diesem Dasein die Sonne der Sorglosigkeit verschwunden.

„Weine nicht, mein Kind,“ sagte er herbe, „was ihn auch immer in den Tod trieb, er hat als ein Elender gehandelt, indem er den Prüfungen entfloh, die ihm auferlegt wurden. Deiner Thränen, Walburga, ist er nicht wert. Bete für seine arme Seele, das ist mehr, als um ihn weinen.“

Walburga hob bang das Haupt. Den strengen Ton hatte sie noch nie von diesen Lippen vernommen. Und sie sah die weichen, edlen Züge des Mannes verändert von dem unaussprechlichen Widerwillen, den dieser Tod in ihm erregte. Kein Schein von Mitleid leuchtete von dieser Stirn.

Der Wagen fuhr vor. Man hatte ihn in unglaublicher Eile bespannt.

„Leb wohl. Mein Platz ist drüben. Ich muß dich allein lassen. Geh zu Fedora.“

Walburga sprang auf.

„Nein,“ rief sie, „ich will mit, ich habe das Recht dazu. Ich bin seine nächste Verwandte.“

Gerd schrak zusammen. Daran hatte er nicht gedacht in diesen Schreckensminuten. Und plötzlich begriff er es: durch Thilos Tod ward Josephine die Erbin von Zembowitsch.

Ein bitteres Lächeln teilte seine Lippen. Ein trauriges Erbe. Befleckt von der Verschwendungssucht von Generationen, befleckt mit dem Blut eines Selbstmörders. Und so von Schulden belastet, so im Niedergang, daß Josephine in ihrer Armut dies Erbe nur wie ein Fluch erscheinen mußte.

„Komm,“ sagte er kurz, „so begleite mich in das Haus, welches deiner Mutter gehört von dieser Stunde an.“

Walburga sah ihn verstört an — ja, ja, so war es doch — jetzt lebte von dem Geschlecht nur noch die Mutter — —

„Nein,“ sagte sie weinend, „nein, Onkel Gerd, das will ich ja nicht. Ich will nur bei Ihnen sein, damit Sie in diesen traurigen Stunden nicht allein sind.“

Gerd küßte ihr die Stirn und führte sie schweigend an den Wagen.

Und so fuhren sie zum zweitenmal die Straße zusammen dahin und wie damals sank der Tag, aber anstatt kalter Nebel-

schauer umgab sie jetzt die weiche Wärme eines Frühlingsabends. Sie schwiegen, aber von Zeit zu Zeit drückte Gerd sanft die Hand, die sich mutsuchend und trostgebend ihm entgegenstreckte.

Ihm schien es wie ein Traum, daß er heute morgen noch in Versuchung gestanden, dieses junge Wesen an sein Leben zu ketten. Jetzt in dem erschütternden Ernst, den das gräßliche Ereignis in seiner Seele geweckt, kam es ihm vor, als sei Walburga in Wahrheit seine Tochter.

Der Kutscher hieb in einer sonst unerlaubten Weise auf die Pferde ein; nach kaum einer Stunde schon hielt der Wagen vor dem Portal vom Zembowitscher Schloß. Eine Schar von polnischen Arbeitern, Männern und Frauen, stand davor, sie drängten wühlend durcheinander und stürzten sich auf den Grafen Gerd, seine Hände und Kleider küssend.

Als Gerd die Andrängenden mit einer herrischen Bewegung zurückgewiesen und Walburga aus dem Wagen half, flüsterte sie zitternd: „Ich bleibe draußen, ich gehe auf und ab — so nah, daß Sie mich rufen können, wenn Sie mich brauchen.“

Sie hatte noch nie den Tod gesehen, und ihr Herz bebte davor zurück, ihm nahe zu treten. Und hier fehlte die Liebe, der Gram, die Notwendigkeit sich zu überwinden, welche auch ein banges Herz die Scheu vor einem Toten bezwingen läßt. Nur das Entsetzen war in Walburgas Brust.

Gerd verstand die jugendliche und verzeihliche Feigheit.

„Aber bleibe in der Nähe,“ mahnte er leise.

Walburga sah ihn mit hocherhobenem Haupt über die Schwelle schreiten; die lärmende Menge verzog sich nach dem Wirtschaftshof, vom Inspektor gleich einer Herde getrieben.

Es ward still, und im Abendschatten strich Walburga allein um den Bau, der ihrer erregten Phantasie heute noch düsterer, drohender und klotziger vorkam als damals im Februarnebel.

Zwischen den Wipfeln des Parks kam der Mond hoch, sein Halbrund glänzte friedlich silbern, und sein Profil schien gemütlich heiter wie in Kinderbilderbüchern. Sein Licht spielte gerade durch die spitz ragenden Tannenhäupter, unter denen die verwitterte Familiengruft der Grafen Rothkreuz lag.

Walburga stand und sah empor, in ihren Augen waren Thränen. Ihr schien es, als ob der Himmel herablächelte auf das vergängliche Erdenleid.

Aus einem der Fenster, welche in der klobigen Mauer so klein aussahen, blinkte ein Licht. Es sah rot und glanzlos aus gegen den stillen Silberschein des Mondes.

Dort vielleicht stand Gerd an der Leiche des verstorbenen Mannes.

Walburga that, was Gerd sie geheißen, sie betete für die Seele des Selbstmörders.

Der Abendwind machte sich auf, durch die Bäume ging ein Raunen. In den verwilderten Parktiefen hatte die Nachtigall gut nisten, und rings begann ein Konzert von schluchzenden, flötenden, vollen Tönen.

Rastlos ging Walburga vor dem Schlosse auf und ab. Ihr bangte vor dem nächtigen Dunkel im Park, vor dem betäubenden Nachtigallengesang und vor dem lächelnden Mond über dem düsteren Schloß.

Wenn nur Gerd käme.

Und endlich kam er. Sie lief ihm entgegen und traf ihn fast auf der Schwelle. Die alte Frau, welche damals Walburga gesehen, trug eine Lampe neben ihm her.

Walburga sah ihn an in herzlicher Sorge, er nickte ihr gütig zu.

Sie sah, daß sein Gesicht sich verändert hatte, die richtende Strenge war aus seinen Zügen gewichen, aber ein schwerer Ernst lag auf ihnen. Der Anblick des Todes macht die Menschen demutsvoll. Vielleicht hatte auch Gerd empfunden, daß es nicht ihm zukam, zu verdammen, daß einer über ihm war, der gerechtes Gericht halten würde über den toten Mann.

Die alte Frau und hinter ihr der Inspektor sahen auf Gerd, als erwarteten sie noch ein Wort von ihm. Und Gerd sagte ihnen:

„Im Namen der Erben von Zembowitsch, Frau Josephine Steiner, geborene Gräfin Rothkreuz, werde ich alles regeln, die Gerichte verständigen, die Beerdigung anordnen. Das Weitere wird sich finden. Morgen mit dem Frühesten, Herr Inspektor, erwarten Sie mich, wir werden viel zusammen zu arbeiten haben. — Dieses Fräulein hier ist die Tochter Eurer neuen Herrin.“



Frühstück. Nach dem Gemälde v



alde von W. A. Trood.

Die beiden Leute, sie küßten Walburgas Hand und Kleid, das sie ihnen widerwillig entzog.

Ihr war schrecklich zu Mute. Nein, sie wollte mit diesem Hause, auf dem der Fluch aller möglichen Todsünden ruhte, nichts zu thun haben. Gott sei Dank, diese unselige Erbschaft war nur Form — es gab nichts zu erben. Das Haus Rothkreuz war zu Ende und der Geist dieses wilden Geschlechts verhaucht. Verstorben, verdorben. Alle. —

„Verzeih, wenn ich schweige," sagte Gerd, als sie auf dem Wagen saßen, „ich habe viel, sehr viel zu bedenken."

Walburga verstummte bescheiden. Sie begriff, daß auf Gerds Schulter die ganze Last der verworrenen Verhältnisse gefallen war.

Graf Gerd hatte keinen rasch denkenden, findigen Kopf, der in jeder Lage sofort das Einfach-Praktische herausschält aus den verwickeltsten Fragen. Sein Gemüt drängte sich immer dazwischen und lenkte ihn mit traurigen weichen Gedanken ab.

Wie heiß hatte er gehofft, eine erklärende Zeile zu finden von Thilos Hand, ein Wort, welches ihm das Recht gab, Walburga zu verkünden: die unerwiderte Liebe war es nicht, die ihn in den Tod trieb.

Aber umsonst. Starres Schweigen lag auf den verzerrten Lippen des Toten, stumm war er dahingegangen, als überließe er voll Hohn den Nachbleibenden, seine Gründe zu finden.

Das alles, alles versucht werden mußte, um die Erbschaftsmasse so zu regeln, daß ein Vorteil für Josephine herauskam, war bei Gerd beschlossen. Seine Wünsche stachelten ihn an zu hoffen, daß Thilo kein rechtes Urteil gehabt habe, daß die Verhältnisse wenigstens so lagen, daß bei einem sehr günstigen Verkauf noch fünfzig bis hunderttausend Mark Überschuß erzielt würden. Genug war das, um Josephinen das Leben sehr zu erleichtern.

Walburga wagte ihn mit keiner Frage zu unterbrechen. So kamen sie heim, und Gerd zog sich sofort zurück. Das junge Mädchen bat Gräfin Fedora um Erlaubnis, in deren Zimmer sitzen zu dürfen. Ihr war so bang allein. Fedora wußte schon von Thilos Tod und hatte vor lauter Erstaunen nicht zu Thränen kommen können. Eines so außerordentlichen Ereignisses erinnerte sie sich nicht, seit ihr Gemahl vor vierzig Jahren auf der Jagd erschossen ward. Und vielleicht um sich nicht über Thilos Tod in unbekömmliche Emotion zu setzen, erzählte sie Walburga von jener Jagd, wobei sie keinen der Gäste und nicht das Menu des Jagddiners vergaß.

Inzwischen arbeitete Graf Gerd in seinem Zimmer. Er beschloß, noch an diesem Abend eine Depesche an Josephine abzufertigen, welche morgen mit dem Frühesten ihr überbracht werden sollte.

Er schrieb vier, fünf Konzepte zu dieser Depesche auf und blieb endlich bei folgender ausführlicher Fassung:

An Josephine Steiner, geborene Gräfin Rothkreuz. Dein Neffe Thilo ist plötzlich verstorben. Sende mir umgehend gerichtliche Vollmacht, damit ich deine Rechte wahren kann, vielleicht wird Verweigerung der Erbschaft nötig sein. Kannst du selbst kommen? Tief bewegt Gerd.

Dies hielt er für klar und er wußte ja auch, daß in Josephinen keinerlei Hoffnungen auf etwa zu erwartenden Besitz wach werden konnten. Sie kannte die Finanzlage von Zembowitsch genau.

Der folgende Tag, nachdem weder Gerd noch Walburga recht geschlafen hatten, war eine lang ausgesponnene Qual. Gerd arbeitete den ganzen Tag auf Zembowitsch, aß drüben und kam erst zur Nacht blaß und abgespannt heim.

Walburga irrte verlassen, unfähig zur Arbeit, durch den Park. Eine herzzerreißende Sehnsucht nach ihren Eltern nagte an ihrem Herzen. Sie hätte an der Brust ihrer Mutter weinen mögen. Sie schrieb einen langen, langen Brief nach Hause, der sich hauptsächlich um die Frage drehte: mußte ich ihn heiraten, um ihn zu retten? trieb ich ihn indirekt mit in den Tod? hat er mich dennoch wirklich geliebt?

Noch immer hatte auch Gerd keine Antwort auf diese Fragen. Er durfte freilich überzeugt sein, daß Thilo Walburga nur um Gerds Geld hatte freien wollen, denn in Thilos Schreibtisch fand er Liebesbriefe neuesten Datums aus der Residenz. Gerd warf sie ins Feuer. Er wollte nicht wissen, von wem sie waren, als er Datum und Anrede gelesen, hatte er genug. Aber Walburga solche Demütigung zuzufügen, indem

er ihr das erzählte, dazu war er nicht im stande.

Der zweite Morgen tagte, und mit ihm kam das Licht.

Gerade als Gerd abermals davonreiten wollte, bog der Telegraphenbote in das Parkthor ein. Nachricht von Josephine. Eine knappe Depesche:

„Übermorgen ist meine Vollmacht in deinen Händen. Ich kann nicht kommen. Grüße mein Kind. Ich danke dir. Josephine."

Das mußte er erst Walburga mitteilen, mit ihr den Gruß der Mutter lesen, der, so knapp er war, doch den Wert der Unmittelbarkeit hatte und zugleich ein Zeugnis ihres Wohlseins bildete.

Aber Walburga war noch nicht auf; so wartete der rücksichtsvolle Mann auf seinen Liebling und verzögerte damit seinen Ritt nach Zembowitsch.

Es mochte noch nicht halb neun vorüber sein, als ein klappriges Wägelchen vorfuhr, einer von jenen kurzen breiten Korbwagen, deren sich Viehhändler oder kleine Agenten bedienen. Gerds Reitpferd wurde vor dem Portal hin- und hergeführt, und der Knecht beantwortete die Frage nach seinem Herrn wahrheitsgemäß. Hierauf kletterte ein Mann vom Wagen und stäubte seinen Rock erst säuberlich ab, ehe er die Freitreppe betrat.

„Der Herr Graf in Person?" fragte er mit einem tiefen Diener, als er Gerd traf, der gerade die Schwelle betrat.

Gerd sah den kleinen Mann mit der karrierten Mütze und dem grauen Ulster nicht sonderlich erstaunt an.

„Allerdings," sagte er, „aber ich bitte, sich in Geschäften an meinen Inspektor zu wenden."

Der Mann hielt seine Hände in Brusthöhe fest an den Kanten seines geöffneten Ulsters, wiegte mit liebenswürdigem Bedauern seinen Kopf hin und her und sprach: „Leider werde ich müssen bemühen den gnädigen Herrn Grafen in höchsteigener Person."

„Ich habe keine Zeit," verwies ihn Gerd hochmütiger, als sonst seine Art war, denn der freche Blick im Verein mit der zudringlichen und gemachten Freundlichkeit des Lächelns ärgerte ihn.

„Nun," sagte der Mann sehr zufrieden schmunzelnd, als komme es ihm nicht bei, einem solchen Herrn sich aufzudrängen, „werd ich mir also erlauben den Herrn Inspektor zu fragen, ob der Herr Graf die Fünfzigtausend Ultimo in Papieren und in was für Papieren wird zahlen, oder ob ich kann bekommen einen Chek auf die Nationalbank, was mir lieber wäre."

„Fünfzigtausend? Was fünfzigtausend?" fragte Gerd mit einem Gesicht, welches der Fremde bei sich als „dumm" kritisierte.

„Mark, Mark, Mark," beeilte sich dieser hinzuzufügen.

„Ach was — fünfzigtausend Mark," sagte Gerd ungeduldig. „Was wollen Sie? Wer sind Sie? Was haben Sie mit mir zu thun?"

Der kleine Mann machte drei Verbeugungen. „Hab' die Ehre, Herr Graf — Siegmund Löwenstein, der Löwensteiner, welcher hat geholfen dem armen lieben gnädigen Grafen Rothkreuz mehr als einmal aus der Klemme."

„Und weiter?" herrschte Gerd ihn an, obschon sich ein leises Gefühl von Grauen in ihm zu regen begann, wie fernes, fast noch kaum vernehmbares Donnergrollen.

„Verzeihn der Herr Graf tausendmal und Gott erhalte den Herrn Grafen gesund und bei gutem Gedächtnis. Denn der Herr Graf haben doch nicht vergessen, daß Sie haben gutgesagt schriftlich für den armen lieben gnädigen Herrn Gra . . . ."

„Zum Henker mit Ihrem ‚Grafen,'" fuhr Gerd auf. „Kommen Sie in mein Zimmer!"

Der Löwensteiner folgte mit Verbeugungen und dachte bei sich: „wenn die Herren wollen haben, lassen sie den Löwenstein vorantreten und wenn sie sollen geben, kann er sehen, wie er kommt nach."

Aber seine innerlichen Kritiken verstummten, als er nun Gerd gegenüberstand und auf dessen eisig ruhige Frage den Sachverhalt vortrug. Ihm wurde garnicht wohl dabei, und er dachte mit einem kleinen Zittern daran, daß er von den fünfzigtausend Mark gleich fünftausend als „Zinse" zurückbehalten. Endlich, zur Besiegelung der Wahrhaftigkeit seiner Behauptung und Forderung, hielt er dem Grafen ein Papier hin. Es war eine schriftliche Gutsage, von Thilos Hand, daß der Unterzeichnete am letzten Juni dem Siegmund Löwenstein fünfzigtausend Mark zurückzahlen werde,

falls Graf Thilo Rothkreuz dazu außer stande sei. Und die Unterzeichnung lautete „Gerd, Graf zu Rakitsch."

Während Gerd dies las — außer seiner Blässe kundete keine Bewegung von innerem Aufruhr — schöpfte Löwenstein ein wenig Mut und sagte: „Wir hatten fünf per Cent vereinbart als Zinse, woraus der Herr Graf sehen, daß es ein Freundschaftsdarlehen war."

Gerd sah den Mann an und vor dem klaren, stolzen Blick knickte der Kleine zu einem abermaligen Diener zusammen.

„Sie lügen," sagte er mit einer Ruhe, die dem andern Erstaunen und wohlgefällige Bewunderung einflößte. „Diese fünf Prozent erfinden Sie in diesem Augenblick, um noch einen Gewinn zu machen, während Sie nach der bei diesen traurigen Geschäften üblichen Art sich die Wucherzinsen gleich abgezogen haben von der Darlehnssumme. Wie viel haben Sie sich damals berechnet und vorweg zurückbehalten?"

„Dreitausend Mark," sagte Löwenstein mit reuevoller Miene. Sie haben Recht, dachte er, sie haben Recht, er ist kein Geschäftsmann, der Graf. Es ist, wie sie sagen, er ist ein Phantast. Wird er doch sonst nicht thun eine Frage, wo er weiß, ich muß ihn belügen. Aber ein nobler Herr, der wird nicht schädigen den armen Löwenstein.

„Dreitausend Mark — also ein Wuchergeschäft," sagte Gerd.

Gott soll mich behüten, er glaubt mir unbesehen die dreitausend, dachte Löwenstein erstaunt, aber eingenommen von soviel Naivetät.

„Und der Herr Graf wird nicht so hart sein, mir was abzuziehen von der Summe," flehte er.

Gerd ging im Zimmer auf und ab, der kleine Mann sah ihm angstvoll und beinah zärtlich nach, schrak aber zusammen, als Gerd plötzlich vor ihm stehen blieb. Die Wucht seiner Persönlichkeit war im Augenblick erdrückend.

„Sie wissen, Herr Löwenstein, daß diese meine Unterschrift falsch ist. Mehr noch, Sie haben es gewußt, als Sie sie empfingen."

„Herr Graf," rief Löwenstein und erhob die gespreizten Hände neben sich.

„Kein Wort. Es ist so. Sie haben sich nur die Miene gegeben, die Unterschrift für echt zu halten," fuhr Gerd mit Bestimmtheit fort.

Kein Geschäftsmann, dachte der kritische Löwenstein wieder, aber ein Menschenkenner, ich will nicht bleiben gesund, wenn er nicht ist ein sehr feiner Menschenkenner.

Mit einer fast objektiven Neugier wartete er den Entschluß des Grafen ab.

„Mein Vetter Rothkreuz ist tot. Der Name ist mit ihm ausgestorben. Für keine Nachkommen ist da etwas zu schonen."

Löwenstein war aber auch ein Menschenkenner, er sah auch, trotz der Pause, die eintrat, daß dies Wort nicht das letzte war, und er hoffte ruhig weiter.

„Dennoch aber, aus Gründen, die Sie nicht interessieren können, will ich Ihnen dieses Papier abkaufen."

Sie atmeten beide auf, der eine befriedigt, daß er zu seinem Gelde kommen werde, und der andere schwer und qualvoll, denn es war ihm entsetzlich, sich so zum Hehler einer unerlaubten Handlung zu machen.

Er wird mit mir handeln, dachte Löwenstein, aber es wird mir glücken, ich werd' nicht mehr ablassen, als die dreitausend.

Und er rechnete geschwind nach, wie viel Zinsen er immerhin noch einstreiche, da er Gerd um zweitausend Mark belogen. Aber er täuschte sich, der kleine kluge Mann, den seine Geschäfte nur mit einer besonderen Gattung abgehetzter und verzweifelt rechnender Menschen zusammen brachten. Graf Gerd rechnete nicht. Es war ihm zu schmutzig. Er vergaß sogar die „dreitausend." Er war wieder der sogenannte Phantast.

Das heißt, sein Kopf vergaß über die tiefe Bewegung seines Herzens, den Mann hier zu richten, zu strafen und dabei den eigenen Vorteil wahrzunehmen.

Mit einer Schnelligkeit und Großartigkeit, die den Siegmund Löwenstein berauschte, begeisterte und zum lebenslänglichen heißen Verehrer des Grafen Rakitsch machte, vollzog Gerd die notwendigen geschäftlichen Schreibereien, durch welche die Auszahlung von fünfzigtausend Mark an Siegmund Löwenstein am letzten Juni eingeleitet wurden.

Ehe Löwenstein ging, erschöpfte er sich in Versprechungen aller Art. Wenn Gerd

sollte einmal Geld brauchen — zu billigsten Zinsen, halb umsonst, weil er es sei, stehe es zur Verfügung; wenn Gerd billig, prachtvoll und zum Ärger seiner Gutsnachbarn Pferde kaufen wolle — Löwenstein wolle es besorgen. Für Vieh, für Holz, für Getreide wollte er dem Grafen die höchsten Preise für die dritten Körner sogar noch verschaffen. Kurz, Gerd brauchte nur zuzugreifen, und Siegmund Löwenstein machte ihn zum Millionär.

Gerd wußte nicht, ob er sich angewidert fühlen oder lachen sollte. Er sah, es war dem kleinen Mann feierlicher Ernst mit seinem hingebenden Willen, Gerd zu dienen. Diesem Menschen, zugleich Betrüger und Enthusiast, konnte man nicht ganz gram sein.

Aber als er endlich draußen war, fiel es wie ein Alp von Gerds Brust.

Er ging hinaus, er rief nach Walburga, laut und sehnsuchtsvoll und als sie, die in Feodoras Zimmer den Ruf gehört hatte, herzueilte, nahm er ihre beiden Hände.

„Jetzt, teures Kind," sagte er leise, „jetzt weiß ich es, weshalb Thilo in den Tod ging. Er hatte das gemeine Verbrechen einer Fälschung begangen und war zu feig, es mir Aug' in Auge zu gestehen. Als dein Verlobter hätte er mir größere Summen zu entlocken verstanden und heimlich seine Schuld gedeckt."

„Oh mein Gott!" rief Walburga in Thränen ausbrechend. „Wie kann ein Mensch sich so vergessen."

„Welcher Gefahr bist du entronnen," sagte er glücklich.

Und mit einemmale kam es ihm vor, als sei die Dankbarkeit hierfür mehr noch sein Antrieb gewesen, Thilos Schuld zu zahlen, als Schonung für Josephine.

15.

Thilo Graf von Rothkreuz war beigesetzt worden. Dies geschah in einer von Gerd angeordneten Weise, welche in der Gegend wieder einmal Kopfschütteln über den Mann erregte, dessen fein empfindendes Herz niemand verstand.

Gerd wußte, daß die Dorfbewohner in ihrem tief eingewurzelten Unterthanensinn gegen den „Pan" es nicht zu bemängeln gewagt hätten, wenn dieser, ihr letzter Herr, in der Gruft der Familie beigesetzt worden wäre. Diese neue Gruft aber befand sich in der Kirchenmauer der kleinen Zembowitscher Dorfkirche, und für den dumpfen Sinn der armen Leute wäre die Kirche durch den Selbstmörder entweiht gewesen. Ihnen klar zu machen, daß es christlich sei, über das Grab hinaus dem Sünder zu verzeihen und daß Gott sich durch Fürbitten erweichen lasse, lehnte der Pfarrer ab. Die Rothkreuze waren einst ein lutherisches Geschlecht gewesen, durch katholische Frauen kam es oft zum Glaubenswechsel bei den aufeinander folgenden Familienoberhäuptern. Josephinens Großmutter wie Mutter und Vater waren lutherisch gewesen, Josephinens Bruder hatte durch seine Gattin sich bestimmen lassen, Thilo wieder in der katholischen Kirche zu taufen.

Die so lockeren und äußerlichen Bande zur Kirche, das oberflächliche Verlassen bald der einen bald der anderen Religionsgemeinschaft hatten die Grafen Rothkreuz in den Geruch der Gottlosigkeit gebracht. Der Pfarrer fühlte sich nicht berufen, nur weil es sich um seinen Patron handelte, konventionelle Unwahrheiten zu sagen. Er war der Meinung, daß an einem Grabe wohl die Milde, aber nicht die Lüge zu stehen habe und daß die Höflichkeit mit dem Tode aufhört.

Gerd mochte nicht mit ihm streiten. Er hieß die alte Gruft der Rothkreuz öffnen, in die man seit hundert Jahren keinen Sarg mehr getragen.

Die alten Tannen hatten auf ihr Gezweig helle Frühlingskerzen gesetzt, und ein lauer Sommerwind strich, gleich sanftem Meeresrauschen, durch die Wipfel, als das kleine Gefolge von Nachbarn und Gutsbeamten den grünlichen Sandsteinbau umstand. Die eiserne Thür hatte sich geöffnet, dunkel gähnte die Grabkammer in dem Bau von assyrischer Form. Der Pfarrer stand davor und betete stumm. Neben ihm schwangen zwei Buben die Weihrauchkesselchen. Die roten, mit weißem Spitzenkragen geputzten Überwürfe der Knaben ließen darunter den groben Bauernrock und die derben Stiefel sehen.

Gerd, als nächster Leidtragender und Vertreter der heutigen Herrin von Zembowitsch, stand dem Grabe am nächsten. Die

modrige Kellerluft, die aus der Öffnung aufstieg, umschauerte ihn kühl. Der heitere Junimorgen und dies düstere Geschäft des Begrabens standen in einem bitteren Gegensatz zu einander. Das versöhnende Bindeglied zwischen der aufblühenden Natur und dem toten Mann fehlte: es fehlte die Wehmut, welche zwar den Tod betrauert, aber das nützliche Wirken des Hingeschiedenen sich tröstlich vorhält; es fehlte die Notwendigkeit, unvollendete Aufgaben segensvoll weiter zu fördern.

Es war ein toter Mann in jedem Sinne, den man hier begrub. Es war als stände in Flammen das Wörtlein „Ende“ über seiner Gruft. Wenn man diese Grabthür schloß, war auch das Haus Rothkreuz für immer geschlossen.

Gerd seufzte und hob das gesenkte Haupt. Da fiel sein Blick zufällig auf einen Mann, der ihm gegenüber stand, an der anderen Seite der Grabkammer. Gerd wurde aufmerksam und sah sich den spät gekommenen Leidtragenden genau an. Als man den Sarg in der Halle des Schlosses aufgehoben hatte, war dieser Fremde noch nicht dagewesen. Vielleicht ein Freund Thilos aus der Residenz, der mit dem Frühzug auf der nächsten Eisenbahnstation angelangt war, sich dort einen Wagen genommen hatte und noch eben recht zum letzten Gebet kam.

Aber wiederum sah der junge Mann wenig darnach aus, als ob er aus Thilos Kreisen sein könne. Sein Angesicht war ernst und ungemein angenehm. Gerd sah mit Wohlgefallen die regelmäßigen, klugen Züge, das dunkle, warme Auge, die vornehme und doch jugendliche Gestalt. Er bemerkte auch, daß der Fremde ihn besonders aufmerksam ansah, mit dem Freimut jemandes, der diese Aufmerksamkeit natürlich findet und nicht verbergen will.

Nun war die Feierlichkeit zu Ende, der Pfarrer machte das Zeichen des Kreuzes vor der dunklen Öffnung, in der das Fußende des Sarges eben noch erkennbar war. Man schloß die eiserne Thür, die in ihren Angeln kreischte und trotz der Vorsicht, die an der Stätte des Todes laute Geräusche vermeidet, dumpf krachte, als sie ins Schloß schnappte.

Nach einem stummen Vaterunser entstand dann Bewegung unter den Umstehenden. Man ging langsam davon und fing in schicklicher Entfernung von der Gruft Gespräche an, die lauter und ungenierter wurden, je näher man dem Schlosse kam.

Der Fremde ging langsam hinter Gerd und dem Pfarrer her, und in dem Augenblick, als sich dieser verabschiedete, trat er vor Gerd hin.

„Ich habe die Ehre, den Grafen zu Rakitsch zu sehen?“ fragte er mit einer artigen Verneigung.

Gerd lüftete den Hut. „Allerdings, mein Herr.“

„Herr Graf gestatten: Doktor Viktor Beheim.“

Gerd erwiederte sehr artig die Verbeugung, sagte aber, wie in seiner Erinnerung suchend: „Sie verzeihen, mein Herr, — ich weiß nicht, welche Beziehungen — vielleicht durch Thilo —“

„Ich bin von Frau Josephine Steiner gesandt, meiner mütterlichen Freundin oder meiner früheren Pflegemama — —“

„Ah,“ rief Gerd und hielt herzlich seine beiden Hände hin, „von ihr! Und nun kommt mir auch der Name wieder: Viktor Beheim, der vieljährige Pensionär.“

„Derselbe,“ sagte Beheim lächelnd, „der einst linkisch am Fenster der Eßstube stand, wo die Kaffeetassen auf dem Tisch dampften, als der Herr Graf Frau Steiner besuchten.“

Gerd fühlte sein Herz von freundschaftlichen und glücklichen Gefühlen bestürmt. Dieser sympathische Mensch kam von ihr — er gehörte zum Leben der beiden teuren Frauen. Gerade jetzt, wo er so sehr bedrückt gewesen von den Gedanken an Thilos Grab, kam ihm die Erquickung. Gerd, der in seinem Innern ein Kind geblieben war, hatte stets Freude an der Jugend, und wenn ihm ein junger Mann entgegentrat, dessen Wesen ihm angenehm war, konnte er sich gleich mit Lebhaftigkeit dem guten Eindruck hingeben.

„Lieber Herr Doktor,“ sagte er und betrachtete sich Beheim genau, „ich sah Sie und konnte Sie nicht unterbringen. Für einen Kameraden Thilos, einen Offizier in Civil, sahen Sie mir zu harmonisch aus, zu comme il faut, denn die Herren sind immer supermodern oder altmodisch in Civil. Für einen sonstigen Freund Thilos sahen Sie mir zu ernst und zu — zu — zu wie soll ich sagen — zu klar und zu warm drein. Also ein Gelehrter mit Weltschliff

und von Josephinens Erziehung. Das ist reizend."

Dieser Wärme gegenüber konnte Beheim seine respektvolle Förmlichkeit nicht aufrecht halten. Er drückte die Hand herzlich, die sich ihm zum zweitenmal entgegenstreckte.

„Nun aber erzählen, erzählen," rief Gerd und legte seinen Arm in den Viktor Beheims. „Wie geht es Josephine? Wie nahm sie die Nachricht auf? Was macht der kranke Mann? Aber das alles lieber nachher. Zunächst: wo sind Sie abgestiegen? Wo sind Ihre Sachen? Sie kommen mit nach Rakitsch — natürlich. Oh, was wird Walburga sagen."

„Ich habe meinen Koffer auf dem Wagen, der vermutlich noch am Parkthor wartet. Richtig, dort steht er. In völliger Ratlosigkeit beschloß ich, erst nach der Unterredung mit Ihnen, Herr Graf, mir eine Stätte der Einkehr zu suchen. Frau Steiner meinte, auf Zembowitsch fände ich ein Plätzchen. Ich bringe die Vollmacht für Sie, Herr Graf, mit, und Frau Steiner hat mich gebeten, ihr nach einiger Zeit genauen Bericht zu bringen."

„Sie bleiben bei mir auf Rakitsch, das versteht sich von selbst. Und Sie haben Zeit?"

„Einige Wochen, wenn es sein muß. Ich kann auch von hier meine augenblicklichen Geschäfte, die im Suchen bestehen, betreiben. Eine Art Pause ist in meinem Lebensgang, die Pause vor dem Beginn der Daseinsarbeit," sagte Viktor.

„Das werden Sie mir alles erklären. Hier sind wir am Portal des Zembowitscher Schlosses. Über diese Schwelle ist Josephine einst dem glänzenden Elend entflohen —"

„Um ein kleinbürgerliches Elend zu finden," ergänzte Viktor.

„Das eine ertrug sie nicht, weil es ihr unfreiwillig aufgebürdet war; das andere hat sie auf starken Schultern getragen, weil ihr eigener blinder Wille es auf sich nahm. Diese Frau ist mir vor allem bewundernswert durch die Einheitlichkeit und Konsequenz in ihrem Charakter. — Aber bitte, sprechen wir jetzt nicht von ihr. Da finde ich kein Ende. Wollen Sie eintreten?"

„Nur wenn Sie drinnen zu thun haben!"

„Doch wohl. Walburga ist drinnen und wartet in Thilos Wohnzimmer, daß ich sie hole. Ich wollte sie nicht draußen an der Gruft haben. Aus tausend Gründen nicht. Aber daheim bleiben wollte sie nicht. So haben wir uns denn geeinigt — sie fuhr mit und mag indes in der Stille dem unglücklichen Thilo Wünsche und Gebete nachgesandt haben. Sie ist ein innerlicher, tief fühlender Mensch, die kleine Walburga."

Viktor Beheim bekam Herzklopfen. Seit vielen Jahren hatte ihn der Wunsch bewegt, einmal zu sehen, was aus der kleinen Walburga geworden sein möge. Ein großes, schönes Mädchen, das wußte er von dem Bilde, welches er bei Frau Josephine gesehen. Aber das war nur eine Äußerlichkeit.

Nun sollte er ihr begegnen, und sie hatte keine Ahnung, daß der Feind ihrer Kindheit sogleich vor ihr stehen werde.

Sein Gesicht, das vordem von der nächtlichen Reise und frühen Morgenfahrt ein wenig bleich gewesen war, nahm eine lebhafte Färbung an. Graf Gerd bemerkte das nicht. Er ging rasch voran.

Walburga saß in jenem Zimmer, wo sie damals die Jugendbilder ihrer Mutter gesehen und sich Thilo gegenüber als seine Verwandte bekannt hatte. Ihr war schwer ernst und feierlich zu Mute gewesen. Sie hörte durch das offene Fenster das klägliche Bimmeln der kleinen Dorfkirchenglocke, während der Sarg getragen wurde, und dann lange nur das Summen des lauen Windes in den Baumkronen. Andacht mit Schauer gemischt befiel sie, und sie kniete fromm nieder in der Stille des Zimmers.

Darnach kam ihr herzliche Sehnsucht nach Gerd. Sie fürchtete sich in dem Schlosse, wo sie ganz allein weilte. Ihr war, als könne trotz des lichten Tages sogleich ein Spuk anheben. Sie saß mäuschenstille in der Sofaecke und fuhr zusammen, als der Thürklopfer sich bewegte.

Gerd trat mit einem Fremden ein. Walburga erhob sich unwillkürlich.

Sie starrte den Mann an. Wer war das? Wer?

Sie gab Gerd gedankenlos die Hand, die er ihr drückte, wie man nach der Rückkehr von einem so ernsten Gang thut.

Und der Fremde wiederum ließ seinen Blick nicht aus Walburgas Blick.

„Hast du keine Ahnung, wer das ist,

mein Kind?" fragte Gerd und legte seinen Arm um Beheims Schulter.

Walburga fuhr fort, ihn anzustarren.

„Unmöglich," sagte sie leise und zögernd.

„Doch nicht — ich bin es, Viktor Beheim," sprach er.

Nun, da sie sicher war, daß er es sei, fühlte sie das Recht in sich, ihrem Erstaunen ganz genüge zu thun. Sie sah ihn an, immerfort, als könne sie sich nicht satt verwundern. Langsam errötete sie und mit einem kleinen, allerliebsten Lächeln begann sie: „Derselbe Viktor Beheim, der mich durch seinen Appetit, seinen schlechten Teint, seinen werdenden Schnurrbart halb tot geärgert?"

„Ganz derselbe. Nur daß der Appetit etwas kleiner, der Schnurrbart etwas größer und der Teint etwas besser geworden ist. Und daß ich Sie ‚halb tot' geärgert habe, Fräulein Walburga, ist so ahnungslos geschehen, daß Sie es mir jetzt verzeihen dürfen."

„Ach," sagte Walburga, „ich sah das schon ein, als nach Ihrem Fortgang meine Portionen doch nicht größer wurden."

„Wissen Sie noch, als ich Ihnen Lebewohl sagte? Sie standen und gruben Ihr Beet um und verachteten mich, weil ich ein Lehrer werden wollte."

„Wissen Sie noch." Das holde Wort, das unter Jugendgefährten hin- und hergesprochen eigentlich heißt „Weißt du noch — —"

Gerd stand beglückt dabei und hörte zu und langweilte sich keinen Augenblick.

Allmählich wurden sie unbefangen, wenn auch ein seliges Erstaunen in ihren Herzen blieb.

Gerd schlug vor, ehe man nach Rakitsch fahre, das Schloß zu besehen, von dem Walburga bisher nur dies eine Zimmer kenne. Und das am Ende könne sie sich doch von dem kurzen Scheinbesitz gönnen, „ihr" Schloß wenigstens kennen zu lernen.

Mit fast scheuen Schritten folgten sie dem Grafen. Sie kamen durch große Prunkgemächer, in denen die wenigen Möbel sich dürftig verloren. Sie kamen durch ganz leere Säle, die unbewohnt geblieben waren, weil die Instandhaltung der Stuckwände und Decken zu viel gekostet hätte. Und als sie die mächtige Treppe emporstiegen, fanden sie oben außer Thilos Sterbezimmer nur noch drei möblierte Räume. Sonst schloß sich Zimmer an Zimmer, kahl und kalt. Walburga wunderte sich, daß die Fenster, die draußen in der klobigen Mauer so klein ausgesehen, hier drinnen groß und hell wirkten und ganz im Verhältnis zu den geräumigen Gemächern waren.

In einem Eckzimmer hielt Gerd an und sagte, daß hier Josephinens Großmutter gewohnt habe, und die alten Empiremöbel, die einen romantischen Glanz über Walburgas Jugend geworfen, hier gestanden hätten. Noch zeigten die Wände die blassen Malereien aus jener Zeit. Da war noch der Haken, an welchem das Bild gehangen, noch der eingemauerte Spiegel, auf dessen Konsol das Widderpaar gestanden.

„Oh," dachte Walburga sehnsüchtig, „könnte Mutter hier wieder herkommen und leben ohne Sorgen."

Sie verwünschte dieses schreckliche Scheinerbe, es war, als halte man ihnen eine saftige Frucht zum Bewundern hin und gönnte ihnen nicht den Genuß.

Ihrem jungen Herzchen kam doch ein wenig die Lust zum Besitz. Aber sie verscheuchte die thörichte Anwandlung.

„Man könnte eine Kaserne oder eine Anstalt aus Zembowitsch machen," sagte Gerd, als sie mit der Besichtigung fertig waren.

„Ja, ja," murmelte Beheim zerstreut.

Graf Gerd besprach mit Beheim, daß dieser mit Walburga und ihm nach Rakitsch fahren und daß der Mietwagen mit dem Koffer hier abzulohnen sei; Beheims Koffer dürfte auf dem Kutscherbock des Landauers noch Platz finden.

Während Gerd ging, dies alles anzuordnen, fiel ihm unterwegs ein, daß Walburga garnicht gefragt habe, woher Beheim komme, was er hier wolle. Sie konnte sich doch denken, daß ihre Mutter ihn gesandt habe, und eine schnelle Frage nach deren Ergehen hätte die erste, unwillkürliche Äußerung sein müssen. Wie sonderbar. Das treue Kind hatte nicht gleich an die Mutter gedacht.

Als Gerd zurückkam, fand er die beiden vor dem Schloß verlegen nebeneinander stehen.

Ein peinliches langes Schweigen hatte zwischen ihnen geherrscht. Die lebhafte Walburga konnte kein Wort finden, und

Viktor Beheim hatte die beste Absicht gehabt, ein Gespräch zu beginnen, aber gerade als er den Mund aufthun wollte, trafen ihre Blicke sich, und beide wurden sehr befangen.

„Sie sieht gewiß immer noch in mir den gefräßigen, halbwüchsigen Taps," dachte Viktor.

„Er erinnert sich natürlich genau an meine Naseweisheit," dachte Walburga und schämte sich in ihre tiefste Seele hinein jeder kindischen Unart, deren Zeuge er einst gewesen. Ach besonders an eine gewisse Geschichte, wo Walburga nachgesessen gehabt hatte und nachher in seiner Gegenwart vom Vater mit dem Lineal eins auf die Finger bekam. Und dann an den unvergeßlichen Tag, wo Walburga mit Fingerchen voll Gartenerde an den Tisch gekommen war und sich weinend mit diesen Fingern die Augen wischte, als die Mutter sie leise tadelte. Damals hatte er gelacht — ganz spöttisch.

„Je kleiner Töffel, lebt Ihr noch," citierte sie in ihrem Innern aus der Gellertschen Erzählung.

Viktor aber sah in Walburga garnicht den „kleinen Töffel," er dachte auch weder an die Geschichte mit dem Lineal, noch an die mit den schmutzigen Fingern. Er konnte es nur vorderhand noch garnicht begreifen, daß diese stolze, junge Dame im schwarzen Trauerkleid die kleine Walburga sei, welche in seinem Geist immer als ein schönes, liebes, aber ein bißchen unartiges Kind gestanden. Schade, beinah recht schade wär's doch, dachte er, wenn von dem Kindskopf so garnichts nachgeblieben wäre. Wenn mein Traum zerronnen, und die ernste Wirklichkeit in dieser jungen Seele allen frischquellenden Übermut erstickt hätte.

„Nun," sagte Gerd, „ist so schnell die Lust vergangen, Jugenderinnerungen auszutauschen?"

„Ach," meinte Walburga und sah zur Erde, wo sie mit ihrer Schirmspitze ein Loch bohrte, „so furchtbar rühmlich sind die meisten nicht für mich."

Viktor lächelte beglückt.

„Und nicht einmal nach deiner Mutter frägst du Herrn Doktor Beheim? Du kannst doch denken, daß er von ihr kommt."

Walburga stand bestürzt und unglücklich da. Ihr Gesicht wurde dunkel.

„Mein Gott," stotterte sie, „was denken Sie von mir. Ich hatte — ich dachte nicht — ich war so erschreckt. — Ich hatte Mutter ganz vergessen den Augenblick," schloß sie naiv.

Gerd sah sie an, und eine eigene Beklemmung legte sich ihm ums Herz. Nun war es an ihm, etwas verlegen und gezwungen zu lächeln.

Er blieb auch nachdenklich während der Fahrt.

Walburgas Zunge war nun gelöst, und sie fragte immerfort. Beheims Antworten klangen recht allgemein, er sagte nur, der Zustand sei immer derselbe mit dem Vater, die Mutter freue sich der schönen Sendungen aus Rakitsch, welche ihr ermöglichten, den Kranken gut zu pflegen.

Nach ihm selbst, seinem Leben, seinen Plänen, seiner augenblicklichen Lage fragte sie nicht.

Auf Rakitsch angekommen, vertiefte sie sich sogleich in ihre hausmütterlichen Pflichten. Beheim sah sie nur dann und wann, mit einer großen Schürze angethan, vorüberstreifen.

Aber als sein Zimmer ihm bereitet war, deuchte ihn, daß Dienstbotenhände es so zierlich gewiß nicht herrichten konnten. Auch ein Strauß stand auf dem Tisch und ihm war, als sähe er dieselben Blumen darin, die einst auch auf Walburgas kleinem Beet gewuchert.

Bei Tisch wurde er der Gräfin Fedora vorgestellt, die weder begriff, wer er sei, noch was er wolle, die Gastfreundlichkeit Gerds sehr schnell bereit für all und jeden fand und erst befriedigt war, als Gerd ihr erklärte, daß dieser Herr gekommen sei, um Josephinens Aussichten und Verhalten in der Zembowitscher Frage mit ihm zu besprechen.

Hierauf aß sie in ungestörter Zufriedenheit, schweigend und hochatmend. Auch Walburga schwieg und hörte dem Gespräch der Männer zu. Ihr war es, als ob Gerd den jungen Gast ein wenig absichtlich auf die verschiedensten Stoffe brachte, nur um ihn sich aussprechen zu lassen.

Dabei konnte sie nicht begreifen, daß dieser redegewandte, schlagfertige Mann mit dem ernsten, schönen Kopf derselbe Viktor sei, der einst so stumm an ihrer Eltern Tisch gesessen.

Den Rest des Tages brachten die beiden





Auf der Waldwiese. Nach dem Gemälde von Otto Strützel.

Männer mit Gesprächen zu. Der Graf setzte die Lage auseinander, so weit er die sehr verworrene schon ermessen konnte, und Viktor entnahm aus den Erklärungen, daß für die armen Frauen wohl nichts übrig bleiben werde, als das Antreten der Erbschaft zu verweigern.

Als sie für heute den Schluß in dieser mühevollen Arbeit gemacht, gingen sie im Abendschatten des Parks spazieren, rauchend und vorerst schweigend.

Gerd gestand sich, daß die Persönlichkeit Viktors ihm immer angenehmer sei, daß er seine Gegenwart als anregend und traulich zugleich empfinde. Er gestand es sich, ehrlich und loyal wie immer, obschon er sich sagte, daß Josephine seinen — Gerds — Händen die Abwickelung der Geschäfte ganz wohl habe allein überlassen können und daß die Entsendung Viktor Beheims nur ein Vorwand sei.

Ihm war, als höre er im eigenen Ohr nachklingen, daß der junge Mann Josephinen gebeten: laß mich hinreisen, damit ich Walburga wieder sehe.

Er fand in Viktor einen Zug, der seinem eigenen Wesen so verwandt war: gerade diese Beharrlichkeit im Heilighalten und Pflegen holder Jugendgefühle.

Wer wußte, ob der ungelenke Sekundaner nicht seine ersten Gefühle der munteren kleinen Walburga geweiht hatte.

Und so wurde gerade das, wodurch Gerd sich dem jüngeren Manne nahe und gleich gestimmt fühlte, für ihn die Quelle eines leise eifersüchtigen Schmerzes.

Aber Gerd schöpfte hieraus die Verpflichtung, doppelt freundschaftlich zu sein. „Es handelt sich hier nicht um meine thörichten Empfindeleien," sagte er sich tapfer, „sondern vielleicht um Walburgas Zukunft."

Viktor begann plötzlich zu sprechen, aus seinen Gedanken heraus, die das Rechnen und Erwägen über Zembowitsch nochmals durchgenommen hatten.

„Eins, lieber Graf, muß ich Ihnen sagen. Es mag Ihnen als Direktion für Ihre Bemühungen der nächsten Tage bestimmend sein, damit Sie sich nicht in verkehrter Richtung zu sehr plagen: Frau Steiner wünscht die Annahme der Erbschaft nicht."

„Nicht?" fragte Gerd maßlos erstaunt entgegen, „ich denke, es wäre für die Vielgeprüfte eine Art versöhnender Ausgleich darin, wenn sie, gerade sie Herrin auf dem Boden würde, auf welchem die Ihren untergingen. Untergingen eben an den Fehlern, die Josephine verachtet und gemieden."

„Frau Steiner hat nicht die Triumphsucht einer Wahrsagerin, die von der Zeit Recht bekam, das wissen Sie wohl. Nur der Gedanke, daß schließlich bei dem Verkauf von Zembowitsch für ihre Tochter ein weniges herauskommen könne, und daß es ihre Mutterpflicht sei, der Tochter auch die ärmste Zukunftshoffnung zu ermöglichen, nur dies hat sie abgehalten, sofort zu verzichten. Läßt aber die Sachlage bald erkennen, daß nichts oder fast nichts für die Frauen zu gewinnen ist, so verlieren Sie weder Zeit noch Mühe, sondern verweigern kraft Ihrer Vollmacht die Annahme."

Gerd ward sehr nachdenklich. Das konnte er doch nicht fassen, daß man nicht bis zur letzten Möglichkeit kämpfte, um den uralten feudalen Familienbesitz zu erhalten. Er meinte, Josephine habe dann doch wohl ganz aufgehört, eine Rothkreuz zu sein.

Viktor Beheim sprach halblaut, denn der abendliche Sommerfriede ringsum schien ihn zu mahnen, von Leidenschaften, Schuld und Unglück nur wie von Geheimnissen zu sprechen.

Tiefes Dunkel lagerte in den Gebüschen, manchmal fuhr flatternd und taumelnd ein schlaftrunkener Vogel durchs Gezweig, den die späten Tritte erschreckten. Auf den Rasenplätzen und freieren Wegen lag ein blasser Schimmer, wie der letzte Nachschein einer längst und langsam erstorbenen Dämmerung. Die Sommernacht war zart, wie Frühlingsnächte sind. Ihr fehlte noch die schwere, schwüle Undurchdringlichkeit der Augustnächte. Der Tag hielt nur kurzen und leichten Schlummer.

„Vielleicht," sagte Viktor Beheim, „vielleicht würden Sie wie ich kein Wort der Erwiderung gehabt haben, als dieses verschlossene Frauenherz die Riegel der Stummheit vor mir öffnete und als es einmal aufschrie — zum erstenmal vor einem Menschen. Ich war einen Tag erst bei ihr, aber warm und beglückt empfing sie den Pflegesohn wie einen ganz Vertrauten, ich sah es im Blick und fühlte es am Händedruck. Wir sprachen von mir. Nur von

mir. Sie wollte es so, das sah ich wohl. Von meiner Zukunft, meinen Plänen, die sie billigt. Nicht einmal gestattete sie mir von dem nahe bevorstehenden Tod des Gatten, von den Folgen für sie, von ihren Leiden zu sprechen."

„Von dem — bevorstehenden Tod — des — Gatten," stotterte Gerd und hielt Viktor am Arm fest. „Und sie ruft nicht Walburga? Nicht mich!? Und der Sohn — Lars? Mein Gott ..."

„Kein Wort an Walburga," sprach Viktor Beheim leise. „Dies ist ein Schauspiel, fast furchtbar zu nennen. Wie das wilde Tier des Waldes sich mit seinem Leid verbirgt, so verhehlt auch sie sich. Das ist ihre Schwäche, ihre Stärke — der rauhe Stolz in ihr, der kein Auge erträgt, das in ihrem Gesicht das Elend liest. Gott allein weiß, was in ihr vorgeht, da sie nun den Mann unter ihren Händen langsam sterben sieht, an den sie in Jugendtrotz ihr ganzes Dasein gekettet. Ob sie ihn zuletzt geliebt, ob sie ihn gehaßt hat — es ist ihr Geheimnis. Gewiß ist, daß sie mit der Geduld und Unermüdlichkeit einer Sklavin, mit der Liebe und Demut einer Märtyrerin diesen Mann gepflegt hat. Und wenn es ihm gegenüber in ihrer Seele eine Schuld gab — vielleicht nur die Schuld der stillen Auflehnung gegen seine Art — sie hat sie abgebüßt. Und sie will die Tochter nicht als Zeugin haben an diesem Totenbett. Was sie mit dem schon lange völlig Geistesabwesenden, was sie vielmehr mit sich selbst abzumachen hat, verträgt nicht die klugen, forschenden Augen eines Kindes. Und wie, wenn diese zärtliche, unbefangene Tochter nach dem Bruder fragt? Wenn sie fordert, daß er in der Sterbestunde des Vaters nicht fern bleibe, damit ihm vielleicht ein letzter verzeihender Blick nicht entgehe? Soll die Mutter ihr dann antworten, daß der Sohn und Bruder ganz unwert geworden, unwert bleiben will der reinen Nähe seiner Schwester? Nein, sie muß allein sein mit ihrem Sterbenden, nur die Einsamkeit kann ihr den Mut geben, den sie braucht, die Fassung, die sie sich in langen, stummen, menschenverlassenen Stunden erringt."

Viktor Beheim hatte sich tief erschüttert, indem er mit immer stärkerer Lebendigkeit sich zurückdachte in die Nähe und das Wesen der Frau. Er war ergriffen und hatte ergriffen, denn Graf Gerd war unfähig, nur ein Wort zu sagen. Die Dunkelheit verbarg seine Blässe, aber Viktor fühlte, auch ohne daß er in den Zügen des andern lesen konnte, daß sie von gleichen Empfindungen beseelt waren.

„Diese Seelenzustände," hob er nach langer Pause wieder an, während welcher sie sich dem Schloß wieder zugewandt, „diese Seelenzustände erriet ich und verstand sie. Nicht vielleicht, weil es mir gegeben ist, Menschen schnell zu erraten — ich bin zu jung, als daß ich mir anmaßen möchte, eine solche Seele zu ergründen — aber ich habe jahrelang diese Frau beobachtet, gerade in meinen geistigen Entwickelungszeiten, wo man am schärfsten sieht. Mit der wachsenden Lebensreife kommt dann nachträglich das Verständnis für das einst Beobachtete. Und mir war's, als fühlte die Frau das, als thue ihr das wohl. Wie sonst dürfte ich mir erklären, daß schon der zweite Tag eine Stunde brachte, da sie alle Masken von sich warf."

Gerd nickte vor sich hin. Er dachte allerlei schmerzlich Resigniertes, denn es that ihm weh, daß Josephine vor ihm nie die Wahrheit ihres Herzens aufgedeckt hatte.

„Die Depesche von Ihnen, Graf, die Kunde vom Tode des Neffen war es, welche diesen Ausbruch hervorrief. Gegen das völlig Unerwartete hatte sich ihre heftige Natur nicht lange vorher mit kalten Mienen wappnen können. Ein leidenschaftlicher Hohn gegen diese Fügung loderte in ihr auf. Sie wandte sich mit Grauen von diesem Erbe, das der Selbstmord ihr hinterlassen, an dem alle Sünden klebten, deren sich ein gottverlassenes Geschlecht durch Generationen schuldig gemacht. Sie verwünschte sich selbst und den wildtrotzigen Tropfen Blut in ihren Adern, der ihr von den Vätern überkommen sei, und maß sich die Schuld an dem moralischen Untergang des Sohnes bei, der ein Opfer geworden der Ehegatten, die in kalter Unwahrheit nebeneinander gelebt und darum nicht, in Liebe und Einsicht vereint, verstanden hatten, den gefährlich Beanlagten zu zügeln. Sie rief, daß ihr Haus zu Ende sei und tot bleiben solle, denn es habe kein rechtes festes, gesundes Leben gehabt seit vielen Generationen. Es habe weder eisern treu zu einer Nationalität noch zu einer Kirche gehört. Es habe nicht nur zwischen

Genüssen, es habe zwischen Gesinnungen getaumelt. Und sie, die letzte, wolle, daß keine Spur bleibe. So raste die Unglückliche und entdeckte mir, ohne im Augenblicke sich dessen bewußt zu sein, die ganze Tiefe des Elends, in dem sie gelebt.“

Graf Gerd schloß die Augen. Er bemühte sich, dem jungen Mann nicht zu sehr seinen Kummer zu zeigen, um das Weib, welches er ein Leben lang hoffnungslos geliebt. In dieser Stunde und da er wieder so lebendig von ihr hörte, anders und wahrer, als die eigene, unschuldsvolle Tochter erzählen konnte, in dieser Stunde fühlte er, daß die Schwärmerei für Walburga nur eine Selbsttäuschung gewesen, ein begreifliches Gaukelspiel seiner Phantasie, die in ihr die Jugend wieder erstehen sah. Der einzig echte und ewig dauernde Inhalt seiner Seele hieß dennoch: Josephine.

„Ich begreife,“ sagte er endlich, „daß ich nun alle meine Bemühungen darauf richten muß, Zembowitsch zu verkaufen. Ich will den Gedanken ganz fallen lassen, den ich heimlich geliebkost habe, die Frauen dennoch, vielleicht mit meiner Hilfe und meiner Teilhaberschaft als Käufer, auf Zembowitsch einziehen zu sehen. Es war eine letzte, vielleicht schwächliche Hoffnung von mir, in meinem Alter einst mir die nahe zu wissen, der meine Jugend gehörte.“

Der schmerzliche Ton rührte Viktor. Er hätte eine tröstliche Antwort geben können — eine andere süße Hoffnung aussprechen mögen — aber ein banges Gefühl hielt ihn ab. Seine Pläne waren noch nicht greifbar — es wäre voreilig gewesen, von ihnen zu sprechen.

Plötzlich fühlte er die Arme Gerds um seinen Schultern.

„Mein lieber Beheim, lassen Sie uns Freunde sein.“

Die Art jugendlicher Überschwänglichkeit überraschte den zurückhaltenden jüngeren Mann.

„Herr Graf . . . .“ stotterte er.

„Freunde, denn wir sind ja doch so eng verbunden durch die Liebe zu dieser edlen armen Frau,“ fuhr Gerd in warmer Herzlichkeit fort. „Ich glaube in Ihrem Herzen zu lesen. Wohl Josephinen, wenn Sie ihr eines Tages den Sohn ersetzen dürfen.“

Vor dieser rückhaltlosen Herzensgüte verschwand Beheims zögerndes Bedenken. Er glaubte unbescheiden zu sein, die rasche Freundschaft des viel älteren anzunehmen, aber da er sich von diesem so erkannt sah, erwiederte er dankbar und beglückt die Umarmung.

16.

Walburga kam die nächsten Tage nicht aus dem Gefühl der Aufregung und Rastlosigkeit heraus. Oft war ihr ganz schrecklich zu Mut, als müsse sich demnächst wieder ein großes Unglück begeben, und sie weinte im voraus über das noch Ungekannte. Dann wieder erweckte irgend eine herrlicher Sommermorgen, irgend ein tauige, sonnenlachende Frühe ihre unbändigste Lebenslust. Sie fühlte sich zu Thaten und Kampf aufgelegt, arbeitete bei der Wiersky mit verdoppeltem Eifer und rechnete die Monate nach, die es noch dauern werde, bis sie alle Weisheit und Tüchtigkeit einer Haushälterin am Schnürchen habe. Es mußte sehr schön sein, wirklich erst etwas zu können. Schon allein damit Viktor Beheim einsähe, daß auch aus dem lernfaulsten kleinen Mädchen etwas Brauchbares werden könne.

Im übrigen wurde sie immer von neuem durch die Gegenwart ihres Jugendfeindes befangen. Sie ärgerte sich auch über Onkel Gerd, welcher eine ganz neue Art mit ihr zu verkehren angenommen hatte. Er war ein bischen väterlich und neckisch zugleich geworden, dazwischen aber so innig, fast wie mitleidig, als thue sie ihm um irgend einer Ursache willen leid. Ebenso war Beheims Benehmen ihr nie recht. Bald war er zu feierlich ernst und sprach mit Gerd so wissenschaftlich. Zwar hörte Walburga mit lernbegierigem Interesse zu — jetzt hätte sie überhaupt immerfort etwas lernen mögen — aber sie vermeinte bei Beheim eine lebhafte Absicht zu erkennen, wenn er so sich unterhielt. Und das brauchte Viktor Beheim nicht zu glauben, daß sie extra auf ihn gewartet habe, um mal ein gescheites Wort zu hören. Bald fand sie ihn so unsicher in seinem Auftreten, daß es andere mit verlegen machte, besonders wenn es sich traf, daß sie zufällig unter vier Augen blieben. Dann hatte er eine Art

befangen zu schweigen, daß Walburga vor Verlegenheit hätte weinen mögen, noch mehr aber vor Zorn, daß sie verlegen sei, denn was Walburga anbetraf, so war sie sonst noch nie verlegen gewesen in ihrem Leben.

Oft hätte sie einfach um sich schlagen mögen, so unerquicklich war es, wenn man manchmal garnicht mit sich wußte wohin.

Es war auch unerhört, daß die Männer den ganzen Tag rechneten und sie einer trostlos öden Einsamkeit überließen, gerade jetzt, wo so viel Ernstes zu denken war.

Erschienen die beiden dann aber zu Tisch und abends, dachte Walburga, es sei doch ein Glück, daß man wenigstens am Tag seine friedliche Ruhe habe.

So deuchte ihr immer der Zustand am besten, welcher augenblicklich nicht der ihrige war. Sie versuchte in dieser Zeit, sich wirklich an die alte Gräfin Fedora anzuschließen, aber an der phänomenalen Zufriedenheit dieser Dame scheiterte jeder Liebesversuch. Die brauchte keine Menschen, keine Neigung, kein Vertrauen, keine Ergebenheit mehr.

Eine Frage regte Walburga insbesondere auf. Die nämlich, was Viktor sei oder werden wolle. So als berufsloser Doktor der Philosophie kann man nicht leben, das war ihr klar, selbst wenn man Vermögen besitzt wie Viktor. Er war nicht der Mann, unthätig und unnütz sich in der Welt herumzutreiben und Zinsen zu verzehren. Er nicht, mit seinem Wissen, seinem Geist, seinem edlen, festen Charakter, seiner liebenswürdig-vornehmen Persönlichkeit — Walburgas Lobesschatz war mit diesen Gedanken noch lange nicht erschöpft — nein, er würde darauf denken, sich zu bethätigen. Wahrscheinlich würde er sich als Privatdocent an irgend einer großen Universität, in einer recht interessanten Stadt niederlassen. Er dürfte schnell Professor werden und sich eine rühmliche Stellung machen. Oder vielleicht dachte er als Privatgelehrter sehr bedeutende Bücher zu schreiben, denen es an blendendem Erfolg sicher nicht fehlen werde.

Aber ein schreckliches Gefühl von Furcht hielt Walburga ab, eine Frage hiernach zu thun.

Es fiel ihr sehr auf, daß er nie davon sprach. Das hatte einen Grund, vielleicht einen unheimlichen Grund, an den zu denken sie erschauerte.

Wenn Viktor nur einmal in dies Köpfchen hätte gucken können, er würde nicht nur ein Spürchen, sondern eine ganze Unmenge von jugendlichem Unverstand darin gefunden haben — von diesem Unverstand, den er schmerzlich ungern vermißt hätte, weil er ihm ein Beweis ihrer kraftvollen Ursprünglichkeit war.

Endlich kam ein Sonntag, an dem garnicht gearbeitet wurde, und Onkel Gerd nebst Viktor den ganzen Tag auf Rakitsch blieben. Walburga hatte sich so fieberisch darauf gefreut. Aber nun war der Tag sehr lang und gerade so wie alle Tage, und es geschah nichts Unerhörtes. Walburga hatte so ein merkwürdiges Gefühl gehabt, als müsse dies ein ganz anderer Sonntag werden, ein Festtag ohnegleichen.

Am Nachmittag saß man vor dem Schlosse, dicht unter den Fenstern Gerds. Walburga häkelte mit einem Eifer, der, man wußte nicht warum, etwas Beleidigtes hatte, an einem groben Tuch für eine arme lahme Alte, die auf Rakitsch das Gnadenbrot bekam. Zuweilen unterbrach sie sich und schenkte Gerd oder Viktor Beheim Kaffee in die geleerten Tassen oder legte Fedora den Shawl wieder um, der ihr beständig von den seiften, mit blanker Seide bekleideten Schultern fiel.

Alle waren in wenig guter Laune. Gerd verwünschte seine Gedankenlosigkeit, er hätte doch etwa Herrn und Frau von Bolinsky einladen können, um nicht so erdrückend den überflüssigen Dritten bei Viktor und Walburga zu machen. Fedora spielte mit Gerd Dame, trank zwischen jedem Zug mit Bedacht ein Schlückchen Thee und wartete sehnsüchtig darauf, daß die Uhr auf dem Wirtschaftshof nur erst sechs schlagen möge, an welchem Zeitpunkt sie sich zurückzuziehen gedachte. Sonntags glaubte sie Gerd die Rücksicht schuldig zu sein, sich etwas länger zu zeigen. Viktor Beheim rauchte Cigaretten, ärgerte sich über Walburgas Schweigen und Arbeiten und dachte immerfort darüber nach, wie man den Abend noch befriedigender gestalten könne, denn auch er hatte sich so auf diesen Sonntag gefreut.

Gerd schlug eine Spazierfahrt vor.

Walburga sagte: „Oh nein, du hältst doch sonst darauf, dem Kutscher nicht ohne Not die Feierstunden zu stören.“

„Aber wir könnten doch zu Bolinsky hinüberfahren, um ihm unsere Bitte vorzutragen," meinte Gerd.

„Was willst du von Bolinsky?" fragte Fedora.

„Er, der Domänenpächter Einhaus und Graf Gorsky sollen als Taxatoren den Verkaufspreis von Zembowitsch bestimmen."

Walburga bekam ein wenig Herzklopfen. Also es wurde in keinem Fall etwas aus der Besitzergreifung von Zembowitsch.

Fedora hatte nur gefragt, um sich aus ihrer immer schwerer werdenden Müdigkeit aufzuraffen; die Antwort war ihr ganz egal. Gerd setzte aber bei allen Menschen stets Interesse voraus und fuhr fort: „Die Schuldenlast beträgt siebenmalhundertfünfzigtausend Mark, das Inventar ist im schauderhaftesten Zustand ..."

Walburga stieß einen Schrei aus, und die Hände sanken ihr in den Schoß. Sie hatte gar keinen Begriff von Geld und war ungefähr der Ansicht, daß ein Mensch, der zehn- oder zwanzigtausend Mark baar in der Tasche habe, sehr reich sei. Daß ein Gut, eine Familie eine so schwindelerregende Summe von Schulden haben könne, war ihr märchenhaft.

„Und die — die sollte Mama bezahlen, wenn sie Zembowitsch annimmt?" fragte sie entsetzt.

Gerd und Viktor lachten.

„Sie brauchen mich nicht auszulachen," sagte sie heftig zu Viktor.

„Wenn die von uns gewählten Taxatoren finden, daß wir so viel oder ein wenig mehr als Kaufpreis für das heruntergekommene Gut fordern können, wird ein Käufer, der sich schon gemeldet hat, es übernehmen, und für die Mutter kommt vielleicht ein ganz kleiner Überschuß heraus. Finden die Herren aber, daß kein vernünftiger Mensch so viel geben kann, ohne in sein Verderben zu rennen, so muß deine Mutter das Erbe ablehnen. Zembowitsch geht in Konkurs, der letzte Hypothekengläubiger wird daran sitzen bleiben. Übermorgen muß es sich entscheiden, dann läuft die Frist für freie Entschließungen ab."

„Ein Käufer?" fragte Walburga voll brennender Neugier.

„Er will noch nicht genannt sein," sagte Gerd lächelnd.

„Und wenn das alles erledigt ist, dann, dann reist Beheim wohl wieder ab?" fragte Walburga den Grafen, obschon Beheim dabei saß.

„Ja," sagte Beheim selbst ganz einfach. Aber er sah Walburga mit besonderem Ausdruck an. Sie war dunkelrot geworden. Ihre Nadel zwischen den Fingern suchte vergebens die rechte Masche.

„Es war sehr nett, daß man sich mal wieder gesehen hat," sprach sie, sich selbst einen gleichmütigen Ton abtrotzend.

„Und ich hoffe, das nächste Wiedersehen wird rascher folgen, und ich werde häufiger inzwischen von Ihnen hören, als einst. In den vielen Jahren haben Sie mir nur einmal geschrieben," sagte Viktor Beheim.

„Ich — Ihnen?" fragte Walburga mit abweisender Ungläubigkeit, obschon zugleich eine Erinnerung in ihr aufdämmerte, die sehr betrübend war.

Viktor zog seine Brieftasche heraus und öffnete sie behutsam.

„Da," sagte er mit einem Lächeln voll Zärtlichkeit. Er legte ein Couvert hin, es war altersgelb, und ein zusammengefalteter Briefbogen mit ausgezacktem Rand sah heraus. Walburga erkannte ihn sofort wieder. Sie zögerte, ihn anzufassen. Da entfaltete Viktor den Bogen, strich ihn auf dem Tisch vor Walburga glatt und las halblaut, während ihre Augen mit Entsetzen den Zeilen folgten:

„Geehrter Herr! Sie haben mir eine Ahmetistbrosche gesendet, für welche ich mich vielmals bedanke. Ich finde die Amehtistbrosche sehr schön. Mir geht es recht gut, ich komme Ostern vielleicht in die zweite Klasse. Sonst ist bei uns nichts Neues passiert. Ich grüße sie vielmals als ihre geehrte Walburga Steiner.

P. S. Eilig."

Was der thörichte kleine Kinderbrief mit der falschen Orthographie nur für einen Zauber in sich haben mochte. Dem jungen Mann wurden die Augen feucht, und dem Mädchen liefen die Thränen an den Wangen herab. Sie sahen sich an, ihre Herzen klopften.

Und ein Lächeln in Thränen leuchtete in Walburgas Gesicht.

„Jetzt," versicherte sie mit etwas kläglicher Stimme, „jetzt weiß ich aber ganz gewiß, wie Amethyst geschrieben wird."

„Wirklich?" fragte er leise und erfaßte

ihre beiden Hände, „das ist auch unendlich wichtig.“

„Sehr wichtig,“ wiederholte sie stammelnd, während es in ihr aufjubelte, „er hat den armen kleinen Brief immer bei sich getragen.“

„Es gibt noch andere Worte,“ sagte er halblaut und ihr tief in die Augen sehend, „die richtig zu schreiben sehr notwendig ist, wenn man an einen studierten Mann schreibt. Zum Beispiel, weiß die große kleine Walburga wie man „lieber Viktor“ buchstabiert? Und wird die süße Walburga wieder unterzeichnen: Ihre geehrte Walburga Steiner?“

„Ja,“ stotterte sie, „das heißt nein.“

Und mit einemmal, ganz unvermittelt, blitzte durch die tiefe Erregung der tollste Übermut. Sie sprang auf.

„Ihre — hochachtungsvoll Ergebene empfiehlt sich,“ rief sie lachend und rannte davon.

Gerd hatte dem thörichten Gespräch mit Herzklopfen zugehört. Ihm wurde wohl und weh dabei, und er wünschte sich und Fedoren eine Tarnkappe. Nur konnte er es nicht fassen, daß Viktor ruhig sitzen blieb, anstatt Walburga nachzulaufen. Er ahnte nicht, daß Viktor seines und Fedorens wegen eine qualvolle Selbstbeherrschung übte und sich einbildete, aus Schicklichkeit hier bleiben zu müssen.

Walburga aber ging mit großen Schritten schnell immer auf derselben Wegesstrecke im Park hin und her. Sie hätte laut jauchzen, es mit aller Kraft den Bäumen, dem Himmel, den Vögeln zurufen mögen: „Ich glaube, er liebt mich.“

Sie konnte es nicht fassen, dies ungeheure Glück.

„Er wird es mir sagen, heute, morgen, an irgend einem Tag.“

Der Gedanke an den Augenblick war überwältigend. Gewiß, sie würde ihn garnicht überleben — es würde gar nicht so weit kommen — vorher geschah noch etwas Zerstörendes — ein furchtbares Unglück — oder es kam noch ein anderes, viel besseres, klügeres, schöneres Mädchen dazwischen, welches seiner würdiger war, und das er mehr lieben mußte.

Sie weinte heiße Thränen. Sie war zum sterben unglücklich.

Aber nein, er war kein Mann mit oberflächlichen Gedanken. Er hatte sie schon geliebt damals, als sie so unartig war und er so unbeholfen und unfertig. Aber auch da schon so ernst, so gut, daß selbst die Mutter den noch jungen achtete und liebte.

Sie tröstete sich sofort.

Mit verweintem rotem Gesichtchen, strahlenden Augen und einem rührend befangenen Lächeln kam sie später wieder zum Vorschein. Sie vermied es, Viktor gerade anzusehen, und er vermied es, an sie das Wort zu richten.

Er war blaß, und sein warmes, dunkles Auge leuchtete vor Glück.

So stand das Unausgesprochene zwischen ihnen, aber nicht wie eine Scheidewand, sondern wie eine blendende Helle, in die hinein zu sehen sie sich nicht recht trauten. Und der treue Mann, dessen Gegenwart sie in ihrer völligen Beschäftigung mit sich selbst fast übersahen, kostete jeden Augenblick mit ihnen aus. Die wehmütigen Freuden und die versöhnlichen Schmerzen seines Daseins erstanden neu vor ihm, so daß er aus dem Zuschauer ein Miterlebender wurde.

Daß Walburga die halbe Nacht auffaß und an ihre Mutter einen etwas konfusen Brief schrieb, versteht sich. Es war in diesem Briefe viel vom Leben, seinen Aufgaben, seinen Leiden und Wonnen die Rede, aber auch schwermütigste Todesgedanken standen darin. Es war ein Brief, der auch das hellsehendste Mutterherz hätte ängstigen können, wenn — nicht auf jeder Seite der Name Viktor Beheim zehnmal vorgekommen wäre. Und der Brief schloß mit einer leidenschaftlichen Bitte: „Komme zu mir, Mutter, dein Kind braucht dich so. Ohne dich ertrage ich alles garnicht.“ Was dies „alles“ heißen sollte, blieb dunkel.

Am andern Morgen, als Walburga viel später als sonst unten erschien, waren die Herren fort. Sie kamen den ganzen Tag nicht, und man hörte, daß sie mit Herrn von Bolinsky, dem Domänenpächter Einhaus, dem Grafen Gorsky und einem fremden Herrn zusammen auf Zembowitsch seien.

Ein unaussprechlich langer Tag. Und er brachte abends nicht einmal eine Belohnung. Um zehn Uhr fühlte Walburga, daß sie sich in ihr Zimmer zurückziehen müsse, daß es gar keinen Vorwand mehr gäbe, noch aufzubleiben. Aber in ihrem dunklen Zimmer stand sie hinter den Vorhängen und wartete, bis der Wagen vor-

fuhr. Selbst das war vergebens. Wenn Gerd so spät heimkam, ließ er gleich in den Wirtschaftshof fahren und ging zu Fuß bis ans Schloß; so übersah Walburga die beiden schweigenden Männer. Natürlich schlief sie infolge dieser thörichten Nachtwache am andern Morgen abermals zu lange, um darüber nachher in leidenschaftlichen Kummer zu verfallen.

Wie war das zu ertragen: zwei ganze Tage, ohne ihn zu sehen. Aber heute Abend wollte Walburga aufbleiben und sollte es bis zum lichten Morgen sein, dazu war sie fest entschlossen.

Sie wußte es schon, daß Arbeit der beste Zeitvertreib ist. So wirtschaftete sie am Morgen in der Küche und, nachdem sie sich nach Tisch einige Zeit Fedoren gewidmet, zog sie mit einem riesengroßen Packen Näharbeit in den Park. Sie siedelte sich unter einem alten Nußbaum an, zu dessen Füßen ein Tisch und eine Bank stand, und nahm sich vor, alles, was vor ihr lag, fertig zu nähen, eine Aufgabe, an der die flinksten Finger viele Tage zu thun gehabt hätten und deren Bewältigung daher eine Unmöglichkeit war.

Die vielfach ineinander verschränkten Zweige des alten Baumes streckten sich weit vor über das reizende Bild; durch das großblätterige, starkduftende Laub, welches grünbraun glänzte, schien die Sonne, und das Kleid des Mädchens, der Tisch mit dem weißen Linnen, ja auch das blonde Haupt war getigert von Licht- und Schattenflecken.

Walburga nähte und nähte. Ihre Gedanken gingen dabei in der Vergangenheit und in der Zukunft spazieren. Sie war so versunken, daß ihr jedes Geräusch einen Schreck verursachte. Zuweilen ging unfern der Gärtner vorüber, der leise Ton des Schrittes auf dem Kies ließ sie allemal zusammenzucken und unwillig hinsehen.

Und als wieder einmal ein Schritt erklang, und der blonde Kopf sich abermals unwillig und mit flüchtigem Blick erhob, blieb der Blick starr hängen, das Gesicht wurde rot, und die fleißigen Hände fielen lahm in den Schoß. Es war nicht der Gärtner. Viktor Beheim kam heran.

Und nun war er schon bei ihr und nun stand er vor ihr, faßte ihre Hände und ließ sich neben ihr nieder, langsam und wie unbewußt.

So lange, so lange hatten sie sich nicht gesehen.

„Walburga," flüsterte er und sah sie innig an.

Sie hob die Augen, und entzückt und verwirrt dem zärtlichen Blick gegenüber konnte kein Wort von ihren Lippen.

„Ist es denn wahr, Walburga," sagte er leise, rückte näher und legte den Arm um ihre Taille, „dieses kleine Herz ist mir ein bißchen gut und will meine heiße Liebe erwidern?"

Walburgas Kopf fiel an seine Schulter.

Da bog er sich vor, nahm das liebe Gesicht zwischen seine beiden Hände, sah mit ernster, fast feierlicher Innigkeit lange hinein, und dann näherte er sein Gesicht dem ihren, langsam und bescheiden, und küßte die jungen Lippen.

Walburga schlang die Arme um seinen Hals und weinend flüsterte sie an seinem Ohr: „Ich liebe dich, Viktor."

„Mehr als alles?"

„Mehr als alles."

Dann schwiegen sie lange.

Sie eng an sich haltend, sagte Viktor Beheim endlich ernst: „So liegt denn meine ganze Zukunft seit heute fest verzeichnet da. Sieh, Süße, ich habe mich bezwungen, seit der ersten Stunde, wo ich dich wiedersah, es dir nicht zu sagen: ich liebe dich, sei mein."

„Ich wußte es aber doch," flüsterte sie lächelnd.

Er dankte ihr durch einen Kuß und fuhr fort: „Ich war ein fahrender Mann, noch auf der Suche nach einer Stätte für künftiges Wirken. Solange ich diese nicht gefunden, war es mir, als dürfe ich nicht kommen. Denn ich wollte deine Jugend nicht mit Ungewißheiten beunruhigen, unser erstes Glück nicht mit schwer zu erwägenden Plänen stören. Ich mußte zuvor auf festem Platz stehen, nur dann konnte ich dich fragen: willst du auch bei mir stehen?"

„Immer und überall," sagte sie ernst.

„Auch als Herrin von Zembowitsch?" fragte er.

Sie sah ihn an, als verstehe sie die Frage nicht recht. Ein wehmütiges Lächeln teilte ihre Lippen.

„Ich bin nur eine arme Lehrerstochter, Viktor," sagte sie, „ich habe nichts wie diese beiden Hände, für dein Haus tüchtig

zu schaffen. Die Herrin von Zembowitsch werde ich nie sein, du weißt ja, die Schulden der Rothkreuz zu erben sind wir zu arm, und selbst bei dem Verkauf wird wohl nichts herauskommen für Mama und mich."

„In der That," erklärte Viktor mit dem glücklichsten Gesicht, „hat die Aufnahme aller Verbindlichkeiten, die Taxe von allen Werten ergeben, daß Zembowitsch nicht mehr einen genügenden Kaufpreis erbringen kann, die Schulden zu decken. Deine Mutter muß die Erbschaft ablehnen. Der letzte Hypothekengläubiger bleibt daran sitzen. Er war bei den Berathungen zugegen, mit ihm habe ich mich geeinigt, ich bin der Käufer von Zembowitsch und so wirst du nun doch die Herrin auf der Scholle, die deiner Mutter zukam."

„Du?" stieß Walburga heraus und sprang auf. „Du?! Was willst du mit Zembowitsch. Du, ein Gelehrter, willst Landmann sein."

In ihr bäumte sich etwas auf, etwas Quälendes und Zorniges. Vielleicht der Hochmut des Armen, der vom Reichtum nichts nehmen will, selbst nicht aus der Hand der Liebe.

„Du?" rief sie in immer steigender Erregung. „Und so viel Geld hast du? Das ist nicht möglich. Woher? Du — Zembowitsch."

Viktor erschrak ob diesem Zorn — denn es war Zorn. Er glaubte ihn aber zu verstehen. Der falsche Stolz, von dem ein Spürchen auch in dem gesundesten Herzen wohnt, regte sich in ihr. Sie erschrak vor dem reichen Mann, sie, das arme Mädchen. Er gab die unglücklichste Antwort:

„Ich allein hätte den Ankauf wohl kaum machen können, meine süße Walburga," sagte er und stand in bittender Haltung neben ihr, „sieh, meine Eltern hinterließen mir fast eine halbe Million. Aber wenn ich diese ausbezahle auf Zembowitsch, bleibt mir nichts für die nötige Einrichtung, nichts für die Instandsetzung der Wirtschaft, nichts als Reservefonds. Und so hat sich denn Graf Gerd bereit erklärt, mit zweimalhunderttausend Mark hinter mir und meinen Plänen zu stehen, dafür wird ihm eine Hypo . . . ."

„Gerd. Und wieder Gerds Geld. Und immer eine Spekulation," rief Walburga aus. Sie war fast besinnungslos vor Schmerz.

„Wie meinst du das?" fragte Viktor voll Mitleid mit ihren thörichten Aufregungen

„Gibt Gerd etwa nicht dies Geld, weil er weiß, daß du mich heiraten willst?" fragte sie voll Hohn.

„Ja," sagte er befremdet, „zum Teil wohl gerade deshalb. Er ist selig, dich, deine Mutter, uns alle in seiner Nähe zu behalten."

„Ich bin die Dreingabe auf Zembowitsch," sprach sie, jedes Maß verlierend, „erst kam der eine und wollte mich freien, weil er in mir Gerds Erbin witterte und dabei Zembowitsch behalten konnte. Und nun du — du brauchst Gerds Geld, das er um meinetwillen gibt, damit du dir Zembowitsch kaufen kannst. Anstatt in deinem dir natürlichen Lebenskreis zu verbleiben, verblendet auch dich der Glanz, du willst mit deinem Gelde Herr und Ritter sein und weil's nicht langt, so ist ja Gerd da, der gibt, wenn man ihm vorsagt, man liebe mich."

Nun stand sie da, schwer atmend, mit blitzenden Augen, aber leicht und zufrieden war ihr ums Herz. So triumphierend leicht. Nun war alles heraus. Nun hatte sie gründlich gesagt, wie sie es verachtete, dies Jagen nach Geld, diese Nebengedanken bei der Liebe, die dann keine reine Liebe war. Mochte nun kommen, was wollte, mochte Viktor klein und beschämt vor ihr zusammensinken.

Aber dies dämonische Wohlbehagen durchströmte ihre Adern nur sekundenlang. Ein Blick auf Viktor, und ein Schreck ohnegleichen ließ sie erstarren.

Nicht klein und beschämt, sondern blaß, hochaufgerichtet und voll männlichen Zorns stand er vor ihr und maß sie mit flammenden Blicken.

„Unglückliches Kind," sagte er voll Bitterkeit, „wer hat dich gelehrt, unlauteres Mißtrauen zu haben. Woher nimmst du den Mut, mich in meiner Liebe und Ehre so tödlich zu kränken. Was maßt du dir an, mir zu sagen, ich wolle in alberner Eitelkeit meinem Kreise entfliehen. So taxierst du den Mann, dem du dich für ein Leben anvertrauen wolltest? So niedrig — und wolltest doch sein Weib werden. Besinne dich, ob deine Liebe zu mir demnach nicht nur kindische Täuschung ist."

Und er wandte sich und ging davon.



Heimchen am Herd. Nach dem Gemälde von E. Harburger.

Aber er kam nicht weit. Nach zwei, drei Schritten hielten ihn von rückwärts klammernde Arme und als er sich umwandte, sah er in ein verstörtes, unglückliches Gesicht.

„Verzeih' mir, verzeih' mir," stammelte Walburga und wäre knieend hingesunken, wenn Viktor sie nicht gehalten hätte, „ach, du kannst mir nie verzeihen."

„Ich kann verzeihen, wenn ich den Beweis empfange, daß du nur sinnlos und gedankenlos gesprochen wie ein Kind," sagte er ernst.

Sie hing an ihm.

„Das hab' ich. Oh, ich bin so unreif. Deiner nicht wert, erziehe mich. Sieh, die schrecklichen Erfahrungen haben mein Herz vergiftet. Nein, das haben sie nicht. Es war nur so ein schrecklicher Augenblick. Ich war wahnsinnig."

Viktor, längst innerlich versöhnt und voll Mitleid mit ihrer leidenschaftlichen Reue, streichelte ihr sanft die Haare.

„Arbeite an dir," sagte er leise, „daß diese böse Heftigkeit dich nicht mehr übermanne."

„Nie mehr," versprach sie weinend.

Viktor lächelte. Er wußte, daß man mit einem Versprechen und dem festen Willen doch nicht imstande ist, so schnell einen Fehler abzulegen. Aber er sah es: diesem lieben jungen Geschöpf, an dessen herrlichen Eigenschaften er keinen Augenblick zweifelte, war mit männlicher Entschlossenheit und mit festem Ernst zu begegnen. Dann konnte man alles aus ihr machen und jeden verheißungsvollen Keim in ihr zur Blüte bringen. Sie war eine von den stark kräftigen Naturen, die einen ganzen Mann neben und über sich brauchen, und Viktor gelobte sich in dieser Stunde, daß sie ihn in ihm gefunden haben sollte.

Sie gingen eine Weile nebeneinander auf und ab, sich in liebevollen Worten neu ihrer Zusammengehörigkeit versichernd.

„Auf eins, mein Liebling," sagte Viktor mit zärtlichem Ernst, „muß ich aber noch zurückkommen. Du meinst oder meintest sekundenlang, ich wolle meinem Kreise entfliehen, indem ich Zembowitsch kaufe. Wie dachtest du das?"

„Ach nein — das dacht' ich nicht im Ernst. Und am Ende — du bist allen ein Ebenbürtiger. Du siehst es, daß Gerd dich liebt, während er sich vielen seiner Standesgenossen bang fernhält. — Nein, ich dachte nur, was willst du, der Gelehrte, mit einem Gut anfangen."

„Ich will es von einem vorzüglichen Wirtschafter verwalten lassen, den Graf Gerd mir kontrollieren hilft. Und die Erzeugnisse unserer Scholle wollen wir im Schloß verbrauchen — hoffentlich werden wir sie allmählich verbrauchen müssen," erzählte er scheinbar heiter, aber doch nicht ganz unbefangen. „Denn, weiß mein Liebchen, welche Würde ihrer harrt? Sie soll die Mutter sein von vielen Pensionskindern, sie soll Sorge tragen, daß das Erziehungsinstitut des Doktors Viktor Beheim auch wegen seiner trefflichen Hauswirtschaft berühmt wird."

„So — willst du — auf Zembowitsch eine Erziehungsanstalt gründen?" fragte Walburga tonlos.

Er sah die erschreckende Blässe auf ihren Wangen. Das schnitt ihm ins Herz. Aber er sprach weiter, indem er Arm in Arm mit ihr in den Park hineinschritt.

„Seit Jahren ist dies mein Plan gewesen. Ich fühle, daß Neigung und Begabung mich zum Freund und Lehrer heranwachsender Knaben bestimmt. Ich sehe den herrlichsten Beruf darin, den künftigen Mann in seinem Werden zu fördern, und damit meinerseits der Nation lebenskräftige und lebenswürdige Zukunftsmenschen zuzuführen. Wäre ich arm, so hätte ich den gewöhnlichen Weg einschlagen müssen und Lehrer an einer staatlichen Schule zu werden versucht. Ich weiß es gewiß, selbst in den beengenden Verhältnissen eines großen Lehrkörpers, wo auch bei dem Besten oft ein Teil seiner Individualität, seiner Selbständigkeit, seiner Freudigkeit verloren geht, wäre mein Enthusiasmus nicht ausgelöscht worden. Denn die erschreckende Wahrheit, daß Tausende unberufen sind und dennoch berufen werden zu lehren, hätte mich rastlos angespornt, gut zu machen, wo ich andere hätte irren sehen. Sieh, mein Lieb, halte mich nicht für anmaßend. Noch bin ich ein Anfänger, auch ich kann irren, unerprobt wie ich bin, können die Wege falsch sein, welche ich für recht halte. Aber ich werde den rechten Weg finden, denn ich habe eins in mir: Heilige Liebe zur Jugend."

Er sprach heiß beredt. Seine ganze Seele lag in seiner Stimme. Aber das

blasse geliebte Gesicht an seiner Seite blieb herb und stumm.

„Nun aber bin ich reich. Ich kann mehr thun, als mich in vorgeschriebenen Bahnen bewegen, ich kann den Versuch machen, ein Ideal zu verwirklichen, mein Ideal von Menschenausbildung, ich kann Erzieher und Lehrer zugleich sein. Denn hierin sehe ich die vollkommenste Form einen Geist zu fördern, indem man zugleich auf das Gemüt wirkt. Die Bildnerarbeit vom Katheder herab ist nur ein Halbes. Die andere Hälfte hat sich im Hause zu vollziehen. Ich kann Katheder und Haus vereinen, ich kann eine Anstalt gründen und ihre Thore weit öffnen für alle die, welche in ihrem Daheim nicht die rechte Statt zum Werden haben. Es gibt Elternlose; es gibt Kinder, die im lauten Glanz ihres Hauses nicht Ruhe und Beachtung finden können; es gibt Hochbegabte, denen eine arme Mutter, ein zu schwer ums Dasein arbeitender Vater keine Förderung angedeihen lassen kann. Und immer hatte ich's mir ausgemalt, daß mein Haus nicht inmitten einer Stadt stehen solle, wo die Knaben zwischen engen Mauern wie in einem Gefängnisse gehalten seien. Auf dem Lande, in der Natur wollte ich mit meinen Zöglingen leben. Denn sie ist die heiligste Lehrmeisterin, sie erschließt eine junge Seele zugleich dem Glauben und dem Wissensdrang. In ihr werden wir klein, denn der Verkehr mit ihr schützt vor geistigem Hochmut und vor Überhebung. Und bei ihr lernen wir jeden Tag von neuem die erste, die naive Arbeit des Menschen beobachten und indem wir den ungeheuern Weg ermessen, den die Menschheit zurücklegte, als sie mit der Kultur Hand in Hand vorwärts ging, fühlen wir uns zu Thaten, zur Weiterarbeit angespornt. Ein Emporkömmling soll sich stets an seinen Ursprung erinnern, um bescheiden und weiterstrebend zugleich zu bleiben. Uns Kulturmenschen laß kennen und würdigen lernen die ursprünglichste aller Arbeit: das Beackern der Scholle. Dann werden wir über der Bildung und der Gelehrsamkeit nicht den Zusammenhang mit dem Volke verlieren."

(Schluß folgt.)



Das Ende des Erbfeindes.

Luxustauben.

Von Christian Schwarzkopf.

(Abdruck verboten.)

Wer in einer niederdeutschen Stadt aufwuchs, dem ist die Erinnerung an über ihr kreisende Taubenschwärme ganz unzertrennlich von dem lieben Bilde, das vor seinem geistigen Auge wieder auftaucht: von dem Gewirr von Häusern mit ragenden Giebeln und hohen roten Ziegeldächern und von dem Anblick nadelspitz auslaufender Kirchtürme. Kehrt er nach langjähriger Abwesenheit zurück in die einstige Heimat, dann erscheinen ihm diese weißschimmernden Schwärme wohl wie ein grüßendes Tuch, das die Vaterstadt ihm zum Willkommen entgegenschwenkt, und die Knabenzeit mit all ihren Freuden ersteht zu neuem Leben. Es ist wieder Sonntag, und der ins Zimmer stürmende Bruder weckt mich mit dem Ruf: „Steh' schnell auf, Grunow jagt schon!" Sprach's und eilte wieder davon. Jetzt heißt es schnell fertig sein. In einem Augenblick bin ich in den Kleidern und auf dem Hof. Aus dem Flugkäfig des Taubenschlages drängt es schon hervor: weiß, schwarz, braun, gelb, ein Teil der Tauben sitzt bereits unruhig auf dem hohen Dach des Stalles, andere kreisen in niedrigem Flug über den Dächern. Mein erster Blick ist nach oben gerichtet zum blauen Sommerhimmel, von dem die Doppeltürme von St. Petri sich ernst und streng abheben. Ein großer Taubenschwarm umkreist sie. Wahrhaftig, Grunow jagt schon. Und dort über dem hohen durchbrochenen Giebel des alten Speichers kommt noch ein Taubenschwarm zum Vorschein. Der Regierungsrat jagt auch schon. Skandalös. Drei Sonntage hintereinander waren wir die ersten, und unsere Tauben „stachen" schon so hoch, daß sie kaum noch sichtbar waren, ehe der Herr Glasermeister und der Herr Regierungsrat die ihrigen in Bewegung setzten. Wie konnten wir uns nur heute so verschlafen. Ich stürze auf den „Fahnenstock" zu, eine lange Stange, an der ein weißer Lappen befestigt ist, richte sie auf und schwenke sie hin und her. Die auf dem Flugbrett, auf den Dächern sitzenden Tauben erheben sich und beginnen zu fliegen. Aber noch ist kein rechter Zug darin, man übt gleichsam erst die Kraft der Flügel, schlägt sie zusammen, daß es laut klatscht, und zeigt seine Kunststücke, indem man sich hoch in der Luft überschlägt, einmal, zweimal, dreimal. Einzelne Tauben kehren auch wieder auf das Dach zurück und ziehen andere nach sich. Der Hauptsünder ist natürlich wieder der schwarze Weißschwanz, der faule Schlingel. Aber warte nur, ich habe nicht umsonst die kleinen Kügelchen aus an der Luft hart gewordenem Lehm bei mir. So, der traf. Und jetzt kommt Ordnung in die Sache. Höher und höher steigt der „wohleingejagte" Schwarm, enger und enger hält er zusammen. Wie das schimmert und glänzt im Morgensonnenschein, wenn einer der Schwärme plötzlich eine kühne Schwenkung ausführt. Aufwärts und abwärts geht es in rasendem Fluge, nach rechts und nach links. Wir haben uns auf die Bank gesetzt und sehen dem Treiben mit unbeschreiblichem Vergnügen zu. Bessere Flieger und einen besseren Schwarm als wir hat kein Mensch in der Stadt. Grunows Schwarm ist allerdings noch einmal so stark als der unsrige und der des Regierungsrats ist auch größer, aber die Menge macht es nicht.

Wie Grunows Schwarm sich dem unsrigen nähert, machen sich zwei Tauben von ihm los und schließen sich letzterem an. Der Vorfall erregt geringes Interesse, denn wir stehen mit den Nachbarn im Kartell, d. h. wenn eine ihrer Tauben sich in unseren Schlag verirrt, muß sie dem Besitzer ausgeliefert werden. Aber da, was ist das? Eine einzelne Taube kommt über den Dächern zum Vorschein, „steigt" und „steigt," bis sie endlich unseren Schwarm erreicht und nun mit ihm fliegt. Sie ist ein „Mövchen," also eine Fremde, denn weder Grunow noch der Regierungsrat hat Mövchen. Unsere Schwärme bestehen ausschließlich aus „Werfern" (d. h. Tümmlern).

„Ich meine, wir lassen die Dachhühner heraus." Ein zustimmendes Nicken und wir öffnen das Flugloch der „Dachhühner." Unter diesem Spottnamen verstehen wir die Tauben, welche nicht um ihres Fluges, sondern um ihres sonderbaren Gefieders willen gehalten werden. Da kommen sie heraus,



Abb. 1. Indianertaube und Karriertaube.

die Perücken- und Pfautauben, fliegen auf den Boden herab und lassen sich die Körner schmecken. Ihr Anblick soll den „Wolkenstechern“ hoch oben sagen, daß es an der Zeit ist, auf die heimischen Dächer zurückzukehren.

Das Signal wird auch verstanden, und der Schwarm senkt sich mehr und mehr. Da taucht wieder ein Vogel über den Nachbardächern auf und fliegt dem Schwarm zu, aber diesmal ist es keine fremde Taube, sondern der Schrecken aller Züchter, der Habicht. Bei seinem Anblick ergreift jähes Entsetzen den Schwarm und wilder Zorn seine Besitzer. Die Tauben steigen wieder und stürmen in rasender Hast dahin. Solange sie zusammen bleiben, haben sie Aussicht auf Rettung, denn die wildbewegte Luft verwirrt den Räuber. Eine Weile geht alles gut, aber da, o weh, der Mohrenkopf hat sich absprengen lassen und ist verloren. So, jetzt hat ihn der Stößer! Nein, doch nicht, der Stoß ging fehl. Aber nun! Wieder nicht, und nochmals nicht und abermals nicht. Wir verüben unterdessen einen Lärm, der einen Toten erwecken könnte, und Grunow nebst seinen Lehrjungen und der Regierungsrat mit seinen Knaben thun es uns gleich: alles pfeift, so grell es kann, indem es die oberen Gelenke von Zeige- und Mittelfinger in den Mund steckt, aber der Stößer kennt das und läßt sich nicht

irre machen. Wenn er schließlich doch von seinem Opfer abläßt und verdrießlich davon fliegt, so geschieht das nicht, weil er sich vor uns fürchtet, sondern weil der Mohrenkopf ihm an Gewandtheit „über“ war.

Wer aber ist seliger als wir! Wir können es gar nicht erwarten, bis der verängstigte Schwarm, zu dem schließlich auch der Mohrenkopf wieder stieß, auf die Dächer zurückkehrt. Mit ihm das fremde Mövchen. Längst ist der eine von uns im Schlage und pfeift zum Futter, während der andere unten die Hand an der Schnur hält, die zur „Klappe“ führt. Die hier heimischen Tauben drängen eilig in den Schlag, denn der Flug hat sie tüchtig hungrig gemacht, aber die Fremde bemerkt nun, daß sie nicht zu Hause ist und wird ängstlich. Jetzt siegt der Hunger über das Mißtrauen. Sie sitzt schon auf dem Rande der Klappe und wird gleich herabspringen auf das Flugbrett. Dann schnelle ich die Klappe zu, und die Taube ist unser. Aber so gut soll es uns nicht werden. Das Mövchen fliegt im letzten Augenblick wieder auf den Dachfirst. Es scheint nicht üble Lust zu haben, sich auf und davon zu machen. Das darf nicht geschehen. Die „Dachhühner“ werden vom Boden aufgeschreckt und umgeben den Fremdling. Verlockend ertönt das Pfeifen aus dem Schlage. Immer wieder ist das Mövchen im Begriff in ihn zu gehen, aber immer wieder siegt das Mißtrauen. Da fliegen plötzlich drei fremde Mövchen über das Dach und nun ist kein Halten mehr.

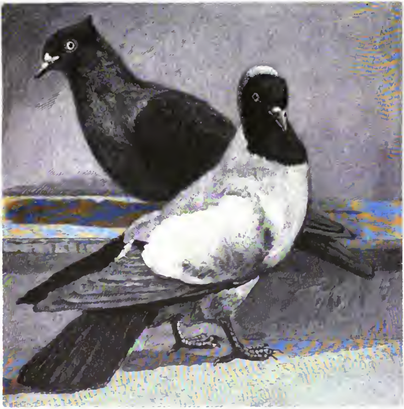


Abb. 2. Gimpeltauben.



Abb. 3. Pfaffentaube.

Der Fremdling hat die Schlaggenossen erkannt und eilt mit ihnen der Heimat zu.

Wo kamen die Retter in der Not zu so unrechter oder rechter Zeit her? Der Besitzer des gefährdeten Mövchen, der dicke Bäckermeister Römer, hat längst bemerkt, daß sein Vogel sich unserem Schwarm anschloß. Da er mit uns kein Kartell hat, erkennt er die Gefahr. Er ergreift die ersten besten Tauben, die er im Schlage findet, steckt sie in die Taschen und eilt mit ihnen unserem Hause zu. Dort läßt er sie „auf," d. h. fliegen, und rechnet darauf, daß sie den Flüchtling mitnehmen werden. Und mit Recht, wie wir sahen.

Der Ausdruck „Kartell" mag noch näher erklärt werden. Nach unserem Provinzialrecht war die fliegende Taube vogelfrei, d. h. wer sie fing, konnte sie behalten. Gebrauch war es übrigens, daß der Fänger nicht den vollen Preis verlangte, sondern nur ein mäßiges „Schlaggeld."

So trieb man es vor fünfzig Jahren von Ostende bis Reval, wo immer Menschen mit niederdeutschem Blut in Städten beisammen wohnten. Die Hauptsache an der Taubenliebhaberei war das Fliegen im Schwarm. Daneben züchtete man auch auf Farben. Besonders beliebt waren Mohrenköpfe, weiße Tauben mit schwarzen Köpfen und Schwänzen; Weißschwänze aller Farben; Kolotten, die heutigen „Schnippen," weiße Tauben mit einem buntfarbigen Flecken auf der Stirn und ebenso gefärbtem Schwanz; Kopenhagener, die heutigen Elstern, buntfarbige Tauben mit weißen Flügeln. Zog man Mövchen, so waren diese meist hellblau geschildert. Solche mit gelben und braunen Schilden waren selten, wurden sehr geschätzt und teuer bezahlt. Feldflüchter, die wir „Spuchte" nannten, wurden verabscheut, und wenn sie sich in einen Schlag wagten, erbarmungslos getötet. Jede Taube, deren Augen nicht „echt," d. h. perlgrau waren, stand im Verdacht, Spuchtblut in den Adern zu haben, und ihr Leben war gefährdet.

Von den eigentlichen Luxustauben waren nur die Perücken- und die Pfautauben verbreitet, erstere weiß, braun oder gelb, letztere ausnahmslos weiß.



Abb. 4. Fliegende Blondinette. Trommeltaube.

Die eigentlichen Träger der Liebhaberei waren überall die wohlhabenden Handwerksmeister und die Gastwirte. Außerdem gab es Liebhaber in allen Ständen. Leider darf nicht verschwiegen werden, daß diese Liebhaberei, die oft zur maßlosen Leidenschaft ausartete, nicht selten dem Einzelnen zum Unheil wurde. So mancher Taubenfreund lebte mehr seinem Schwarm als seinem Beruf, und mancher Knabe zumal geriet auf Abwege. Doch das waren Ausnahmen. In den meisten Fällen verschönte die Taubenliebhaberei hart arbeitenden Männern das Leben.

Mehr oder weniger ist es ja so geblieben, wie ich eben zu schildern versuchte, nur hat der aus England kommende Taubensport auf die Taubenliebhaberei vielfach verderblich eingewirkt. Jene Einseitigkeit, in der die Stärke des Engländers liegt, wird von uns Deutschen nun einmal nicht erreicht. Wir Deutsche sind außer stande, eine Liebhaberei, ein Spiel zu betreiben wie eine Arbeit. Lassen wir nun von den Engländern unsere Kreise stören, so kommt dabei für uns wenig Gutes heraus.

Das haben auch unsere Taubenfreunde erfahren. Als sie sich unter dem Einfluß der Ausstellungen verleiten ließen, mit den Engländern um die Wette zu züchten, verdarben sie nur zu oft unsere Arten und blieben in Bezug auf die neuen, fremden doch Stümper. Es soll ja garnicht geleugnet werden, daß die Engländer mit Hilfe des orientalischen Materials ganz herrliche Vögel züchten, wir werden weiterhin ausführlich von ihnen handeln, aber unseren nationalen Neigungen entsprechen diese keineswegs, und die Kreuzung mit diesen Fremdlingen hat unsere Tauben für die Befriedigung dieser vielfach verdorben. Unsere heutigen „Wolkenstecher“ haben sich kaum irgendwo noch ganz rein erhalten, und gut eingejagte Schwärme mit ihrem entzückenden Flugspiel sind eine Seltenheit geworden. Und was ist aus unseren deutschen Mövchen geworden! Aus einer trefflichen Flugtaube ist durch die Kreuzung mit eng-

lischen „Eulen“ und „Turbits“ eine Luxustaube gemacht, welche als solche anspruchsvolle Augen doch nicht befriedigt. Es ist die höchste Zeit, uns hier wieder auf uns selbst zu besinnen und zwischen unseren Schwarm- und Luxustauben eine reinliche Scheidung eintreten zu lassen.

Die Engländer, die auf allen Gebieten der Tierzucht den anderen Völkern weit voraus sind, züchten neuerdings die Tauben mit ganz besonderer Leidenschaft. Seit ihr großer Landsmann Darwin diese Vögel vielfach zum Gegenstand von Experimenten machte, um seine Theorie von der Entwickelung der Arten zu begründen, hat die Züchtung der Tauben gewissermaßen einen wissenschaftlichen Charakter angenommen. Überdies bietet die Taubenzucht, als Sport betrieben, dem Züchter ein dankbares und weites Feld. Die Generationen folgen schnell aufeinander, so daß man bald das Resultat seiner Bemühungen vor Augen hat. Man kann ferner auf alles Mögliche züchten: auf die Art des Fluges, auf die Farben, auf die Feder- und auf die Körperbildung.

Die Urheimat der Taubenzucht ist der Orient. In diesem siedelte sich zuerst die Felsentaube, die Stammutter aller unserer Haustauben, in den Höhlungen an, welche ihr die menschlichen Wohnstätten boten, und wurde ein halbzahmes Tier. Man errichtete für dieses besondere Räume, die Taubentürme, und die Zähmung schritt vor. Als man dann entdeckte, daß diese Vögel sehr dazu neigten, Spielarten zu bilden, als man die ursprünglich mohnblauen Tauben mit weißem Unterrücken weiße oder gescheckte Junge erbrüten sah, begann die eigentliche Züchtung. Man bemühte sich, was ursprünglich nur ein gefälliger Zufall war, durch bewußte Zuchtwahl der Paare festzuhalten und sah seine Bestrebungen mit Erfolg gekrönt. Um 3000 v. Chr. hatte man in Ägypten schon gezähmte Tauben, in Klein-Asien waren sie, sobald das Land in die Geschichte tritt, zahlreich vorhanden. In



Abb. 5. Englische Möwchentaube.

Syrien galten die anmutigen Vögel für heilig, und diese Vorstellung hat sich in Central-Asien bis heute erhalten. Nicht nur dort. Da die Taube in der hl. Schrift gewissermaßen als Symbol des hl. Geistes erscheint, sind diese Tiere in ganz Osteuropa noch heute vor allen Nachstellungen sicher. Kein Russe genießt das Fleisch der Taube, wohl aber hält er es für ein gutes Werk, die halbwilden, die seine Städte in ungeheueren Massen bevölkern, zu füttern. Wer je in Petersburg war, wird sich des wunderbaren Anblicks erinnern, den dort die Halteplätze der Droschken bieten, z. B. der auf tauben. Im Talmud werden bereits zehn Taubenarten unterschieden. Es ist sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht nachweisbar, daß die wichtigsten Taubenarten mindestens schon aus der Zeit des Orbis Terrarum stammen. Wie anmutig ist die Vorstellung, daß die Perückentaube zuerst in cyprischen Heiligtümern der Venus entstand. Ihre Gestalt würde dann gewissermaßen die jugendliche Priesterin nachbilden, von deren Haupt rechts und links Schleier herabwallen. Die zierlichen und doch so flugkräftigen und

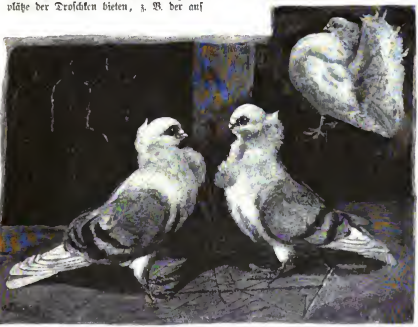


Abb. 6. Amerikanische Schildmövchentaube.

dem Andreasmarkt, auf Wassiljewski-Ostrow. Hunderte von Tauben umgeben die Gespanne und werden von den Kutschern gefüttert. Auf dem Rücken jedes Pferdes sitzen zwei, drei, vier Tauben und halten ihren Mittagsschlaf.

Sehr bald benutzte man im Orient den Orientierungssinn dieser Vögel und verwandte sie als Briefboten. Während der Kreuzzüge hatten die Sultane regelmäßige Taubenposten.

Daneben züchtete man fleißig Luxus- fluggewandten Mövchen mögen dagegen die ersten Brieftauben gewesen sein.

Vom Orient aus kam die Freude an den Haustauben wohl auch zuerst nach Niederdeutschland, wo sie schnell Wurzel gefaßt haben wird, ohne daß wir näheres hierüber erfahren.

Als die Engländer die Taubenzucht in die Hand nahmen, boten ihnen Niederdeutschland einerseits, der Orient anderseits reiches Material. Sie gingen mit gewohnter Energie und mit ihren reichen Mitteln ans



Abb. 7. Blondinettetaube und Satinettetaube.

Werk und erzielten bald wunderbare Erfolge. Ihre Luxustauben bieten in der That einen entzückenden Anblick und auch diejenigen unter unseren Lesern, die sich nie näher mit Tauben abgegeben haben, werden die Typen, die wir ihnen nach bestem englischem Material vorführen, mit Interesse betrachten.

Beginnen wir mit einigen Tauben, welche ursprünglich reine Flugtauben waren und erst durch den Sport zu Luxustauben wurden. Da ist zunächst der Karrier (Abb. 1). Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Tauben, welche 3000 Jahre v. Chr. in Ägypten erwähnt werden, die Vorfahren der Karriers waren. In den Tauben der ägyptischen Hieroglyphen erkennt man deutlich die Umrisse dieser Vögel. Es waren von vornherein sehr kräftig gebaute, für einen langanhaltenden Flug wohl geeignete Tauben. Ob sie damals schon die seltsamen Wucherungen um die Schnabelwurzel hatten, welche sie heute charakterisieren, ist nicht zu ermitteln. Nach Europa scheinen sie von Bagdad aus gekommen zu sein. Holländische Schiffer führten sie im XVI. Jahrhundert von dieser Stadt aus in die Niederlande, wo man sie Bagdetten nannte. In England waren sie schon im Jahre 1735 bekannt und erfreuten sich als Flugtauben großer Beliebtheit, bis sich der Sport ihrer bemächtigte und sie durch ungeheuerliche Ausbildung ihres Kennzeichens für den Flug verdarb. Die Wucherung nämlich, welche ursprünglich nur die Schnabelwurzel umgab und sich als Ring um das Auge schloß, hat sich unter dem Einfluß der Züchtung als ein an Blumenkohl erinnerndes Gebilde um den halben Schnabel gelegt und umfaßt in breitem Kranze die Augen, so daß sie auf dem Schädel fast zusammenstößt. Ich kann nicht finden, daß diese Bildungen den Vogel irgend verschönern, ich bin vielmehr der Meinung, daß sie eine ursprünglich sehr schöne Taube nur entstellen. An sich ist nämlich der Karrier eine der stattlichsten Tauben. Seine Haltung ist ungemein stolz und aufrecht, der Hals lang, die Brust breit, die auf dem Schwanz ruhenden Schwingen sind mächtig entwickelt. Der Vogel wäre an sich vorzüglich geeignet, in schnellem Flug die Luft zu durchschneiden und erst die Züchtung hat ihn dazu unfähig gemacht. Warum sie das that? Ja, wer kann diese Frage beantworten. Die englischen Züchter fanden eben an der Mißgestalt ihre Freude und vermehrten sie nach



Abb. 8. Perückentaube und Brieftaube.

Kräften. Der Umstand, daß die Wucherung die Tendenz hat, auf ihren ursprünglichen bescheidenen Umfang zurückzugehen, gab der Zucht überdies noch einen besonderen Reiz. Man züchtet die Karriers ausschließlich einfarbig und verlangt von ihnen noch als besonderes Kennzeichen, daß der Ober- und Unterschnabel gleich stark und lang sind.

Der nächste Verwandte des Karriers ist der Indianer, d. h. richtig Indier, d. h. noch richtiger Berber, denn der Indianer stammt aus der Berberei (Abb. 1). Diese Taube hat auch einen wulstigen roten Augenring, aber einen ganz kurzen, mit Warzen versehenen Schnabel. Die Indianer sind schwarz, weiß oder gelb gefärbt. Blaue gehören zu den größten Seltenheiten.

Die Indianer waren im XVI. Jahr-

hundert in England die Modetauben. Shakespeare erwähnt ihrer, und die Königin Maria Stuart pflegte sie in den traurigen Tagen ihrer langen Gefangenschaft.

Die Gimpeltauben (Abb. 2) stammen aus Süddeutschland und Österreich. Die Engländer nennen sie „Archangel,“ doch hat dieser Name nichts mit der gleichnamigen russischen Stadt zu thun, sondern ist aus arc en ciel, Regenbogen, entstanden, weil die Farben irisieren, und züchten sie in zahlreichen Spielarten. Eigentlich müssen beim Gimpel Schwanz, Rücken und Flügel blau oder schwarz, Hals, Brust und Bauch rot oder gelb sein, doch züchtet man auch Vögel wie die gelbe Nonne auf unserer Abbildung.

Die Gimpeltauben sind überhaupt in erster Reihe Farbentauben. Wundervoll sehen die Spiegelgimpel aus, bei denen der Körper irisierend rot oder gelb ist, während die zartweißen Flügel Binden von der Farbe der Brust aufweisen.

Ebenfalls in erster Reihe Farbentaube und gleichfalls hauptsächlich in Süddeutschland verbreitet, ist die Pfaffentaube (Abb. 3). Diese Taube ist meist blau, doch kommt sie auch schwarz, braun oder gelb vor. Der obere Teil des Kopfes, auswärts von einem durch das Auge gehenden Strich, ist weiß, doch darf dieses Weiß sich nicht auf die Innenseite der Haube erstrecken. Weiße Flügelbinden werden sehr geschätzt. Die Füße haben starke Latschen.

Die Pfaffentauben gelten für gute Flieger.

Während die Namen der Gimpel- und der Pfaffentaube sich mit gutem Grunde auf die Färbung beziehen, verdankt die Trommeltaube (Abb. 4) den ihrigen ihrer Stimme, die von der der anderen Tauben abweicht. Die Engländer nennen unsere Vögel „Trompeter,“ doch erinnert der Ton vielmehr an eine Trommel. Der Täuber und mitunter auch die Täubin lassen, wenn sie erregt sind, das Trommeln Minuten lang hören.

Die Heimat der Trommeltaube ist Centralasien. Von dort aus hat sie sich über Rußland verbreitet und später namentlich in Altenburg und Sachsen zahlreiche begeisterte Anhänger gefunden. Hier züchtet man in erster Reihe auf das Trommeln hin und erzielt in der That ganz wunderbare Musikanten. In England dagegen legt man das Schwergewicht auf die Federbildung und hat hierin ja auch ein sehr dankbares Objekt vor sich, denn die Trommeltaube hat außer einer Muschelhaube noch eine den ganzen Vorderkopf bedeckende „Nelke,“ breite Hosen und ebensolche Latschen. Unsere Abbildung zeigt ein vorzüglich schönes Exemplar, bei dem die untersetzte Gestalt des Körpers mit der breiten Brust und dem kurzen Halse vorzüglich zu ihrem Recht kommt.

Man züchtet die Trommeltauben in allen möglichen Farben, doch sind die einfarbigen wohl die hübschesten.

Als Flieger haben die Trommeltauben nur einen sehr geringen Wert. Sie sind eigenartige Luxustauben und wollen als solche betrachtet sein.

Wahrhaft reizende Tauben sind die Mövchen, von denen schon weiter oben die Rede war. Unser altes deutsches Mövchen ist eine ganz vorzügliche Flugtaube. In waldreichen Gegenden, in denen der Habicht das Halten von Tümmlern unmöglich macht, kann man Mövchen immer noch züchten, denn es gelingt dem Stößer nur selten, ihrer habhaft zu werden. Sie haben ferner einen vorzüglichen Orientierungssinn, und hätten wir nicht eine besondere Rasse Brieftauben, so könnte man sie sehr wohl als solche benutzen. Dazu kommt ihr reizendes Aussehen. Obgleich das Mövchen eine der kleinsten Tauben ist, macht es doch einen überaus angenehmen Eindruck, denn es hält sich prächtig aufrecht und die großen Augen blicken kühn in die Welt. Der ganze Vogel ist ungemein graziös und zierlich, gleichviel ob er steht, sitzt oder fliegt. Hierbei spielt denn das „Jabot“ die Hauptrolle. Dieses Jabot ist ein Busenstreif, der von der Kehle bis zur Oberbrust läuft und aus seltsam gekrausten Federn besteht. Allerliebst ist auch der kurze Schnabel.

Die Mövchen haben ihren Namen unzweifelhaft daher, daß sie ursprünglich nur blau geschildert vorkamen. Meinem Geschmack nach sind und bleiben auch die geschildeten Mövchen, zumal die blau geschildeten, die hübschesten, und es ist eine Verirrung, diese Tauben einfarbig oder in anderen Schattierungen zu züchten. Ein Schwarm geschildeter Mövchen bietet bei blauem Himmel und hellem Sonnenschein einen köstlichen Anblick.



Abb. 9. Pfautaube.

Auch diese Taube stammt aus Centralasien und hat sich von dort aus über die Mittelmeer-Länder verbreitet. Im XVI. Jahrhundert war sie schon in England. Die Liebhaberei für die Mövchen hat eine ungeheure Ausdehnung, denn man züchtet sie heute in China, in Vorderasien, in Nordafrika mit der größten Leidenschaft. In Niederdeutschland waren die „Kortbecks," die Kurzschnäbel, seit Jahrhunderten sehr beliebt. Waren sie doch eben Flugtauben. In Norddeutschland hat man immer solche bevorzugt, während Mittel- und Süddeutschland sich mehr an Farbentauben hielten.

Die Engländer unterscheiden dreierlei Arten Mövchen: 1) Eulen, d. h. glattköpfige, einfarbige Tauben; 2) Turbits, gehaubte Schildmövchen; 3) Blondinetten, orientalische Mövchen.

Ein herrliches Exemplar eines Turbits zeigt unsere Abbildung 5. Die Engländer verlangen von einem solchen eine tadellose Spitzhaube, die stark auf dem Hinterkopfe sitzt. Die Schilder zeigen deutliche Binden.

Die amerikanischen Schildmövchen erscheinen wie eine Kreuzung von Eulen und Turbits (Abb. 6). Sie sind wie letztere glattfüßig. Engländer wie Amerikaner sind so verständig, fast nur geschildete Mövchen zu züchten. Bei uns liebt man, vorzüglich am Rhein, auch einfarbige Weißschwänze; doch sollte man diese Zeichnung den Tümmlern überlassen.

Die Blondinetten und Satinetten (Abb. 7) sind ursprünglich kleinasiatischen Ursprungs. Erstere sind einfarbig mit Spiegelschwanz und Spiegelschwingen, d. h. die farbigen Schwanzfedern haben am Ende einen großen rundlichen weißen Fleck, und die Schwingen zeigen einen ebensolchen pfeilförmigen. Die Satinetten sind federfüßige Schildmövchen mit dunkeln Pfeilflecken auf weißem Grunde.

Da wir von den Brieftauben ein andermal ausführlich berichten wollen, lassen wir sie heute unbeachtet und wenden uns gleich den Perückentauben (Abb. 8) zu. Diese liebliche Taube, die hübscher und zutreffender Schleiertaube heißt, ist, wie wir schon sahen, wahrscheinlich zuerst im alten Syrien gezüchtet. Wer in den Tauben in erster Reihe nur den Schmuck seines Daches und seines Hofes sieht, kann sich außer der Pfauentaube keine hierfür geeignetere wünschen, als die Schleiertaube. Diese hat eine lange Gestalt und dieser entsprechend lange Schwingen. Früher verlangte man auch



Abb. 10. Pfautaube (Schottischer Schlag).



Abb. 11. Kropftauben.

lange Schnäbel, doch erfordert die Mode, wie mir scheint mit Unrecht, jetzt kurze. Das Auge muß „echt," d. h. perlfarbig sein. Die Schleier wallen als Federkrause mit großen Federn lang herab. Diese Schleier und das Gesamtaussehen, wie die langsame, würdige Haltung dieser Taube bewirken, daß sie unwillkürlich an eine von einem Boamuff umwickelte Dame erinnert. Sie ist eine vorzügliche Mutter und läßt es sich gern gefallen, daß man ihr fremde Eier oder Junge unterlegt. Man züchtet sie einfarbig oder „gemöncht," d. h. mit weißem Kopf, Schwanz und Schwingen. Besonders schön sind rein weiße Schleiertauben.

Im Gesamtcharakter der Schleiertaube nahe verwandt, wenn auch ganz anders gestaltet, ist die Pfauentaube, der „Fächer-

schwanz“ der Engländer (Abb. 9 und 10). Diese schöne Ziertaube stammt aus Indien, wo sie noch heute weit verbreitet ist. Die Engländer unterscheiden zwei Rassen, eine große, die englische, und eine kleinere, die schottische. Für die Pfauentaube charakteristisch sind der lange, nach rückwärts getragene Schwanenhals und der radförmige an den Pfau erinnernde Schwanz. Dieser soll aus möglichst vielen Federn bestehen, aus zwei bis drei Dutzend. Diese Pfauentaube kam ursprünglich wohl nur weiß vor, doch hat man in Deutschland alle möglichen Farben gezüchtet. Die schönste bleibt aber immer die weiße.

Über den Geschmack läßt sich nicht streiten, für mein Auge behalten aber die Pfauentauben immer etwas Gekünsteltes, und ich ziehe ihnen als Ziertauben die Schleiertauben bei weitem vor. Die Pfauentauben brüten und ätzen übrigens so gut wie diese und das will viel sagen.

Eine vollständige Kunstrasse sind die heute so beliebten Kropftauben (Abb. 11). Diese Art entstand vermutlich zuerst in Deutschland. Im XVI. Jahrhundert war sie in Flandern sehr verbreitet, ihre volle Ausbildung erhielt sie in England. Ihr Vorzug besteht darin, daß diese Vögel ihren Kropf in unerhörter Weise aufblasen können und daß ihre ganze Gestalt kaum noch an eine Taube erinnert. Ich bekenne, nichts Unsympathischeres zu kennen als diese Karikatur, sie wird aber heute allerorten mit der größten Leidenschaft gezüchtet, obgleich oder weil diese Zucht mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Man gibt den Jungen der Kropftauben entweder Ammen aus anderen Arten, oder man überläßt den Eltern nur eins. Wie die Ungestalten der Kröpfer ausschauen, ersieht der Leser am besten aus unserer Abbildung. Gut sind sie dazu, Züchter zu befriedigen, welche für die Ästhetik der Taube auch nicht das allerkleinste Verständnis haben und auf den Ausstellungen Paradestücke abzugeben. Eine andere Aufgabe sollen und können die Kröpfer nicht haben.

Die Herbstzeitlose.

Von Ilse Frapan.

Sie haben in Winden und Rosen gewohnt,
Sie sangen der Sonne und harften dem Mond,
Sie tanzten zu Nacht über Ähren und Gras,
Und schwangen die Schleier voll tauigem Naß.

Vorüber, vorüber, du flüchtige Schar!
Der Sommer, er reißt sich den Kranz aus dem Haar,
Er legt sich zum Sterben in Nebel und Duft,
Ein einziges Blümlein bekränzt seine Gruft.

Nackt schwankt es empor aus dem modrigen Grund,
Mit zärtlichen Gliedern, mit schmachtendem Mund,
Vergänglich Gebilde, verhängnisvoll schön,
Wie zitternde Schatten in luftigen Höh'n.

Der letzte der Elfen lehnt still im Gebäu,
Im dunkelnden Auge nicht Liebe, nicht Reu';
Kühl schaut er und sinnend ins westliche Rot —
Zeitlose, du bleiche, dein Elf ist der Tod.



Modellpause. Nach dem Gemälde von L. Bechi.

Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański.

(Abdruck verboten.)

Die Leser kennen zweifellos Ludwig Pietsch; und die meisten würden ihn wahrscheinlich auch dann kennen, wenn sie seinen Namen nicht über manchem Artikel dieser Hefte und sein von Herkomer radiertes Porträt nicht in dem Herkomer-Artikel dieses Jahrganges gefunden hätten. Ist er doch einer der bekanntesten deutschen Journalisten, der einzige lebende, der es in Berlin zu einer gewissen Popularität gebracht hat. Natürlich kenne ich ihn auch seit lange, aber trotzdem habe ich den Eindruck, als sei er mir erst jetzt durch sein Buch: „Wie ich Schriftsteller geworden bin. Erinnerungen aus den fünfziger Jahren.“ (Berlin, Verlag von F. Fontane & Co.) wirklich bekannt geworden. Und doch hatte ich vordem manches von ihm gelesen und viel von ihm gehört. Durch seine Freunde vor allem, daß er der liebenswürdigste Gesellschafter von der Welt sei. Aber wenn man einem Manne zwei- oder dreimal begegnet ist und ihn nur als großen Schweiger kennen gelernt hat, wird es einem schwer, ein solches Urteil zu teilen. Seine Kunstkritiken schienen mir von einem Wohlwollen für alle Welt diktiert, das meiner Natur nicht entspricht; seine Schilderungen aus der Berliner Gesellschaft häufig allzu tief in Fleischfarbe getaucht, tiefer, als es der gute Geschmack gestattet. Auch die Geschichte seines Lebens, wie sie bisher von seinen Bekannten — Freunden, Gleichgültigen, vereinzelten Gegnern — kolportiert wurde, ist mir in deren Darstellung nicht absonderlich interessant erschienen; solche Daten sind, selbst wenn sie mit den Thatsachen übereinstimmen, doch nicht viel mehr als Klatsch, solange einem der Schlüssel für das Rätselhafte oder Überraschende daran fehlt. Was nützt es mir, zu wissen, daß Ludwig Pietsch als angehender Kunstjünger aus Danzig nach Berlin kam, daß er aus Mangel an Mitteln seine Studien abbrechen mußte, daß er den Mut hatte in dieser Situation ein junges Mädchen zu heiraten, welches im wahrsten Sinne des Wortes ihm nichts mitbrachte wie ihre Schönheit, daß er Weib und Kind mühselig mit Zeichnungen für illustrierte Blätter ernährte und schließlich in der Journalistik einen sicheren und ertragfähigen Boden fand. Das ist gerade genug für ein Konversationslexikon oder für einen Menschen mit einer bösen Zunge, — dem Unbefangenen rückt es die Persönlichkeit weder näher noch ferner. Warum sollte ich leugnen, daß ich Ludwig Pietsch bisher ziemlich gleichgültig gegenübergestanden habe; ich habe ihn sogar für einen Schriftsteller gehalten, der mit einer wohlüberlegten Verleugnung aller Individualität und kluger Berechnung sich eine glatte Manier angeeignet und zur höchsten Virtuosität ausgebildet habe, — das kann man, wie jede geschäftliche Tüchtigkeit, anerkennen, aber es braucht niemandem übermäßig zu imponieren. Ich muß es eingestehen, daß ich Ludwig Pietsch sehr Unrecht gethan habe, — dem Menschen, wie dem Kritiker und Journalisten. Wer mit einer Begabung wie Pietsch ausgestattet, aus einem Daseinskampf ohnegleichen ohne eine Spur von Verbitterung hervorgeht, wer sehr geringen Freundschaftsdiensten ein so warmes Andenken bewahrt wie er, wer auf dem Gipfel eines Lebens voller durch eigene Kraft errungener Erfolge sich mit solch ungekünstelter Bescheidenheit auch an denen mißt, die den größten Teil dessen, was sie geworden sind, getrost auf Rechnung ihrer elterlichen Mitgift setzen dürfen, der entwaffnet nicht nur seine Gegner, sondern macht auch — was schwerer ist — den Gleichgültigen warm. Nach diesen Erinnerungen aus den fünfziger Jahren — nur ein kleiner Abschnitt aus dem Leben des bald Siebenzigjährigen — wird jeder Leser dem Urteil seiner Freunde beistimmen, die in Ludwig Pietsch eine bezaubernd liebenswürdige Natur sehen. Darin und in der Schönheitstrunkenheit, die ihn von Jugend auf beseelt hat, liegt der Schlüssel nicht nur für das Verständnis des Menschen, sondern auch für die Würdigung des Schriftstellers. Der letztere mag deshalb immer noch nicht jedermanns Geschmack entsprechen, aber man würde Unrecht thun, ihm eine Verleugnung seines Selbst vorzuwerfen. Er hat niemals jemandem wehe thun können, und wo sein Auge Schönheit sah, welcher Art sie auch immer sein mochte, da geriet er in überschäumende Begeisterung, deren Ausdruck nicht immer ungesucht erschien.

In dem Buche „Wie ich Schriftsteller geworden bin,“ hat Ludwig Pietsch gar nichts Gesuchtes. Das ist ganz schlicht, und die Größe der Darstellung liegt lediglich in ihrer Einfachheit. Was er von Thatsachen über sich selbst erzählt, das stimmt im wesentlichen mit dem überein, was über ihn erzählt wurde. Das äußerliche Interesse wird dadurch erhöht, daß dem Verfasser sich in die Schilderung seiner eigenen Erlebnisse unwillkürlich eine Schilderung des Berlin der fünfziger Jahre einflicht. Es ist der

Boden, in dem er Wurzel geschlagen hat und auf dem er gewachsen ist. Aber so viel Menschen er auch lebendig vor uns aufmarschieren läßt, deren Namen mehr oder weniger bekannt an unser Ohr klingen, das warme Interesse des Lesers konzentriert sich doch auf der Person des Erzählers, ob dieser die ersten Elendsjahre seiner jungen Ehe schildert, uns in die Künstlerateliers führt oder den geistig angeregten Duncker'schen Kreis zeigt, ob er uns den Milchkaffee der damaligen Ästhetiker vorsetzt oder uns bei Lassalle, dem großen Komödianten, zu Tische ladet. Als eine kritische Natur zeigt sich freilich Ludwig Pietsch auch in diesem Buche nicht; er steht allen diesen Menschen mit einer kindlichen Naivität gegenüber, ein Optimist, wie er wohl selten wieder gefunden werden wird. Oder eine vornehme Natur, die sich, rückschauend, nur des Freundlichen erinnern mag, das ihr widerfahren ist, — wahrscheinlich beides im Verein. Und diese liebenswürdige, kindliche Natur, — welch eine Zähigkeit entwickelt sie in dem Kampf ums Dasein, welchen Heroismus im Dulden, welche Unermüdlichkeit in der Arbeit! Wie viel Menschen würden sich aus Jahren der härtesten Entbehrung so viel Freude am Leben retten, um mit einer ganz objektiven Unbefangenheit auf sie zurückblicken zu können! Ich kann es mir nicht versagen, eine Probe dieser schlichten Schilderung zu geben, die wie das ergreifendste Kapitel aus dem Leben eines Menschen wirkt, trotzdem — oder weil — sie sich gar nicht als etwas Besonderes gibt. Ludwig Pietsch erzählt aus den Jahren seines Ringens: „Ein Gruppenporträt, fünf fast lebensgroße Kniefiguren der Familie meines Hauswirts für die Miete von 60 Thalern gemalt, Lithographien, was es auch immer sein mochte, — einmal waren es mehrere Tafeln voll Abbildungen uralter, gänzlich ungeschmückter, in Ägypten ausgegrabener Thonvasen für das große Werk von Lepsius, Bildnisse von „Budikern" und ihren werten weiblichen Angehörigen, für 20 Silbergroschen das Bildnis in zwei Kreiden, oder gegen Lieferung eines geringen Quantums Brot, Kartoffeln, Kohl, Rüben, Speck, Schmalz oder Brennholz, und dann und wann eine Zeichnung für einen Bildhauer, für Kiß, für v. Prinz, nach einem von ihm ausgeführten Modell — darauf waren und blieben noch für lange Zeit meine künstlerischen Arbeiten beschränkt, mittelst derer ich doch nur eine sehr partielle Erfüllung der vierten Bitte für mich und die Meinigen zu bewerkstelligen vermochte. „Täglich" wollte sich das Brot leider durchaus nicht einstellen, und dann wieder während mancher Wochen erschien es uns in der gar zu buchstäblich genommenen Form des — trockenen Brotes. — Nicht selten, zumal in den Wochen vor Weihnachten, gelang es meiner Frau besser, als mir selbst, dafür zu sorgen. Sie besaß, was die Franzosen die „mains de fée" nennen, welche spielend reizende kleine Wunderwerke zierlicher, duftiger, geschmackvoller Nadelarbeit schaffen konnten. Eine ganz besondere Kunst und Uebung bewies sie im Anfertigen der gesamten Ober- und Unterkleidung von Püppchen und Puppen jeder Art und Größe, denen sie dann diese bunten, schmucken Trachten, Hütchen u. s. w. aufs sauberste und netteste anzupassen wußte. Meist beschränkte sie sich auf die zerbrechlichste und gefälligste Gattung, die Wachspüppchen. Die Köpfchen mit Hals und Schultern, Brust- und Rückenstück, die Ärmchen und Händchen, die Beinchen vom Knie ab und Füßchen aus „fleischfarbig" zart rosig gefärbtem Wachs kaufte man damals vorzugsweise von einem Fabrikanten, einem sonderbaren Kauz, Herrn Zachäus, der sie in einmal hergestellten, nie veränderten Formen dutzendweise von Nr. 0, der allerkleinsten Gattung, bis zu Nr. 6, ausgoß und die Gesichter mit blauen Äuglein, blonden Haaren, roten Mündchen und Wänglein schmückte. Dieser Wachskünstler, — ich glaube, es war ein früherer Lehrer, — wohnte weit über den Alexanderplatz hinaus, in der Lietzmannsgasse, deren Namen eben damals durch einen unter scheußlichen Nebenumständen ausgeführten grauenhaften Dienstmädchenmord einen unheimlichen Klang gewonnen hatte. Waren wir im November so glücklich, zwei oder drei Thaler zur Verfügung zu haben, so wanderten wir zu Zachäus, — eine wahre Reise! — kauften ein oder zwei Dutzend Wachsköpfchen und Glieder und in verschiedenen Zeug-, Band- und Posamentierläden das zur Anfertigung der Kleidchen und Hütchen erforderliche Rohmaterial. Dazu gehörte der weiße Glanzkattun und das Seegras für die „Bälge," d. h. die kleinen Leiber, an welche jene Wachsteile anzuheften waren, der weiße Linon für Unterröckchen und -Höschen, der bunte Jakonet und die leichteste farbige Florenceseide für Kleider, Jäckchen, Schürzchen, der weiße Tüll, die schmalen farbigen Seidenbänder zu Besätzen und Garnierungen. Mancher jener Wanderungen nach der fernen Lietzmannsgasse kann ich immer nur mit einem gewissen Schauer oder körperlichen Frösteln gedenken. Oft traf es sich so, daß, wie meistens in Berlin um diese Jahreszeit, abscheuliches Schlackwetter die Straßen mit aufgelöstem Schnee bedeckt hatte. Und die selten lückenlosen Stiefelsohlen gewährten diesem eiskalten Schneematsch des Bodens nur zu ungehinderten Zutritt zu den Füßen! . . . . Die leeren „Bälge" aus Glanzkattun waren von den Händen meiner Künstlerin in fliegender Schnelligkeit genäht. Die hohlen Leiber galt es zunächst mit Seegras fest auszustopfen. Diese Hilfsarbeit behielt ich mir gewöhnlich vor. Sie konnte ganz mechanisch mit den Fingern ausgeführt werden und zog weder die Gedanken, noch die Augen von anderen Gegenständen ab. Ungehindert konnte ich während dieses Bälgestopfens bei dem spärlichen Licht einer Stearinkerze oder einer trüben „Studentenlampe" meiner, währenddes an den Puppenkleidchen arbeitenden Frau aus den wenigen noch geretteten eigenen oder leihweise herbeigeschafften Büchern die großen Litteraturwerke vorlesen, von denen meine Seele zumeist erfüllt und begeistert war, die ganze Ilias und Odyssee, die meisten Dramen Shakespeares aus einem zerlesenen Leihexemplar der Schlegel-Tieck'schen Übersetzung, deren Besitz noch aus meinen Knabenjahren stammte, Hermann und Dorothea,

Washingtan Irving, Carlyle, Tieck's Phantasus und Navellen, Dicken's Romane, — van dem einst so heiß geliebten Jean Paul hatte ich mich bereits gänzlich und mit einer gewissen Erbitterung abgewandt. — War ein Dutzend Püppchen von jenen geschickten, schlanken, mit wunderbarer Schnelligkeit arbeitenden Frauenhänden mit den selbstgefertigten lustig erfundenen Kostümen bekleidet und lag bunt und sauber im flachen Spahnkarbe, so ging es an das wichtigste Geschäft. Wir wanderten mit dem zugedeckten, möglichst gegen Wind, Schnee und Regen geschützten, gefüllten Korbe zu den Kunden, den Puppen- und Spielwarenhändlern in der Friedrichs- und Königsstraße, um ihnen die zierliche kleine Ware zum Kauf anzubieten. Gewöhnlich griffen sie mit beiden Händen zu. Sahen diese Kinderpüppchen dach gar zu hübsch, zu unwiderstehlich aus. Aber die Preise, die dafür geboten wurden und angenommen werden mußten, waren darum nicht weniger erbärmlich. Der Überschuß, der Reingewinnst ader Arbeitsverdienst, der nach dem Abzug der Kasten für die natwendigen Materialien für das nächste Dutzend für meine Frau blieb, hatte wirklich kaum die auf die Herstellung verwendete Mühe und Zeit verlahnt. Am Weihnachtstage selbst, am Heiligabend, stand sogar die Abnahme durch jene Kunden überhaupt in Frage. Konnten sie dach in sa später Stunde kaum noch auf Wiederverkäuser rechnen Was gab das dann ein trauriges Wandern van Laden zu Laden, unser Kleinstes auf dem Arm, durch die vam Winterwind gefegten, aber vom Regen gepeitschten, vom herabrieselnden Schnee überschütteten Straßen, in die schan der festliche Kerzenschein der Weihnachtsbäume aus sa manchen Fenstern hinausstrahlte! ..... Und aus jedem Laden wieder mit dem vallen Korbe heraus. „Nichts?“ — „Nichts. Sie sagen, sie können jetzt keine mehr brauchen!“ .....

In dieser Lage fand Ludwig Pietsch in dem Ehepaar Franz und Lina Duncker wahre Freunde und Retter in der Not. Daß der erstere ihm mancherlei Aufträge zuwandte, wird gewiß niemand gering anschlagen wollen, aber als ein besonderes Verdienst kann man es Franz Duncker dach nicht anrechnen, daß er einem tüchtigen jungen Menschen, den er brauchen konnte, Beschäftigung gab. Mit diesem Maßstabe der Wertschätzung müßte jeder Arbeitgeber für einen edlen Menschen erklärt werden. Höher ist ihm und seiner Gattin anzurechnen, daß sie dem jungen Künstler, der offenbar in Gefahr stand, in der Bohême unterzugehen, den geistig belebten Kreis ihres Hauses öffneten, und doppelt hoch, daß sie das nicht thaten, um sich protzenhaft als Mäcene eines jungen Talents aufzuspielen, sandern aus reinem Menschlichkeits- und Freundschaftsgefühl für Pietsch. Diese freundschaftlichen Beziehungen haben bis zum Tode des Ehepaares gewährt und sie nahmen ihren Anfang auch an einem Weihnachtsabend. Ludwig Pietsch erzählt davon: „An einem Abend, wenige Tage var dem Weihnachtsfest, trat eine Dame, in einen schwarzen Radmantel gehüllt, in unsere Wahnung ein. Zu meiner höchsten Überraschung erkannte ich beim Lampenschein in ihr Frau Lina Duncker. In ganz eigentümlich frischer, einfach herzlicher, munterer und natürlicher Weise lud sie mich und meine Frau samt beiden kleinen Kindern (sie hatte ein ebensolches Pärchen im gleichen Alter) ein, den Weihnachtsabend in ihrem Hause zu verleben. Das kam ebensawenig sentimental und „mitleidig,“ als herablassend pratektarmäßig heraus. Es war und klang genau wie eine Einladung an Leute, mit denen man bekannt geworden ist, die uns gefallen und die man zu bitten kommt, uns mit ihrem Besuch zu erfreuen und in näheren Verkehr mit uns zu treten. Eine in salcher Farm und solchem Tan gemachte Einladung kannten wir nicht ablehnen. Wir sagten unser Kommen zu. Nur zu wahlbegründete Bedenken stellten sich sehr bald bei uns darüber ein, wie wir es anfangen sallten, unsere äußeren Menschen auch nur einigermaßen gesellschaftsfähig zu machen. Aber wir erfreuten uns in diesem Punkt einer sa naiven Unbefangenheit, daß wir leicht darüber hinwegkamen. Zum Glück waren außer uns und Hermann Geibel nur sehr wenige andere Freunde des Hauses zur Weihnachtsfeier dart anwesend, und das ganze Wesen und Bezeigen dieser entsprach so dem natürlichen, echt menschlichen, freien und freundlichen Sichgeben des Herrn und der Herrin, denen jede Steifheit der Formen, alles prätentiöse Gethue wie jedes Protzentum völlig fern lag, daß sich auch unsere anfängliche leise Beklammenheit und Gêne rasch verloren. Mit innigem Behagen atmete ich die klare, erfrischende geistige Lebensluft ein, die mich hier umwehte und genaß ich den ganzen Reiz der sa lange entbehrten heiteren Geselligkeit eines glücklichen, wahlgeordneten, gebildeten Hauses, während die Kinder verklärt und staunend den graßen strahlenden Weihnachtsbaum und den Gabentisch umstanden und mit den Duncker'schen Kindern spielten. — Mit diesem Abend war der intime Verkehr mit dem Franz Duncker'schen Hause eingeleitet, dem ich nach jeder Richtung hin so unendlich viel zu verdanken habe, — und nicht zum wenigsten auch indirekt für meine spätere litterarische Laufbahn.“

In diesem Hause lernte Ludwig Pietsch auch Lassalle kennen, der dart seine Rolle mit derselben fascinierenden Wirkung spielte wie fast überall, wo er erschien. Auch Pietsch hat sich dieser Wirkung nicht entziehen können und sich ihr bis heute wohl nicht ganz entzagen. Ich meine nicht etwa, was die politische Richtung van Ludwig Pietsch anbetrifft, denn Pietsch ist seiner ganzen Anlage nach eine so ganz und gar nichtpalitische Natur, daß auch der intime Verkehr mit einem Lassalle ihn nicht politisch ankränkeln · konnte. Aber mir scheint, daß Pietschs Urteil über Lassalles Charakter immer noch beeinflußt ist van dem Zauber seiner Persönlichkeit, so wenig blind er auch gegen einzelne Züge ist, die eigentkich genügen könnten, diesen Zauber zu zerstören. Wenn Pietsch das Tagebuch des jungen Lassalle, dessen Echtheit van niemand angezweifelt worden ist, gelesen hätte, würde er wahrscheinlich van dem Glauben zurückkommen, daß dieser Mann „der wärm-

sten, innigsten und zartesten Empfindung" fähig gewesen sei. Mir wenigstens hat dieses Tagebuch genügt, um die Person Lassalles alles ritterlichen und gemütvollen Flitters, den er selbst und seine Verehrer darumgehängt, gründlich zu entkleiden. Ich glaube nicht einmal mehr daran, daß dieser Mann an sich selbst und seinen Erfolg glaubte, wenn auch Ludwig Pietsch, wie viele andere, berichtet: „denn daß ihm, Ferdinand Lassalle, persönlich zuletzt doch die Frucht des Sieges der socialen Revolution zufallen müsse und er als ‚Präsident der Republik', — wohlgemerkt mit ‚acht Schimmeln vor dem Triumphwagen', — in das Brandenburgerthor einziehen werde, — daran kam ihm nie ein Zweifel." Lassalle hat wohl gewußt, wie sehr solche Faseleien im Freundeskreise geeignet waren, den Nimbus zu verstärken, mit dem er sich zu umgeben wußte. Auch Frau Shewitsch — früher Frau Friedmann, noch früher Frau von Racowitza, und vordem Helene von Dönniges — erzählt von den acht Schimmeln, aber ihr gegenüber war es keine Präsidentschaft, sondern eine Dynastie Lassalle, die sie ziehen sollten. Lassalle wußte viel zu genau zu rechnen, um die Macht zu unterschätzen, gegen die zu kämpfen er vorgab, und ich glaube, sein Ehrgeiz wäre befriedigt gewesen, wenn er als „Baron" Lassalle auf einem Ministerposten geendigt hätte. So wenigstens allein läßt sich sein wirkliches Ende erklären, das auch Ludwig Pietsch noch als eine Tragödie aufzufassen scheint: „Um eines falschen Weibes willen war er nun doch auf ‚das Terrain' hinausgetreten! Und mit der Pistole, die er ja sicher zu handhaben vermeinte, hatte er seinen Gegner verfehlt!?" — Lassalle war kein Grieche, und um die Schönheit der Helena ist es ihm sicher nicht in erster Linie zu thun gewesen. Aber eine Verbindung mit einer einflußreichen Diplomatenfamilie hätte es ihm erleichtert, seiner Sache den Rücken zu kehren und für seine Person auf neuen festen Boden zu treten. Für die Sache, die er vertrat, ist er wohl gerade rechtzeitig gestorben, für sich selbst nicht minder, wenn ihm die Nachwelt nur die fünf Groschen wert gewesen wäre, um die er seine Schulfreunde zu bemauscheln liebte. — Es wäre sehr schade, wenn Ludwig Pietsch sich auf dieses Bruchstück seiner Erinnerungen beschränken wollte. Er selbst mag diesen Abschnitt seines Lebens mit Recht als den für ihn wichtigsten betrachten, dem Leser wird er immer die meiste innerliche Teilnahme abgewinnen, — aber auf Interesse darf Pietsch rechnen, auch wenn er zusammenfassend noch einmal von der zweiten Hälfte seines reichen Lebens erzählt. Das wäre nicht dasselbe, als wenn er seine Feuilletons der letzten dreißig Jahre einfach gesammelt herausgeben wollte.

Im Verlage von Breitkopf & Härtel, Leipzig, erschien „Friedrich von Flatows Leben," von seiner Witwe. Es ist peinlich, einem Werke der Pietät nachsagen zu müssen, daß es seinen Zweck verfehlt hat; aber in der That hätte der dem volkstümlichen Komponisten fernstehendste Mensch sein Leben kaum weniger äußerlich schildern können als Frau von Flatow es in diesem Buche gethan hat. Was die Verfasserin darin gibt, sind Namen und Daten, und Wesentliches und Unwesentliches ist mit gleicher Ausführlichkeit behandelt. Darauf bereitet den Leser allerdings gleich das Anfangskapitel vor, das sich Mühe gibt, den Stammbaum des Komponisten bis ins zwölfte Jahrhundert zurückzuführen. Es liegt mir sehr fern, den eingehend geführten Beweis anzuzweifeln zu wollen; aber wenn in mir die Erwartung geweckt wird, über Friedrich von Flatows Leben, Werden und Wirken zu hören, dann bin ich doch ungeduldig genug, um längere Untersuchungen darüber, ob die Familie von Flatow wendischer, dänischer oder schwedischer Abkunft ist, nicht ganz am Platz zu finden. Auch daß Friedrich von Flatow ein berühmter Komponist war, braucht dem Leser nicht bei jeder Gelegenheit wiederholt zu werden; wer nach dem Buche greift, dem wird diese Thatsache ja wohl nicht mehr unbekannt sein. Trotz dieser äußerlichen Auffassung, die sehr viel guten Willen verrät, aber doch beweist, daß die Verfasserin ihrer Aufgabe gar nicht gewachsen war, enthält das Buch einzelne Kapitel, die es sehr lesenswert machen. Es sind Bruchstücke seiner Lebenserinnerungen, von Friedrich von Flatow selbst geschrieben, die es schmerzlich bedauern lassen, daß der Plan des Komponisten, eine Selbstbiographie zu schreiben, nicht zur Ausführung gelangt ist. Im wesentlichen sind es heimatliche Jugenderinnerungen und Rückblicke auf seinen ersten pariser Aufenthalt, aber so kurz sie auch abbrechen, geben sie doch mehr von dem eigentlichen Wesen des Komponisten als die lückenloseste Aufzählung aller seiner Erfolge und Triumphe. Eine sehr hübsche Anekdote erzählt Flatow von einer Begegnung im Jahre 1830 mit seinem Großherzog Friedrich Franz I, der ihn in Doberan, wo der Komponist auf der Heimreise von Paris nach seinem elterlichen Gut eingetroffen war, zu sich bescheiden ließ, um sich von ihm über die Pariser Revolution berichten zu lassen: „Ich kleidete mich schnell an, half meiner Toilette, so gut es ging, nach und erschien im Kursaal, wo die ganze Badegesellschaft versammelt war. Der Großherzog empfing mich sehr herablassend und freundlich und redete mich französisch an. Neue Verlegenheit; ich verstand kein Wort, antwortete indessen etwas Beliebiges und bemerkte sofort, daß ich ebensowenig verstanden wurde. Der Großherzog fand es daher für gut, die Konversation in der Muttersprache fortzusetzen. Über seine Aufforderung mußte ich in langer Rede über alles, was ich über die Revolution in Paris wußte und selbst erlebt habe, Auskunft geben und wurde diesmal verstanden. Endlich nach beinahe einer halben Stunde ward ich entlassen. Seine königliche Hoheit der Großherzog soll sich, wie ich später erfuhr, nicht sehr lobend über meine französische Aussprache geäußert haben. Ich für meine Person nahm mir im stillen fest vor, in meinem geliebten Vaterlande so wenig als möglich französisch zu sprechen, da ich bei dieser Gelegenheit die Erfahrung gemacht hatte, daß diese Sprache hier einen anderen Klang habe als in Paris. Ich fürchtete mich, man könnte mir in meiner Heimat nachsagen, daß ich in Paris nicht einmal

Französisch gelernt habe." Für solche Erfahrungen braucht man weder Flotow, noch Großherzog, noch in Mecklenburg zu sein. Mir ist es mal mit einem Hotelkellner in Lausanne so gegangen, daß wir unser Französisch nicht verstanden, trotzdem keiner von uns aus Paris kam; und als wir uns endlich auf Deutsch geeinigt hatten, stellte sich heraus, daß wir beide in Pommern zu Hause waren. — Ganz Reutersche Figuren sind in diesen Jugenderinnerungen Flotows Onkel Gabillon und seine Frau, Tante Jeannette, der erstere ein leidenschaftlicher Liebhaber von Musik und französischen Rotweinen. Flotow schildert eine Frühstücksscene, nachdem er den Onkel am Abend vorher mehr als vergnügt mit Hilfe des Nachtwächters nach Hause gebracht. „Stumm nickend erwiderte die Tante meinen Morgengruß und reichte mir eine Tasse Kaffee. Nun kam der Oheim. Ganz Freundlichkeit, bot er mit dem liebenswürdigsten Lächeln der Tante seinen guten Morgen und wollte eben allerlei Neuigkeiten auftischen, als die Tante ihn unterbrechend, die inhaltschweren Worte sprach: „Er war gestern Abend schon wieder betrunken." — Wenn die kleine Tante ihren Ehegatten mit „Er" anredete, dann war gewöhnlich ein großes Gewitter im Anzug. „Aber, liebes Kind, du irrst, und der Fritz, ich sage dir — —" Sie ließ ihn nicht weiter sprechen: „Er war gestern Abend betrunken, ich habe ihn die Treppe auf allen Vieren hinaufkriechen gehört," replizierte sie mit Strenge. „Mein Gott, liebes Puting, es war dunkel. Am Ende habe ich dich aufgeweckt, das würde mir unendlich leid — —" Abermalige Unterbrechung. „Er ist die Treppe auf allen Vieren hinaufgekrochen, — argos war er betrunken." Die kleine Tante liebte es sehr, fremde Ausdrücke zu gebrauchen, verwechselte dieselben aber häufig und sagte daher regelmäßig argos statt ergo. Der Oheim, welcher einsah, daß für den Augenblick keine Aussöhnung wahrscheinlich sei, zog seine Uhr und meinte, es sei die höchste Zeit für ihn, sein Bureau aufzusuchen. Mit diesen Worten nahm er Hut und Stock zur Hand und verließ uns eiligst. Als ich viel später einen kleinen Spaziergang durch die Stadt machte, fand ich meinen Oheim auf seinem gewöhnlichen Platz im Hotel zum Erbgroßherzog. Hier huldigte er in Gesellschaft von zwei Freunden wieder seinen französischen Lieblingen, diese mußten ihn über seine häusliche Niederlage trösten. Wir kehrten nun beide nach Hause zurück; die Zeit des Mittagsessens rückte heran und heute mußte man ganz besonders exakt erscheinen. In der Nähe des Hauses angekommen, hörten wir die Töne eines Klaviers und eine weibliche Stimme — es war die der Tante Jeannette. „Was singt sie?" frug der Oheim. Wir standen still, eine schmetternde Stimme sang: „Mein Hüon, mein Gotte ...." Es war die große Arie aus Oberon. Meines Oheims Gesicht verklärte ein vergnügtes Lächeln: „Wenn sie ‚Mein Hüon, mein Gotte' singt, ist Versöhnung im Anzuge. Sage ihr doch eine kleine Liebenswürdigkeit über ihren Gesang." — „Ich habe aber nichts gehört!" „Das macht nichts, lobe den feurigen Ausdruck und das richtige Tempo." — So geschah es auch, ich that, was er wünschte. Die Tante war bald versöhnt und der Friede wieder hergestellt." — — —

Die „Briefe Thomas Carlyles an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1837—1857," übersetzt und herausgegeben von Richard Preuß (Berlin, Gebrüder Paetel), sind für deutsche Leser hauptsächlich deshalb von Interesse, weil sie deutlich erkennen lassen, wie der große engliche Historiker zuerst von dem Gedanken gepackt wurde, eine Geschichte Friedrichs des Großen zu schreiben, wie er dann vor der gewaltigen Aufgabe förmlich zurückschreckte und wie ihn doch der Stoff nicht wieder losließ. Der Hauptinhalt der Briefe besteht in der Bitte um Beschaffung von Quellenmaterial, und man hat den Eindruck, als ob Carlyle seinem Freunde mancherlei Liebenswürdiges sage, das nur dazu bestimmt ist, ihn bereitwillig zu machen; die Liebenswürdigkeit Carlyles erscheint nicht immer ganz echt.

Seine Feldbriefe in die Heimat während des Krieges 1870/71 hat Dr. P. Mathes, Leibarzt des Großherzogs von Sachsen, zu einem sehr lesenswerten, frisch und anschaulich wirkenden Buche zusammengestellt, das, von H. Albrecht ansprechend illustrirt, unter dem Titel „Im großen Hauptquartier 1870/71" erschienen ist. (München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung) Der Verfasser machte den Krieg im Gefolge des Großherzogs von Sachsen-Weimar mit, und das hat ihn in manchem welthistorischen und entscheidenden Augenblick in die allernächste Nähe der großen Männer geführt, die Deutschland zum Siege und zur Einigung führten.

Adolf Graf von Westarp hat unter dem wohl etwas anderes versprechenden Titel „Fürst Bismarck und das deutsche Volk" nach Zeitungsberichten ein Bild jener denkwürdigen Reise zusammengestellt, die den Fürsten im vorigen Sommer von Friedrichsruh über Wien nach Kissingen führte. (München, C. H. Beck). Ich bin nicht der Ansicht des Verfassers, daß die dem Fürsten Bismarck auf dieser Reise dargebrachten Ovationen als eine Art Volksurteil zwischen dem Kaiser und dem Fürsten anzusehen seien. Die Begeisterung, die sich überall kund gab, hat wohl mehr den Thaten des Fürsten vor als den Reden des Fürsten nach seinem Rücktritt in das Privatleben gegolten. Auch ist es gewiß sehr gut und sehr patriotisch gemeint, wenn Graf Westarp Versöhnung predigt. Wenn er aber meint: „Die Entscheidung liegt beim Kaiser" und sich mit Herwegh'schem Pathos, wenn auch nicht Herwegh'scher Gesinnung, an diesen wendet, so geschieht das wohl ganz irrtümlich. Der Krieg, wenn von einem solchen gesprochen werden kann, wird doch ganz einseitig vom Fürsten Bismarck geführt, und was diesen hindern sollte, die Waffen niederzulegen, wenn ihm an Versöhnung läge, ist mir nicht klar. Andere mögen anders urteilen.

Zu unsern Bildern.

Erst die modernen Vervielfältigungsarten machen es möglich, der großen Zahl der Kunstfreunde in die Studienmappen der Maler Einblick zu verschaffen, auch ohne mit ihnen die vier Treppen zu erklettern, welche in den Großstädten zu den Ateliers führen, aber ohne sie in ihre entlegenen Einsiedeleien einzudringen und ohne in Galerien herumzustöbern. Man vermag der Menge jetzt die Zeichnungen in so getreuer Wiedergabe zu bequemem Studium ins Haus zu schicken, daß diese den früher wenigen Kunsteifrigen vorbehaltenen Genuß mit Gemütlichkeit kosten können. Die Kunstwissenschaft hat sich diese Fortschritte der Technik längst zu nutze gemacht und fordert von jedem, der sich mit einem Künstler alter Zeit ernstlich beschäftigen will, daß er auch die Werdestufen seines Werkes, die Skizzen genau kenne und unter sich verglichen habe.

Skizzen entstehen aus verschiedener Absicht: Entweder hält der Künstler in raschen Strichen einen Gedanken fest, wie er sein ganzes Bild gestalten will — man nennt dies Kompositionsskizze —, oder er hat die Absicht, ein Stück geschauter Natur möglichst getreu wiederzugeben, um das an ihr Erlernte später einmal im Bilde zu verwerten — es sind dies also Naturskizzen.

Wir legen unseren Lesern heute zunächst fünf Blatt letzter Art nach Frauenköpfen vor. Das letzte Blatt ist nach einem Gipsmodell, nicht nach der Zeichnung gefertigt. Es soll die Stiche ergänzen, aus denen man mancherlei für die Entwickelungsgeschichte der Kunst lernen kann.

Das erste Blatt ist von Lionardo da Vinci (1452—1519), sichtlich ein Bildnis mit der Absicht getreuer Naturwahrheit geschaffen. Die feingefältelte Bluse mit dem in „Holbeinstich" verzierten Kragen, ja selbst die Kette könnten modern sein. Befremdlich ist uns nur der Kopfputz. Gezeichnet ist das Blatt mit einem erstaunlichen Ernst der Wahrheitsliebe in einer so schlichten, festen Manier, daß man dem Blatt nicht Zeit noch Herkunft ansieht — man ist vor ihm der Meinung, so habe zu allen Zeiten jeder tüchtige Künstler zeichnen müssen.

Als zweiten Studienkopf wählten wir einen von Andrea del Sarto (1487—1531). Es ist dieser Künstler um etwa ein Menschenalter jünger als Lionardo; aber um jenes Menschenalter, in welchem Rafael und Michelangelo wirkten. Als er diesen Mädchenkopf zeichnete, offenbarte sich in ihm schon der Einfluß jener Meister. Unwillkürlich rundeten sich die Linien, kam in die richtig beobachtete Natur etwas von dem Ideal hinein, welches jene großen Künstler erfunden hatten. Die trotz ihres matten Auges hübsche, trotzige kleine Italienerin mit dem unbändigen oder doch ungebändigten Haar hat selbst schon in der Skizze etwas von einer Madonna. Es meldet sich nach der realistischen Kunst Lionardos die nachempfindende, idealistische.

Wir schreiten schnell zwei Jahrhunderte weiter. Meister Antoine Watteau lebte 1684—1721. Sein Skizzenblatt zeigt uns dasselbe hübsche Mädchen in acht verschiedenen Stellungen: Es ist eine Französin aus der Zeit der Galanterie. Aber schließlich haben wir doch ein heiteres Gesichtchen vor uns, wie es davon auch heute in allen Landen zahlreiche gibt. Und doch erkennt jeder Kunstfreund deutlich die Zeit, in der diese Skizze entstanden, so viel zog vom geistigen Tone jener Tage, vom ganzen Hauch der Koketterie selbst in das unscheinbare Blatt mit hinein.

Und nun wieder anderthalb Jahrhunderte weiter: Theodor Große lebte von 1829 bis 1891. Sein Mädchenkopf ist wohl auch nach der Natur gezeichnet. Aber er stellt nicht dar, was er ist, es soll durch seine Haltung, durch den Ausdruck, durch den Blattkranz als mehr erscheinen, als eine Bacchantin oder dergleichen. Zeichnerisch ist er schwächer als die übrigen. Es fehlt das genaue Eingehen auf die Persönlichkeit, das Beleben der breiten Flächen, die eigentlich plastisch wirkende Rundung. Inhaltlich soll er aber bedeutender wirken. Hierin liegt der Vorwurf, den die jüngeren Künstler ihren unmittelbaren Vorgängern machen, daß sie mit unzureichenden Mitteln Großes ausdrücken wollten. Und daher der Umschwung vom bedeutungsreichen aber wahrheitsarmen Idealismus zur modernen Kunst.

Der Mädchenkopf nach einer Büste des jungen Berliner Bildhauers Fritz Zadow, eines Schülers von Reinhold Begas, mag als bezeichnendes Beispiel des Umschwunges gelten. Sie ist nicht eben im gewöhnlichen Sinne des Wortes eine Schönheit, das dargestellte Modell. Der Zug um den Mund verrät Derbheit, der ganze Ausdruck hat wenig Liebliches. Aber sie ist eine Künstlerschönheit. Den Bildhauer interessierte an ihr die Größe, Klarheit und Bestimmtheit der Formen. Und zu dem Realismus der Zeit vor Raphael zurückkehrend, gestaltet er sein Werk genau nach der Natur. Daß es mehr wird als der Abklatsch dieser — darauf läßt sich leicht eine Probe machen: Man erbitte sich von einem anderen „krassen" Realisten die Büste desselben Mädchens und vergleiche beide. Sie werden sich sicher weniger ähneln, als wenn zwei „Idealisten" derselben Schule das Modell „verschönen." Ja es ist etwas aus Zadows Kopf geworden, welches an Lionardo mahnt. Man vergleiche beide Abbildungen!

Unter den Münchener Künstlern ist E. Harburger sicher einer der feinsten. Wer kennt nicht seine trefflichen, witzigen Zeichnungen für die „Fliegenden Blätter." Weniger oft sieht man ihn als Maler: Das „Heimchen am Herd" zeigt ihn so recht eigentlich in seinem Gebiet: Feine malerische Töne schweben um das mit emsigem Fleiß beobachtete und dargestellte Beiwerk, um all das Gerümpel der ärmlichen Bauernstube. Ein freundlich klares Licht liegt über der Hauptgestalt, dem fleißigen Mädchen, die an ihrer Ausstattung mit sinnendem Ernst arbeitet. Die Nelke im Wasserglas mahnt sie zum stetigen Ausharren! —

Das volle Gegenstück ist Eduard Grützners „Ruhestündchen.“ Freilich gemütliche Stille umgibt auch Hochwürden den Herrn Pfarrer — aber der Fleiß und die sorgende Hoffnung für die Zukunft fehlen ihr. Man muß wirklich Grützner darin bewundern, daß er dem kleinen Darstellungsgebiet, welches er sich wählte, immer noch eine kleine neue Nuance abzugewinnen weiß. Seit einem Vierteljahrhundert malt Grützner jahraus-jahrein Mönche, dicke Pfarrer, heitere Laienbrüder, und zwar malt er sie am ersten wie am letzten Tage mit sichtlicher Freude an den kleinen Scherzchen — welch ruhig ausgeglichenes Gemüt muß ein Maler haben, dem so wenig Anregung eine für das Leben genügende Geisteskost bietet.

Wenn der Düsseldorfer Emil Hünten seiner Soldatenmalerei treu bleibt, so bietet sich ihm hier wahrlich ein größeres Gebiet von Scherz und ausgelassenster Fröhlichkeit bis zum bittersten, blutigen Ernst, von der vollendeten Faulheit des Wachstuben-Daseins bis zur raschen Reiterthat. Unser Blatt ist nach einem Aquarell gefertigt und soll unseren Lesern zeigen, daß Hünten noch alle Tage seine so oft gemalten „Sujets“ aufs neue „antreten“ läßt: Der Garde-Trommler hat zwar nichts Besseres mit sich anzufangen gewußt, als er vor dem Maler still stehen sollte, als diese Aufforderung für den Befehl „Stillgestanden!“ zu nehmen, aber er ist eben auch hierin der echte preußische Soldat! Ein Franzose hätte vielleicht die Stellung des siegreichen Heeres eingenommen — der Preuße steht nur still, unbeweglich wie eine Mauer!

Ferdinand Brütt ist der Maler des Dramas und des Lustspieles aus unserer Zeit. Hier haben wir es mit ein paar Nebenfiguren aus einem der letzteren zu thun. Die Ergänzung der Hauptakteure ist nicht eben schwer: der gestrenge Herr, dem das Schulmeisterlein und der Herr Bürgermeister ihre tiefe Verbeugung machen! Hünten studierte, wie ein preußischer Waffenrock sitzt, Brütt zeigt in ergötzlicher Weise, wie sehr Kleider auch nicht sitzen können — und dadurch erst recht „ihre Leute machen!“

Mutterglück — tausendfältig gemalt und immer wieder willkommen. Anna von Wahl in München ist Bildhauerin und Malerin zugleich. Ihre Skizze „Eine Mutter“ beweist dies in der reliefartigen Behandlung des Gegenstandes. Frauenartig strebt sie nach Innigkeit des Ausdrucks. Es geht ein Zug von Sentimentalität durch ihre Arbeit. Der Londoner W. A. Troad läßt hiervon freilich nichts merken. Bei ihm verträgt sich die Hündin mit der Katze, die Katze mit den Entlein und Küchlein selbst am Futternapf. Und auch des trefflichen Münchners Karl Raupps junges Mutterchen, das seine Puppe einsingt, hat der Welt Schmerzen und Sorgen noch nicht kennen gelernt.

Die beiden Bilder der Münchner Maler Konrad Grob und Otto Strützel waren hervorragende Anziehungspunkte der letzten Münchner Ausstellungen. Venedig, welches Grob uns darstellt, ist ja seit langer Zeit eine der Hauptstationen einer internationalen Künstlergesellschaft. Das Leben der Fischer mit ihren malerischen Kleidungen inmitten der feuchten und sonnigen, und daher von feinem, farbigem Duft durchzogenen Luft bietet endlose Vorwürfe für die Künstler. Und andernseits wendet sich von München immer wieder eine Künstlerschar in die Buchenwälder Mitteldeutschlands und findet im reichbelebten Blätterdome des Laubwaldes mehr Schönheit, mehr intimen Reiz als drüben jenseits der Alpen. Otto Strützel hat uns schon manche treffliche Landschaft dieser Art geliefert, Werke, die ebenso eifrig in den Einzelfarben beobachtet, wie stimmungsvoll im Gesamttone sind.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.


F. Reiss
Velhagen & Klasings
Monatshefte.
VII. Jahrgang 1892/93.
→ Heft 6, Februar 1893. ←



Der Brautwerber. Na



dem Gemälde von B. Vautier.

Velhagen & Klasings
Monatshefte.

Herausgegeben
von
Theodor Hermann Pantenius und Paul von Szczepanski.

VII. Jahrgang 1892/93. Heft 6, Februar 1893.

Mit allen Waffen.

Roman in drei Büchern von Bianca Bobertag (Viktor Valentin).

(Fortsetzung.) (Abdruck verboten.)

Melitta war ein Mädchen von einer sehr eigentümlichen, echt orientalischen Schönheit. Manche würden eine üppigere Gestalt, frischere Farben, etwas mehr Lebhaftigkeit in Ausdruck und Bewegungen vielleicht vorgezogen haben, sie aber war von jenem schlanken, vornehmen Typus, der etwas an die altägyptischen Bilder erinnert, in dem sich eine gewisse weichliche Lässigkeit mit überschauender Klugheit verbindet, einem sehr interessanten Typus. Die niedrige Stirn, die nicht den häufigen Schmuck der kurzverschnittenen Löckchen trug, sondern von dem wellig aufsteigenden Haar freigelassen wurde, die feinen, schöngezeichneten Brauen, das zarte Oval, die dunkeln Augen mit dem leichtverschleierten Glanze, die schmale, ein wenig gebogene Nase und der ausdrucksvolle Mund wirkten zusammen zu einem Eindruck, dem man sich staunend gefangen gab. Es war etwas Märchenhaftes sozusagen in diesem Gesicht, etwas von den Märchen aus tausend und einer Nacht, wenigstens solange der wunderbare Schmelz von Schwermut darüber lag, der ihm häufig eigen war, bis ein Ausdruck von Ironie und hochfahrender Kälte dieser exotischen Lieblichkeit plötzlich das Gepräge modernster Empfindungsweise aufdrückte.

„Herr Bürger," meldete das Stubenmädchen und öffnete dem Eintretenden die Thür, dem entweder die Hitze oder der starke Geruch oder die im Zimmer herrschende künstliche Dämmerung unangenehm auffallen mußte, denn er blieb hart an der Thür stehen, und die Miene, mit der er einen Gruß vorbrachte, hatte etwas halb Verwirrtes, halb Feindseliges.

Er fragte nach den Wünschen der Damen, die ihm denn Frau Falk mit einer leichten Handbewegung nach einem der Sessel mit unnachahmlicher Würde auseinandersetzte, währenddessen er einen etwas erstaunten Blick auf Melitta wandte, die aber ihrerseits mit dem gleichmütigsten Ausdruck von der Welt das Deckenmuster studierte, eine pompös übermalte und vergoldete Stuckarbeit. Empört über dieses hochmütige Verhalten, schwankte er einen Augenblick, was er antworten solle, als er sich der Frage gegenübergestellt sah, ob er diesen Unterricht übernehmen wolle. Aber — mochte es ihm leicht werden oder nicht, er sagte: ja, denn er hatte Schulden, und ein ehrlicher Schuldner fühlt sich auch mit seinen Neigungen oder Abneigungen verpflichtet.

„Willst du nun nicht die Güte haben, selbst mit Herrn Bürger das Nähere zu besprechen, Melitta?" wandte sich die Dame an ihre Stieftochter, einigermaßen gereizt von der Gleichgültigkeit der Beiden, die die Sache anging.

„Gewiß." Und dabei ließ die junge Dame ihre Stuhllehne los und setzte sich in den bisher so nachlässig behaupteten Fauteuil. Bürger sah sie mit unverhohlener Abneigung an. Wozu eigentlich die ganze Narrheit? Melitta aber ergriff jetzt die

Sache mit praktischer Nüchternheit, und so setzte man also die Stunden fest, besprach die zu Grunde zu legenden Lehrbücher und was sich etwa noch aus der Behandlung dieser Fragen ergab, alles kurz und geschäftsmäßig. Darauf empfahl sich der junge Lehrer ebenso steif, als er sich die ganze Zeit über verhalten hatte. —

„Ein unangenehmer Mensch, ohne alle Gefälligkeit in den Manieren! Und wenig hübsch. — Wie fandest du ihn?“ fragte Frau Laura.

„Er sieht bedeutend aus,“ erwiderte Melitta, „bedeutende Menschen sind nie häßlich. Ich finde ihn überhaupt eher hübsch.“

„Bedeutend. Mein Gott, was heißt bedeutend? Jeder, der ein finsteres Gesicht hat und wenig spricht, ist er gleich bedeutend?“

„Ich finde ihn zum Stundenlehrer für Melitta Falk außerordentlich geeignet. Wenn er schön und courmacherlich wäre, würde dir das passender dünken, Mama?“

„Mein Gott, nein, er ist ganz gut,“ meinte Frau Falk. „Übrigens hat er schöne Augen, das einzige an ihm, was ich hübsch nennen würde.“

„Und ein gutes Organ. Gern übernahm er nota bene die Stunden nicht. Wenn es ihm nicht um die Uhr war, um Melitta Falk war es ihm sicher nicht.“ Und sie lachte.

„Du wirst doch nicht eher ruhen, bis du ihn auch in dich vernarrt gemacht hast,“ bemerkte die Dame, sich lässig erhebend.

„Kaltherzige Koketterie ist auch die einzige Waffe, Mama, die wir besitzen, um uns für die schlechte Behandlung zu rächen, die uns die Männer und das Schicksal widerfahren lassen. Womit sollen wir sonst Vergeltung üben?“

„Du bist ein herzloses Geschöpf.“

„Wir sind eben nicht alle Gemütsmenschen wie Laura Falk geborene Friedländer,“ sagte das Mädchen.

„Hör doch auf! Sage lieber, soll ich Rotweinsauce zur Speise machen lassen oder Fruchtgelee dazu geben?“

„Gieb Fruchtgelee, Laura, denn du selbst ißt es lieber, an der Rotweinsauce könntest du dir auch nicht den Magen verderben und dann brauchtest du keine Tropfen zu nehmen und dann hättest du nichts vor —“

„Ungezogenes Mädchen!“ und mit dem Schlüsselkörbchen und einem Seufzer rauschte die Dame hinaus. „Wenn sie sich doch lieber verheiratete als Lateinisch lernte!“

Melitta aber, noch immer im Fauteuil zurückgelehnt, schob die Hände unter den Nacken und vertiefte sich wieder in das Deckenmuster, und wer sie jetzt gesehen hätte, würde geglaubt haben, annehmen zu müssen, daß es auf Gottes Welt kein unglücklicheres Geschöpf gebe als dieses schöne, verwöhnte und reich begabte Mädchen.

10. Kapitel.

Ernst Bürger war „moderner Philologe“ und wegen Überfüllung der Lehrfächer beschäftigungsloser Schulamtskandidat — wenn man beschäftigungslos einen Menschen nennen will, dem es an einer Anstellung gebricht und der deshalb genötigt ist, sich mit Privatstunden, Übersetzungen, Abschriften aus alten Codices und dergleichen für einen unterrichteten und außergewöhnlich begabten jungen Mann so äußerst befriedigenden Arbeiten durchzuschlagen. Aber da er mittellos war, blieb ihm nichts anderes übrig, und es ist wohl möglich, daß es Leute gab, die meinen mochten, daß ihm das nicht besonders schwer fallen dürfe, da er seit seiner Gymnasiastenzeit her daran gewöhnt war, gleichzeitig sich selbst zu erhalten und lernend vorwärts zu streben; grade als ob eine fast übermenschliche Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte etwas sei, woran sich eine Natur gewöhnen und als ob das Bedürfnis, endlich ein gewisses Ziel zu erreichen, nicht vielmehr mit der Zeit wachsen müsse.

Aber so gewiß es gewachsen war — das Schicksal fragt nicht nach Bedürfnissen.

Es war jetzt sieben Jahre her, daß Ernst Bürgers Vater den ersten Schlaganfall gehabt und einen Teil seiner Verstandeskräfte eingebüßt hatte, sieben Jahre, daß Ernst, aller Mittel beraubt, von dem Wahnsinn des Alten als „Bankert“ von der väterlichen Schwelle vertrieben, mit dem Dasein rang. Manchmal hatte er gemeint, es nicht durchsetzen zu können, aber da war ein kleines Mädchen gewesen, Klara Walter mit Namen, ein so tapferes kleines Mädchen, das gleich ihm durch Kälte und Sonnenbrand rannte, sich mit öder Stundengeberei ein karges Leben zu verdienen, ein inmitten aller Plagen in lieblichster Jugendschöne er-

blühendes Kind, ein Mädchen, dem seine ersten heißen Gefühle gegolten, das er sich dereinst zu erkämpfen träumte — und er hatte es durchgesetzt, das heißt: Abiturientenexamen und Studium. Denn sie selbst freilich war ihm verloren gegangen an den schöneren, glänzenderen, keckeren Genossen und — Freund. Sie und der Freund auch.

Das war nun sein Leben gewesen, und das, was er bis jetzt erreicht hatte, nichts mehr als was ihm so lange Jahre doch nur als Mittel zum Zweck gegolten: die Stundengeberei. Nun, zum wenigsten hatte er es, wenn sonst zu nichts auf der Welt, doch zu einer erstaunlichen Fertigkeit darin gebracht, und das Kunststück, einen Gegenstand anzupacken, das Interesse seiner Schüler zu erregen, ihnen ein Ding verständlich und eindringlich zu machen, das hatte er weg. Eine feine Kunst, wenn einem dabei das Herz von übermächtigen dunklen Gefühlen, von kreisenden Gedanken erfüllt ist, und in der Seele sich eine dunkle Gewalt ausstaut, die vergebens nach Bethätigung und schaffendem Leben ringt! —

Fräulein Melitta gegenüber, das hatte der junge Pädagoge bald begriffen, mußte er eine etwas andere Methode in Anwendung bringen, als bei einem verlotterten Quartaner. Und das geschah denn. Es empfahl sich, bei einer erwachsenen Anfängerin die synthetische mit der analytischen Methode zu vereinigen und von Anfang an die Lektüre eines Schriftstellers zu Grunde zu legen. Indessen, mochte es immerhin einigen Reiz der Abwechslung haben, so zu verfahren und die Elemente einer alten Sprache unter so ganz anderen Voraussetzungen zu traktieren, gerade diese Stunden wurden ihm durch mancherlei verleidet, und es gelang ihm nicht, die Abneigung zu überwinden, mit der er sie übernommen hatte.

Dieses Gepränge von Luxus und Eleganz an dem Mädchen und ihrer Umgebung verursachte ihm Mißbehagen wie sie selbst. Widerwärtig auch war ihm Frau Laura, die, irgend ein Sammetläppchen in Händen, das sie mit Goldfaden benähte, oder mit Lektüre beschäftigt als Ehrengarde auf dem Sofa saß, und deren Gesicht immer hochmütiger und immer leidensvoller zu werden schien. Andererseits bedrückte ihn das Gefühl, daß die bessere pekuniäre Lage, in die er sich plötzlich versetzt sah, durchaus abhängig von der Laune dieses sonderbaren Judenmädchens war; wenn Fräulein Melitta morgen den Einfall hatte, statt Latein Chinesisch zu treiben oder Porzellanmalerei zu lernen, sah er sich in den alten status quo zurückversetzt, der kein beneidenswerter zu nennen gewesen war. Die Hoffnung des jungen Mannes aber, zu Ostern eine definitive Anstellung an einer Schule zu erhalten, war durch die beispiellose Überfüllung der philologischen Fächer nach den neuesten Versicherungen des Schulrates völlig zunichte geworden, und so lag über seiner ganzen, ohnedies wenig erfreulichen Thätigkeit auch noch beständig der Fluch des Zufälligen, von flüchtigen Bedürfnissen und Launen Abhängigen.

Vorderhand war wohl ein Umschlag in den Absichten Melittas nicht anzunehmen, sie schien vielmehr an dem neuen Spielzeug ein außerordentliches Vergnügen zu finden. Ernst Bürger konnte nicht umhin, die glänzende Auffassungsgabe, das stupende Gedächtnis, den rastlosen Eifer, mit welchen das Mädchen ausgestattet schien, zu bewundern, aber er that es mit soviel Widerstreben, daß es ihm schwer wurde, dieser in Sammet und Seide gekleideten „semitischen Puppe" das Lob zu erteilen, das er einem neunjährigen Jungen nicht vorenthalten hätte.

„Es fällt Ihnen offenbar sehr leicht," bemerkte er dennoch eines Tages. „Aber warum lernen Sie das eigentlich?" Vielleicht daß er diese Frage nicht hinzugesetzt hätte, wenn Dame Laura an diesem Tage das Zimmer nicht schon vor Schluß der Stunde verlassen hätte.

Melitta legte den Kopf ein wenig in den Nacken und sah ihn spöttisch an.

„Wozu? Um etwas vorzuhaben. Vielleicht auch aus Eitelkeit, um mit meinen Kenntnissen vor den Herren Commis und Referendaren zu glänzen und meine Freundinnen auszustechen — um nicht denken zu müssen — aus Begeisterung für die alte Kulturwelt — weil ich einmal einen Professor heiraten möchte — wie Sie wollen."

Er sah sie mißbilligend, um nicht zu sagen verächtlich an. Dieses schöne und reich begabte Geschöpf schien die ganze Eitelkeit und Frivolität des Stammes zu besitzen, den er so haßte.

„Sie kennen wohl die Segnungen des Müßigganges nicht?" setzte sie hinzu.

„In der That: an dieser Klippe hat

mich das Schicksal bisher nicht stranden lassen."

„Es ist aber ganz gleichgültig, wenn man strandet, wie Sie sagen, ob man an der Skylla oder an der Charybdis anfährt. Sich in Ihrer Lage der Notwendigkeit ausgesetzt zu sehen, einen Unterricht zu erteilen, den man nicht gern erteilt, mag unangenehm genug sein, aber dennoch wünsche ich Ihnen, daß Sie nie in die andere kommen möchten: nur um die grenzenlose Öde Ihres Lebens auszufüllen etwas ergreifen zu müssen, das das Gelächter der anderen erregt und, da es keinen praktischen Zweck hat, in der That überhaupt keinen zu haben scheint."

Er sah sie überrascht an und antwortete nicht sogleich. Endlich wollte er ihr zu bedenken geben, daß ihr ja tausend Mittel zu Gebote stünden, diese Öde mit Genüssen auszufüllen, als er sich eines anderen besann und sagte: „Sie verzeihen, ich gehöre allerdings nicht zu den kompläsanten Leuten, aber ich bin mir dennoch nicht bewußt, eine Abneigung gegen diese Unterrichtsstunde gezeigt zu haben."

„Gezeigt — nein. Aber ich kenne Sie genauer, als Sie denken," antwortete sie schnell. „Ich kenne Sie sehr gut."

„Sehr schmeichelhaft. Aber ich werde mir die Freiheit nehmen, dies zu bezweifeln. Ich glaube, daß eine junge Dame sich meist eine sehr falsche Vorstellung von dem Wesen eines jungen Mannes macht."

„Aber daß er in uns die wundersamsten Einsichten habe?"

„Das Weib ist typischer."

„Ja? Verdanken Sie, wenn ich fragen darf, diese Erkenntnis eingehender Erfahrung, den Meinungen einiger mittelmäßiger Schriftsteller oder der Kathederweisheit eines Professors?"

Er fand sie unausstehlich in dem überlegen ironischen Tone, in dem sie zu ihm sprach, obschon seine Art, — gleichgültig und finster, wie er sich gab — kaum liebenswürdiger genannt werden durfte.

„Sie sind Socialdemokrat?" fragte sie.

„Woraus wollen Sie das schließen? Wir haben nie über diese Dinge gesprochen."

„Und Sie sind Antisemit. — Gestehen Sie es doch ruhig ein, ich nehme es Ihnen nicht im mindesten übel, Sie finden sogar eine Gesinnungsgenossin in mir."

„Sehr überraschend."

„Überdies haben Sie eine sehr geringe Meinung von den Frauen, Dank den Individuen, mit denen Sie bis jetzt in Berührung gekommen sind."

Er lächelte und dann lachte er, und dieses Lachen stand ihm sehr gut. „Und wenn ich das nun alles bestreite?"

„Ach, dazu sind Sie ja viel zu ehrlich. Ich glaube, Sie sind der ehrlichste Mensch von der Welt, so ehrlich, daß Ihnen das alles auf dem Gesicht geschrieben steht, wo ich es gleich das erste Mal gelesen habe."

„Wenn Sie aber so viel Ihnen Feindseliges in mir entdeckt zu haben glaubten, warum schicken Sie mich nicht wieder weg? Es giebt ja —"

„Weil ich eine kleine Vorliebe für ehrliche Menschen habe. Übrigens erleidet meine Gabe, in den Gesichtern anderer zu lesen, doch mancherlei Einschränkungen," fuhr sie zögernder fort.

„Und diese sind?" fragte er nicht ohne Spannung.

„Daß mir nur das deutlich erkennbar ist, was mir selbst einigermaßen — nun sagen wir: nahe kommt. ‚Du gleichst dem Geist, den du begreifst.‘ Man kann das auch umdrehen: du begreifst nur den Geist, dem du gleichst. Ich meine: rudimentär liegen vielleicht ähnliche Tendenzen in mir als in Ihnen, nur daß sie bei Ihnen mit der üblichen Machtfülle vollkommener Männlichkeit entwickelt sind." Das letzte klang doch schon wieder recht spöttisch.

„Sie sind ein sonderbares Mädchen."

„Das heißt auf deutsch: dumm sind Sie gerade nicht, aber liebenswürdig sind Sie auch nicht," antwortete sie lachend. „Ja, diese christlich germanische Blödigkeit, die Sie vermutlich als echte Weiblichkeit schätzen, geht mir allerdings ab. — Also das nächste Mal bis interfectus fuisset."

Sie hatten während dieses Gespräches gestanden, Melitta neben dem Tische, Bürger hinter seiner Stuhllehne. Er raffte jetzt seine Bücher zusammen und sagte dann plötzlich nach einigem Zögern: „Da Sie einmal auf dem Dreifuß sitzen und über Geheimnisse der Menschenbrust orakeln — haben Sie mir nicht noch etwas mitzuteilen?" Aber da er es gesagt hatte, ärgerte er sich und wurde rot.

„Nein, durchaus nicht. Was ich etwa noch weiß, behalt ich für mich."

Da empfahl er sich.

Aber er konnte nicht wie andere Male die Gedanken von ihr abziehen, sie blieben an ihr haften und beschäftigten ihn dauernd. Er begriff, daß hier mehr war als gutes Gedächtnis und leichte Auffassung. Ihre ganze Art zu sprechen verriet Geist und einen Zug von Individualität. Und er hatte nichts davon auf ihrem Gesicht gelesen, indessen sie ihn so richtig beurteilt hatte. Und dann diese Behauptung ähnlicher Tendenzen! Er fühlte sich mit einemmale wie an einem leisen Faden gehalten; mit einemmale war ihm dieser Unterricht nicht mehr widerwärtig, und als er den nächsten Tag sich auf den Weg machte, ertappte er sich auf dem Wunsche, daß Dame Laura ihren Phylaxposten heut nicht innehaben möge.

Und siehe! als habe eine Ahnung diesen Wunsch gezeitigt, die gnädige Frau begnügte sich diesmal, mit liebevoller Umklammerung ihres Schlüsselkörbchens an ihm vorbeizurauschen. Offenbar hatte sie nach dreiwöchentlicher Assistenz von der Überflüssigkeit dieser Schutzmaßregel sich überzeugt, und daß es an und für sich kein Vergnügen sein könne, der Erledigung eines Sextanerpensums und den Übertragungen des Cornelius Nepos beizuwohnen, wird jeder Billigdenkende zugeben.

Es war doch mit anderen Empfindungen und einem anderen Gesicht, daß er diesmal das Lehrzimmer betrat und Melitta begrüßte, die, die Gardine hebend, ihm vom Fenster entgegentrat. Sie trug heut das Haar etwas anders aufgesteckt, und dies mochte ihm den Eindruck verstärken, daß er gewissermaßen einer anderen als sonst gegenüberstand.

„Wir haben wieder viel Schnee bekommen," sagte sie freundlich. „Ich habe eine Weile am Fenster gestanden und zugesehen, wie sich die Kinder mit Handschlitten und Schneeballen vergnügen. Und dann sah ich Sie über den Weg kommen, mit gewaltigen Schritten. Ach sehen Sie doch! die Sonne kämpft sich durch. Wie schön ist das!" Und sie traten näher zusammen ans Fenster. Unten waren am Fahrdamm hohe Wälle aufgeschichtet, die Bäume, die jenseits des Weges den Stadtgraben bestanden, wurden fast erdrückt von ihrer glänzenden Last, auf Dächern und Gesimsen lag es in dicken Streifen, alles schien Form und Gestalt verloren zu haben, aber darüber hin flutete jetzt heller Sonnenschein.

„Eine blendende aber frostige Pracht," sagte Ernst, seine Blicke von der winterlichen Landschaft nach dem Mädchen kehrend, das anmutig zurückgelehnt neben ihm stand und hinaussah. Was für eine merkwürdig sammetartige Haut sie hatte, mit einem leisen Stich ins Gelbliche — oder Bräunliche — nein, das auch nicht, sie hatte eigentlich einen sehr zarten Teint, aber es war etwas undefinierbar Fremdartiges in dieser Färbung wie im Schnitt des Gesichtes. Sie sah ihn an und lächelte, dann verschwand mit einemmale dieser Sonnenblick von Heiterkeit und sie sagte, sich ins Zimmer zurückwendend:

„Eine frostige Pracht. Ja, da haben Sie recht. Es ist wie die drückende Silberlast des Reichtums."

„Sollte die wirklich so schwer zu tragen sein?" fragte der junge Lehrer.

„Sehr schwer — denn ich darf es wohl sagen: mein Vater ist ein reicher Mann — Das Geld aber ist wie der Schnee: es erstickt alles Leben, es tötet die Seelen. Mit öder Einförmigkeit unterdrückt es den Wunsch durch vorzeitiges Gewähren, verbittert es jede Freude durch ihre Selbstverständlichkeit, stumpft es uns ab durch die Wertlosigkeit des mühelos Gewonnenen. So bin ich das blasierte Geschöpf, als das Sie mich kennen, und vergebens strebe ich danach, mich aus den Fesseln eines kraftlosen Pessimismus freizumachen. Vergebens sogar bemühe ich mich —" sie zögerte.

„Sie wollten vielleicht sagen: bemühen Sie sich — sich mit den Vorbedingungen Ihres Lebens, mit Ihrer Umgebung in Einklang zu bringen," sagte er.

„Ja, in der That, das meinte ich. Und noch etwas: mir etwas von der Frische und Jugendlichkeit zurückzuerobern, auf die ich doch Anspruch hätte. Aber wie ist das möglich bei einem Leben, das zugleich ohne Befriedigung und ohne Wünsche ist?"

„Somit wäre es vielleicht nicht zu viel gesagt," antwortete Ernst, der ihr verwundert zugehört, „wenn ich behaupte, daß man von Ihrem Standpunkte aus mit einer Art Neid auf uns arme Teufel herabsehen mag, denen ein Reichtum von Wünschen geblieben, ein Reichtum, den wir Ihnen nicht verkaufen können und der thatsächlich das einzige ist, was wir vor Ihnen voraus haben."

„Nein, es ist nicht zuviel gesagt, Sie sind allerdings der Reichere. Sie haben noch

wirkliche Freuden, noch Sehnsucht nach Erreichbarem, noch Ideale. Wir müssen sehen, daß wir uns künstlich Wünsche schaffen. Und im Genuß verschmacht ich nach Begierde.'"

„Sie sind wohl die einzige junge Dame, die Faust mit Verständnis gelesen hat," bemerkte er.

Aber gerade weil diese Anerkennung einen sehr impulsiven Charakter trug, schien sie Melitta zu erfreuen. Sie errötete, und er war diesmal nicht zu ungeschickt, diese kleine Verwirrung mißzuverstehn.

„Sind Sie ehrgeizig?" fragte er.

„Wir Frauen sind überhaupt nicht ehrgeizig; nicht weil, wie es meistens heißt, wir des Ehrgeizes nicht fähig wären, sondern weil uns die Arena dazu fehlt. Lassen Sie zwei Ritter im Sande eines Hinterhofes turnieren — wenn sie dann noch die Bewunderung der Küchenmägde und Stallbuben erringen wollen, sind sie eitel aber nicht ehrgeizig. Folglich bin ich höchstens eitel, die Eitelkeit ist der Ehrgeiz im kleinen Kreise."

„'Mein Freund, du weißt wohl nicht, wie grob du bist' — um mich nicht ganz ungebildet zu erweisen," sagte er lachend, „denn nun bleibt der Stallbube auf mir sitzen."

„O nein," sagte sie eifrig, „so habe ich's nicht gemeint. Wenn Sie es so nehmen wollen, so bin ich grenzenlos ehrgeizig."

In diesem Augenblicke erschien Frau Laura mit Schlüsseln und Bonbonniere und: „Fero, tuli, latum, ferre," sagte Melitta feierlich, als wenn sie eben darum gefragt worden wäre.

Er warf ihr einen kurzen Blick zu. Diese vom Gegenstand abirrenden Unterhaltungen sollten also sub rosa sein.

11. Kapitel.

Trotz der Latwerge, Räucherungen, Theee und Kraftsuppen der trefflichen Dame Rochefort ging es mit dem Kanzleirat aus Kupferberg immer mehr bergab. Wenn die Witwe sich im Flur oder Hofe sehen ließ, standen ihr immer die Thränen in den Augen, und Personen, die diese Thatsache konstatieren konnten, gab es auf diesen Gefilden auch stets bei der Hand. Jedes kannte den Alten, denn er war nicht ohne Leutseligkeit, das heißt, er hatte ein gewisses Unterhaltungsbedürfnis und war sowohl mit der auktionenbesuchenden Tischlersgattin, als der Dame aus dem Zwergengeschlecht, als dem weiland Othello und Mortimer bisweilen in Unterhaltung getreten. Jedes kannte die Anhänglichkeit, die er für seine Wirtin hegte, jedes die Sorgfalt, mit der er von dieser Dame gepflegt wurde.

„Nun, wie geht es denn bei Ihnen?" hieß es jetzt bald von dieser, bald von jener Seite, wenn einer die Witwe antraf. Und obschon sie sonst nicht von der redseligen Art war, hatte sie immer eine freundliche Antwort bei der Hand. Der Kummer erweicht die Herzen und macht die Lippen beredt.

„Was macht der Herr Rat?"

„Gott, er ist recht schwach."

„Das ist's eben: in seinen Jahren —"

„Ja, wenn die Lunge nicht mehr recht will —"

„Und die Verdauung ewig gestört ist —"

„Ach, jaja."

„Ja, der liebe Gott hat mir eine rechte Prüfung auferlegt! Der arme Herr! Dabei ist er so geduldig und gut, so dankbar und zufrieden. Aber was hilft's, zum Frühjahr werd' ich mir wohl müssen einen anderen Mieter suchen." — Da war das Taschentuch auch schon feuchtverklärt, und lautlos in ihren Filzschuhen entschwand die betrübte Kanzleiratsfreundin, um auf dem nächsten Treppenabsatz nochmals dieselbe Unterhaltung zu führen.

In der That, mit dem alten Pensionär ging's schlecht. Ächzend und stöhnend lag er in seinem Bett und dämpfte dabei in einer Luft, in der der Gesündeste hätte krank werden müssen, denn seit Wochen waren die Fenster nicht geöffnet worden, und ein betäubender Dunst von Medikamenten, Rauchwerk und Übelkeit aller Art erfüllte den Raum.

Bisweilen trat Herr Alexander Weinhold an und floß dann vor Rührung, Teilnahme und guten Ratschlägen über.

„Aber da muß ja Remedur geschaffen werden, liebster Rat: Frau Rochefort, sorgen Sie nur für kräftige Nahrung, nur immer kräftig, kräftig! Ein guter Tisch ist die Regeneration des Leibes. Mens sana in corpore sano — Herr Rat wissen, ich besitze Gymnasialbildung! — Und dann Rotwein, lieber Freund, einen guten Rotwein! Ich weiß: Sie sind kein reicher Mann, aber etwas Rotwein zur Stärkung — da müssen Sie drauf halten."

„Madame Rochefort — hat mir da hin und wieder — etwas verabreicht.“

„Ah die Damen, wissen Sie, die verstehen das nicht. Pardon, meine verehrte Frau! Aber hier muß ganz ersichtlich Remedur geschaffen werden. Und wenn ich den ganzen Tag um einen guten und zugleich billigen Wein herumlaufen soll — ich bin immer ein Mann von christlicher Gesinnung gewesen. Nächstenliebe, caritas, das ist es, was die Seele stärkt! Ich besorge Ihnen also eine gute Marke, nicht zu herb, nicht wahr, nicht zu herb? — Aber das Bett, beste Frau Rochefort, das Bett! einmal recht ordentlich aufgemacht, so — so recht geschüttelt, mein' ich. Ich werde Herrn Rat mit Herrn Kodalle, wenn er vielleicht zu Hause ist, auf das Sofa tragen, und Sie lassen dann von dem Mädchen —“

„Nein, nein, ich will das nicht,“ sagte der Alte heftig, „nicht das Bett.“

Herr Alexander warf seiner Freundin einen Blick zu, der offenbar besagen sollte: na hast du gehört? im Bett hat er's.

„Herr Rat wünschen immer nur die Kissen aufgeschüttelt zu haben,“ sagte die Dame sanft.

„Ah, so so. Ja, ein Kranker muß seinen Willen haben, einem Kranken darf man nicht zuwiderhandeln. Mir z. B. darf in Krankheitsfällen kein Doktor nahe kommen. Herr Rat haben auch kein Vertrauen zu den Ärzten, nicht wahr? Wie gesagt: ich auch nicht, ich auch nicht: Ignoranten, Geldschröpfer, Charlatane! Ich bin für das Naturheilverfahren: frisches Wasser, frische Luft, Mäßigkeit, das heißt, wo es angebracht ist. Sonst aber: lindernde Mittel, lindernde und zugleich kräftigende. Verzagen Sie nicht, Verehrtester, Krankheit ist eine Prüfung des Höchsten, aber eine liebende Pflegerin stammt auch vom Himmel. Ich bin ebenfalls einmal krank gewesen, als ich noch bei Madame Rochefort wohnte, ich weiß, wie sie sich aufopfert. Eine Dame, die die höchste Hochachtung verdient!“ Damit griff der Herr Kommissionär nach seinem Hute.

„Lieber Herr Kanzleirat,“ flüsterte diese Dame, sich sanft hinabbeugend, „soll ich Ihnen vielleicht die Herzgrube mit Senfspiritus einreiben?“

„Nein, nein,“ wehrte er matt.

„Zu scharf, zu scharf,“ schrie Herr Weinhold.

Lorenz schüttelte den Kopf.

„Aber, Herr Kommissionär, wie können Sie nur so laut reden,“ flehte die Dame, „bedenken Sie doch: diese Nerven!“

„Ja, die Damen, die Damen! Die sind so viel aufmerksamer, so viel zarter. Nun Gott befohlen, Liebster, ich lasse Sie in treuen Händen — —“

Es war etwa acht Tage später gegen fünf Uhr des Nachmittags. Frau Adeline hatte mit ihren Opiaten und Einreibungen nicht gespart, und doch war es von Tag zu Tag mit ihrem Mietsherrn bergab gegangen. Die drei andern ihrer Obhut resp. ihrem Mittagstisch Befohlenen bekamen sie kaum mehr zu Gesicht und schienen lediglich der Umsicht und Fürsorge des kleinen Dienstmädchens überlassen. Fräulein Rosalie, die verkäuferische Jungfrau, war den mütterlichen Gefilden ganz entrückt und mit einer „Freundin,“ wie sie jedermann erzählte, zusammengezogen, und Herr Kodalle weilte fast nur als Nachtstück hinter dem braunen Kattunvorhang, um des Tages seiner politischen Thätigkeit nachzugehen. Madame Rochefort konnte ungestört ihre Zeit und ihre Kräfte der Pflege ihres teuren Kranken widmen.

Im Zimmer des Kanzleirats brannte eine dunstige Petroleumlampe etwas heruntergeschraubt, so daß in dem Raume ein mattes Licht herrschte. Der alte Mann war aus einem schlafartigen Opiumdusel aufgewacht und verlangte etwas Wasser. Nachdem er getrunken, sank er zurück. Er war sehr schwach. „Madame Rochefort,“ sagte er leise.

„Mein lieber Herr Rat?“

„Ich — ich fürchte — es wird nicht mehr mit mir —“

„Ach du allgütiger Himmel!“ rief die Dame und sank an seinem Bette in die Knie. „Nein, liebster Herr, Sie dürfen mir nicht sterben! — Ach, was gäb' ich drum, wenn Sie wieder gesund würden!“

„Es ist mir — sehr schlecht — sehr schlecht.“

Sie betrachtete ihn aufmerksam; er sah nicht gut aus, seine Züge waren spitz und hart, seine Augen tief eingesunken. Mit den Händen zupfte er bald da, bald dort auf der Decke herum und bewegte dazu den Kopf unruhig hin und her.

„Sie wollen mir vielleicht etwas sagen?“ fragte die Dame, liebreich über ihn gebeugt. „Haben Sie Vertrauen, Herr Rath, erleichtern Sie sich.“ Und wie mit sanfter Beschwörung legte sie ihre Hand auf sein Herz.

„Die Mappe —“

„Ja wohl die Mappe.“

„Hier in meinem Bett —“

„In Ihrem Bett.“

„Die legen Sie — wenn ich sterbe — mir unter den Kopf — in den Sarg. Nicht aufmachen, niemandem zeigen.“

„Niemandem.“

„Es ist gut.“

„Wohl Ihr Vermächtnis?“ fragte Adeline schluchzend, die zu taktvoll war, um einfach zu sagen: Ihr Geld, und daher lieber einen falschen Ausdruck gebrauchte, als daß sie den Sterbenden verletzt hätte.

„Nein, kein Vermächtnis, Briefe, alte Briefe!“

„Alte Briefe.“ Adeline sah einen Augenblick nachdenklich in die Schneelandschaft hinaus.

„Herr Rat,“ begann sie endlich. „Sie verzeihen mir ein freimütiges Wort?“

Er sah sie mißtrauisch an.

„Was Sie da von der Mappe sagten — das ist mir natürlich eine heilige Verpflichtung. Aber — falls nun wirklich ein Fall eintreten sollte, den der Himmel verhüten wolle — ich bin eine einzelne Frau, ich verstehe nichts von Geschäften, nichts von Gerichten — aber — ich hoffe,“ fuhr sie resoluter fort, „Herr Rat haben Ihren Nachlaß geordnet — damit mir nicht etwa Unannehmlichkeiten — ich meine — von Verwandten oder Gerichten — veranlaßt werden, wie?“

„Mein Geld geht keinen den Teufel was an,“ sagte der Kranke ärgerlich.

„Bedenken Sie auch, lieber Herr Rat, daß man nach Ihrem Vermögen forschen wird,“ fuhr Adeline sanft aber unerschütterlich fort. „Wenn man das Geld nicht findet — wird man nicht übles von mir denken? Ich wüßte doch nicht, daß ich mir eine solche Kränkung um Sie verdient hätte. Haben Herr Rat gewiß nichts unter den alten Briefen aufgehoben?“

„Das andere ist im Sekretär — was ich angegeben hab'. Von d e m — wissen sie nichts. Und das soll er nicht haben, der Fiskus — soll nicht —“

„Nein, nein, der Fiskus nicht, bewahre!“ sagte die Dame mit einem Ausdrucke, als wenn sie von einem schädlichen Raubtiere spräche. Dann nach einer Pause, sich zärtlich über ihn beugend, fuhr sie im Tone eindringlichen Flüsterns fort: „Aber sagen Sie: haben Sie denn niemand, der Sie liebt, Herr Rat? Niemand, den Sie lieben, der dankbar ewig Ihrer denken würde? Den Ihr Vermächtnis vielleicht vor einem Alter in Not und Trübsal bewahren könnte? Mein lieber Herr, sind Sie denn so gänzlich von aller Welt verlassen?“ Und tiefbewegt drückte sie seine Hand an Mund und Augen, und er fühlte ihre Thränen auf der erkaltenden. Aber er antwortete nicht, er stöhnte, seufzte und schwieg.

Frau Rochefort, an seinem Bette knieend, wartete; da er aber nichts hören ließ, erhob sie sich wieder und sagte sanft: „Ich gebe Ihnen jetzt die Anistropfen, Herr Rat. Es ist punkt sechs Uhr, und es darf nichts versäumt werden. In warmem Wasser, nicht wahr? Da fällt es Sie nicht so an. — So.“ Behutsam ließ sie seinen Kopf wieder in die Kissen sinken, nachdem sie ihm einen Löffel voll eingeflößt hatte. Er sah den liebevoll besorgten, zärtlich-wehmütigen Ausdruck ihres Gesichtes und seufzte. Dann versuchte er mit der Hand unter die Matratze zu fahren, aber er war zu schwach.

„Geben Sie's mir — in die Hand.“

Frau Rochefort suchte an der bezeichneten Stelle und zog ein altes schäbiges Portefeuille hervor, das mit Berliner Band unordentlich umwickelt und zusammengebunden war. Ihre Hände zitterten, da sie es hielt, aber sie legte es dem Kranken auf die Brust und seine Hände darauf. So elend er war, empfand er diese zartsinnige Aufmerksamkeit doch und warf ihr einen dankbaren Blick zu. Und wieder begann in seiner Seele der alte Kampf, der ihn quälte und marterte, seitdem zum erstenmale der Gedanke, es könne zu Ende mit ihm gehen, in ihm aufgestiegen war, der Kampf, ob er diese Mappe mit ins Grab nehmen solle — wogegen sich der nationalökonomische Sinn in ihm sträubte, denn das hieß soviel, als dieses Geld vernichten, oder ob er es dem Fiskus überlassen solle, und dagegen sträubte sich seine neidische Mißgunst gegen eine Behörde, der er die unerhörte Steuer von zehn Mark monatlich entrichten mußte. Oder ob er —



Der Treiber. Gemalt von Joseph Schmitzberger.

vielleicht einen Teil, wenigstens einen ganz kleinen Teil seines Schatzes den Händen seiner Pflegerin, deren nicht Tag, nicht Nacht ermattende Fürsorge, deren Zartsinn und Anhänglichkeit seine Leiden erleichterten, übergeben solle? Aber dann — das Auf- und Zubinden — dazu war er zu schwach — und dann kam vielleicht gerade der Kommissionär — und riß es ihm aus der Hand — oder wenn er ihr einen Teil gegeben — was würde mit dem Übrigen? Ob sie es ihm auch unter den Kopf legen würde — oder es abgeben? — oder ob er es verbrennen solle? — ging nicht — zu schwach, viel zu schwach — oder ob es der Gerichtsvollzieher unterschlagen würde? — oder oder — — Immer heftiger wurde diese Qual, und schon umrauschten dunkler und dunkler ihn unheimliche Schatten, und an den Füßen hatte er ein eisiges Gefühl.

„Schluck Wein," flüsterte er und hatte sofort das Gewünschte.

Dann machte er die Augen zu, aber er wußte, daß ihr Gesicht ganz nah dem seinen

war, er fühlte ihren Athem und unbestimmte Vorstellungen überkamen ihn. Erinnerungen an untreue und grobe Haushälterinnen, die ihn schlecht behandelt und bestohlen hatten, wirre Erinnerungen aller Art — gräßlich, gleich drohenden Gespenstern wuchsen sie vor ihm auf, mit angstverzerrten Gesichtern, mit flehenden Geberden, die Unglücklichen, die er von seiner Thür gewiesen, die ihm geflucht hatten, die Stolzen, die sich verächtlich von ihm gewendet und das kriechende Geschmeiß von Wucherseelen, mit denen er es gehalten. Und dann wieder die große Frau in dem grünen Kleide, die ihn immerfort ansah, die immer größer wurde, immer größer, und immerfort da war und ihm ekles Zeug einzwängte. Was wollte sie denn? was hatte sie gesagt vorhin? — er wußte es nicht mehr genau — aber Geld hatte sie gewollt, alles will Geld, immerfort Geld, um Geldes willen hatte sie ihn gepflegt, und da — er schlug plötzlich die Augen auf — da glotzte sie ihn an mit gräßlichen Blicken, das Gesicht von den graugelben, unordentlichen Haaren umstarrt — und da graute ihm vor ihr — und lieber wollte er allein sterben, als unter diesen Blicken.

„Gehen Sie hinaus!"

Er glaubte es zu schreien, aber es war bloß ein heiseres Geflüster gewesen. Und sie ging nicht, sie stand über ihn gebeugt und starrte ihn an und wartete. Da erfaßte ihn eine gräßliche Angst. Er schob ihr die Mappe hin. „Nehmen — behalten — — aber hinausgehen — alleinlassen!" Was war ihm der Plunder noch! Nichts als ein armseliger Groschen, um den er sich eine einsame Sterbestunde kaufen konnte.

„O mein Wohlthäter! Dank, tausend Dank!" rief Adeline. Und während sie die Mappe aus seinen Händen nahm, überdeckte sie die zitternden, die im letzten Moment das teure Kleinod wieder festzuhalten versuchten, mit Küssen. Dann erhob sie sich und verschwand, unhörbar wie immer. Er aber wendete sich um und — erwartete den Tod. — — —

* * *

Draußen auf dem Treppenflur standen indessen die Nachbarinnen im Gespräch: die Tischlersfrau in Altertümern, die Schlafstellenvermieterin mit den unechten Granaten und die Hauswirtin besprachen das Verschwinden eines im Hofe aufgehängt gewesenen Stubenlappens, als die Rochefort'sche Entreethür aufging und Frau Adeline, das Taschentuch vor den Augen, hinaustrat.

„Nun, wie steht's bei Ihnen?"

„Schwach, recht schwach. Ich glaube, es geht nur noch nach Tagen," sagte die Pflegerin, und verstört genug sah sie aus, wenn man Unordnung als einen Ausdruck der Trauer gelten lassen will.

„Möchten Sie nicht doch lieber einen Doktor holen lassen? ob er will oder nicht."

„Ja, morgen früh, wenn sich's über Nacht nicht gebessert hat, lasse ich ihn holen, obgleich er mir's streng verboten hat. — Sehen Sie nur, das hat er mir eben geschenkt. Frau Rochefort, sagte er, mag es nun mit mir werden wie es will, eine Anerkennung müssen Sie haben für Ihre treue Pflege, und ins Grab kann ich ja doch nichts nehmen."

Adeline sprach das mit salbungsvoller Rührung, wenn eine der drei Freundinnen es zu würdigen in der Lage gewesen wäre, sie hätte ihre Selbstbeherrschung und ihr schauspielerisches Talent bewundern dürfen. Adeline aber, die entweder die Rührung übermannen mochte, oder die meinte, daß zum Behufe einer eventuellen Zeugenschaft sie sich der Nachbarinnen hinlänglich versichert habe oder die für die guten schauspielerischen Abgänge war, wendete sich mit den Worten: „da behüte mich der Himmel, daß ich das öffene, ehe er das Zeitliche gesegnet hat!" mit einer beschwörenden Handbewegung nach ihrem Herzen hinein, um sich im Alkoven auf den Rand des nie geglätteten Bettes zu setzen und mit behenden Fingern das vielfach verknotete schwarze Band aufzuknüpfen.

Was sie dann schließlich erblickte, war derartig, daß es sie fast starr machte. So hatte Weinhold doch recht gehabt! Da waren nicht ein paar Hundert oder lumpige Zwei-, Dreitausend — da waren — ja das konnte sie ja gar nicht überzählen! Papiere über Papiere! nur soviel sah sie: was sie in Händen hatte, war ein Vermögen — ein stattliches Vermögen, und Adeline Rochefort war es zu Mute ganz und genau so wie dem märchenhaften Alibaba, der das verhängnisvolle: „Sesam, öffne dich" gesprochen und dem der Berg einen Reichtum gebar, wie

ihn seine kühnsten Träume sich nicht vorgestellt.

Nachdem die treffliche Frau sich einigermaßen von dem gehabten Schrecken erholt hatte, wollte sie eben das Band wieder um die Mappe schlingen, als ein Klingeln an der Entreethür sie aufhorchen ließ. An der Stimme erkannte sie gleich darauf ihren Sohn Karl, der sich der Alkoventhür näherte. Der kam ihr nicht recht. Rasch entschlossen nahm sie das ganze Konvolut von Papieren und stopfte es unter den zunächst stehenden Schrank. Allerdings, unter den Schrank. Ein Verfahren, das solche, die gewöhnt sind, ihre Besitzstücke innerhalb dieser Möbel oder auch in Schubladen oder Schreibtischen aufzubewahren, vielleicht wunder nehmen dürfte, das aber bei Frau Rochefort — die nur in den Stuben ihrer Herren und in ihrem Wohnzimmer eine gewisse Accuratesse aufrecht hielt, sich dafür aber in Küche und Schlafraum die weitgehendsten Annehmlichkeiten genehmigte, die Schmutz und Unordnung gewähren können — zwar durchaus nichts Auffallendes hatte, ihr in diesem Falle aber in der That verhängnisvoll werden sollte.

„'n Abend," sagte Herr Koballe eintretend. „Mich noch schnell umzieh'n. Gehe noch zum Taufen heut' Abend bei mei'm Freund Quietscher. Rede halten."

„Natürlich."

„Jawohl Rede halten. Feines Vorhemd gekauft. Guck'. Meine Herren, werde ich sagen, dieses Kind ist die Zukunft unserer Partei, auf ihm ruhen — —"

„Wenn's nun ein Mädel ist!" gab die Dame ironisch zu bedenken.

„Dann soll's der Deibel holen!" Und damit drängelte er seine würdige Erzeugerin zur Thür hinaus.

12. Kapitel.

Ernst Bürgers Behausung lag in einer billigen Vorstadt, und wenn er seinen Stunden nachging, war er genötigt, eine der Brücken zu passieren, die die nördliche mit der südlichen Hälfte der Stadt verbinden. Gern sah er dann dem Lauf des Flusses nach, der hier zum breiten Spiegel gedehnt ein kleineres Gewässer aufnahm, dort, sich teilend, mit seinen Armen eine stattliche, häusertragende Insel umspannte; der einmal, gelb von den aufgewühlten Lehmmassen, die ihm aus der Niederung zugeführt worden, mächtig angeschwollen dahinschoß, ein anderes Mal, moosgrün von Farbe, in Millionen sonnenbeglänzten kleinen Wellen tändelnd die Ufer umspülte; der zu manchen Zeiten starr und unbeweglich lag und dann wieder die hemmenden Fesseln zersplitternd — gleich einem gezähmten Raubtiere, in dem plötzlich die ursprüngliche Wildheit erwacht — die Verhaßten an Damm und Pfeiler schleudert und wutschäumend das schwere Balkengefüge des Mühlenwehres wie morsches Gestäbe zertrümmert.

Dieses launenhafte Spiel der Natur entzückte Ernst. In diesem beständigen Wechsel von neckischer Anmut, von rauher Kraft, von trägem Phlegma und schwerem Trübsinn schien ihm der Strom einem jener Menschen zu gleichen, an denen der Wechsel der Temperamente und Stimmungen uns beständig Überraschungen bereitet und uns der Frage nach dem Ausgleiche so vieler Gegensätze nachhängen läßt. —

Es war zu Ende des Januars.

Der große Schneefall hatte neue Kälte gebracht und den schon einmal seiner harten Bande entledigten Strom von neuem erstarren lassen. Ernst ging das Ufer entlang. Gestern noch hatte der Frost mit eisigen Krallen Schiffe, zerrissene Planken, Gerölle, bunte Fetzen, Schmutz und Kadaver, den Auswurf der Großstadt, umklammert gehalten, aber unten vom Grunde des Wassers herauf hatte er ein Krachen, ein Knacken, ein Stöhnen und Klingen vernommen, wie von nach Freiheit drängenden, grollenden Gewalten. Gegen Abend dann war es losgebrochen, in einem Schieben, Treiben und Durcheinanderstürzen der geborstenen Schollen, die, von den gurgelnd herausschießenden Wassern übersprudelt, auseinander gerissen, zertrümmert und wieder aufgetürmt wurden, um abermals auseinander gerissen und weiter gedrängt zu werden.

Heut waren die Eismassen verschwunden, und der Fluß war zu einem breitflutenden Gewässer geworden, das nur hier und da noch eine einzelne Schollen führend, unaufhaltsam die Trümmer verwesenden Daseins fortspülte, verjüngt, gereinigt die mächtigen Wogen dem Meere zuwälzend.

Und den zu einer schnöden Thätigkeit Verdammten, die die besten Kräfte seines

Geistes lähmte, statt sie auszunutzen, überkam es in heißem Wunsch: einer solchen treibenden Scholle gleichen, wie sie die Gewalt der eigenen Schwere mit der des reißenden Gefälles vereinigen zu dürfen, im Strome einer neuen Zeit vor sich her zu wälzen den Kehricht, die Trümmer einer in ihren Satzungen erstarrenden Welt.

Welcher Welt! in der Millionen mit der Bitterkeit des Elends ringen, mit allen Grausamkeiten der Entbehrung, um den Reichtum einiger Tausende zu schaffen, denen er nicht einmal frohen, edelen Genuß des Daseins gewährt, denen er nur Geist und Seele kläglich vergiftet, mit dem Fluch des Müßigganges, der Übersättigung bis zum Ekel trifft; eines Reichtums, der mit neidischen Blicken nach dem hungrigen Arbeiter schielt, der sich den Appetit zum Mittagessen nicht durch die Leckereien des Frühstücks verdorben; eines Reichtums, der sich mit sentimentalen Schauern an dem Anblick der Not labt, um das erquickende Gefühl zu haben, daß, so bedrückend er sei, seine Vorteile dennoch die des wünschereichen Elends übersteigen; der klagt, daß er keine Ideale besitzt, weil er keine Wünsche mehr hat.

Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre.

Jetzt hatte er das Wehr erreicht. Hei! wie der brausende Schwall sich schäumend ergoß. Ihm war, als könne er sich nicht losreißen von dem gewaltigen Anblick, nicht von der köstlichen Musik, die ihn umbrauste. Und wie er hinabgebeugt dem wilden Wassersturz zusah, gedachte er der herrlichen Tage, die er einst mit der Familie eines Schulkameraden am Meere verlebt, denn lebendig und klar lagen alle starken Eindrücke seiner Kindheit in seiner Seele. Bei Wind und Wetter hatten sie, am Strande sitzend oder über Klippen und Dünen kletternd, die Flut beobachtet, heut, wie sie sonnenbeschienen sich dehnte, in tändelnden Wellen Muscheln und kleine Seetiere an den feuchten Strand spielend; morgen, wie sie tobte und wütete, indes die Freunde vom sichern Felsen aus die Gaben ihrer freundlichen Laune ihr wieder zurückschleuderten in den gähnenden Schlund. Oft, wenn er später gesehen, wie manche gefangene Tiere, vor deren Kraft und Wildheit sie zugleich erbebten, erniedrigten, indem sie ihnen Zuckerstückchen hinwarfen, hatte er des albernen Knabenübermuts gedacht, mit dem er die tobende See gereizt.

Wie es immer höher und höher schäumte, als wolle es den Damm zerreißen! So hatte er am Meer einen überhängenden Felsen gesehen, an dessen Steinbrust die wütenden Wellen hinaufsprangen, gräßlichen Untieren gleich, mit gierigen Tatzen an ihm reißend, mit scharfen Zungen ihn leckend, mit brandendem Gischt ihn umlodernd. Und hatte den Stein ächzen und stöhnen hören, bis er sich verzweifelt hinabstürzte in die schwarzgrüne Tiefe, und die Wellen siegesfroh über seinem Haupte zusammenschlugen. Der Freund aber hatte gesagt, er wäre von dem Wasser unterspült und fortgeschwemmt worden, und Ernst sei ein Narr und ein Phantast. Freilich — das war er immer gewesen, ein Narr und ein Phantast.

„'n Morgen!" rief ihn jemand an. „Du bist es doch, Bürger? natürlich. Siehst du nach Karpfen aus? Hahaha! Lange nicht gesehen."

„Kurt von Hagen! Wo kommst du her?"

Die beiden duzten sich von der Universität her, wo sie durch einen gemeinsamen Bekannten — Justus Moller — des Öfteren in Berührung gebracht worden waren.

„Aus Berlin natürlich. Habe den Referendar gemacht. Werde indes bei keinem Gericht eintreten, sondern Landwirtschaft treiben."

„So so."

„Habe in Berlin schon einige Kollegs über ‚Mistik' gehört und gehe zum Frühjahr aufs Land als Volontär zu Herrn von Dalldorf auf Rudersdorf. Famos gelegen, Isergebirge prachtvoll im Hintergrund, kleine Hügel in der Nähe, höchst idyllisch. Reizende Frau und sehr hübsche Töchter."

Zu jedem dieser Sätze wippte der schneidige Kurt sein Fischbeinstöckchen über die zimmetfarbige Joppe, höchst unbekümmert um die Passanten, die er damit Unbequemlichkeiten aussetzte.

„Segelst wohl auf den Landrat zu?" fragte Ernst.

„Allerdings, du ahnungsvoller Engel. Was hast du von Moller gehört? Wo steckt der? Moller muß entschieden Carriere machen, höchst gescheuter, schneidiger Mensch. Also wo ist der jetzt?"

„Ich weiß es nicht, ich habe ihn aus den Augen verloren."

„Schade. Habe ihn das letzte Mal gesehen, als er sein Jahr abdiente, famoser Artillerist, hatte nicht übel Lust, dabei zu bleiben, wurde auch riesig protegiert von oben, aber — glaub ich — unbedeutende Mittel, was?"

„Ich habe gehört, daß er etwas von seinem Vater geerbt hat."

„Pastor, nicht wahr?"

„Jawohl."

„Da kommen meine Freunde! Ist da so ein Biertempel hier, Hackerbräu, komm doch mit, ich mache dich mit den Herren bekannt. Reizendes Frauenzimmer die Schenkin! kennst sie doch?"

„Das Midei?"

„Natürlich. Diese Augen, nicht wahr? Also kommst du mit?" Und der schöne Kurt klopfte ungeduldig mit dem Stöckchen auf die Hose in der Erwartung, eine abschlägige Antwort zu erhalten, die ihm denn auch zu teil wurde, worauf er mit einem kurzen Blick auf das blauseidene Taschentuch, das durchaus vorschriftsmäßig aus der linken Brusttasche hervorzipfelte, sich verabschiedete, an der andern Ecke von einem Trupp prachtvoller Jünglinge voll edler Kraftmeierei begrüßt, die dort protzig herumstanden, als hätten sie die Schlachten bei Sedan und Königgrätz allein geschlagen zu einer Zeit, wo sie sich eben ihrer ersten Hosen erfreuten.

Indem Ernst sich mit einem spöttischen Lächeln abwandte, rannte er heftig mit einem Herrn zusammen, der ihn mit wütenden Augen aus dem hochroten Gesicht ansah, oder vielmehr mit einem wütenden Auge, indes das andere ihn kalt und glasig anstarrte, einem Herren, der ihm ebenso unbekannt war wie er jenem, daher sie denn durchaus keine Ahnung davon hatten, daß sie eigentlich in einer gewissen Beziehung zu einander standen. Ernst empfand ein solches Grauen vor diesen sonderbaren Augen, daß er es verabsäumte, dem von ihm unversehens Angerempelten ein Wort der Entschuldigung zu sagen, was ihm denn auch einen volltönenden „ungeschickten Esel" eintrug.

Als er einige Minuten später bei Falks eintrat, fand er das Lehrzimmer noch leer, dafür tönte nebenan meisterliches Klavierspiel. Jedoch nichts, was er liebte: Stücke aus Bachs wohltemperiertem Klavier. Er vermutete sogleich, daß er Melitta höre, denn welche Musik konnte der verstandsscharfen Natur dieses Mädchens besser zusagen als diese Sätze? Empfindung, Leidenschaft, Pathos war ihr vermutlich so fremd als diesen Tonsätzen. Als sie eine Pause machte, klopfte er an die nur angelehnte Thür, um sich bemerklich zu machen, und sofort erschien sie, sich wegen der Versäumnis entschuldigend. Dann nahmen sie die Bücher vor, und da sie die Tugenden des edlen Aristides mit einer Gewandtheit auseinander setzte, die ihn in Anbetracht der kurzen Lehrzeit geradezu verblüffte, konnte er am Schlusse der Stunde nicht umhin zu bemerken: „Es ist schade, Fräulein, daß Sie nicht ein junger Mann sind, ich glaube, Sie hätten einen tüchtigen Philologen abgegeben."

„Bekommen fleißige Schüler nicht bisweilen eine Prämie?" fragte sie lächelnd und mit einer leichten Verlegenheit, die sie ungemein verschönte.

Er sah sie erstaunt an.

„Ich wäre sehr glücklich," fuhr sie fort, mit einer der neben dem Schreibzeuge stereotypen gelben Rosen spielend, „wenn ich Ihnen durch meine Fortschritte einige Freude machte. Wollten Sie mir dies dadurch zu erkennen geben, daß Sie mir einen Wunsch erfüllten?"

„Mit Vergnügen," antwortete er mehr eilfertig als vorsichtig.

„Dann kommen Sie morgen Abend zu uns, wir veranstalten ein kleines Fest, und ich möchte Sie gern dabei haben."

„Das wäre gegen meine Grundsätze, ich besuche keine Gesellschaften," antwortete er.

„Hm. Erlauben Sie, daß ich hierzu bemerke, daß ich das recht — thöricht finde. Wie kann es für einen jungen Mann ohne Reiz sein, Menschen kennen zu lernen? Und wie können Sie glauben, auf das Recht Anspruch machen zu dürfen, Antisemit zu sein, wenn Sie uns aus dem Wege gehen? Sie kennen uns ja garnicht. Denken Sie doch, wieviel neuen Stoff Sie finden könnten, Ihre Tendenzen zu stärken — denn ich bin himmelweit entfernt, Ihnen zu versprechen, daß es amüsant sein wird —"

„Den Begriff ‚Amüsement' kenne ich überhaupt nicht," sagte er, leicht verstimmt von dem ewig in das Spöttische Hinüberschillernden ihres Wesens.

„Bravo," rief sie lachend, „so gefallen Sie mir. Ich kenne ihn auch nicht. Man verkehrt auch nur mit den Menschen, um sich über sie lustig zu machen oder von irgend einem irgend etwas zu lernen. Oder gibt es noch einen Grund?"

„Es gibt wohl Personen, deren Zusammenhang sich auf das Vorhandensein freundlicher Empfindungen gründet," bemerkte er.

„Ja so. Aber um auf Ihre Grundsätze zurückzukommen — wie kann ein Mann von Grundsätzen sprechen, wo es sich doch nur um Abneigungen und Gewohnheiten handelt? Überhaupt — wie kann ein Mensch von lebendigem ethischem Gefühl Grundsätze zu haben behaupten? Sie sind Krücken für Schwächlinge. Mehr als Ansichten über das Wesen der Dinge können wir ja doch nicht haben, wir sollten uns hüten, sie zu Überzeugungen verknöchern zu lassen. Habe ich nicht Recht? Grundsätze aber sind doch nur formulierte Überzeugungen."

„Nein, Sie haben Unrecht," entgegnete er lebhaft. „Ich gestehe es — ich bewundere die Sicherheit und Schärfe Ihrer Gedanken, aber unsere Überzeugungen sind mehr als logische Resultate, sie sind sozusagen sittliche Glaubensbekenntnisse. Und warum sollten wir diese nicht in gewisse Formeln bringen? in eben jene Formeln, die wir dann als unsere Principien bezeichnen, wie Sie sehr richtig sagten."

„Darf ich morgen auf Sie rechnen?" fragte sie freundlich, ohne auf seine Entgegnung weiter einzugehen. „Bitte, machen Sie mir die Freude."

„Ich werde mir die Ehre geben."

Und dazu lachten sie alle beide, denn allerdings hatte sie ihn, was man sagt: „herumgekriegt."

Draußen aber machte er ein sehr finsteres Gesicht; er hatte das unangenehme Gefühl, etwas gesagt zu haben, das ihr nicht einmal recht des Widerlegens wert gewesen war, das Gefühl, sich blamiert zu haben. Und um diese lästige Empfindung loszuwerden, setzte er sich selbst des Langen und Breiten auseinander: daß Melitta Falk zwar ein sehr kluges Mädchen, aber ihm durchaus unsympathisch sei, daß ihr alles Impulsive, alles Natürlich-Harmonische, alle Weichheit, alle Heiterkeit des Gemütes abgehe, daß sie, die Tochter eines greisenhaften Volkes, blasiert, ironisch und verstandskalt durch und durch, niemals das Herz eines Mannes würde erwärmen können. Am allerwenigsten eines, den noch die heilige Glut des Glaubens an große Ideale, des Glaubens an die eigne überschäumende Kraft und an die Heiligkeit seiner Gefühle erfüllte. Und somit war er jetzt überzeugt, vorhin sehr gut gesprochen zu haben, und ein gewisses sonderbares Gemisch von Behagen und Unbehagen, das er ihr gegenüber empfunden hatte, war glücklich überwunden. Halbe und widersprechende Gefühle haben immer etwas Verstimmendes, wenn wir sie aber nicht bloß glücklich wieder los sind, sondern sie sogar mit der Fülle unserer Einsichten hinwegräsonniert haben, pflegt unser Wohlgefühl um so größer zu sein.

Währenddessen war der große Alexander, den Pelz weit aufgerissen, in der Hand ein Zeitungsblatt schwingend, machtvoll dahingestürmt, von jedem Begegnenden mit entsetzten oder auch belustigten Blicken verfolgt. Was ihn aber so außer sich gebracht hatte, war folgendes: Neben seinen anderen Geschäften beständig der Hartwigschen Fährte nachspürend, war er vor etwa einer Stunde von einer Reise ins Österreichische zurückgekehrt, wo er an der Hand gewisser Namen und Angaben des Gesuchten auf die Spur zu kommen gehofft hatte, leider jedoch ohne seine Erwartungen bestätigt zu sehen. Seine Wohnung — zwei Zimmer im Mittelpunkte der Stadt — fand er ungeheizt und unter den eingelaufenen Postsachen keine Zeile von Frau Rochefort, die ihm das ersehnte Ableben des Kanzleirats verkündet hätte. In übelster Stimmung war er darauf in eins der Lokale dritter oder vierter Qualität getreten, in denen er seinen irdischen Menschen — inkonsequenterweise nicht nach den Principien des Naturheilverfahrens — wieder herzustellen gewöhnt war, als ihm ein Zeitungsblatt in die Hände fiel, das zwar schon zehn Tage alt, aber nichtsdestoweniger ihn in die höchste Aufregung zu versetzen geeignet war. Es enthielt nämlich folgende Nachricht: „Gestern Abend um 10½ Uhr entschlummerte sanft im Herrn mein teurer, hochverehrter langjähriger Freund und Wohlthäter, der pensionierte Kanzleirat Herr Daniel Lorenz. Tiefbetrübt widmet diese Anzeige den zahlreichen Freunden und Verehrern des Dahingeschiedenen seine treu er-

gebene Pflegerin und Freundin Adeline Rochefort." — Das ging Herrn Weinhold über den Spaß. Aufspringen, seine Zeche bezahlen und fortstürmen war eins gewesen. Kein Wunder, wenn er in dieser seelischen Verfassung unterwegs mit den Leuten zusammenrannte! In dem Pferdebahnwagen, den er schließlich bestiegen, um die Engelstraße desto schneller zu erreichen, sahen ihn die Leute erstaunt an, denn dem Gehege seines Hauptschmuckstückes entflohen des öfteren abgerissene Worte; die auf eine keineswegs friedliche Stimmung schließen lassen durften.

Frau Adeline, schlecht frisiert wie immer, aber diesmal in schwarzen Cachemir gekleidet, empfing den Aufgeregten mit gewohntem Gleichmut.

„Warum hast du mir's nicht angezeigt?" schrie er ihr entgegen.

„Es hatte keinen Zweck, die Gerichte haben alles versiegelt," sagte sie im Tone vertraulicher Mitteilung, indem sie auf dem Sofa mit den Häkeldecken Platz nahm und die ewige Lampe etwas heraufschraubte.

„Was? was soll das heißen?" fragte er mit der Miene eines gereizten Kakadus. „Wieviel hast du gefunden?"

Sie sah ihn mit vornehmer Ruhe an und erwiderte: „Nichts."

„Nichts — nichts — nichts! Ist das Weib verrückt? nichts gefunden!"

„Es war nichts da außer den Pfandbriefen, den Zehntausend, weißt Du." Und dabei spielte sie mit den Fransen der Tischdecke.

„Willst du mich mit verrückt machen? Ich weiß, was da war: viel, sehr viel."

„O nein. Etwas hatte er noch, eine Kleinigkeit, die hat er mir vor seinem Tode freiwillig geschenkt."

„Lügnerin!" kreischte er.

Sie zuckte die Achseln. „Ich will mich ja nicht unerkenntlich erweisen. Hier in diesem Couvert" — das sie inzwischen aus der Schublade genommen — „ist der vierte Teil von dem, was er mir geschenkt hat; es sind fünfhundert Thaler." Und sie sah ihm mit einer Miene in die Augen, die wahrscheinlich lächelnde Unerschrockenheit ausdrücken sollte, Herrn Weinhold aber das Höchste von perfider Frechheit zu sein dünkte.

„Fünfhundert Thaler? Damit willst du mich abfinden?"

„Es ist eben zu bedenken, daß es keine Teilung, sondern ein freiwilliges Geschenk von mir ist, so gut wie die zweitausend Thaler, die er mir freiwillig gegeben hat," bemerkte sie unerschütterlich.

„Ah so. Aha! So so. Nun — lassen wirs vorderhand. Was sollte denn aber **das** heißen: der langjährige Freund? Das wünsche ich wenigstens zu erfahren. Auf das andere kommen wir noch," sagte er grimmig.

Frau Adeline lächelte. „O, wir kannten uns ja doch schon vor langen Jahren, sehr gut, sehr genau," antwortete die tugendhafte und wahrheitsliebende Dame. „Eine Jugendliebe, weißt du. Er wollte nur nicht, daß ich es dir sagen sollte. — Ja, man findet sich eben zuweilen wieder im Leben," setzte sie sinnig hinzu, da Herr Weinhold, starr über den ungeheuren Bären, den man ihm aufband, kein Wort zu finden schien.

Während sie dann mit einer Art triumphirendem Lächeln, gerade als wollte sie sagen: oh ich habe noch einige andere ausgezeichnete Dinge in petto, mit denen ich eventuell aufwarten kann, vor sich hinsah, schrie Herr Weinhold: „Das ist ja golden! Das ist ja exquisit! Jugendliebe! ist da immer noch Platz zu einer? Also Jugendliebe, haha! Aber die Beweise, he? Es gibt Leute, die Beweise verlangen werden! — Wart, diesen Schwindel werden wir dir versalzen."

Die Dame zuckte wieder nur die Achseln.

„Was du unterschlagen hast, ist ein Vermögen, verstehst du?"

„Ich habe nichts unterschlagen," antwortete sie mit stiller Größe. Und wenn Adeline jemals die Wahrheit gesprochen hatte, so war es in diesem Augenblicke. Es konnte in dieser Frage kein Mensch ein besseres Gewissen haben. Herr Weinhold aber, der für eben diese Größe den ganzen Mangel an Verständnis besaß, der stets diejenigen charakterisieren dürfte, die eine Unterschlagung mit dem höchsten Pathos sittlicher Entrüstung zu verurteilen pflegen, an der sie selbst keinen Anteil haben sollen, Herr Weinhold verschwendete an seine Freundin hier die ganze Flut von Ehrentiteln, über die sein Lexikon verfügte.

Ohne darüber aber im mindesten aufgebracht zu sein, sagte die also Bedachte, sobald der feurige Freund eine Kunstpause eintreten ließ, in ruhiger Sachgemäßheit:



Vor hundert Jahren im Garten der Villa Borghese. Nach dem Gemälde von W. F. Martens.

„Wenn man mich übrigens bei Gericht wegen des Alten heranziehen sollte, so hätte ich nichts zu sagen, als daß mir zwar jemand — hm — den Vorschlag gemacht hat, die Hinterlassenschaft des Seligen an mich zu nehmen, daß ich aber niemals die Absicht hatte, auf diesen Plan einzugehen, und daß über meine Hände nichts gegangen ist, als was er mir freiwillig vor seinem Tode gegeben hat, wie denn auch nichts von mir berührt worden wäre, wenn er mich unbeschenkt gelassen hätte," setzte sie hinzu.

Jetzt konnte sich Herr Alexander nicht länger bezwingen. Ihm, ihm diese wohlgesetzte Tugendkomödie zu spielen! Ihm, der Adeline kannte wie seine Westentasche! Ihm obendrein noch drohen zu wollen! Er fuhr auf seine „Freundin" los, packte sie an beiden Schultern und schüttelte sie in ungalantester Weise hin und her, wie einen Pelz, in den die Motten gekommen.

„Gieb mir die Hälfte," schrie er „und ich lasse dich ungeschoren."

„Die Hälfte ist zu viel," antwortete sie, nachdem sie sich von der unzarten Behandlung befreit fühlte, „aber da du gar so happig bist, will ich noch etwas zulegen," zog das Portemonnaie heraus und entnahm ihm zwei Hundertmarkscheine, die sie dem noch immer vor Wut Zitternden lächelnd hinlegte.

Herr Weinhold schob die Banknoten in dieselbe Brusttasche, in welche schon die ersten verschwunden waren, nahm seinen Hut und mit einem zischend vorgestoßenen: „Warte, du sollst mehr hören," rannte er fort.

Dame Adeline sah ihm ruhig nach. Sie war überzeugt, daß sie Herrn Weinhold in einer Weise abgefunden habe, die das Verdienst dieses Herrn reichlich belohne, und daß er sich sehr hüten würde, die Angelegenheit vor Gericht zu bringen. Die Zukunft erst sollte sie belehren, daß auch die überlegensten und gelassensten Geister bisweilen Täuschungen unterworfen sind.

Gleichmütig betrat sie das Nebenzimmer, die ehemalige „Ratsstube." Die war indessen gelüftet, gereinigt und mit saubern Vorhängen versehen worden und diente jetzt Herrn Kodalle als Behausung. In diesem Augenblicke war sie leer. Und in diesem Augenblicke, während Adeline sich dem Fenster näherte, geschah etwas, das seit undenklichen Zeiten nicht geschehen war: die hoheitsvolle Frau, die höchstens hin und wieder mit dem linken Mundwinkel zu lächeln pflegte, Frau Adeline Rochefort, geb. Kodalle, verwitwet gewesene Brommel, ehedem verwitwet] gewesene Rackuff — lachte hell auf. Was sie sah, war aber auch gar zu drollig: einer der zuletzt gespendeten Hundertmarkscheine war dem wütenden Alexander im Winde entflattert, jagte ihn neckisch über das Straßenpflaster und zog, immer fröhlich in der Luft tänzelnd, Alte und Kinder herbei, bis sich endlich ein ganzer Knäuel um den Flüchtling drängte, um ihn dingfest zu machen. Hui! führte ihn ein neuer Luftzug wiederum in die Höhe, über aller Köpfe weg und um die Ecke. Frau Adeline hatte gut lachen.

13. Kapitel.

Obschon die Töchter des Hauses den Winter in Berlin zubrachten, ging es auf Rudersdorf keineswegs still zu. Herr von Dalldorf, eine jener schüchternen, ratlosen, kränklichen, stillen Naturen, die sich in Gesellschaft nach Ruhe, in der Ruhe nach Gesellschaft sehnen, denen Geschäfte zuwider sind und denen Geschäftslosigkeit eine Pein ist, mußte etwas en bloc behandelt werden; und obgleich ihm nicht immer ganz wohl dabei war, würde er sich, falls er auf sich selbst gestellt gewesen wäre, noch viel unbehaglicher gefühlt haben. Frau von Dalldorf diktierte ihm daher von zwei Übeln das kleinere, die Geselligkeit, zu, zugleich dasjenige, bei dem sie nebenbei selbst auf die Kosten kam. Nicht gerade, daß die Leute, die sie um sich versammelte, ihr alle interessant oder lieb gewesen wären — das Gegenteil war eher der Fall — aber sie zog sie heran, erstens weil ihr die Ruhe tödlich verhaßt war, zweitens weil diese Ruhe ihr die peinliche Verpflichtung auferlegt haben würde, den eigenen Gatten zu unterhalten oder auch nur sich mit Herrn von Döhring in diese Aufgabe zu teilen, eine Zumutung, die dem äußerst gutherzigen, aber zur Melancholie neigenden und nicht gerade geistig beweglichen Dalldorf gegenüber allerdings über die Fähigkeit einer Dame ging, die ganz Ungeduld und Egoismus war.

Indessen, obwohl es im Schlosse ziemlich lebhaft zuging und Alberta das Be-

wußtsein hatte, von allen, die in den Bannkreis von Rudersdorf gezogen wurden, angebetet zu werden, war sie doch sehr unbefriedigt. Sie hatte nämlich momentan auch nicht den Zipfel einer Intrigue in Händen. Das Verhalten des jungen Troll befriedigte sie zwar außerordentlich, er bewies eine Ausdauer, die Velthausenschen Steckenpferde zu reiten, die ihr Achtung abnötigte, aber der Graf verhielt sich seinen, sowie ihren Bemühungen gegenüber gleich ablehnend. Ihre Lobeshymnen des trefflichen jungen Mannes, ihre Insinuationen, ihn zu adoptieren und zum Haupterben seiner Güter einzusetzen, hatte der Graf mit freundlichem Kopfnicken und ein paar nichtssagenden Worten beantwortet, die die Geduld der Dame ermüdeten, und wohin immer sie die Hände streckte, um ein paar neue Fäden zu gewinnen, aus denen sich irgend ein Gespinst drehen ließ, nichts wollte haften und hängen bleiben. Döhrings Galanterieen blieben das einzige, das sie unterhielt, da aber diesem jungen Manne das tragische Schicksal bevorstand, an irgend einem ersten besten Tage von seinem Vater abberufen zu werden, war die Unruhe über die voraussichtliche Verlegenheit, einen passenden Ersatz für diesen so außerordentlich brauchbaren Hausgenossen zu finden, augenblicklich eine Sorge, die sie noch mehr beschäftigte als eben seine Galanterie. Woher jemanden nehmen, der eine so unerschöpfliche Geduld mit des guten Dalldorf Abgeschmacktheiten hatte und sich so bereitwillig von ihr tyrannisieren ließ, ohne jemals in seiner Bewunderung zu wanken? Das war thatsächlich eine schwere Sorge. Doch man lebt, wenn man Alberta von Dalldorf ist, nicht bloß naschweise von Unbefriedigtheit und Sorge — man genießt vor allen Dingen den Augenblick und hält sich bereit, wo immer sich etwas Neues, Unerwartetes zeige, zuzugreifen. „Bereit sein ist alles," sagt eine berühmte Devise. Und wacker zugegriffen hatte sie wenigstens in einem Falle. Wenn nicht zu dem Zwecke, irgend etwas Vorteil Gewährendes damit zu erreichen, so doch aus einer Art reinen, interesselosen Interesses sozusagen, bloß, weil es sie reizte, jemanden um sich zu haben, der ihr imponierte, dem sie sich verwandt fühlte, der ihre Kräfte herausforderte, in dessen Blick allein etwas lag, das zu sagen schien: du bist zwar sonst hier die Gescheiteste im Lande, aber ich bin tausendmal gescheiter als du; jemand, dessen Überlegenheit sie heut zur Anerkennung, morgen zum Widerspruch reizte. Dieser Jemand aber war — Justus Moller, der Bräutigam ihrer Gouvernante. Und wenn alle Welt erstaunte, mit welcher Verbindlichkeit sie einen jungen Mann, dessen Zusammenhang mit der Familie doch auf etwas untergeordnete Weise hergestellt war, behandelte, wie sie ihn heranzog und bevorzugte, so wußte Alberta selbst sehr gut, daß dies sein Verhältnis zu Klara gar nicht berührte, sondern lediglich seiner Person galt, von der sie überdies eine grillenhafte Ahnung hegte, daß er ihrem Hause noch einmal von Bedeutung werden könne.

Es war an einem Mittwoch, man hatte sich auf einen Nachmittag mit Damenbrett, Strickstrumpf und Vorlesung Julius Wolffscher Trochäen gefaßt gemacht, als sich binnen einer Stunde eine ziemlich zusammengewürfelte Gesellschaft einfand: ein paar gutkonservierte adlige Generalstöchter in höheren Semestern, die Burkertsdorfer, das heißt Graf Velthaus und Baron Troll, eine verwitwete Rentiere Schmidt geb. Gräfin Thalheim, eine gute, dicke, langweilige Person, und endlich ein Leutnant a. D. und auf Urlaub befindlicher prinzlicher Sekretär von Borowski nebst seiner um sechzehn Jahre älteren Frau geb. Müller, einer böse aussehenden Person, die sich den Gatten aus einem erkrankten Zimmerherrn in seine jetzige bedauernswerte Position herangepflegt hatte und die Zeit, die sie alljährlich im Frühjahr mit ihrem Gatten auf dem Landgute seines Bruders zuzubringen pflegte, dazu verwendete, sämtliche Standesgenossen der Umgegend mit ihrem Besuche zu beglücken.

Man war im großen Salon um Kaffee und Kuchen versammelt, im Kamin brannte ein mehr kokettes als aufrichtiges Feuer (denn daneben bestand eine gesunde und auch in Thätigkeit gesetzte Kohlenbeizeinrichtung), als der Diener die Thür öffnete und einen neuen, unerwarteten Gast meldete:

„Herr Direktor Moller-Falkenhain!" Betonung auf der letzten Silbe.

„Ah, sehr angenehm!"

„Der Bräutigam von Fräulein Walter," ging es flüsternd im Kreise.

Indessen erschien in tadellosem, schwarzem Überrock ein junger Mann von unüber-

troffener Eleganz der Haltung, hoch, schlank, geschmeidig. Er verbeugte sich mit einer Art vornehmer Anmut und schritt dann auf die Schloßherrin zu.

„Immer heran, immer heran, bester Direktor!" rief die Dame mit der munteren Nonchalance im Ton, mit der man einen guten Bekannten begrüßt. „Sie glaubten, uns allein zu finden und sehen eine kleine Gesellschaft vor sich. Ganz aus dem Stegreif. — Herr Direktor Moller-Falkenhain — Frau von Borowski — Herr von Borowski —" ꝛc. ꝛc.

Direktor Moller hatte alle Hände voll zu thun: sich nach dem Befinden der Herrschaften zu erkundigen, der Königin von Rudersdorf die Hand zu küssen, zehn Verbeugungen zu machen, endlich seine Braut zu begrüßen, was gleichfalls mit Handkuß geschah, etwas über das Wetter zu sagen und noch einige Verbeugungen zu machen.

„Ein bildschöner Mensch," raunte die eine der Generalstöchter der andern zu und warf einen wütenden Blick auf Klara, die mit einem leisen Lächeln und halb niedergeschlagenen Augen zwischen den Gästen saß.

„Herr von Dalldorf, so frisch, so rajeuniert," rief Justus Moller fröhlich. „Aber Herr Graf auch! Was haben Herr Graf für Nachrichten aus Meran?" setzte er teilnehmend hinzu.

„Schlechte," antwortete der alte Herr mit der Hand winkend, als wünsche er dieses Thema lieber nicht besprochen.

„Ich kam an Ihrer Kiefernschonung vorüber," bemerkte der Direktor sofort ablenkend, „in einem Augenblicke, wo ein starkes Rudel Rehe heraustrat, ganz reizend anzusehen, aber ich glaube, die Tiere machen jetzt viel Schaden." Damit zog er seine perlgrauen Handschuhe aus. „So fleißig, meine Kleine?" und scherzend wandte er sich an Klara, neben der man ihm einen Stuhl frei gemacht hatte, „nicht Augen anstrengen, mein Schatz. Gnädigste Frau, lassen Sie, ich bitte, die Kleine nicht zuviel Handarbeiten machen. Das kann ja doch alles fertig bestellt werden."

Die Rentiere Schmidt machte ein langes, feierliches Gesicht, zog die Augenbrauen in die Höhe und nickte mit dem Kopfe, als wolle sie sagen: ein feiner, junger Mann, bildhübsch. Justus Moller war gerade auf das vorzüglichste postiert, einige Sonnenstrahlen spielten auf seiner hohen, weißen Stirn, tändelten zärtlich in seinen goldblonden Haaren mit dem lichtrötlichen Schimmer und zeichneten sein Profil vortrefflich von dem beschatteten Hintergrunde ab: das klassisch schön geschnittene, hellfarbige Auge, die etwas kurze, aber vornehm gezeichnete Nase mit den leise vibrierenden Nasenflügeln, die mehr schmalen als vollen Lippen, das kurze energische Kinn, den rötlichblonden, etwas knapp gehaltenen Vollbart.

„Kannten Sie nicht auch die Fahrentheils?" fragte Frau von Dalldorf die Generalstöchter. „Die Fahrentheils waren ja auch in Pommern begütert (die beiden Damen waren nämlich aus dieser Provinz, aber nicht gerade dort begütert). Die Mutter von Herrn Direktor war eine Tochter des alten Obersten Erich von Fahrentheil."

Das Nicken und Augenbrauenziehen verdoppelte sich. Justus that natürlich, als höre er nichts davon, wie günstig ihn seine Protektorin empfahl, er mochte sich den Kaffee zurecht, der ihm eben präsentiert wurde, und fragte Klara, ob sie nicht gut geschlafen habe, sie sähe ein wenig blaß aus. Klara sagte, sie habe sehr gut geschlafen.

„Ich habe Sie ja nicht vorfahren hören, Herr Direktor," bemerkte Herr von Dalldorf freundlich. „Kamen ganz überraschend."

„Falk hat mir die Räder mit Gummi belegen lassen. Sie haben keine Ahnung davon, wie viel ich zu arbeiten habe — eine Stellung, die eigentlich doppelte Kräfte erforderte, aber doch günstiger in einer Hand liegt — da ist man denn leicht ein bischen nervös, und dann ist das Knirschen der Räder so lästig."

„Der Herr Direktor wird immer vornehmer, immer vornehmer," sagte Herr von Dalldorf neckend.

„Nun," meinte Herr von Döhring, „einen Direktor, der den Absatz bereits um die Hälfte erhöht hat, kann der Jude schon eine Garnitur Gummiräder abfahren lassen."

Moller lachte „Um die Hälfte! na, bester Herr von Döhring, das ist ein bischen stark übertrieben. Aber gestiegen ist der Umsatz in letzter Zeit allerdings nicht unerheblich."

„Ein merkantilisches Genie?" fragte der aufgefütterte Zimmerherr, übrigens schöner Mann vom Scheitel bis zur Sohle, dunkelbärtig, etwas mit einem Büßeranstrich.

„Sehr gütig, Herr von Borowski, bedaure indessen: ich bin überhaupt nicht Kaufmann, ich bin Ingenieur," bemerkte Moller, seinen Schnurrbart streichend, mit leicht umwölkter Stirn.

„Ingenieuses Genie also," sagte der Herr. „Hm — glänzende Stellungen — hübsche Carriere, wer's versteht," murmelte er für sich.

„Bei den sieben Linden, da wo die Brücke über die Reisnitz führt, ist eine superbe Stelle, gnädigste Frau. Die Beleuchtung war ein wenig gedrückt durch ein paar Wolken, dazwischen die goldigen Strahlenbündel — es war köstlich, sehr malerisch. Ich habe Ihrer sehr lebhaft gedacht."

„Erlauben Sie denn das, Fräulein Klara?" fragten die zwei Generalstöchter wie aus einem Munde. Diese Damen sagten immer dasselbe, sie schienen eine Art geistiger siamesischer Zwillinge.

„Sehr gern," lachte Klara. „Denn denkt er an Frau von Dalldorf, dann denkt er auch nach Rudersdorf und dann denkt er auch an mich."

„Na, die Reihenfolge wird wohl meistens die umgekehrte sein," sagte Graf Velthaus und nickte seinem Lieblinge zu.

„Ich will es hoffen, Herr Graf," sagte sie fröhlich und stand auf, ihm ein Tuch aufzuheben, das ihm heruntergefallen war.

„Ah, ich danke Ihnen, ich danke Ihnen sehr, Sie sollten sich nicht so bemühen, liebes Kind."

Als sie auf ihren Platz zurückkehren wollte, hielt sie Frau von Borowski am Kleide fest. „Er ist ja reizend, Fräulein Klara! warum habe ich ihn nicht schon gesehen? Kommt er oft herüber? Dieser Teint — wie eine Ballschönheit! Diese Augen! Sie sind zu beneiden. Wenn Sie Hochzeit haben, muß ich brautschauen kommen — bleiben Sie doch noch einen Augenblick, er läuft Ihnen ja nicht weg. — Und dieses vornehme Wesen! Sehen Sie nur, Frau von Dalldorf neckt sich schon wieder mit ihm, ich wäre brennend eifersüchtig!" Die Dame war allerdings immer eifersüchtig und sie mochte vielleicht auch einigen Grund dazu haben. „Geben Sie mir doch einige von den kleinen Kuchen, Herzchen. Danke. Hören Sie, Sie werden ein reizendes Paar. Bloß — kommen Sie mal runter — beide blond, Sie werden — pst! — rothaarige Kinder haben, passen Sie mal auf!" Und vergnügt kichernd biß sie in ihr Gebäck.

Klara sah die Dame mit einem unbeschreiblich kühlen Blicke an und wandte sich dann ruhig auf ihren Platz.

„Wie sind die Arbeiterverhältnisse bei Ihnen drüben, Herr Direktor?" fragte Graf Velthaus. „Man behauptet, es wird wieder viel gewühlt in unserer Gegend. Was halten Sie von der Stimmung der Leute?"

„Sie ist die beste, Herr Graf. Einzelne schlechte Elemente natürlich, aber die drück' ich sogleich ab."

„Die Leute sind gut bezahlt bei Ihnen, habe ich mir sagen lassen. Auskömmlich wenigstens?"

Justus zuckte die Achseln. „Gewiß auskömmlich. Das heißt: dies ist ja ein sehr relativer Begriff, nicht wahr? Faktisch würden wir gerne noch mehr geben, indes es geht nicht, die Betriebsunkosten sind zu groß."

„Ich habe mir sagen lassen, daß die englischen Arbeiter besser bezahlt werden."

„In der That, Herr Graf. Der Ausgleich geschieht dann durch die billigere Beschaffung des Rohmaterials. Die deutsche Wolle ist in der entsprechenden Qualität teurer als die englische, darunter müssen unsere Arbeiter leiden. Eine Verteuerung der fertigen Waren ist nicht möglich, denn die Preise werden durch den Weltmarkt reguliert, und ein zu starkes in Mitleidenschaft ziehen des Kapitals ist auch nicht möglich, da vor allem die Leistungsfähigkeit der Firmen auf dem nötigen Niveau erhalten werden muß. Das hängt alles eng miteinander zusammen. Ziehen Sie eine Masche auf, so löst sich das ganze Gewebe."

„Ich glaube aber doch, daß sich manches wird ändern müssen," meinte Velthaus.

„Sagen wir: wir haben alle die Erkenntnis, daß sich manches ändern möchte. Was mich anlangt, so ist es ganz sicher, daß, soviel ich in dieser Sache thun kann, ich bis zu meinem letzten Atemzuge für das Wohl der Leute arbeiten werde. Aber dazu gehört allerdings die Aufrechterhaltung geordneter Verhältnisse: ich habe die Möglichkeit im Auge zu behalten, auf Grund solcher Verhältnisse die gedeihliche Fortentwicklung des Arbeiterwohles zu fördern. Ja! wir wandeln auf einer schmalen Bahn; jedes starke Ausweichen nach der einen oder der

anderen Seite führt in einen Abgrund. Es gehört Takt und die äußerste Umsicht dazu, auf dieser Bahn sicher vorwärts zu kommen." Dies letzte sagte er mit der Miene eines, der überzeugt ist, die erforderlichen Qualitäten im höchsten Grade zu besitzen. Und doch kam es mehr wie der Ausdruck edelen Selbstgefühls als etwa der Anmaßung heraus, wie ihn denn alle bewundernd ansahen wie einen, der die größten Schwierigkeiten spielend zu lösen imstande ist.

„Wie gesagt," nahm er nochmals das Wort, „darin hatten Sie, Herr Graf, ja sehr recht: daß sich manches ändern wird und muß. Aber ich hege die bestimmte Hoffnung: überall auf gütlichem Wege."

„Na, na," murmelte Herr von Borowski, „glaub ich nicht."

Dieser Herr schien niemals die Courage zu haben, seine Meinung laut zur Geltung zu bringen.

„Wir kriegen alle noch fürchterliche Keile," sagte Döhring, der sich erlauben durfte, bisweilen etwas geradezu zu sein. „Indes — après nous le déluge."

„Das ist dieser indifferente Pessimismus oder pessimistische Indifferentismus, der der Sache mehr schadet als sonst irgend etwas," sagte der Spinnereidirektor. „Die Hauptsache ist und bleibt, daß sich doch auf beiden Seiten noch sehr viel anständige Gesinnung findet, auch unter den Leuten, sehr anständige Kerls, die auch nicht ohne Einfluß auf die anderen sind. Mit dem Raubgesindel, das sich allen großen Bewegungen anzuschließen pflegt, wird man eben ganz elegant mit ein paar Kugeln oder Bajonettstichen fertig. Sie wollten bemerken, Herr Graf?"

„Sie haben da sehr recht. Ausschreitungen sind verhältnismäßig leicht zu unterdrücken."

„Gewiß. Schon ein Bataillon wirkt da Zauber. Besonders da die Canaille — Pardon! und ich meine eben hier nicht die Arbeiter, sondern jenen Abschaum, jenes Strolch- und Tagediebtum — da diese Canaille im Grunde genommen bodenlos feige ist. Ich habe, hoffe ich, Herrn Grafen nicht unterbrochen?"

Der Graf, dessen Wortkargheit und in sich versunkenes Wesen wohl mit den schlechten Nachrichten aus Meran zusammenhängen mochte, beeilte sich, dem Direktor auf das höflichste zu erwidern: „Durchaus nicht, Verehrtester. Ich hätte höchstens noch zu bemerken, daß die praktische Erledigung momentaner Unzuträglichkeiten der von Ihnen angedeuteten Art immerhin noch die einfachere Frage ist; worauf es doch am allermeisten ankommt, dürfte die Notwendigkeit sein, der um sich greifenden Mißstimmung, dem weiteren Gelüst nach Gewaltthätigkeit vorzubeugen."

„Allerdings ist die Prophylaxe das Ideal alles modernen Heilverfahrens," sagte Justus, immer in der Haltung eines, der sich berufen fühlt, die Äußerungen anderer je nachdem zu bestätigen oder zu verwerfen. „Ich höre, daß Herr Graf bereits Neuerungen in diesem Sinne vorzunehmen beabsichtigen, obgleich die agrarischen Verhältnisse dergleichen vorderhand nicht eigentlich schon notwendig machen."

Graf Belthaus sah den Direktor an, als habe dieser trotz seines mehr als sicheren Tones hier nicht ganz in gewohnter logischer Schärfe geredet. „Ich habe in letzter Zeit viel mit Troll über diese Dinge deliberiert," sagte er, „aber er hat doch nicht das rechte warme Interesse für diese Dinge, und ich selbst bin alt und ein wenig langsam im Denken geworden. Schließlich ist es auch wirklich nicht leicht, Prinzipien, die auf gewisse lokale und Zeitverhältnisse gepaßt haben mögen, auf abweichende anzuwenden — es ist sogar recht sehr schwierig — ich —" dabei brach er ab und sah gedankenvoll vor sich hin: „Ich beklage, nicht ein dreißig Jahre früher diesen Fragen näher getreten zu sein."

„Vor dreißig Jahren, Herr Graf, war die Socialdemokratie noch nicht Mode," belehrte ihn Frau von Borowski in ihrer spitzigen, schreienden Art. Die anderen Damen seufzten. So langweilig hatte man sich auch vor dreißig Jahren vermutlich noch nicht unterhalten! Vor zwanzig, vor zehn Jahren nicht einmal, da hatte man von Romanen gesprochen, die die Damen allein gelesen hatten, von der Lucca und der Artôt und den Toiletten in Scheveningen, und die Herren hatten bewundernd zugehört, jetzt mit dieser affrösen Arbeiterfrage kam es zu keiner anständigen Unterhaltung mehr. Freilich anderseits — Herrn Moller hörte sich's auch wieder gar zu gut zu; aber das war nur seine Person.

„In der That, meine gnädige Frau. Aber heutzutage — wer entzieht sich diesen Dingen? Und wer darf es? Sicher ist, daß sie allerdings nur und ganz ausschließlich auf dem Boden des praktischen Lebens und aus der Fülle praktischer Erfahrungen heraus entwickelt werden können. Und daß sie vor allem mit völliger Ruhe gelöst werden müssen. Es berührt einen doch sehr eigentümlich, wenn man aus England wieder nach Deutschland kommt — dieses — nun wie soll ich es nennen? diese dilettantische Behandlungsweise, dieses fieberhafte Gebaren zu sehen, mit dem hier Fragen von Leuten behandelt werden, die ihnen eigentlich fernstehen. Ein Glück ist es allerdings, wenn unsere Magnaten (mit einer Verbeugung gegen den Grafen) sich ihnen praktisch zu nähern suchen." Damit lehnte er sich in seinen Stuhl zurück, strich sich ein paarmal über die Stirn, wobei seine kleinen weißen Hände vorteilhaft zur Geltung kamen, und wendete sich dann an Klara, die links von ihm saß: „Neues Spitzenmuster wohl, Schatz?"

„Du darfst gar nicht so herablassend thun, Justus, ich interessiere mich auch für diese Dinge."

„Du bist ein Engel," sagte er und küßte ihr die Hand. „Ist sie nicht ein Engel?" fragte er Herrn Borowski, der an der andern Seite des Mädchens saß.

„Die Damen sind alle Engel," murmelte der prinzliche Sekretär.

„Justus," sagte die Rentiere Schmidt, die geborene Komtesse, inzwischen zu Herrn von Dalldorf, „ein sehr hübscher Name, sehr apart!"

„Nach Justus Erich von Fahrentheil, dem Obersten," belehrte der Hausherr.

„Er spricht wundervoll," sagten die siamesischen Zwillinge gleichzeitig zu einander.

Herr von Dalldorf fingerte jetzt auf dem Tische herum und versuchte, sich direkt an den schönen Ingenieur zu wenden: „Da war ein Wort, Herr Direktor, Prophylaxe — oder wie? he?"

„Um Gottes willen," fuhr die Königin von Rudersdorf dazwischen, die schon seit einer Viertelstunde nicht zu Worte gekommen war, „sagen Sie nichts, keine Silbe, bester Direktor! Darüber kann mein Mann im Konversationslexikon das Nötige nachlesen."

„Die Prophylaxe ist das Verfahren, das Übeln vorzubeugen sucht, es ist die Weisheit an sich und empfiehlt sich den Herrschaften für alle Fälle des Lebens," sagte Moller scherzend.

„Aber Energie ist doch viel reizender," bemerkte die Borowska. „Überhaupt an einem Mann finde ich Energie reizender als Vorsicht, das muß ich gestehen."

„Sie haben gewiß sehr viel Energie, Herr Direktor," sagten die Generalstöchter.

Justus verbeugte sich. „Sehr gütig."

„Ah," meinte Dalldorf, „der Herr Direktor! Generaldirektor! mit fünfundzwanzig Jahren! wie oft kommt das vor?"

„Fünfundzwanzig ist Herr Moller erst?" fragte der Graf.

Justus verbeugte sich abermals.

„Die Fahrentheils haben alle so zeitig Carrière gemacht, sehr zeitig, ich weiß das von meinem Vater, der den Obersten sehr gut gekannt hat," sagte von Dalldorf. Gerade als ob der Superintendent Moller niemals existiert hätte! „Die Oberstin von Fahrentheil, Ihre Großmutter, was war das doch für eine Geborene?"

„Von Tebe, meine gnädige Frau, von Tebe."

„Ah so, von Tebe!"

Man war sehr befriedigt von dieser „Tebe." Nur Klara und der Graf lächelten still für sich hin.

„Gnädige Frau nichts an Ihren Arbeiten gefördert, das Sie mir zeigen könnten?"

„Die gnädige Frau malt zu viel Stillleben," seufzte Döhring. „Sie malt jetzt einen Totenkopf mit zwei sauren Heringen."

„Ein glücklich arrangiertes Stillleben kann von der höchsten poetischen Wirkung sein," bemerkte der Direktor. „Es ist ganz gleichgültig, womit ein Künstler Stimmung zu schaffen weiß, wenn er es nur thut. Übrigens kann ich Ihnen da Verschiedenes wunderhübsch zusammenstellen oder doch das Material liefern, wenn gnädige Frau von einer echten Toledanerklinge, sehr schön, mit Goldtauschierung, und einigem andern interessanten Plunder Gebrauch machen können, der noch von Großvaters spanischer Reise herstammt."

Die schöne Malerin klatschte in die Hände. „Direktor, Sie sind zum Küssen!"

Darüber lachte alles. Frau von Dalldorf war so reizend, so — so impulsiv, so originell! zum Küssen, haha!

„Ist das wahr, Klärchen?“ fragte Justus. „Dann ganz schnell, ehe jemand hersieht!“

Sie küßte ihn und damit gab es noch etwas zum Lachen.

„Ein Schwerenöter,“ bemerkte Herr von Dalldorf zu dem Burkertsdorfer Grafen.

„Ein sehr, sehr gewandter Herr.“

„Aber ich verspäte mich unverzeihlich,“ rief Justus aufspringend. „Hilft nichts, muß es in der Nacht nacharbeiten. Meine gnädige Frau — bewahren Sie mir und Klärchen Ihre Huld.“

„Jetzt thut er, als wenn ihm an uns auch etwas läge!“ lachte die Dalldorf.

„Meine gnädige Frau, meine verehrten Herrschaften, Herr Graf — ich habe die Ehre. Lebe wohl, meine Kleine.“

„Kommen Sie bald wieder, Direktorchen! Fräulein Klara, begleiten Sie den Herrn Direktor hinunter, Ihr junges Volk wollt auch einen Augenblick für euch haben.“

14. Kapitel.

Herr Gott, wo ist denn Troll die ganze Zeit geblieben? ich habe den Baron ganz vergessen und, wie es scheint, er uns auch!“ rief Alberta, nachdem das Paar die Gesellschaft verlassen hatte.

„Er sitzt drüben im blauen Salon und stärkt sich an Chopinschen Walzern, die ihm zu schwer sind. — Er radebrecht sie nämlich schauderhaft, der gute Baron,“ wandte sich Döhring an die Generalstöchter.

„Hagen spielt sie sehr hübsch, sehr hübsch,“ sagte Dalldorf, womit er meinte, daß Herr von Hagen nicht stecken blieb, sondern munter im schnellsten Tempo über alle Fehler wegtänzelte.

„Ja, wie ist denn das? Herr von Hagen sollte doch auch als Volontär bei Ihnen eintreten?“

„Wird er auch. In vierzehn Tagen, drei Wochen.“

„Herr von Hagen, der neue Gehilfe des Landrats?“

„Ja wohl. Er wird dann seine Zeit zwischen Rudersdorf und Wolframsdorf teilen.“

„Aber nun sagen Sie mal schnell: wie gefällt Ihnen der Bräutigam meiner Gouvernante?“

„Ach, ein liebenswürdiger Mensch — ein ausgezeichneter Mann! — Bildschön. Und genial, nicht wahr genialer Techniker? — Und Fräulein Klara ist auch so allerliebst!“

„Gletscherliebe!“ glossierte Döhring. „Wenn ich einmal lieben sollte, meine Damen, — und leider habe ich keine Anlage dazu — dann bald wie ein Vulkan! Moller und Fräulein Klara — gletscherhaft! — Da, hören Sie? das war der Wagenschlag. So schnell läßt sie ihn fort. Mich müßte meine Braut einmal – nun, wie sag' ich doch — einmal lotweise sich vom Herzen reißen. Kein Feuer! Weder er noch sie.“

„Ach, die thun nur so. Ich finde das sehr taktvoll. Überhaupt Moller hat etwas sehr Distinguiertes.“

„Und etwas so — so Decisives.“

„Ah, das gefällt den Damen! Natürlich, das Decisive!“

„Was halten Sie von ihm, Herr Graf?“

„Oh, aus dem Manne wird etwas! Sicher einmal Fabrikbesitzer. Abgeordneter vielleicht. Vielleicht Minister, wenn er zur Verwaltung übergeht. Wer weiß!“

Was der Graf sagte, war natürlich Orakel. „Minister, wer weiß — so bedeutend —“ ging es flüsternd im Kreise, „die Fahrentheils — alle Carrière —“ und man beschloß, Fräulein Klara doch etwas hochachtungsvoller zu behandeln. Denn — wer weiß?

„Baron,“ rief Frau von Dalldorf, die Schwelle des Musikzimmers überschreitend, „wimmern Sie denn die ganze Zeit ‚die Verzweiflung in roten Saffianschuhen?‘ Lassen Sie doch endlich einmal die ewigen Molltiraden. Warum waren Sie nicht drüben?“

„Dieser Müller oder Maller spricht ja ganz allein. Lassen Sie mich doch ruhig Chopin spielen, wenn er Rolle spielt. Ich weiß nicht, wie Sie es aushalten.“

„Hahaha. Wie ich so lange den Mund halten kann? Aber es ist reizend, ihm zuzuhören.“

„Ach ja. Und ihn anzusehen auch,“ sagte Troll bitter.

„Baron, Ihre Aktien müssen erbärmlich stehen. Ich fürchte, Sie lernen den Rodbertus umsonst auswendig.“

„Mag sein.“

„Ganz offen gesagt: der Graf tadelte sogar vorhin Ihren Mangel an warmem Interesse für die Arbeiterfrage. Auf diese



Tantalusqualen. Nach dem Gemälde von R. Strebel.
(Verlag von Dr. E. Albert & Co. in München.)

Weise gelingt es mir nie, ihn zu einer Adoption zu bewegen."

„Hm, ja, sie stehen unter pari. Es war alles vergebene Liebesmüh. Wenn die gnädigen Fräulein nächste Woche zurückkommen — — ich bin heut das letzte Mal hier gewesen." Und damit wühlte er wieder in seinen Es-moll-Passagen herum.

„Dann, Baron, tragen Sie es wie ein Mann. Es ist nichts jämmerlicher, als unter einer getäuschten Hoffnung zusammenzuklappen wie ein Taschenmesser. Sie werden doch nicht alles auf eine Karte gesetzt haben?"

„Alles."

Die Dame zuckte die Achseln. „Kapern Sie doch dem Ingenieur die kleine Walter ab," sagte sie scherzend, „die wird Ihre Rasse nicht verderben, und passen Sie mal auf, der setzt der Graf ein hübsches Legat aus, er ist ganz vernarrt in das Mädel, er sieht sie die ganze Zeit über mit zärtlichen Blicken an."

„Mag sein. Vielleicht überläßt er ihr Burkertsdorf. Ich glaube jetzt dahinter gekommen zu sein, daß der Graf sich über seine Besitzungen bis zum letzten Moment freie Hand lassen will. Weiß der Teufel wen — aber er sucht irgend wen oder was."

„Was ist das?" fragte die Dame, nochmals zurückkehrend, denn sie war schon im Begriff gewesen, hinauszulaufen.

„Es ist so: er hat noch irgend etwas vor, und er hat noch nicht über alles definitiv verfügt: vielleicht soll Fräulein Walter die Millionenerbin werden, dann könnte ich sie allerdings heiraten und auf eine sanfte Weise ins Jenseits befördern; so lange höben Sie mir Erna am Ende auf, wie?" Das alles wurde mit unsäglicher Bitterkeit herausgestoßen.

„Baron, Sie sind unverschämt. Aber

Sie dauern mich, pauvre diable, und so sei es Ihnen verziehen."

„Ah, meine Gnädige — welch schönes Gemüt!" Und er stand auf und warf den Deckel zu. Dann gingen sie hinüber.

Klara war indessen mit ihrem Bräutigam den Korridor entlang und die Treppe hinuntergegangen. Sie hatte sich an seinen Arm gehängt und betrachtete ihn mit einem seltsamen Blick.

„Weißt du, daß die ganze Gesellschaft drin von dir entzückt ist?" fragte sie lächelnd.

„Nur du nicht," sagte er, sich plötzlich umdrehend und ihr ernst ins Gesicht sehend.

„Oh — du weißt doch —"

„Nun? was?"

„Daß ich dich lieb habe. Aber — —"

Er runzelte die Stirn und warf die Oberlippe ein wenig in die Höhe. „Aber? Darf ich bitten?"

„Sieh — ich wollte es dir schon neulich sagen," begann sie schüchtern, „aber es kam mir dann nicht über die Zunge — und man sieht sich so selten — da will ich dir die Laune dann auch nicht verderben —"

„Nun, Kleine, räume dir das Herz nur ab."

„Justus," fuhr sie mit überquellendem Gefühl fort, während sie auf der letzten Treppenstufe stehen blieb, indes er schon unten stand, und indem sie beide Arme um seinen Hals schlang, „diese Vornehmthuerei — siehst du — ich habe das jetzt so gründlich kennen gelernt, es ist alles so hohl, so nichtig, es steckt so viel Gesinnungslosigkeit dahinter, so viel Gift — wir brauchen das doch nicht. Wozu diesen Kultus mit den Fahrentheils? Du bist doch auch der Sohn deines Vaters und wir sind nicht von der adligen Sippe."

Moller lachte und machte sich frei. „Ich bitte dich, Klärchen, hier, wo jeden Augenblick einer von den Dienstleuten kommen kann, mach doch keine Scene. Und dann — sei nicht sonderbar, Kind. Habe ich mich meiner Mutter zu schämen? Und ich liebe die Vornehmheit, du weißt es, ich will mit der Bauernrüpelei nichts zu thun haben. Warum hat Bürger es zu nichts gebracht? weil ihm der Schlossersohn bei jeder Gelegenheit in den Nacken stößt. Also laß dieses Vorurteil fahren." Er sah sich um — es war niemand da. Sie sah so reizend aus, mit dem rührenden Ausdruck in den dunkeln Augen, er zog sie an sich und küßte sie. „Lieb sein, ja? mir auch ein bischen was zu Gefallen thun. Denkst du denn, Kleines, Närrisches, du hast nichts Vornehmes an dir? weißt du denn gar nicht, daß du sogar in deiner stolzen Gelassenheit wie eine Königin unter diesem adligen Gesindel wandelst? Du erst recht. Und dann — für wen hab' ich denn Großes vor? wem möcht' ich denn Geld und Stellung zu Füßen legen? für wen arbeite ich denn rastlos Tag und Nacht? Für dich, du kleine Hoheit! Und du willst nicht vornehm sein? Da — noch einen letzten, hab' mich lieb Schatz, und leb wohl. Schnell, noch einen Kuß."

Dann traten sie vor die Thür. Der Falksche Kutscher hatte die Weisung erhalten, nicht auszuspannen, sondern auf der Landstraße, die dicht am Gehöft vorbeiführte, auf- und abzufahren. Auf einen Pfiff seines Herrn wendete er und hielt vor dem Portal. Während Direktor Moller-Falkenhain in die Equipage sprang und den Wagenschlag zuwarf, stand Klara auf den Steinstufen der kleinen Freitreppe und grüßte ihn mit den Augen. Dann wandte sie sich langsam zurück.

„Für wen arbeitete er rastlos Tag und Nacht? für wen hatte er Großes vor?" eine leise Stimme in ihr sagte: für sich selbst. „Und was bin ich ihm? was wäre ich ihm, wenn er mich nicht schön fände? nichts — vielleicht." Aber wie thöricht! er liebte sie doch einmal, und sei es vor allem um ihrer Schönheit willen, und sie liebte ihn auch. Oh, ganz gewiß. Es war in ihrer Seele so unbeschreiblich viel Zärtlichkeit — für wen sonst als für ihn? so unbeschreiblich viel sehnsüchtiges Verlangen — wonach, wenn nicht nach ihm? Und sie wünschte ihn zurück, ihn neben sich, bei sich zu haben, um ihm alle Küsse vergelten zu können. So war es jedesmal. In seiner Gegenwart unterlag sie dem starken Zauber seiner Persönlichkeit, sobald er fort war, überfiel sie die Traurigkeit einer gewissen Leere, bis die rätselhafte Stimmung wieder umschlug in heiße Sehnsucht. Sie blieb an einem Fenster des langen Korridors stehen und sah hinaus, wo die beschneiten Kuppen der Berge im Wintersonnenscheine lagen, leuchtend, zauberhaft, von leichten, glänzenden Nebeln umwallt wie ein fernes Wunder-

land, das die Sehnsucht träumt; und, wie auf lichten Nebeln daherwallend, kam ihr ein leises Erinnern an ihren ersten halbkindlichen Liebestraum — darin war etwas gewesen — was war es doch? — — aber wer haschte verlorenen Gefühlen nach, die wie Rauch in den Lüften zerflattern! — etwas wie ein starkes, süßes Vertrauen, wie tiefinniges Verständnis — das war dahin. Und sie brach in Thränen aus, um die sie sich gleich darnach lächelnd eine Thörin schalt. Denn was für Thränen waren es im Grunde anders als Thränen der Sehnsucht nach ihm, der so strahlend, so siegesgewiß, so schön war wie der junge Frühling, und dessen Küsse noch auf ihren Lippen brannten. — Ach, über die Verworrenheit schwankender Gefühle, die sich nichts einzugestehen wagen und das Eingestandene selbst ängstlich wieder verneinen! Nannten ihn nicht alle ein junges Genie? Und war er es nicht wirklich? Eine wundersame, vielseitige Natur, in der alles nebeneinander lag, um abwechselnd zu erschrecken und wieder zu bezaubern: Selbstsucht und rastlose Sorge um andere, brennender Ehrgeiz, ein alle Schwierigkeiten überwindendes Können, Berechnung und stürmische Leidenschaft, Kälte und siegende Anmut.

Leichtfüßiger, ein frohes Lächeln auf den Lippen, kehrte sie wieder in den Salon zurück; zur rechten Zeit, um Graf Velthaus noch Adieu zu sagen, der sich von seinem Diener aufkleiden ließ und sich freute, sie noch begrüßen zu können. —

Nach und nach fuhren auch die anderen ab. Nur die Generalstöchter blieben zum Abend, und Herr von Dalldorf und Klara harrten treulich bei ihnen aus. Die Schloßfrau hatte sich für einige Zeit zurückgezogen, in Wirtschaftsangelegenheiten, wie sie sagte, und Döhring ordnete die Bibliothek — beiläufig eine recht bescheidene Bibliothek.

In diesem Raume erhielt er Besuch von Frau von Dalldorf.

„Döhring, ich sterbe," rief die Dame, sich auf das Sopha werfend. „Ich bin so unglücklich, so zum Sterben unglücklich!"

„Um Gottes willen!" und vier Bände Beckersche Weltgeschichte hinwerfend, war er an ihrer Seite. „Dann sterbe ich mit! — Warum sterben Sie?" fragte er sich über sie beugend.

„Ich weiß nicht, aber ich halte es nicht mehr aus und ich will fort."

Er setzte sich neben sie auf das braune Ledersopha und sah ihr eindringlich, bedeutsam in die Augen.

Alberta von Dalldorf hätte sagen können: ich sterbe vor Wut, weil mit der Trollschen Partie nichts ist und ich Erna für diesen Esel so lange aufgehoben habe, während sie in Berlin die besten Partieen hätte haben können; und ich sterbe, weil ich diesen Gimpel von Mann geheiratet habe, geheiratet, weil ich arm war und er reich und ich mein Leben genießen wollte; weil ich noch immer jung und schön bin und hier auf diesem albernen Rudersdorf verschmachten muß; und weil nächste Woche meine Töchter zurückkommen und mir diese Mädchen langweilig und im Wege sind; und weil ich auf der Gottes Welt nichts habe, was mich freut, nicht einmal einen geistreichen Anbeter, sondern nur einen albernen Volontär, der sogar meinen Töchtern nicht interessant genug ist. Von alledem sagte die Dame aber nichts. Als sie indes bei der Schlußbetrachtung angekommen war, lächelte sie, und er küßte ihr die Hände und sah sie verliebt an.

Dann auf einmal sprang sie auf und eilte lachend hinaus. Es war doch immerhin amüsant, sich noch ein bischen verehren zu lassen. Und wie viel Frauen von neununddreißig Jahren wurden denn noch so angebetet, mehr, weit mehr als ihre Töchter und die junge Gouvernante? Und womit sollte sie sich denn für dieses langweilige Leben entschädigen? womit dafür rächen, daß sie die grenzenlose Dummheit begangen hatte, einen beschränkten Mann zu heiraten? Dummheit? dieses grenzenlose Verbrechen an sich selbst, eine Sünde, gegen die jede andere verschwinden mußte, neben der es gar keine Sünde mehr gab, nicht einmal mehr den Begriff der Sünde. Nein, sie hielt es nicht mehr aus. Wenigstens auf zwei, drei Wochen mußte sie fort, so lange würde sie den Mädchen Nachurlaub geben; die Ehrendame für ihre Töchter zu spielen, kam ihr immer noch zurecht. Fort also! Wohin? Herr, mein Gott, nach Wien, nach München, Dresden, Berlin. Köstlich! Und plötzlich rannte sie zurück in das Bibliothekzimmer.

Döhring blätterte grade in einer Schmet-

terlingskunde, hatte ziemlich staubige Finger und stärkte sich ab und zu an einem Cognak. Mit hellem Lachen kam sie herein. „Eine kapitale Idee! Wir gehen für vierzehn Tage nach Wien oder sonst wohin! Wir, das heißt ich in Ihrer Begleitung! „der überreizten Nerven wegen und um malerische Eindrücke zu haben," amüsieren uns köstlich und lassen Dalldorf und die Gouvernante sich anöden, bis das Wasser in allen Kochtöpfen gefriert! Und amüsieren uns, wir! Und was meint mein Page dazu?"

Der Page meinte, daß dies die Stunde sei, um derentwillen er bisher gelebt habe, und er meinte es knieend, und während er seine staubigen Finger ein bischen an den Hosengalons abrieb. Und sie lachte dazu, wie eine zugleich lebenslustige und aus Mangel an Beschäftigung desperate Frau lacht über eine Situation, deren vollendeter Komödienhaftigkeit sie sich bewußt ist.

15. Kapitel.

Es war um die Zeit, wo die Bierlokale noch nicht voll zu sein pflegen, das heißt um fünf Uhr etwa des Nachmittags. In einem mit einer Art billiger Eleganz ausgestatteten Restaurant saßen in einem Seitenzimmer drei junge Leute, deren handwerksmäßige Kleidung darauf schließen ließ, daß sie sich sonst nicht in dergleichen mit Glaslüsters und Stuck gezierten Räumen bewegten, die sich nichtsdestoweniger aber recht behaglich zu fühlen schienen, denn sie hatten in unglaublich kurzer Zeit unglaubliche Mengen von Eß- und Trinkbarem verschwinden lassen, obschon in unsern gesegneten Fluren weder die Zeit zu Dinners noch zu Suppers in diese Nachmittagsstunden zu fallen pflegt.

Außer ihnen befand sich nur noch einer in demselben Zimmer, einer, der, wenn er nicht in Geschäften thätig war, sich in einem seiner zahlreichen Stammlokale aufzuhalten pflegte, wo er die Zeitungen las, insbesondere jenem Inseratenteile seine Aufmerksamkeit schenkend, der Anzeigen enthielt wie: Grundstück an frequenter Chaussee gelegen, schuldenfrei, zur Errichtung eines Restaurants geeignet, preismäßig zu verkaufen; Haus, Mittelpunkt der Stadt, 80 000 Mark Feuertaxe bei 15—16 000 Mark Anzahlung sofort zu verkaufen; Darlehn gegen hohe Zinsen und Sicherheit gesucht per sofort; u. s. w. Die hohe Politik war Herrn Alexander ziemlich gleichgültig, von ihr nahm er nur so weit Kenntnis, als nötig war, um mit räsonnieren zu können, aber in Sachen des Geschäfts, ah! da ließ er sich nichts entgehen. Heut indes fesselte den Biedermann vor allem das Convivium in der Ecke, und dieses gewiß harmlose Interesse ging so weit, daß er sogar die verschiedenen Würstel mit Sauerkohl, Beefsteaks, Butterbrot mit Käse nebst allem Flüssigen, das drüben vertilgt wurde, getreulich notierte.

Die drei Genossen waren ein kleiner, schwarzhaariger Mensch mit stechenden, dunklen Augen, ein blonder, dickaufgeschwemmter Bartloser, der das blaue Arbeitshemd unter der offenen Weste mit Ostentation sehen ließ, beide in ziemlich schlechten, unsaubern Kleidern, und zwischen ihnen Karl Kodalle, sehr gut neu equipiert, aber den roten Bart zerzaust und die blauen Augen bereits seit einiger Zeit im überirdischen Glanze der Bier- und Schnapsseligkeit schimmernd. Zuerst hatten sich die drei Freunde höchst sachlich in angelegentlichem Flüstertone unterhalten, nach und nach aber war das Gespräch lauter und zerfahrener geworden. Karl Kodalle, sonst ein so eifriger Parteimann, schenkte den ausdauernden social- und gewerbepolitischen Unterhandlungen seiner „geliebten Brüder" nur noch ein abgerissenes Interesse, hieb mitten in die verstandesreifsten Erörterungen brennender Streitfragen mit der Faust auf den Tisch: „Muß einfach! Totschlagen!" lachte laut auf und ging endlich in das Stadium der Gesänge über.

„Akkordarbeit ist Schwindel, nichts als Schwindel!" sagte der kleine Schwarze. „Denn einen Stiefel machen und einen Stiefel machen ist zweierlei, und eine Blechkappe löten und eine Blechkappe löten ist auch zweierlei, denn ich kann eine Sache ordentlich machen und kann sie zusammenschmeißen, und ist beides Akkordarbeit, was? Hier mein Stück und hier mein Geld, aber wie, wie! hahaha!"

„Ja Akkordarbeit ist borstiger Schwindel; was ein zuverlässiger Mensch ist —"

Der Blonde wollte unzweifelhaft des näheren die Qualitäten eines solchen ausführen, aber Kodalle strich ihm mit der Hand übers Gesicht: „Singe lieber!

Fischerin, du kleine, fahre nicht alleine,
Fahre nicht, fahre nicht, fahre nicht
alleine."

„Singe wenigstens richtig, wenn du singen mußt. Aber besser noch: halt's Maul und gieb deine Meinung ab, ob Akkordarbeit oder Stundenlohn."

„Ach hol der Teufel euch mitsamt eurer Akkordarbeit. ‚Ich heeße August Friedrich Gottlieb Meier und bin e hibscher kleener Trubadur —'"

„Der singt, als ob einem einer eine saure Gurke unversehens durch die Zähne zöge."

„Schöne Bertha — einen Cognak mit Baumöl, noch einen Cognak mit Baumöl, und noch einen Cognak mit Baumöl und drei Echte."

„Bravo!"

„Wie gesagt: ein borstiger Schwindel —"

‚Ein Bügeleisen kauft er seinem Schatze,
Bei Herz und Ehrlich auf dem Blücherplatze,
Und als es sprühte —'

„Was ist denn das für ein Baummarder da drüben, Kodalle, der dich immerfort anglotzt, der dort mit dem Siegelringe?"

„Laß mich.

Und als es sprühte —

Nein so ist es nicht.

Und als es glühte,
Und Funken sprühte,
Zog er's ihr durch den Mund —
Der Hund"

„Hahaha. Das war ihr recht."

„Dähr Hund."

„Das heißt, das war eigentlich eine Gemeinheit."

„Zog er's ihr —"

„Jetzt sah er wieder rüber! Ich glaube, der Kerl belauert uns die ganze Zeit."

„So? so? Na, da werden wir doch mal gleich! Sie da? Haben wir vielleicht schon einmal Bekanntschaft gemacht, Sie hinter der Zeitung," rief Karl Kodalle, indem er sich taumelnd erhob und, beide Hände an die Tischkante gestützt, vornüberlehnte.

Herr Alexander Weinhold ließ das Zeitungsblatt sinken und grüßte lachend hinüber. „Na, aber mein Herr Karl, ich denke doch! Freu' mich, wie's den Herren hier behagt. Haha! Aber genieren Sie sich nicht. Immer fidel, immer was draufgehen lassen!" Wozu er ein paar einladende Handbewegungen machte, als wollte er sagen: ich geb es gern.

„Na, wenns Sie's sind, Onkel Weinhold, da kommen Sie doch mit ran, Raum ist in der kleinsten Hütte. Auch mal seines Lokal aufgesucht. Haben's dazu, haben's. Gute Freunde von mir. Ponieren. Haha! auf Beefsteaks gesetzt. Englisch mit Zwiebel. Ausgezeichnet. Herr Barthels, Klempnergesell, was sag ich — Monteur, Herr, Monteur; Herr Zapke, Sattlergehilfe; Herr Weinhold, Agentur, nicht wahr? Baron Kodalle, Maurer a. D. — das ist meine Wenigkeit. (Der „Baron Kodalle" fand riesigen Beifall.) Englisch mit Zwiebel. Echtes dazu!"

„Ja, das ist wahr, Herr, Kulmbacher, ein süffiges Bier."

„Der hat nämlich gewonnen in der Lotterie, der Satanskerl, ha, da läßt sich ponieren! gelt?"

„Ah, die neue Auflage! Drei Cognak mit Baumöl und drei Echte hierher!"

„Sehen Sie, Sie, so müßten wir alle Tage leben können. Sechsstündige Arbeitszeit, Stunde mit drei Mark berechnet, das nenn ich menschenwürdig! In Amerika, wissen Sie, da ist's so: fährt der Kutscher den Herrn ins Theater, sitzen dann nebeneinander, ersten Rang, oh, die verstehn's drüben!"

„Freiheit und Gleichheit hört man's schallen —"

„Ruhig, Karl, sonst werden wir rausbefördert! und ist so gemütlich hier, hübsche Goldquasten an den Purpurgardinen, ist wahrscheinlich auch altdeutsch."

„Ah natürlich," sagte Herr Weinhold gemütlich, „heut ist alles altdeutsch. Geschmacksrichtung, wissen Sie, oh, sehr altdeutsch."

„Nobel. Können das auch haben. Wissen Sie, was überhaupt an allem schuld ist? Die Akkordarbeit. Das ist Ihnen nämlich ein borstiger Schwindel. Wissen Sie, was Akkordarbeit ist?"

„Ah, natürlich. Aber bin auch dagegen. Ganz gegen meine Grundsätze. Warum lachen Sie denn, Herr Karl?"

„Na, wenn man da nicht lachen soll! über Ihre Grundsätze."

„Der Wein spricht aus ihm —"

„Echtes und Cognac mit Baumöl!"

„Natürlich Schwindel, Herr Zapke, wie Sie bemerkten. Profit die Herren, die sechsstündige Arbeitszeit soll leben!"

„Ein Bügeleisen kauft er seinem Schatze."

„Der Kerl muß 'n Schneidergeselle gewesen sein."

„Ein grundgemütliches Haus, Ihr Freund. Also gewonnen hat er? Wie mich das freut!"

„Ja aber singen kann er nicht. Bringt keinen Ton vernünftig raus. Ich bin nämlich musikalisch, Herr, Gesangverein ‚Lyra.' Müssen mal hinkommen, ho! fein! Aber der — pfui."

„Lassen Sie ihn singen, meine Herren, wer geerbt hat, kann gut Beefsteak essen und singen. Reichen Geizkragen beerbt. Positiv. Ich weiß das."

„So? geerbt? — Kodalle, hast uns ja gesagt, du hätt'st 's aus der Lotterie."

„Bei Herz und Ehrlich auf dem —"

„Heraus mit der Wahrheit! Wie ist das mit der Erbschaft, Kodalle?"

„Ach, laßt mich in Ruhe und redet von eurer Akkordarbeit. Den Teufel was hab' ich geerbt."

„Positiv. Herr Barthels. Reicher Onkel oder so was."

„Dem Dinge muß ich auf die Spur kommen. Karl!"

Karl antwortete mit einer kräftigen Wendung, die dankbares Verständnis fand. Dann lachte er laut auf. „Was seid ihr aber neugierig! Nichts geerbt — nichts gewonnen — gefunden hab ich's!" —

„Gefunden?"

„Nu natürlich. Und daran war — der Hemdenknopf schuld. Unterm Schrank. Ganz kleines Knöppel. Hui!"

„I was Sie sagen. Erzählen Sie doch das, Karl. — Aber jetzt werd' ich die Herren mal ponieren. Vier Echte! Das müssen Sie erzählen, Karl."

„Ach, der kann ja nicht mehr erzählen, der ist ja schon wie 'ne Sackstrippe."

„Oh, ich? Ich bin überhaupt ganz nüchtern! Ich kann sehr gut erzählen, ich bin 'n Redner! Meine Herren, wir sind hier versammelt — — Ja so, von dem Knöppel. Also — das war so: ich soll zum Taufen gehen bei meinem Freunde Quietscher, der hatte nämlich ein ganz kleines Mädel, sollt' ich Rede halten, ich, über das kleine Mädel. Na also —

Und wie es glühte
Und Funken sprühte —

Nein, das war zum Kollern."

„Also wie Sie zur Taufe gehen sollten, Karl!"

„Na ja, natürlich. Also sagt der Quietscher: Kodalle, sagt er, das bist du unserer Freundschaft schuldig! Auf Rede halten, meine Herren, da bin ich nämlich ein gar, ein —"

„Ja, das ist wahr! Wahrhaftig das ist wahr! Reden kann er wie ein Pastor."

„Also kauf ich mir ein neues Vorhemd, bildschön, wie'n glasierter Pappdeckel, aber der Knopp — viel zu klein, viel, viel zu klein, und also — futsch aus dem Knopfloch und kollerte mir also unter den Schrank, so'n dummer Knopp. Was werd' ich also machen? drunter fahren natürlich. Fahr' ich drunter. Und was werd' ich rausziehen? 'n Knopp? nee, aber — 'ne Mappe."

„Eine Mappe?"

„Ja! schwarzes Ding, so mit 'nem Berliner Bändel um — na so um —"

„Umwickelt."

„Na natürlich. Also mach' ich sie auf. Schwerbrett, was wird drin sein? — Na, so von der Sorte!" Und damit warf er zwei Hundertmarkscheine auf den Tisch. „Hab' ich mir halt 'n paar rausgenommen, Stück fünf, sechs, Berliner Bändel wieder drum und wieder runter bugsiert, lag da unten in Staub und Spinngeweben wie der liebe Augustin. Hahaha."

„Und da gab's viel, sehr viel in der Mappe von der Sorte?"

„Na ja. So allerhand. Große Papiere, 300, 500, 8000, 2000. Schwerbrett, hab' nicht gewußt, daß die Alte so viel Geld hat. Hat auch nichts gemerkt, nichts." Und kichernd knitterte er die Scheine zusammen und schob sie wieder in die Tasche. „Mauern? ich werd' ihr was mauern! Erbonkel? alleine Erbonkel. — Ein Cognak mit Baumöl, Bertha."

„Wann war das, Karl, wann war das?" fragte Herr Weinhold, dessen linkes Auge glühte und Funken sprühte wie das Herz und Ehrlichsche Bügeleisen.

„Wann? ach das weiß der Geier. Das war, wie der Quietscher sein Mädel taufte. Hulda, Emilie, Karoline." Und damit streckte er sich auf die Polsterbank und gähnte.

„Da hat also die alte Rocheforten so 'nen Haufen Geld? Das hab ich ja gar nicht gewußt," sagte der Herr Monteur zu dem Herrn Sattlergehilfen.

„Das hab ich dem Turme auch nicht angesehen."

„Zog er's ihr durch den Mund
Der — —"

Aber ehe Karl Koballe bis zu dem „Hund" kam, war er eingeschlafen.

„Sie haben's gehört, meine Herren," raunte Herr Weinhold, „Sie haben's gehört: eine schwarze Mappe mit schwarzem Berliner Band. Große Papiere über 300, 500, 2000, 8000."

„Na nu? Sie werden ihn doch nicht reinlegen?"

„I Gott bewahre. Er hat's ja bloß seiner eigenen Mutter abgeknöpft, das geht das Gericht nichts an. Privatsache. Aber von der Mappe, ganz voll, das haben Sie gehört. Interessiert mich bloß, weil ich die Madame kenne, blos privatim. Hab' die Ehre, meine Herren, bin auch nicht für Akkordarbeit, ganz und gar nicht, ganz Ihrer Meinung. Aber den bringen Sie mal sänftchen nach Hause, denn die moralische Kraft fehlt, wie Sie sehen. Erst Kopf unter die Wasserleitung, dann in die Droschke. Engelstraße 27. Das Einfachste, per Droschke. 'n Abend, die Herren, drei Echte zahl' ich, 'n Abend."

16. Kapitel.

Noch mit Frack und weißer Halsbinde angethan, saß Ernst, aus der großen Abendgesellschaft bei Falls zurückgekehrt, des Nachts um zwei in seiner öden Klause auf dem von der Wirtin sehr eigenhändig ausgebesserten Sofa, rauchte eine Reflexionscigarre und starrte auf die gegenüberliegende Wand. Dort auf dem dämmernden Grunde schienen die wechselvollen Bilder des verflossenen Abends nochmals vorüberzuziehen. Rauschende Seidenschleppen, gleißender Goldschmuck, leuchtende Schultern, nickende Reiherbüschel, schwarzhaarige Jünglinge mit den unvermeidlichen Pincenez' auf den großen Nasen, Professoren, Rechtsanwälte, stadtverwaltungsgierige Kaufleute, seidene Portièren, bräunliche Ungeheuer von Makartsträußen, blendendes Gaslicht — alles sah er vor sich in brodelndem Durcheinander, und er glaubte es nachzuempfinden, das peinliche Gefühl, wie er fremd und zusammenhanglos darin gestanden, durch eine unüberbrückbare Kluft von allem getrennt, was das Wesen dieser Menschen ausmachte, durch Anschauungen, Stamm und Besitz von ihnen unterschieden, ein Verräter fast an dem erblich ihm überkommenen Hasse, der das heilige Vorrecht ist und das Bindeglied aller Enterbten und Zurückgedrängten. Thoren, die da glaubten, daß es eine Möglichkeit der Verschmelzung so widerstrebender Rassen gäbe, die sich voneinander scheiden wie Öl und Wasser, welche man in ein Glas geschüttet, räsonnierte er in seine Seele hinein. Und es schwanden die Bilder auf der dunklen Wand und kernhaft tauchten die vertrauteren Typen deutschen Wesens, wie sie die Geschichte überliefert, vor ihm auf: die Helden der germanischen Urzeit, die seßhaft gewordenen Bürger und Freibauern dann, die von der Spekulation gedrückten aber nie zu Sklaven herabgewürdigten Arbeiter unserer Tage mit ihrem ungezügelten Drange nach Freiheit und Gleichberechtigung, die Sieger unzähliger Schlachten, die Denker und Dichter germanischer Zunge — was hatten alle diese mit jenen gemein? — Und dann weiter ein Bild von leuchtender Schönheit, von sieghafter Hoheit und Anmut zugleich, Melitta als ägyptische Königstochter, wie sie, von hellen Seidengewändern die schlanken Glieder umhüllt, inmitten fremdartig kostbaren Geräts malerisch gelagert, die wunderbaren Augen träumerisch in die Ferne richtete — Ernst hätte überhaupt kein Mensch von gesunden Sinnen sein müssen, wenn er den eigentümlichen Zauber ihrer Erscheinung nicht hätte empfinden sollen. „Und ihm entschleiert sie freundlich ihr holdes Blumengesicht' — als Gegenprämie," hatte Melitta gesagt, als sie am Schlusse der mit feenhafter Pracht und raffinierten Beleuchtungseffekten dargestellten lebenden Bilder ihm den aus Magnolienblättern zusammengesetzten Kunstlotos übergab, den er, er wußte es sehr gut, mit einer steifen Verwirrung entgegengenommen, die sicht an Ablehnung gegrenzt hatte. Dann war sie verschwunden, um in einem modischen Gesellschaftskleide wieder zu erscheinen und sich von Herrn Professor Dorn, einem natürlich „hochberühmten" Gelehrten und widerwärtigen Schwätzer, zur Tafel führen zu lassen, und er hatte sie wenig mehr gesehen, hatte sich vor der Zeit aus der ihm so widerstrebenden Gesellschaft entfernt, in der man nach Absolvierung einer steifen Vornehmthuerei, die wie ein Nebel

über den Teilhabern gelagert, sich gruppenweise aufgelöst, dort dem Vergnügen des Tanzes hingab, dort politisierte, dort ästhetisierte, daß ihm fast übel wurde. Heftiger in seiner Abneigung, heftiger erregt durch die widerspruchsvollen Empfindungen, die Pracht und Schönheit in einem verfinsterten und doch leicht entzündeten Gemüt erwecken mögen, hin und her geworfen in dem brodelnden Hexenkessel der Unzulänglichkeiten, Unklarheiten, Wünsche und Leidenschaften, erlebte er jetzt das einsame Nachspiel des glänzenden Abends.

Vor ihm lag ein Brief, der in seiner Abwesenheit eingelaufen war und in dem ihm von Seiten der Behörde nochmals mitgeteilt wurde, daß vor Jahren an seine Verwendung im Schulfach nicht zu denken wäre. Er betrachtete das Blatt mit Bitterkeit; leicht wurde es ihm freilich nicht gemacht, sich seiner kernhaften Abstammung zu freuen. War er denn gar für ewige Zeiten zu diesem zigeunerhaften, proletariermäßigen aus der Hand in den Mund leben verdammt? wohin sollte das führen, was würde aus ihm werden, was sollte er beginnen?

Müde von dem beständigen Grübeln, Abwägen und Hinundherwälzen der verschiedensten Eindrücke, Wünsche und Anschauungen, ging er endlich zu Bett. Und wiewohl er noch eben in gequälter, unruhiger Stimmung seine Betrachtungen damit geschlossen hatte, daß Melitta ein übermäßig eitles und gefallsüchtiges Geschöpf sei, und indem er alle Anklagen über ihre Rasse heraufbeschwor, brachte ihm die Müdigkeit zuletzt doch nichts als holde Bilder vor die schlafernden Sinne, Bilder von so magischem Zauber, daß sie leuchtend und berückend auch in seine Träume hinüberspielten.

17. Kapitel.

Melitta saß im Schaukelstuhl und lernte Vokabeln, als schüchtern an die Thür geklopft wurde und zwei allerliebste kleine Mädchen, blond, rotbackig und blauäugig von Art, hereintraten. Als aber der Herr Präceptor fünf Minuten später unter der Thür erschien, durfte er Zeuge eines allerliebsten Genrebildes sein: Melitta auf dem Teppich knieend, mit den Kindern lachend, ihnen Puppen, Naschwerk und Kleidungsstücke schenkend, in einer drollig neckischen Weise ihre Händchen, Röckchen und Strümpfe begutend, ob sie hübsch sauber seien, von neuem helles Lachen, dann ein kleiner Danksagungs- und Zärtlichkeitsakt.

„Dort steht ein Onkel," sagte die Kleinste.

Melitta sprang auf, und wenn die Verwirrung, mit der sie ihm jetzt gegenübertrat, Koketterie war — dann alle Achtung, und wenn sie die ganze kleine Scene als Scene, d. h. als Schauspiel improvisiert hatte — dann Hut ab vor ihren Künsten und Glückauf zu ihrem Erfolge, denn nicht lächelnd, sondern tiefernst, mit dem Blicke innerster Betroffenheit und Bewegtheit begrüßte er sie. Sie rief das Stubenmädchen und ließ die Kinder hinausbringen, dann schlüpfte sie durch die Portiere, die er zurückschlug, in das Lehrzimmer und griff nach den Büchern.

„Was waren das für Kinder?" fragte er, der auf den ersten Blick gesehen hatte, daß es arme Kinder gewesen waren.

„Ich kenne sie nur von der Straße," sagte sie errötend, indem sie die richtige Seite suchte. Und da fing sie auch schon an zu lesen und zu übersetzen, aber es ging stockend, und da war niemand, der einhalf oder die Quantität der Silben korrigierte oder mit einem passenderen Ausdruck dazwischenfuhr — mitten in die Großthaten des Miltiades hinein verglich dieser spottschlechte Lateinlehrer ihr Gesicht mit den Aussprüchen, die vorgestern Abend einige sachverständige Verehrer darüber gethan: nämlich, daß ihre Haut pfirsichartig, ihre Augen wie aus dunklem Sammet, ihre Stirn wie die einer griechischen Statue sei, und was dergleichen mehr gewesen. Und indem er beschloß, ihr Gesicht nicht mehr anzusehen, glitten seine unruhigen Blicke über ihre Gestalt, über die Spitzen und Goldknöpfchen der Taille, über die schmalen weißen Hände und lauschte er statt auf ihre Worte auf den Tonfall ihrer Stimme, einer eigentümlich weichen, tiefen Stimme mit einem Timbre, aus dem ein Kundiger vielleicht auf eine besondere Fähigkeit des Gesanges geschlossen hätte, wovon sich Ernst Bürger aber keine andere Rechenschaft zu geben wußte, als daß er bisher in einer Art Stumpfsinn ihr gegenüber verharrt haben müsse. Auf einmal machte sie eine Pause, er wußte nicht warum.

„Bis hierher habe ich mich präpariert," sagte sie, „wünschen Sie, daß ich noch weiter lese?"



Der Kunstfreund: Eine neue Sendung. Gemalt von H. Stelzner.

„O bitte, lesen Sie noch mehr.“ Und er fand auf einmal, daß Latein eigentlich eine wunderschöne Sprache sei, und vor seinen Augen sah er eine liebliche Scene, wie eine junge römische Mutter auf dem Teppich vor ihren Kindern knieend sie allerlei allerliebste Dinge frage, und es kam ihm zum Bewußtsein, wie dieses Idiom auch eines der Familie, der Zärtlichkeit, des Scherzes gewesen, und wie es alsdann von schönen Lippen tönend nichts gemein hatte mit der kalten, verstandesscharfen Regelmäßigkeit der Prosaisten. Und wieder, um sich von dem Reiz bestrickender Klänge loszumachen, ließ er seine Blicke umherschweifen in dem Zimmer, dessen weichliche Eleganz ihm früher anstößig gewesen, und in dem ihm heute alles wie mit leichtem Zauber berührte: das Zartgestimmte der Farben, diese Sauberkeit und Delikatesse, das Wohlthuende des Lässig-Bequemen, das gedämpfte Licht, der schmeichelnde Wohlgeruch, den Hyazinthen und frühe Maiglöckchen aushauchten. Oder war da noch etwas anderes,

das ihn verwirrte, bestrickte? War da noch eine Atmosphäre, die sich aus verschwiegenen Wünschen, aus ahnungsvollen Regungen zusammensetzte? War es das? war er wirklich der Narr, der um dieser Kinderscene willen den abgestandenen Witz von Abälard und Heloise aufzuwärmen im Begriff stand? war die Natur so einfältig in ihren ewigen Wiederholungen? Ließ sie den Geist freimütig immer weitere und weitere Kreise ziehen, um Seele und Sinne ewig an dem alten Gängelbande zu führen? Feindlich und finster waren die Blicke, die er endlich auf sie kehrte.

Aber sie schien es nicht zu bemerken, sondern las tapfer weiter. Plötzlich brach sie lachend ab: „Ich bin Ihnen heute wohl unausstehlich langweilig. Nun so lassen wir's doch. Sagen Sie mir lieber, wie es Ihnen neulich bei uns gefallen hat."

Er bat um Verzeihung wegen seiner Unaufmerksamkeit, ersuchte sie, das Buch wieder aufzunehmen, und versicherte seine Bereitwilligkeit, am Ende der Stunde Rede und Antwort zu stehen.

Gewissenhaft wiederholte sie ihre Frage am Schlusse. Aber statt zu antworten, sah er sie mit einem Lächeln an, das selbst eine Frage zu enthalten schien.

„Nun, natürlich — ganz ehrlich."

„Dann gestatten Sie mir zu sagen, daß Sie sehr schön aussahen, daß Sie mich ganz unverdientermaßen sehr ausgezeichnet haben und daß ich mich im übrigen ziemlich — gelangweilt und — angefremdet gefühlt habe."

„Angefremdet. Schön. Das war allerdings ehrlich. — Aber warum das ‚Unverdientermaßen'? Unter manchen schlechten Eigenschaften, die wir Semiten haben mögen, besitzen wir doch auch einige gute, z. B. Pietät und Dankbarkeit für unsere Lehrer. Sie weisen also eigentlich noch nachträglich den Lotosstengel zurück, wie?" Und sie spielte mit nervöser Ungeduld mit den Spitzen an ihrem Ärmel.

„Ihre Logik ist bisweilen hyperdifficil, mein gnädiges Fräulein. Nein, ich acceptiere ihn mit unterthänigstem Dank," sagte er mit einem Lächeln, das ihr etwas von beleidigendem Spotte zu enthalten schien.

Sie biß die Zähne aufeinander und sah nach dem Fenster. Als er den Stuhl rückte, als ob er gehen wolle, drehte sie sich um und sagte unvermittelt und überraschend in einem Tone, in dem es wie verhaltener Schmerz klang: „Da Sie so offen sind, so sagen Sie es doch einmal geradezu: warum eigentlich werden die Juden so viel gehaßt? warum hassen Sie sie? warum — mein Gott — hasse ich sie selbst? Sie sind so klug, Sie müssen es wohl wissen?"

Er sah ihr in die Augen und dann vor sich nieder. „Erlassen Sie mir doch die Antwort," bat er.

„Nein, ich erlasse sie Ihnen nicht, und wenn Sie sie verweigern, betrachte ich es als Feigheit. Wenn diejenigen, die eine Abneigung gegen uns haben, alle schlechte Menschen wären, dann hätte diese Abneigung nichts zu sagen. Aber Sie, Sie sind es doch nicht, Sie sind gerecht, wollen es wenigstens sein — ist es denn wahr, daß wir Ihnen so ganz fremd sind? Ist es wahr, daß jeder genau so viel Liebe, so viel Haß findet, als er verdient?"

„Nein, das ist nicht wahr, vielmehr ist nichts so ungerecht als Haß und Liebe," sagte er rasch. „Da aber der Antisemitismus einmal besteht und zweifelsohne seine ideale Seite hat, so muß er, selbst wenn er ganz ungerecht wäre, immerhin einen idealen Grund haben, und dieser ist vielleicht nichts als der der Menschheit unbewußte Drang, alle Ungleichheit aufzuheben, eine Reaktion gegen den übertriebenen Einfluß, mit dem die Vergangenheit Ihres Volkes über uns dominiert. Unsere ganze Kultur ist nur zu einem Drittel wirklich germanisch, die beiden anderen Drittel sind Griechentum und Judaismus. Das was Sie Haß nennen, ist nur das eifrige Festhalten unsererseits an dem Rest von wirklich nationalem Volkstum."

„Meinen Sie?"

„Ja, das meine ich."

„Aber warum hasse **ich** sie dann?"

„Das thun Sie gar nicht. Diese eingebildete Abneigung gegen Ihren eigenen Stamm ist nur eine reflektierte, das heißt, sie ist der Schmerz über jene Zurückweisung, die Sie erfahren und — über die eigene Großmut, die Sie uns verzeihen läßt. Denn — merkwürdigerweise — wir empfinden allerdings über unsere Tugenden manchmal mehr Schmerz als über unsere Fehler."

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich großmütig bin?" fragte sie mit einiger Schärfe.

„Mein gnädiges Fräulein," sagte er,

die Augen wieder hell auf sie gerichtet, „ich habe Sie als Nitetis auf den Pardelfellen ruhen sehen, und — nun, es ist keine Schmeichelei, auch wenn ich es wiederhole — Sie waren sehr schön, doch ich habe Sie vorhin unter den armen Kindern gesehen, und in diesem Augenblicke waren Sie weit schöner. Ein gutes Herz mag ein langweiliges und nüchternes Ding sein, wenn es zu einem unschönen Körper und zu einem blöden Kopfe gehört, aber im Verein mit Geist und Schönheit ist es ein anbetungswürdiges Juwel.“ Ernst lernte mit der Situation.

„Sie täuschen sich, Herr Bürger,“ sagte sie leichthin und den Kopf etwas in den Nacken werfend, „ich habe überhaupt kein Herz.“

„Habe ich Sie mit meinen Worten verletzt?“ fragte er, und sie war erstaunt, daß überhaupt so viel Weichheit in seiner Stimme liegen könne.

„Ich sagte Ihnen ja eben, daß ich gar kein Herz besitze, was also hätten Sie verletzen können?“ antwortete sie, aber indem sie ihre geringschätzigste Miene annahm, schimmerten ihre Augen feucht.

Ernst zögerte. „Sagen Sie mir ein gutes Wort, Fräulein, ehe ich gehe.“

Sie hatte sich weggewendet und schwieg. Plötzlich sagte sie:

„Ich vertraue Ihnen. Und Sie haben recht. Immer.“

Er drückte heftig ihre Hand und eilte hinaus. Er wunderte sich über das, was er in einer momentanen Eingebung auf ihre dringende Frage geantwortet hatte, es schien ihm hinterher nicht ganz übel, aber er bedauerte dennoch, überhaupt etwas über diesen Punkt gesagt zu haben, wenn es sie gekränkt haben sollte. Es war immerhin merkwürdig, daß ein Mädchen wie Melitta, entgegengesetzt der landesüblichen Gewohnheit, Gespenster, die in der Sonne wandeln, zu ignorieren, sie fest anfaßte und um ihr Wesen und ihre Art befragte, daß sie sich zu ihnen bekannte sozusagen. Und es war merkwürdig, weil es eine Eigentümlichkeit ihres Geistes zu bekunden schien, die im ganzen selten gefunden wird: ein offenes, unerschrockenes Wahrheitsgefühl.

Liebte er Melitta? Ernst legte sich diese Frage mit Bedacht vor und grübelte über der Antwort sehr tiefsinnig nach, sehr eingehend, wie es nur ein Philologe thun kann, der geübt ist, aus dem volleren oder abgeschwächteren Vokal, aus der Ungebrochenheit der Verbalformen auf das Alter der Handschrift zu schließen. Er war doch immerhin in schulmäßiger Dialektik noch genug befangen, um glauben zu können, diese Frage methodisch erörtern zu müssen. Jedenfalls kam er zu einem Resultat: nein, er liebte sie nicht, er bewunderte sie, sie war ihm auch nicht mehr unsympathisch, er fand sie im Gegenteil jetzt interessant und liebenswürdig — aber wenn er sich für sie erwärme, so sei das doch nur eine Würdigung ihrer guten und glänzenden Eigenschaften und höchstens eine ganz oberflächliche Wirkung jener eigentümlichen Caprice der Natur, die dem Manne eine besondere Empfänglichkeit für spezifisch weibliche Schönheit und Anmut mitgeteilt hat, um den gern in das Weite und Allgemeine Schweifenden mit unsichtbaren Fäden an das Irdische zu knüpfen, so wie sie den Himmelskörpern neben der Centrifugalkraft die Centripetalkraft gegeben, um die wandelbaren hübsch im Zaum zu halten. Mit welcher Erklärung er sich vorderhand durchaus zufrieden gab, ja die ihm genau dieselbe Befriedigung gewährte, mit dem ein kleines Schulmädchen erfährt, daß man die im Frühjahr so äußerst häufigen, Wald und Wiesen überwuchernden gelben Maiblumen weit hochtrabender und wohlklingender auch leontodum taraxacum benamsen könne, was ihnen dann freilich ein durchaus anderes Gepräge verleiht.

Frau Laura Falk aber, die inzwischen in ihrem Boudoir, auf die Chaiselongue hingestreckt, einen Ohnetschen Roman gelesen und Pralinés gegessen hatte, in ihren französischen Genüssen höchst gleichgültig gegen die verschiedenen Drittel der christlich-germanischen Kultur und ihre antisemitischen Tendenzen (die ihrer Meinung nach nichts als alberne Neidhaftigkeit waren), fand, daß ein Stundenlehrer, der, wie das Stubenmädchen sagte, „sieben Viertelstundenlang dem gnädigen Fräulein die lateinische Sprache eingeprägt hatte,“ durchaus der Narrheit seiner Schülerin wert sei, da man ihm — mit dem akademischen Viertel berechnet — nur die kleinere Hälfte von dieser Zeit, wenn auch allerdings sehr anständig, bezahle.

(Fortsetzung folgt.)



Haus in Heiligenstadt, in welchem Beethoven die Eroica- (1804) und Pastoral-Symphonie (1807—1808) komponierte.

Beethovens Heimstätten.

Von Max Kalbeck. Bilder von W. Gause.

Beethovens Heimstätten! — Enthält diese Bezeichnung nicht einen inneren Widerspruch, liegt nicht eine bittere Ironie hinter ihr auf der Lauer? Sah der große Tondichter doch gleich anderen Genien der Menschheit sich dazu verurteilt, der Märtyrer seiner Ideen zu werden, erschien er doch nur als Gast in einer ihm fremden, schwer verständlichen, durchaus anders gearteten Welt, war er doch gleich Faust der Flüchtling, der Unbehauste, der Unmensch ohne Zweck und Ruh'! Beethoven hat weder eine Heimat gehabt, noch sollte er jemals in seinem Erdenwallen eine Stätte finden, an welcher er sich in Wahrheit zu Hause gefühlt hätte. Der freundliche Heimatsgedanke, der den seinen Lieben Entrissenen, in die Fremde Verschlagenen, bis an das Grab begleitet, ist unzertrennlich von jenem wehmütig süßen Gefühl, welches die Erinnerung an sorgenfreie, glückselige Jugendtage in uns wachruft. Solche aber hat der frühzeitig zum musikalischen Handwerk und Broterwerb erzogene Knabe, der unter niederdrückenden Verhältnissen, Kämpfen, Sorgen und Entbehrungen herangewachsene Jüngling nicht viele gekannt. Sein Vaterhaus war der Schauplatz trauriger, widerwärtiger und wüster Scenen, das Oberhaupt der Familie ein jähzorniger Trunkenbold, die Mutter eine gute, aber unselbständige, schwache Frau. Wenn Beethoven später seiner in Bonn verlebten Jugendzeit gedachte, so war es die bevorzugte Lage seiner Geburtsstadt und der Verkehr mit alten Freunden, was ihn für Augenblicke mit Sehnsucht an den Rhein zurückzog. Der „Vater Rhein" stand ihm jedenfalls näher als sein leiblicher Vater, über den er nach dem Tode der Mutter, um die Kosten für den Unterhalt seiner Brüder bestreiten zu können, eine Art von Kuratel verhängen lassen mußte — er, ein kaum neunzehnjähriger Jüngling! Charakteristisch für seine Beziehungen zu Heimat und Elternhaus ist es, daß ein Porträt seines Großvaters Ludwig das einzige Andenken an Bonn war, das er auf allen seinen Kreuz- und Querzügen durch das Häusermeer von Wien mit sich nahm und in hohen Ehren hielt. Das Bild zierte die kahlen Wände seines Zimmers und erweckte im Gemüte des einsam Alternden den goldenen Traum der Kindheit. Beim Tode dieses geliebten Großvaters aber — er starb 1773 — war Beethoven noch nicht vier Jahre alt gewesen!

Und wie es für den Unglücklichen keine

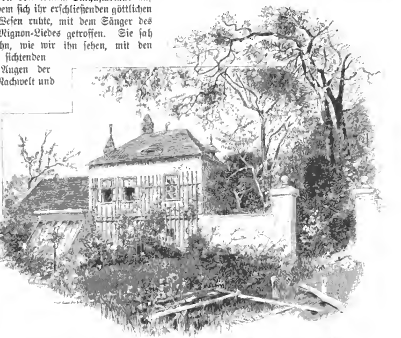


Das Hafner-Haus in Mödling, das Beethoven in den Jahren 1818 und 1819 bewohnte und in welchem er u. a. die Missa solemnis komponierte.
Hof-Ansicht. Beethovens Zimmer daselbst.

Heimat auf Erden gab, so gab es auch kein Heim für ihn. Kein von eigener oder fremder Hand behaglich eingerichteter, liebevoll geschmückter, sorgsam gepflegter Raum hieß seinen Bewohner freundlich willkommen und erinnerte ihn daran, daß er als Mensch unter Menschen lebte. Beethoven, der Fürst im Reiche der Kunst, mußte den ärmsten Tagarbeiter um das Feuerchen seines Herdes beneiden. Er besaß Wohnungen, aber keine Häuslichkeit und kam sein Lebenlang nicht aus selbstbereiteten Qualen und Verlegenheiten heraus. Sein Wiener Aufenthalt, der, einige wenige kurze Reisen und die regelmäßigen Sommerfrischen abgerechnet, ununterbrochen vom Jahre 1792 bis zu seinem 1827 erfolgten Tode währte, stellt sich äußerlich als eine lange Reihe von Umzügen dar. Fast immer auf der Suche nach einem passenden Quartier, fand Beethoven doch niemals, was er suchte. Wo auch hätte er dies finden sollen! Wohl zu spät ward er sich bewußt, daß das Ziel seiner Wünsche zwar recht eigentlich innerhalb des Hauses, aber außerhalb der Häuser lag, in welchen er logierte. Denn was er insgeheim wollte, und was gerade er nötiger als manches erfahrene Weltkind gebraucht hätte, war die Frau des Hauses, die liebende Gattin, die treue Gefährtin, die verständige Freundin. Dasselbe grausame Schicksal, das sein leibliches Ohr mit Taubheit schlug, damit er im Geiste desto reiner und schärfer die wunderbaren Stimmen seines Inneren vernähme, trat seinen Heiratsplänen hindernd in den Weg, als wäre es darauf bedacht gewesen, jede Einmischung eines sterblichen Weibes von den Zusammenkünften mit der Muse fernzuhalten. Sie war seine wahre und einzige „unsterbliche Geliebte," sie teilte seine Einsamkeit mit ihm, sie entrückte ihn seiner dürftigen Umgebung und ließ ihn aller irdischen Sorgen vergessen. Man glaube deshalb nicht, daß es Beethoven bei Lebzeiten an Beweisen von Aufmerksamkeit, Freundschaft und Liebe gefehlt hätte, oder daß er nicht empfänglich und erkenntlich für dieselben gewesen wäre.

Ganz im Gegenteil. Aber er wußte im Grunde nichts Rechtes mit ihnen anzufangen; er fragte und ging ihnen nicht nach, versuchte weder festzuhalten, was entschlüpfen wollte, noch Verlorenes wieder einzubringen, und legte schon früh jene erhabene Gleichgültigkeit an den Tag, welche so leicht mit Egoismus verwechselt wird, während sie bei großen Künstlernaturen meist das Zeichen völliger Selbstentäußerung ist. Was seine vielen Launen und Sonderbarkeiten betrifft, so sind dieselben zum Teil seiner vorzeitigen Präpotenz bei mangelhafter Erziehung, zum Teil seinem schon im Jahre 1796 hervortretenden Gehörleiden zuzuschreiben. Goethe nennt ihn nach der denkwürdigen Begegnung in Teplitz (1812) eine „leider ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar gar nicht Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für andere genußreicher macht." Besser hatte es Bettina, deren sibyllinischer Blick die rauhe Hülle Beethovens durchdrang und voll von reinem Enthusiasmus auf dem sich ihr erschließenden göttlichen Wesen ruhte, mit dem Sänger des Mignon-Liedes getroffen. Sie sah ihn, wie wir ihn sehen, mit den sichtenden Augen der Nachwelt und erkannte in den wunderlichen Äußerlichkeiten des großen Mannes die notwendigen Wechselbeziehungen zu seinem kostbaren inneren Gehalt. „Das ganze menschliche Treiben," berichtet sie an Goethe, „geht wie ein Uhrwerk an ihm auf und nieder, er allein erzeugt frei aus sich das Ungeahnte, Unerschaffene. Was sollte diesem auch der Verkehr mit der Welt, der schon vor Sonnenaufgang am heiligen Tagewerk ist und nach Sonnenuntergang kaum um sich sieht, der seines Leibes Nahrung vergißt und von dem Strom der Begeisterung im Flug an den flachen Ufern des Alltagslebens vorüber getragen wird?" Da man, wie sie erzählt, sich fürchtete, sie zu ihm zu führen, mußte sie ihn allein aufsuchen in einer der drei Wohnungen, „in denen er abwechselnd sich versteckte."

Zu dem Sagenkreise, der sich schon bei Lebzeiten um die Persönlichkeit Beethovens gebildet hat, gehört auch die Mythe von dem Versteckspiel in mehreren Wohnungen, als habe er, um seine Besucher zu foppen, zu gleicher



Haus in Neu-Mödling, von Beethoven im Sommer 1820 bewohnt (Gartenseite).



Beethoven-Gasse in Baden.

Zeit an verschiedenen Orten in Stadt und Land logiert. Wohl ereignete es sich öfter, daß Beethoven ein Quartier mietete, das ihm gerade gefiel, dem Hausherren die Anzahlung machte und dann in ein anderes einzog, das ihm noch besser anstand, oder daß er vor dem gesetzlichen Termin auszog und die Kündigungsfrist versäumte; absichtlich aber hat er sich einen so kostspieligen Überfluß gewiß nicht erlaubt. Überwarf er sich doch einmal mit seinem Jugendfreunde Stephan v. Breuning, zu welchem er 1803 in das sogenannte Rote Haus vor dem Schottenthore gezogen war, weil dieser während einer Krankheit Beethovens die Zimmer hätte kündigen sollen, die er kurz zuvor in demselben Hause, getrennt von Breuning, bewohnt hatte, und fuhr, um keinen Tag länger mit dem Freunde unter einem Dache zu bleiben, schnurstracks nach Baden hinaus! Sein Schüler Ferdinand Ries erhielt dann von Baden aus den Auftrag, sich in der Stadt nach einem anderen Quartier umzuthun, das womöglich auf einen großen stillen Platz oder auf die Bastei hinausläge. Ries wußte, was er zu thun hatte, und mietete die Zimmer im vierten Stock des Pasqualatischen Hauses auf der Mölkerbastei, welche eine Art von Refugium für Beethoven bedeuteten. Er hat sie im Jahre 1808 zum erstenmale bewohnt und kehrte dann immer zu ihnen zurück, so oft er es anderswo nicht länger aushielt und in der Eile keinen passenden Ersatz fand. Baron Pasqualati, der seinen Mann kannte und schätzte, war gutmütig genug, die Wohnung Monate hindurch für Beethoven offen zu halten. „Er kommt schon wieder!“ pflegte er zu sagen, wenn der rabiate Mieter ihn Knall und Fall verließ. Was Beethoven von einer Stadtwohnung verlangte, wurde ihm im



Beethoven-Haus in Baden.

vierten Stock des Pasqualatischen Hauses am ehesten geboten; an Licht, Luft und freier Aussicht fehlte es nicht, und vor allem war kein neugieriges Vis-à-vis zu fürchten. Das damalige Wien unterschied sich von dem heutigen in sehr auffälliger Weise durch die scharf markirte Trennung der inneren Stadt von den rings umher gelegenen Vorstädten. Zwischen beiden breiteten sich die alten Festungswerke mit Bastionen, Wällen und Gräben aus. Wer also wie Beethoven hoch auf der Bastei wohnte, genoß eine herrliche Fernsicht über die Baumalleen und Lustgärten der Glacis, die kleinen Häuser der Vorstadt, die vor den Thoren gelegenen Landsitze und Schlösser des Adels bis in die freie Ebene hinein oder zu den grünen Bergeshöhen des Wiener Waldes hinauf. In jenem Hause, das mit der Feuermauer an ein niedrigeres Nachbarhaus anstieß, sollte sich unversehens ein neues Fenster aufthun. Beethoven, nicht zufrieden mit dem Ausblick nach Westen und Norden, hatte einen Maurer beauftragt, die Wand zu durchbrechen, damit er auch nach der anderen Seite sehen könnte. Natürlich erhoben Hausmeister und Wirt sogleich Protest gegen diese polizeiwidrige Eigenmächtigkeit, und der gekränkte Mieter ließ augenblicklich alles im Stich. Dieses eine Beispiel zeigt für viele, wie schwer es für die Beschützer und Verteidiger einer geregelten Hausordnung war, mit einem solchen Revolutionär Frieden zu halten. Ist bei gewöhnlichen Erdenbürgern die Kündigung der reiflich erwogene, schwer gefaßte Entschluß, die notgedrungene ultima ratio, so war sie bei Beethoven das erste Wort. Er hatte so viele und so sonderbare Gründe zur Unzufriedenheit wie Mercutio und Benvolio für einen Ehrenhandel. Als er im Sommer 1823 in die Villa des Baron Pronay zu Hetzendorf einzog, siedelte er nach einigen Wochen wieder nach Baden über, weil der Baron, so oft er ihm begegnete, zu tiefe Bücklinge vor ihm machte. Und doch war ihm der Aufenthalt daselbst sehr wert, da er täglich in den Schönbrunner Park, wo er früher das Oratorium „Christus am Ölberg“ und die Oper „Fidelio“ komponiert hatte, hinübergehen konnte, ohne in dem allzu großstädtischen Hietzing oder Penzing wohnen zu müssen. Aus dem letztgenannten Orte vertrieb ihn die Neugierde der Spaziergänger, die auf der nach Hietzing hinüberführenden Brücke stehen blieben, um, wie er sich einbildete, ihm in die Fenster zu gucken. Überhaupt scheint Beethoven an einer gelinden Art von Verfolgungswahn gelitten zu haben. Grillparzer erzählt, daß, als er mit seinen Eltern 1806 oder 1807 in Heiligenstadt (der Dichter verwechselt möglicherweise Zeit und Ort) den Sommer zubrachte, ein gemeinschaftlicher Gang die Zimmer Beethovens mit denen seiner Eltern verband. „Meine Brüder und ich,“ schreibt er 1844, „machten

uns wenig aus dem wunderlichen Mann — er war unterdessen stärker geworden, und ging höchst nachlässig, ja unreinlich gekleidet — wenn er brummend an uns vorüberschoß; meine Mutter aber, eine leidenschaftliche Freundin der Musik, ließ sich hinreißen, je und dann, wenn sie ihn Klavier spielen hörte, auf den gemeinschaftlichen Gang, und zwar nicht an seiner, sondern unmittelbar neben unserer Thüre hinzutreten und andächtig zu lauschen. Das mochte ein paarmal geschehen sein, als plötzlich Beethovens Thür aufgeht, er selbst heraustritt, meine Mutter erblickt und unmittelbar darauf, den Hut auf dem Kopfe, die Treppe hinab ins Freie stürmt. Von diesem Augenblicke an berührte er sein Klavier nicht mehr." Schon bald nach seiner ersten Ankunft in Wien beklagte sich Beethoven darüber, daß hier und da einer seine Phantasien belauschte, um ihm Gedanken zu stehlen und Eigenheiten abzulernen. Er hatte sogar den Abbé Gelinek, einen „sehr fruchtbaren Kompositeur in Variationen," im Verdacht, daß er sich geflissentlich in seiner Nähe einquartierte und ihn ausspionierte. Also auch dieses Moment wurde bei der Wahl seiner Wohnungen mit in Anschlag gebracht.

Unter solcherlei Bewandtnissen kann es uns nicht wundern, wenn wir den mit zunehmender Taubheit immer argwöhnischer, mißtrauischer und menschenscheuer werdenden Künstler von einem Hause zum andern durch Stadt und Vorstädte irren sehen. Bald wohnt er auf dem „Alsergrund," bald auf der „Landstraße," bald auf der „Wieden," bald in der „inneren Stadt," und nirgend war seines Bleibens für lange Zeit. Neue schwere Sorgen und Verpflichtungen erwuchsen dem in allen praktischen Dingen gänzlich unbewanderten Manne durch den Tod seines Bruders, der ihm seinen achtjährigen Sohn Karl auf dem Sterbebette ans Herz gelegt hatte. Beethoven liebte den aufgeweckten und verzogenen kleinen Schlingel wie seinen eigenen Sohn und hielt ihn auch als solchen, konnte es aber gleichwohl nicht verhindern, daß ein großer Taugenichts aus ihm wurde. War es dem alten Junggesellen nicht vergönnt gewesen, ein liebender Gatte zu werden, und war er allmählich auch zu der Einsicht gelangt,

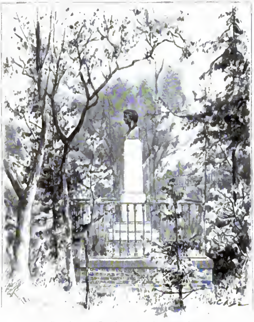


Beethoven Haus in Heiligenstadt, Grinzingerstraße 8.



Ruine Rauhenstein im Helenenthale bei Baden.
(Hier machte Beethovens Neffe einen Selbstmordversuch.)

daß er dazu nicht taugte, so hoffte er jetzt, Vaterfreuden aus dem Stegreife zu erleben und überströmte das zwischen der liederlichen Mutter und dem getreuen Vormunde hin- und hergezerrte Kind mit der Fülle aller seiner so lange zurückgestauten Zärtlichkeit. Seinetwegen machte er den kostspieligen, trotz energischer wirtschaftlicher Mit- und Nachhilfe der Frau Streicher kläglich gescheiterten Versuch, einen eigenen Hausstand zu gründen, und in der Gärtnergasse auf der Landstraße spielte sich 1816 Tag für Tag die jammervolle Tragikomödie des Beethovenschen Haushaltes ab, in welcher die untergeordneten Geister der Küche, der Speisekammer und des Dienstbotenzimmers die ersten Rollen ausführten. Ein Glück war es, daß Karl in einem Pensionat untergebracht wurde, so daß Beethoven wieder zu seinen sonstigen Gewohnheiten und Geschäften zurückkehren konnte. Die verhältnismäßig glücklichste Zeit seines Lebens verlebte Beethoven auf dem Lande. Sobald der Schnee von den Dächern schmolz, die Knospen ihre harzige Hülle löften, und die Wandervögel aus dem Süden zurückkehrten, zog es ihn mit Macht aus der Stadt hinaus in die mit Naturschönheiten gesegnete Umgebung. Wenn es je einen begeisterten Naturfreund gegeben hat, so war es der Komponist der Pastoral-Symphonie, und wenn es eine deutsche Stadt gibt, die innig und unzertrennlich zusammenhängt mit Flur und Wald, Strom und Gebirge, so ist es Wien. Die Stadt strebt den grünen Höhen zu, die lockend und verheißend in ihre Straßen hineinsehen, und die Blumen des Feldes, die Bäume des Waldes kommen ihr auf halbem Wege entgegen. In der freien Gottesnatur ging dem Verschlossenen das Herz auf, fand er lindernden Balsam für die Wunden, welche das rohe Leben und die gefühllosen Menschen ihm geschlagen, trug er die Beschwerden seines von Krankheiten gemarterten Körpers leichter, ward er beseligt der unumschränkten Herrschaft inne, mit der er den Geistern der Elemente gebot. Er verstand die stumme Sprache der



Beethoven-Denkmal bei Heiligenstadt.
Von A. D. von Fernkorn.

schweigenden Schöpfung und löste ihr die Zunge, er hielt den Sturm an den Fittigen fest und befragte ihn um sein Geheimnis, er griff in die Wolken und ballte sie zu tönenden Bildern und Gestalten, er bespannte das Frührot mit goldenen Saiten und versammelte die Lichter des glühenden Abendhimmels zu einem andächtigen Chor, er spielte mit den Donnerkeilen Kronions, er sah in jeder Blume ein holdes Frauenantlitz, das die Lippen zum Gesange öffnete, er schenkte der aus belaubten Zweigen herabblickenden Dryas ein klagendes Adagio und der munteren Quellnymphe ein schalkhaftes Scherzo, er lehrte das Mondlicht seufzen und den Sonnenstrahl tanzen.

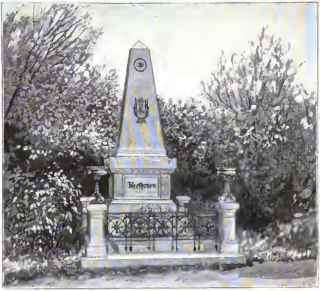
Zwischen den mit krausen Notenrunen bedeckten Linien der Beethovenschen Skizzenhefte oder auch auf den Blättern seines Tagebuches finden sich häufig Ausrufungen und Meditationen, verworrene Selbstgespräche, die an Stelle musikalischer Gedanken zu Worte kommen und sein Verhältnis zu Gott und der Natur berühren. Bei jedem anderen klänge dergleichen affektirt und unwahr; bei ihm aber sind diese Äußerungen in ihrem ungefügen Satzbau nur der Text zu einer noch ungeborenen, im Entstehen begriffenen Melodie: „Allmächtiger im Walde ich bin selig glücklich im Wald jeder Baum spricht durch dich“... „O Gott welche Herrlichkeit in einer solchen Waldgegend in den Höhen ist Ruhe — Ruhe ihm zu dienen —“ Ein andermal schreibt er: „Mein unglückseliges Gehör plagt mich hier nicht. — Ist es doch, als wenn jeder Baum zu mir spräche auf dem Lande heilig! heilig! — im Walde entzücken, wer kann alles ausdrücken.“ In bedrängter Lage trägt er sich mit abenteuerlichen Plänen. Bald hegt er die Absicht, auch im Winter auf dem Lande zu bleiben und irgendwo bei einem Bauer in Gaden oder der Brühl (Ortschaften bei Baden und Mödling) unterzukriechen, bald träumt er von großen Kunstreisen, die ihm die Mittel zu noch größeren Bildungsreisen für sich und seinen Neffen verschaffen sollten. Beethovens Sehnsucht nach Italien, die durch die Lektüre der Klassiker, zumal durch Goethes „Wilhelm Meister,“ mächtig angeregt wurde, blieb ewig unerfüllt. Er hat weder das gelobte Land der Kunst, noch die Alpen, noch das Meer gesehen. Und doch scheint die Seele seiner gewaltigen Symphonien, Sonaten und Quartette weit eher nach dem Hintergrunde gigantischer Felsenhäupter oder wild emporschäumender Wasserfluten zu verlangen als nach einer an Schubert mahnenden lieblichen und idyllischen Scenerie, wie die Landschaften des Wiener Waldes mit ihren sanften Höhen und lauschigen Thälern sie darstellen. Über den Umkreis weniger Meilen in der Nähe von Wien ist Beethoven auf seinen Erholungs- und Vergnügungsreisen nicht hinaus gekommen. Hier aber kannte er jedes Haus und jeden Steg und Weg. Noch gibt es Leute, die sich des einsamen Spaziergängers aus eigener Anschauung er-



Das Wiener Beethoven-Denkmal. Von Caspar Zumbusch.

innern, wie er, den Hut weit aus dem lebhaft geröteten, von dunkeln Haarsträhnen wild umstarrten Gesicht in den Nacken geschoben, oder auch ihn mit den auf dem Rücken gekreuzten Händen festhaltend, in träumerisches Nachsinnen und zielloses Schauen verloren, durch Wiesen und Wälder hinstürmte. Zuweilen blieb er stehen und holte aus der hinteren Rocktasche ein dickes Heft grober Notenblätter hervor, oder er setzte sich auf einen Baumstumpf am Wege, um mit fliegender Hast ein paar Strichelchen auf das Papier zu werfen. Dann befand er sich auf der Jagd nach Ideen, und gar oft war der Jäger die Beute des flüchtigen Wildes. Die dankbare Nachwelt hat durch Merktafeln und Denkmäler die Erinnerung an ihn festgehalten. Manches unansehnliche Häuschen in Döbling, Heiligenstadt, Mödling und Baden darf mit dem Unsterblichen prahlen, der hier die erschütternde Heldenklage seiner „Eroica“ und

das grimmige Schicksalslied der C-moll-Symphonie, dort das sanfte Hirtengedicht seiner „Pastorale," das heilige Opferlied seiner „Missa solemnis" und den jubelnden Freudenhymnus seiner „Neunten" gesungen. Mit selbstgefälliger Genugthuung mag der der Beethovenhäuser hinausblinzeln. Die Adler seiner Melodien steigen nach wie vor zur Sonne der Freiheit, Liebe und Unsterblichkeit empor — wer fragt danach, in welchem Neste die Eier lagen, aus welchen sie gekrochen sind!? Die wahre Heimstatt



Beethovens Grabstein auf dem Centralfriedhofe bei Wien.
Genaue Nachbildung des ersten Grabsteines auf dem Währinger Friedhofe.

moderne Bildungsphilister zwischen den Weingärten an den Abhängen des Kahlenberges, durch die romantische Mödlinger Brühl und das reizende, von Burgen und Schlössern gekrönte Helenenthal bei Baden den verwehten Spuren des Titanen nachwandeln oder vergnüglich zu den von gleichgültigen Sommergästen besetzten Zimmern des friedlosen Erdenwallers aber liegt in dem stillen, von Lebensbäumen und Trauerweiden beschatteten Garten, der uns alle einmal mit seinem kühlen Grün zudecken wird, und der graue Stein des einfachen Obelisken trägt außer den Symbolen der Kunst und des Glaubens nichts als den Namen **Beethoven**.

Der Bergsee.

Von eines Bergsees tiefem Schweigen
Geheimnisvolle Kunde geht.
Ringsum die hohen Felsen neigen
Sich seiner stillen Majestät.

O, wag' es nicht, ihn aufzuschrecken:
Mit einem Wort, das schnell verhallt,
Wirst du aus seinen Tiefen wecken
Des Sturms vernichtende Gewalt.

* * *

Geheimnisvoll im Herzensgrunde
Trug ich ein Leid — lautlos und tief —
Du kamst und trafst die alte Wunde
Und wecktest auf, was leis nur schlief.

Nun stürmt und tobt das Ungewitter;
Ich aber seh' dich traurig an:
Wie ist erneuter Kampf so bitter —
Warum hast du mir das gethan?

S. M.

Sieben Schwerter.

Roman von Ida Boy-Ed.

(Schluß.)

(Abdruck verboten.)

Beheim schwieg. Eine schöne, tiefe Bewegung hatte ihn ergriffen. Er hatte das Innigste und Hingebendste gethan, was ein Mann dem geliebten Weibe gegenüber vermag: er hatte ihr seine Ideale enthüllt, seine Ziele angedeutet.

Aber seine Worte waren verhallt, nicht ungehört, aber doch verhallt wie eine schöne Musik, die keinen Nachklang läßt außer im Ohr.

Ein Feind lebte ihm im Herzen der Geliebten, und dieser Feind reckte sich jetzt so hoch auf, daß nichts neben ihm aufkam: die Jugenderinnerungen Walburgas verblendeten ihr die Seele und anstatt sich mit zu begeistern an den schönen Gedanken des Mannes, sah sie immer nur vor sich die hagere Gestalt des Vaters, sein scharfes Gesicht, seine nörgelnde Strenge; die düstere Atmosphäre ihres Elternhauses wehte sie an; sie sah die endlosen Jahre voll unnützer, gezwungener, maschinenmäßiger Lernarbeit wieder aufleben. Und sie erinnerte sich, daß der Vater ein anderer geworden war, von dem Augenblicke an, wo seine Krankheit ihm das Schullehrerszepter aus den Händen genommen. Da erst hatte seine Hand, die bisher immer nur zu strafen verstanden, die Tochter liebevoll streicheln gelernt.

„Du schweigst!" sagte Viktor schmerzlich. Er fühlte es, er war allein geblieben in seinem Begeisterungsflug.

Walburga zog ihren Arm aus dem seinen. Sie blieb stehen. Sie war sehr blaß, ihr Auge haftete am Boden, aber in ihrem Gesicht war eine schmerzliche Festigkeit. So sprach sie:

„Ich kann dein Weib nur werden, Viktor, wenn du diese unseligen Pläne aufgibst. Alle Wege stehen dir offen, deine reichen Fähigkeiten für deine Mitmenschen nützlich zu verwerten. Warum willst du gerade den einen einschlagen, der mir verhaßt ist und auf den ich dir nicht folgen kann. Werde Privatdocent, schreibe als Privatgelehrter Bücher — thue, was du willst. In eine armselige Hütte will ich mit dir gehen, hungern will ich mit dir. Alles. Nur nicht dein Weib werden, wenn du auf Zembowitsch oder irgendwo sonst eine Erziehungsanstalt gründest."

Aus Viktors Lippen entwich alles Blut.

„Vor einer halben Stunde noch sagtest du, du liebst mich über alles und wolltest auf jedem Platz neben mir stehen," sprach er heiser.

„Weil ich nicht daran dachte, daß du mir — gerade mir, Doktor Steiners Tochter — zumuten würdest, eine Lehrersfrau zu werden. Sieh, von diesem Augenblick an sehe ich dich nicht mehr als der, der du vor mir stehst: jung, schön, begeistert, ein Mann, der mir der herrlichste, der einzigste Mensch auf der ganzen Welt war. Ich sehe dich, wie ich meinen Vater kannte: das Gesicht entstellt und verschärft vom ewigen Ärger, die Seele eng geworden und mißtrauisch, der Geist unfehlbar und tyrannisch. Sieh, ich danke dem lieben Gott für Papas Krankheit, denn durch sie habe ich erst erkannt, daß mein Vater lieb, innig, ein Dulder ist, um den ich weine. Und ich weiß es, dir wird es geschehen wie ihm, dein eigentliches Wesen wird sich verlieren — einerlei ob Erzieher oder Lehrer oder beides — du wirst werden wie er. Und mit einem solchen Mann kann ich nicht leben, anstatt ihn zu lieben würde ich ihn hassen."

Viktor fühlte, daß hier eine andere, ernstere Gefahr drohte, als vorhin in ihrer thörichten Heftigkeit.

Er zitterte. Aber er verlor nicht seine Selbstbeherrschung.

„Meine teure Walburga," sagte er mit fester aber bedeckter Stimme, „ich begreife und verzeihe dein Vorurteil. Ich zweifle nicht es zu besiegen, wenn ich dir die Wahrheit über Doktor Steiner sage, den wir von dem edlen, verehrungswürdigen Menschen, deinem Vater, ganz trennen wollen. Schon darin, daß man es kann, liegt alles. Es liegt darin, daß ihm sein Lehramt eine äußerlich anerworbene Daseinsarbeit war, weil der Mensch, wenn er arm ist, doch eine Broderwerbsthätigkeit haben muß. Es liegt darin, daß seine eigentliche, tiefinnerste Seele

kalt, nein nicht kalt, sondern grollend dieser Erwerbsthätigkeit gegenüber stand. Daß er murrte, wie ein Beamter etwa murrt, der täglich in ein ihm verhaßtes Büreau gehen muß. Daß er die Jugend als um seinetwillen existierend ansah, weil er an ihr seine Thätigkeit auszuüben hatte. Daß er die Jugend haßte, weil er nur das Lästige, das Schwierige in seiner Arbeit mit ihr sah."

„Oh, ich kannte mehr solche Männer, wie er war," warf Walburga leidenschaftlich ein, „ja — wenn ich denken könnte, er sei eine Ausnahme."

„Er ist keine Ausnahme," sagte Viktor mit starker Betonung, „wie ich keine bin! Hunderte gibt es wie ihn. Aber auch Hundert wie ich, bei denen diese Trennung zwischen Beruf und Mensch eine Unmöglichkeit ist. Die mit ganzer hingebender Seele ihr volles Wesen einsetzen für die von ihnen aus tiefstem, heiligem Zwang erwählte Sache. Sieh mich an, Walburga, Viktor Beheim, der Mann, der dich liebt, und Viktor Beheim, der Mann, der ein Lehrer der Jugend sein will, sind ein Mensch. Und diesen einen, ganzen Menschen mußt du lieben: ihn und in ihm seinen Beruf. Ich will kein Weib, das mein Spielzeug ist, kein Weib, das eine bloße Haushälterin ist. Ich will ein Weib, welches die Gefährtin meines Herzens und meiner Pflichten ist, mit der ich alles teile, die ganz und gar Eins mit mir ist."

Walburga trat einen Schritt zurück. Ihre großen Augen sahen fast feindlich auf den Mann, der so viel von ihr forderte. Und anstatt den höchsten Liebesbeweis in dieser Forderung zu erblicken, sah sie darin eine lehrhafte Tyrannei:

„Indem du mir versicherst, du seist ein anderer," sprach sie hart, „gibst du mir mit jedem Wort den Beweis, daß du schon ganz erfüllt bist von der Überhebung und Unfehlbarkeit, denn du forderst, daß ich in dir den mir so tief, tief verhaßten Beruf lieben soll. Auf ein Wort von dir soll sich meine ganze Seele umwenden."

„Nicht auf ein Wort von mir, sondern durch die Kraft der Liebe sollst du unterscheiden lernen," rief er warnend.

„Ich will nicht unterscheiden lernen," rief sie heftig dagegen.

Und es war, als ob mit der aufwallenden Heftigkeit auch wieder die weibliche Hingebung erwache. Denn jäh fiel Walburga dem Verlobten um den Hals und indem sie ihm mit heißem Flehen ins Gesicht schaute, sprach sie eindringlich:

„Nicht wahr, Viktor, du liebst mich, du willst, daß ich glücklich sei. Du willst nicht, daß wir aufeinander verzichten. Und darum, wenn ich dein sein soll, wähle einen anderen Beruf."

Viktor sah in das schöne, erregte Gesicht. Er sah die schrankenloseste Liebe sich entgegenwachsen, ein Bild von berückendem Glück stieg schwindelnd vor ihm auf. Die Versuchung schlich in seine Seele, ihr alles zu opfern.

„Nein," stammelte er, „ich kann dir nicht nachgeben."

Sie flehte heißer.

„Ich liebe dich. Über alles — zum sterben. Ich werde vergehen, du wirst mich töten, wenn du mir entsagst. Wir können nie glücklich sein, wenn du beharrst. Ich kann keinen Lehrer heiraten. Ich hasse den Beruf. Gib nach — sei mein — gib nach. Auf meinen Knieen will ich dir danken."

Viktor atmete fast keuchend. Auf seiner Stirn stand es feucht. Aber mit sanfter Festigkeit schob er sie zurück, die klammernd an ihm hing.

„Walburga, Walburga," rief fern eine Stimme. Sie beachteten es nicht. Sie sahen auch nicht Gerd herankommen. Sie standen und maßen einander mit Blicken. Er sah ernst und schmerzlich fest ihr gerade in die flammenden Augen, und sie wartete in jubelnder Vorfreude auf ihren Triumph.

Sie hatte ihm den höchsten Preis oder gänzliches Entsagen verheißen. Er liebte sie — zwischen ihr und seinen fixen Ideen konnte die Wahl nicht zweifelhaft sein.

„Walburga," sprach er heiser, „ein Mann kann einem Weibe viel opfern. Nur zwei Dinge nicht: seine Ehre und seinen Beruf, dafern dieser, wie bei mir, ein wahrhaftiger Teil seines Wesens ist."

„Viktor!" schrie sie auf und erhob die Hände gegen ihn.

„Daher, weil du nicht gewillt bist, meine Lebensarbeit mit auf dich zu nehmen — muß ich dir — entsagen."

„Viktor!" rief sie zum zweitenmal.

Er aber sah nicht in ihr entsetztes Gesicht, er sah nicht, daß das völlig Uner-

wartete sie traf wie eine vernichtende Offenbarung, er ging davon und ließ sie.

Walburga taumelte zurück, sie hielt sich an dem nächsten Baum. In ihren Ohren war brausendes Rauschen, ihre Kniee bebten. Sie war fast besinnungslos.

„Walburga, mein Kind, mein armes liebes Kind," rief Gerd, der herangekommen war.

Hatte er gehört? Verstanden? Nein, er war selbst in höchster Erregung. Er war selbst erschüttert von einer Nachricht, die ihm vor wenig Minuten gekommen war.

Walburga zu suchen, war er mit einem Blatt Papier in der Hand, das wie eine Depesche aussah, im Park umhergeeilt.

Er sah sie. Das, was er ihr zu sagen hatte, war so ernst, daß er nicht bemerkte, wie seltsam Viktor Beheim davoneilte, wie seltsam zerstört das Gesicht der Zurückgebliebenen war.

Er nahm Walburgas Hand.

„Mein Kind," sagte er leise und innig, „wir müssen sofort zu deiner Mutter reisen. Dein Vater ist gestorben."

Mit einem Aufschrei fiel Walburga in Gerds Arme, der die laut Weinende still umfangen hielt.

Er wußte nicht, daß diese wilden Thränen auf mehr als ein Grab flossen.

17.

Wie schnell war die kurze Sommerfreude vergangen, und in den endlos grauen Wochen und Monden, die ihr folgten, stand manchmal das sonnige Bild von Rakitsch vor Walburgas Seele, wie ein Gegenstand, den wir durch ein umgekehrtes Perspektiv besehen; anstatt uns näher zu kommen, scheint es ferner und kleiner als es wirklich ist.

Selbst die düsteren Tage zwischen jenem Frühling und dieser ziellosen und zeitlich noch durch nichts abgegrenzten traurigen Einsamkeit erschienen nur wie ein kurzer, schmerzlicher Augenblick.

Das Wiedersehen mit der Mutter, das stille Begräbniß des Vaters, der Abschied von Gerd, der nur acht Tage bei den Frauen bleiben konnte, dies alles kam Walburga vor, als habe es sehr kurzen Eindruck gemacht, als habe es nur einer vorübergehenden Erschütterung geglichen. Ja, als sei diese Erschütterung noch eine Wohlthat gewesen, im Vergleich zu der düsteren Hoffnungslosigkeit, welche wie ein bleierner Druck von nun an auf Walburgas Leben lag.

Die äußeren Verhältnisse für die Zukunft ergaben sich klar genug aus der ganzen Sachlage. Josephine bekam ein paar Hundert Mark Witwenpension; das Haus mußte verkauft werden, es würde vielleicht neun oder zehntausend Mark bringen, und das bedeutete abermals einige Hundert Mark Zinsen. So war für den Lebensbedarf der Frau bescheiden gesorgt. Die Tochter mußte gehen, sich ihr Brot verdienen. Inzwischen, bis sich ein Käufer für das Haus und eine Stelle für die Tochter fand, lebte man von den nicht ganz aufgezehrt gewesenen Ersparnissen, so karg und bedürfnislos, wie nur zwei Frauen können, die in ihrer Seele zu viel Gram haben, um noch darauf zu achten, ob Butter auf ihrem Brote oder Fleisch in ihrem Topfe ist. Man hatte noch das „Glück" gehabt, die oberen drei Zimmer an zwei alte Damen zu vermieten, welche, in ähnlich engen Verhältnissen wie Frau Josephine, darauf halten mußten, Billigkeit mit anständiger Außenseite zu vereinen.

Walburga fand ihre Mutter sehr verändert. Sie, die einst in allem Leid so kraftvolle, hatte eine müde Haltung, einen matten Blick bekommen.

Tief bereute die Tochter es, in den ersten Tagen des Wiedersehens nach so ergreifenden Ereignissen, ihr das ganze Herz geöffnet zu haben. Die Selbstsucht ihres jungen Leidens hieß sie am Herzen der Mutter weinen über die verlorene Liebe. Walburga glaubte aber nur, sich damit unbescheiden in die stille Trauer gedrängt zu haben, in welcher die Gattin dem Gatten nachzuleben, die ungestörte Muße hätte haben müssen.

Sie ahnte nicht, daß erst ihr Geständnis dieses Gemüt völlig umdüstert und aus dem Mark der Frau die letzte Kraft zum Widerstand gesogen hatte.

Der Tod des Gatten kam ihr nicht unvorbereitet. In langen stummen Kämpfen um die Enttäuschungen der Vergangenheit hatte sie an seinem Bett gesessen und mit der Hand der Barmherzigkeit zu lindern gesucht, wo ihre verschwiegene aber dennoch so fühlbare Bitterkeit einst Wunden bereitete.

Und die Lichtgestalt der Tochter hatte wie ein unsichtbarer Trostengel immer vor ihr gestanden. Sie sah das junge Leben einer rosigen Zukunft entgegenschreiten, und das Glück, welches der Tochter harrte, war ihr wie ein Gnadengeschenk.

Wenn alles eigene Leid nur die notwendige Vorstufe gewesen war, über welche hinan Walburga zum fried- und lichtvollen Leben emporschreiten durfte, dann wollte Josephine dies Leid segnen.

Aber anstatt der Kunde ich liebe, ich bin geliebt, vernahm Josephine eine andere.

An den Vorurteilen, welche sie im eigenen Elternhaus hatte einsaugen müssen, scheiterte die Zukunft Walburgas.

Wenn man das Gewordene sieht, quält man sich immer, ob man das Werden nicht hätte beeinflussen können. So fragte auch Josephine sich verzweifelt:

„Wie, wenn der Geist der Liebe zwischen meinem Mann und mir gestanden hätte, der Geist warmherziger Nachsicht und nicht nur jener der buchstabenhaften Pflichterfüllung, wäre dieser Mann dann ein anderer geworden, oder hätten wenigstens seine Kinder ihn anders gesehen? Denn Kinderaugen kann man täuschen — man soll sie vielleicht täuschen. Hab ich hier eine Schuld, welche nun mein Kind zu büßen ausersehen ist?"

Nach jener einen, leidenschaftlichen Aussprache kam kein Wort mehr über Walburgas Lippen. Es wollte Josephine manchmal dünken, wenn sie sich nun in durchwachten Nächten diese ersten Klagen und Ausrufe ins Gedächtnis zurückrief, als ob der Gram nicht von Reue, aber doch von Bewunderung durchsetzt war für den Mann, der so felsenfest bei dem beharrte, was er für recht erkannt.

Aber sie ehrte und schonte das Schweigen der Tochter. Aus ihrer eigenen Natur heraus verstand sie, daß alle Gärung Dunkelheit und Stille braucht. Und wie lang und wie schmerzlich mußte diese Gärung sein, die zum Frieden der Entsagung sich zu klären hatte.

Und wenn sie nun so Tag um Tag, Woche um Woche, Mond um Mond zusammen saßen oder still ihren kleinen Tagesgeschäften nachgingen, dann fühlte es die Frau: das Los der Tochter, nicht der Tod des Mannes hatte ihr jeden Mut genommen.

Nun konnte Walburgas Blüte welken, nun lag das hoffnungslose Leben eines alten Mädchens in Dienstbarkeit vor ihr. Die kindische Täuschung und das frevle Spiel, dessen Opfer sie bei Heribert gewesen, ließ sich vergessen. Der Antrag eines Thilo hatte kaum eine kurze Erschütterung zurückgelassen. Aber Viktor Beheim liebte sie und würde ihn ewig lieben. Das fühlte das Mutterherz genau.

Gerd schrieb oft. Er wußte, daß Walburga jetzt und künftig nicht zu ihm zurückkehren könne, wenigstens „so" nicht. Er hatte es sich als Ziel gesetzt, Josephine dahin zu bringen, daß sie ihre kleinen Einkünfte als „Pensionärin" auf Rakitsch verzehre. Auf ihre völlige Müdigkeit dem Leben gegenüber rechnend, dachte er, daß sie schon zuletzt aus Überdruß wegen seiner steten Bitten ja sagen werde. So war jeder Brief wie ein Tropfen, der den Stein höhlen sollte.

Aber Gerd berichtete auch von Viktor Beheim. Unbeirrt hatte der seinen Plan ausgeführt. Wohl war seine Stirn gefurcht und sein Mund ernst geschlossen, aber ohne Zögern war er beschäftigt gewesen, Zembowitsch herzurichten. Eine kurze Zeit hauste eine Schar von Handwerkern im alten Starostenschlosse, dann kamen große Möbelsendungen aus Berlin und Posen an. Vor Strohverpackungen, umherstehendem Gerät und umherrennenden Tapeziern konnte man in den Korridoren kaum vorwärts kommen. Nur jene Eckzimmer, welche einst Josephinens Großmutter bewohnt, hatte Beheim zugeschlossen und unbenutzt gelassen. Auch ohne diese Räume konnten dreißig Knaben und vier Lehrer untergebracht werden, während Viktor das halbe Erdgeschoß als eigene Wohnung behielt.

Es gab keinen kleinen Fortschritt in der Umwandlung von Zembowitsch, den Gerd nicht berichtet hätte. Wie der neue Wirtschafter mit neuem Inventar fröhlich und verständig die Arbeit auf den Feldern angreife. Wie der Oberpräsident sich ungemein für diesen Plan interessiere, daß an der polnischen Sprachgrenze eine mit so weitschauendem Blick eingerichtete Anstalt erstehen solle und wie es sehr wahrscheinlich sei, daß wenn die Anstalt erst von einer genügenden Zahl Zöglinge besucht wäre, die Regierung eine entgegenkommende Haltung



King Charles. Nach dem
(Nach einer Photographie von Ad. Brau
Vertreter Hugo



iälde von Edwin Landseer.
Element & Cie., Dornach i/E. und Paris.
osser in Leipzig.)



King Charles. Nach dem G
(Nach einer Photographie von Ad. Braun,
Vertreter Hugo G



nälde von Edwin Landseer.
Clément & Cie., Dornach i/E. und Paris.
offer in Leipzig.)

in der Reisefrage für den einjährigen Dienst Viktors Zöglingen gegenüber beobachten werde. Wie der beschriebene Viktor immer geschwiegen habe über das Wohlwollen, welches die hervorragendsten Fachleute ihm bekundeten und daß er, dank dieses Wohlwollens, schon zum ersten November sechs Zöglinge angemeldet bekommen habe.

Ein andermal schrieb er, daß Viktor, der durch den Kauf von Zembowitsch aus einer bankerotten Hinterlassenschaft, auch Besitzer aller Möbel und Bilder geworden, die Frauen bitten lasse über alles zu verfügen. Denn trotz der traurigen Lage von Thilos Erbschaft, trotz der formellen Ablehnung derselben seitens der Frau Josephine, lasse sein Gefühl doch immer nur sie als Erbin der alten Familiensachen gelten.

Hierauf ließ Josephine durch Walburga an Gerd schreiben, daß sie Viktor Beheims Güte zum Teil annähme und ihn bäte, die und die Bilder, sowie einen bestimmt beschriebenen Lehnsessel, in welchem Josephinens Mutter gestorben war, für sie beim Grafen Gerd aufbewahren zu lassen. Mehr aber könne sie nicht annehmen.

Und endlich schrieb Gerd, daß die ersten beiden Zöglinge angekommen seien. Walburgas Hände zitterten, und ein bitteres Lächeln verzerrte ihren Mund.

Diese ersten Zöglinge nannten sich Ludwig und Friedrich van Holten, und ihr Vormund hatte die noch immer Ungeratenen seinem einstigen Mündel anvertraut, den er für einen Mustermenschen hielt, weil er ihm nie Unbequemlichkeiten gemacht.

Oft war Walburga in schweren Sorgengedanken, wer die große Hauswirtschaft auf Zembowitsch in Ordnung halte. Es mochte darüber und darunter gehen, denn ein Junggeselle kann das nicht kontrollieren, man würde ihn betrügen, man würde ihm und den Zöglingen schlechte Kost vorsetzen. Dann konnte die Anstalt nicht gedeihen, und an dem Mangel einer tüchtigen Hausfrau scheiterte noch Viktors Unternehmen, welches er um seiner Liebe willen nicht aufgeben wollte. —

Dann schrieb Gerd, der in sich die weitgehendsten Berichterstatterfähigkeiten entdeckte, daß in der That die Geschichte auf Zembowitsch einen Haken gehabt habe. Es fehle an einer tüchtigen Wirtschafterin.

Bis eine gefunden sei, habe er provisorisch die Wiersky hinübergehen lassen, und auf Rakitsch leite die älteste Leuteköchin inzwischen die Geschäfte.

Die Wiersky! Walburga hatte Herzklopfen vor Ärger. Natürlich, die Wiersky kochte unübertroffen, aber als Walburga bei ihr lernte, hatte sie es wohl bemerkt, daß die Wiersky das Gegenteil von sparsam, das Gegenteil von ordentlich war; daß es ihr nicht darauf ankam, einen heißen Kochtopf mit einer feinen Serviette anzufassen, daß es ihr nicht beunruhigend war, wenn beim Silberzeug ein Löffel fehlte, oder wenn der Diener mehr Flaschen Wein für verbraucht anschrieb, als am Herrschaftstisch ausgetrunken waren.

Eine so wenig genaue Person sollte bei Viktor wirtschaften! Es war schrecklich, sich das auszumalen.

Welch ein Mann er doch war — mit einem Kopf wie von Eisen. Nichts ließ ihn aus der überlegenen Fassung kommen. Allem Gram und allen Schwierigkeiten zum Trotz setzte er seine Pläne durch.

Denn auch er grämte sich. Das wußte Walburga, ohne daß Onkel Gerd von der gefurchten Stirn und dem festgeschlossenen Mund schrieb. Walburga fühlte es in ihrem Herzen so deutlich, als raune ihr jede Nacht ein Geist ins Ohr, wie Viktor litt. Er liebte sie — immer noch. Das wußte Walburga, obgleich ihr jeder Brief eine Kunde gab, daß seine Handlungen ihren Wünschen und ihrem Willen gerade entgegengesetzt waren.

Hatte sie denn noch Wünsche? Noch einen Willen?

Der leidenschaftliche Schmerz, den seine Abkehr in ihr hervorgerufen, hatte sich allgemach in dumpfes Staunen gewandelt über so viel männliche Festigkeit.

Sie erörterte in langen Nächten bei sich die Frage, ob diese Festigkeit nicht ein Beweis seines Rechts und seiner besseren Einsicht sei. Ob ihn nicht etwa Selbsttäuschung, sondern wahrhaftiges Selbsterkennen geleitet, als er ihr gesagt, daß bei ihm der Mann nicht vom Berufsmenschen zu trennen sei, und daß man den ganzen Menschen in ihm lieben müsse, wenn man ihn überhaupt lieben wolle.

Sein Herz gehörte ganz und gar dem Mädchen, welches er mit einem einzigen Wort der Nachgiebigkeit gewinnen konnte,

aber er sprach dieses Wort nicht, sondern schritt im Gegenteil mit seinen Maßnahmen so vor, daß es ihm für jetzt und immer schon unmöglich war, nachzugeben.

Und das dumpfe Staunen verwandelte sich leise, leise in eine demütige Bewunderung.

Es kam die Zeit, wo es Walburga einen Trost gewährte, daß sie ihr Unglück um eines großen Mannes willen trug. Denn für sie war er groß. Es ist ja nicht immer das Schlachtfeld, die Forschung oder die Kunst, welche Gelegenheit gibt, Größe zu zeigen.

In der bürgerlichen Enge des Alltagslebens kann es eine moralische Größe geben, die ebenso bewunderungswert ist, wie Ruhmesgröße, die zu ihrem Entstehen oft nur des günstigen Zusammentreffens äußerer Bedingungen braucht.

Das bewies Walburga sich. Wem hätte sie es auch sonst noch zu beweisen brauchen — es war doch eine Erkenntnis, die in jedem erfahrenen Kopf wohnt.

Ob es Stunden gab, wo diese Bewunderung sich mit der Reue vermischte, das Leben mit ihm verscherzt zu haben — wer vermochte das zu sagen.

Gewiß ist, daß sie sich dies Leben und ihren etwa möglich gewesenen Anteil daran täglich ausmalte.

Wie schön mußte es sein, so Tag für Tag ein tüchtiges Stück Arbeit vor sich zu haben, das man bewältigen durfte in frischer, fröhlicher Kraft. Wie schön ein großes Hauswesen so leiten, daß es glatt und lustig und friedlich darin zuging. Ja, es war doch das herrlichste Vergnügen für eine Frau, so im eigenen Heim den Kampf mit der Arbeit aufnehmen dürfen und siegreich dahin streben, daß das Haus der fruchtbare Boden ist, aus welchem dem Manne immer neu die Berufsfreudigkeit erblüht.

Da sie Zembowitsch kannte, teilte sie im Geist fortwährend alles praktisch ein, dachte sich die kleinmöglichste Zahl der anzustellenden Leute aus und wies sich selbst die Pflichten zu.

Bei alledem begannen unbemerkt die erziehungsbedürftigen Zöglinge eine Rolle zu spielen. Es würde natürlich eine innere Befriedigung gewähren, wenn diese junge Knabenschar sich zutraulich um einen drängte, dankbar für das gebotene Heim, liebevoll die Mühen mit begeisterter Anhänglichkeit lohnend.

Und welch ein tiefer Sinn lag eigentlich darin, daß gerade Zembowitsch die Stätte war, wo so viel reine junge Seelen mit heißem Bemühen zum Wahren und Guten geführt werden sollten, daß da, wo man das Wort Arbeit wegen seines plebejischen Klanges so gehaßt, die edelste Arbeit getrieben werden sollte. Ja, das hatte etwas Erhebendes und Versöhnendes.

Wie schal, wie unnütz war das bischen Thätigkeit hier. Jede kleine, gedankenlose Magd hätte es eben so können. Wie anders hätte Walburga ihre Kraft zu erproben vermocht.

So, im stillen und sich immer ausweitenden Sinnen rannen die Tage hin. Kaum merkte man ihre Flucht. Nur daß der Himmel hinter den sausenden Mühlenflügeln, die wieder wie einst Walburgas Gedanken mit unendlichen Melodien begleiteten, nur daß der Himmel immer seltener blau war und daß die Bläue immer mehr verblaßte, wenn sie ja einmal sichtbar war. Die Glut des Sommers war längst vergangen, und die Erde versteckte sich unter zähen Nebeln.

Und die beiden Frauen lebten dahin wie Schattenpflanzen. Das Geschick hatte ihnen den Sonnenschein entzogen, aber sie standen mit so kräftigen Wurzeln im Boden des Lebens, daß die Sonnenlosigkeit nur das Haar der älteren und die Wangen der jüngeren Frau bleichen konnte; sie erstarben nicht unter dem Mangel an Licht.

Sie murrten auch nicht. In Schonung und hingebendster Liebe trugen sie miteinander ihr graues Loos. Und nur zuweilen, wenn zufällig der Blick der Tochter dem gramvoll forschenden Auge der Mutter begegnete, geschah es, daß die Tochter in ausbrechenden Thränen sich in die Arme der Mutter warf und ohne Worte verstanden sie dann einander.

Als es Winter geworden war, fand sich unerwartet ein Käufer für das Haus. Er ließ den beiden Frauen bis zum ersten Januar Frist, sich eine andere Wohnung zu suchen; die alten Damen oben konnten wohnen bleiben, er selbst dachte mit seiner Frau das Erdgeschoß zu beziehen, Josephine willigte in den Kauf. Es blieb ihr keine

Wahl, es war ja seit der Krankheit ihres Gatten schon so bestimmt gewesen.

Aber weh that es, sehr weh. Ungeahnt empfand sie die Trennung von dem Hause als neuen Schmerz. Hier hatte ihre Walburga als Kind gespielt, das Stachelbeergebüsch im Gärtchen war von ihr gepflanzt, jene wunderliche Einteilung des Erdfleckchens in lauter Miniaturbeete stammte von ihr. Hier war eine kurze Zeit noch ihr verlorener Sohn wirklich ihr Sohn gewesen. Die letzten guten, liebevollen Erinnerungen an ihn hatten hier ihre Stätte.

Gerd schrieb, als man ihm diese Wendung mitteilte, daß Josephine nichts ohne ihn beschließen möge. Er werde zum Weihnachtsfest kommen, einige Tage dort im Hotel wohnen und alles mit Josephine besprechen.

Zu müde und geschlagen, um noch eigener Entschlüsse fähig zu sein, ergab Josephine sich ruhig in seinen Willen und machte keinerlei Anstalten, eine andere Wohnung zu finden. Hingegen schrieb Walburga an mehrere Vermietungsbüreaux und bot sich als Stellungsuchende an.

Hier ereignete sich nun ein Zufall ganz besonderer Art. Man bot ihr in der Tat unerwartet schnell eine Stellung an; wie sich ergab, war der Anbietende ein einstiger Kollege ihres Vaters von seinen früheren Wirkungsstätten her. Dieser Mann hatte aus gutem Geist pietätvoller Kameradschaft unter hundert Bewerberinnen Walburga Steiners Brief zuerst beantwortet, um ihr den Vorzug zu geben selbst vor Erfahrenen und mit Zeugnissen Ausgerüsteten.

Die Stellung war die einer „Stütze" in einem — Pensionat. Es waren Mädchen — aber das kam auf eins heraus. Sie sollte sowohl in der Wirtschaft der Pensionsmutter helfen, als auch nachmittags dem Pensionsvater die Aufsicht abnehmen über die Schularbeiten der Kleinsten.

Für dreihundert Mark und freie Station nebst familiärer Stellung sollte sie in angestrengter Dienstbarkeit und in weit ausgedehnterem Maße thun, was sie als Herrin von Zembowitsch, als Gattin des Doktors Beheim freiherrschend hätte thun können. —

Die grausame Ironie in dieser Fügung vernichtete sie fast.

Bleich, mit starren Blicken gab sie der Mutter den freundlichen Brief des wohlwollenden Mannes, der einer armen Waise wichtiges und rettendes zu bieten dachte: Arbeit, Unterkommen, Verdienst.

Und die Mutter, die in ihrem leidgesättigten Herzen tausendfach die Gefühle der Tochter nachempfand, wagte kaum zu fragen:

„Was willst du thun?"

Konnte man das überhaupt noch fragen? Gab es einen Zweifel? Gebot nicht die bittere Sorge, blind und bedingungslos „ja" zu sagen?

Und in dieser qualvollen Stunde war es auch, wo sich Walburga zum erstenmal bewußt die Reue und das Erkennen nahten.

Als sie saß und die Antwort schrieb, suchte Josephine auf dem Angesicht der Tochter die Entschlüsse zu lesen, die sie gefaßt hatte. Umsonst. Dies junge Gesicht war in bitterem Ernst wie versteinert.

Aber als sie fest und groß ihren Namenszug unter das Blatt gesetzt hatte, reichte sie es der Mutter hin.

Es war eine Annahme der gebotenen Stellung.

Josephine schloß die Augen. Da fühlte sie sich von den Armen der Tochter umschlungen, und eine Stimme, die fremd und rauh klang, flüsterte ihr in's Ohr:

„Es ist meine Strafe. Laß mich sie tragen. Aber verschweig es den Männern."

Josephine versprach nichts. Sie schwieg wie betäubt.

Walburga aber begann mit äußerer Fassung ihre Sachen vorzubereiten. Am ersten Januar hieß es reisefertig sein.

Josephine kam nicht in Versuch, Beheim oder Gerd diesen Entschluß Walburgas mitzuteilen. Der alte kühne Stolz wachte noch immer in dem Herzen der gebrochenen Frau. Walburgas Stellung andeuten, hieß Viktor sagen: sie bereut — willst du sie noch?

So schrieb sie denn nur, daß Walburga eine Stelle gefunden habe und ließ die Art derselben dunkel.

Die Antwort Gerds beschäftigte sich aber nur sehr oberflächlich mit dieser Neuigkeit, während Josephine heftige Vorwürfe und Widerstand von seiner Seite erwartet hatte. Die zweite Hälfte des Briefes aber erklärte ihr, warum Gerd keine Stimmung gehabt, auf eine Sache einzugehen, die im Augenblick nebensächlich erschien.

Der Name „Lars" stand riesengroß

und schreckensvoll in dieser zweiten Hälfte. Schonend, langsam vorbereitend teilte Gerd Notizen aus Berliner Zeitungen mit. Die handelten davon, daß die berühmte und interessante Lolla Vanescay wieder einmal im Mittelpunkt der Gespräche stände. Leider aber in einer Veranlassung, welche zugleich der Grund sei, daß man die pikante Künstlerin aus Berlin verliere. Es handele sich um einen Kontraktbruch. Die Künstlerin sei nach Wien abgereist, habe ein dortiges Engagement angenommen, und eine hochgestellte Persönlichkeit in Wien, dieselbe, welche diesen Entschluß in der Künstlerin wachgerufen, habe die Strafsumme von einigen tausend freudig gezahlt. — Gerd fügte hinzu, daß keine Notiz, davon er sicher nur die schonendsten erwähnte, des Gatten gedenke. Dies sei ihm und Viktor Beheim sehr aufgefallen, denn immerhin habe Lars Steiner sich unter den jungen Schriftstellern einen Namen gemacht, und man könne ihn nicht so einfach totschweigen, außer es sei denn — aus Schonung. Solche Fälle kollegialer Milde kämen wohl vor.

Viktor Beheim, der gerade in Berlin zu thun habe, um noch einen Lehrer zu gewinnen, mit dem er sich in Berlin Zwecks einer Aussprache über die eventuelle Gleichheit oder Verschiedenheit ihrer Berufsauffassung treffen wolle, Viktor Beheim denke Lars aufzusuchen und würde ihm — Gerd — sofort Nachrichten zukommen lassen. Daß er diese dann sofort der Mutter sende, verstehe sich von selbst. —

Die Frau hatte geglaubt, daß der Kelch nun ausgetrunken sei, bis auf die letzte bitterste Neige der Hoffnungslosigkeit. Sie hatte vermeint, daß ihr Herz so blutleer geworden, daß sie einen neuen Schwertstoß nicht mehr empfinde.

Und dennoch flammte bei dieser Nachricht etwas neu in ihr auf, das in einem Mutterherzen unsterblich scheint: die Kraft des Leidens für ihr Kind.

Sie hatte den verlorenen, unwürdigen Sohn in ihrem Gedächtnis gleichsam bestattet gehabt. Nun, in dem Augenblick, da ihr ein sicheres Vorgefühl sagte, daß er vielleicht sehr elend und unter einer äußersten Schmach zusammengebrochen oder erkrankt sei, nun fühlte sie, daß er ihr lebte. So warm, so nah, so innig, wie in seinen Knabentagen.

Diese Nachrichten sagten nichts von Lars. Er konnte ebensogut ganz vergnügt mit seiner Frau nach Wien gefahren sein und sich dort mit ihr der Gönnerschaft jener hohen Persönlichkeit erfreuen. Aber mit dem räthselhaften Blick der Mutterliebe, der Zeit und Ferne durchdringt, sah sie ihn elend und in Verzweiflung und Scham vergangen.

Ein Vater hätte hier gerufen: so hab' ich traurig recht bekommen mit meinen Vorhersagungen.

Die Mutter sah und empfand nur das Eine: er ist elend, als seien ihre Augen abgeblendet gegen alles um sie her, gegen alle vorausgegangenen und gegenwärtigen Umstände.

Walburga erschrak tief über die Veränderung im Wesen der Mutter. Die mutlos Stille, die gebeugte Müde raffte sich auf. Die bleichen Wangen färbte ein fiebrisches Rot. Ihre Bewegungen wurden energisch und schnell wie früher. Und die Tochter, welche in den letzten Monden ein Übergewicht über die Mutter gehabt, wie eine Pflegerin über ihren Kranken, wurde wieder klein vor der Hoheitsvollen.

Mit Schmerz vernahm sie die Erzählung der Mutter.

Und Josephine selbst empfand ein Staunen über sich, wie glatt ihr die einfache Erzählung von den Lippen ging, „daß Lars vor etwa einem Jahr eine Schauspielerin geheiratet habe, gegen den Willen der Mutter, die voraussah, daß die freigewöhnte Künstlerin sich nicht im stillen häuslichen Glück dauernd werde zufrieden fühlen und daß nun richtig Lars' Weib ihn um der Kunst willen verlassen habe."

Der Bericht war notdürftig und doch klar. Walburga wußte, daß Nachfragen nicht im Geschmack der Mutter war. Das Vernommene genügte, um die Sorgen mitzufühlen, um Trost zu versuchen.

Daß dieser Trost das Mutterherz noch mehr quälte, konnte Walburga nicht ahnen. Sie hob eifrig und kindlich unerfahren hervor, daß Lars gewiß eine edle, große Künstlerin gewählt habe und daß in der Brust dieser Frau sicherlich schwere Kämpfe stattfanden, daß am Ende eine Versöhnung noch möglich sei, wenn Lars ihr gestatte, der Kunst zu leben. Sie, Walburga, könne ja die angenommene Stellung aufgeben, Lars' Hauswesen besorgen, damit die Frau

ungestört in ihrer Kunst arbeiten dürfe, und so vermöge alles gut zu werden.

Josephine vermochte es nicht, diesen reinen Lippen Schweigen zu gebieten, die freudig von dem Bruder, fürsprechend von dessen Frau plauderten. Sie hielt tapfer diesen Reden und dieser Weisheit stand, die vielleicht aus irgend einem harmlos-schöngefärbten Roman geschöpft war.

Die Frauen berieten, ob das Ausbleiben weiterer Nachrichten ein gutes Zeichen sei. Der Brief war zwei Tage alt. Wenn wirklich ein großes Elend Lars betroffen hatte, würde doch schon ein Telegramm von Gerd da sein.

Und es kam, dies Telegramm. Nicht an diesem Tag, auch nicht am bleischwer hinschleichenden folgenden Tag. Aber dann erschien es und enthielt nur einen kurzen, dringenden Ruf:

„Lars ist schwer krank. Ich bin bei ihm. Kommt Beide. Ich erwarte Euch."

Hinzugefügt war noch Bahnhof und Stunde und darunter stand „Gerd."

Walburga brach in Thränen aus und schien alle Fassung zu verlieren. Sie weinte — weinte — oh, es that so wohl endlich einmal ohne Aufhören weinen zu dürfen.

Die Schreckensnachricht, welche sie gewiß tief und schmerzlich ergriff, war aber auch wie ein Signal, das gegeben wird, um die Schleusen zu öffnen. Sie gab die Erleichterung, daß Walburga endlich, endlich ihre Fassung von sich werfen und schrankenlosen Gram zeigen durfte, über ihr Geschick, über der Mutter Leiden, Lars' Elend und das ganze Dasein überhaupt.

Eine harte Hand packte sie fast rauh an die Schulter.

Verstört aufblickend, sah sie über sich das bleiche, feste Gesicht der Mutter und in deren Augen wieder jenen gebietenden Blick, vor dem es keinen Widerspruch und keine Weichmütigkeit gab.

„Wir müssen eilen," sagte Josephine kurz.

Scheu raffte Walburga sich auf, und ohne miteinander zu sprechen packten sie ein. Ein Nachbarskind wurde in die Stadt gesandt, einen Wagen zu holen, den Einwohnerinnen empfahl man Haus und Sachen, und nach zwei Stunden stiegen sie in ein Frauenkoupee dritter Klasse ein.

Das Leben und Treiben um sie war laut und freudig, denn Weihnachten stand vor der Thür, und die Menschheit zog auf den Verkehrsstraßen dahin, Freude, Frieden und Liebe zu suchen.

Sie aber saßen in dumpfem Schweigen. Josephine dachte rastlos an den Sohn, welcher Art seine Krankheit sei, wie man ihn pflege und ob sie ihm helfen könne, aus dieser Krisis an Körper und Seele genesen, ihn als ihren Sohn zurückzuempfangen. Daneben wallte es warm und wohlthätig durch ihr Herz, wenn sie des treuen Mannes dachte, der ihr Unglück ohne Besinnen mit auf sich nahm und ihr fest und bescheiden zur Seite stand.

Wenn es überhaupt einen Trost gab in diesen bangen Stunden, so war es der, daß sie Gerd wiedersehen durfte.

Auch Walburga dachte an den teuren Mann, den sie fast wie einen Vater liebte. Wie aufopferungsvoll von ihm.

Ohne Zweifel hatte er von dem nach Zembowitsch zurückgekehrten Viktor erfahren, daß Lars krank sei und war sofort nach Berlin gereist.

Gerd wiederzusehen war auch für Walburga ein wehmütiges Trostgefühl. Seine Persönlichkeit war ein Teil jener kurzen Glücksträume. Er wußte alles, und seine milde Art des Verstehens that so wohl. —

Während die Frauen so mit ihren Gedanken ihm entgegeneilten, rüstete Gerd sich mit Viktor Beheim zur Bahn zu fahren. Durch seine Depesche hatte er in Josephinen und Walburga ganz bewußt die Vorstellung erweckt, daß er allein in Berlin sei. Dem jungen Freunde sagte er, daß er Lars' Mutter erwarte.

Er wollte, daß Viktor und Walburga sich wiedersehen sollten. Er war überzeugt, daß es hier noch ein letztes Wort zu sprechen gab. Und wenn es selbst ein Wort des ewigen Abschieds sei: seine feine Seele fühlte, daß es zwei jungen Herzen für das ganze Leben nicht gut thue, im Zorn voneinander geschieden zu sein. Wenn es denn ein Abschied sein mußte, sollte er sich in Wehmuth verklären und nicht als giftgebärende Bitterkeit fortwirken im Gedächtnis.

Viktor war tief bewegt. Er hatte einige Stunden mit sich gekämpft, ob er bleiben dürfe, dann sich aber gesagt, daß seine Zöglinge ja gerade in den Weihnachtsferien

nach Hause gereist seien, wenigstens die jüngst eingetretenen sechs, und daß die beiden van Holtens mit dem trefflichen Lehrer gut aufgehoben wären. Er sehnte sich darnach, Frau Josephine zu sprechen. Seit seiner elternlosen Kindheit war sie ihm alles gewesen: eine Mutter, eine Beraterin, die verehrungswürdigste Persönlichkeit. In ihrem Blick hoffte er Teilnahme zu lesen, an ihrem Händedruck zu fühlen, daß sie ihm gern und freudig die Tochter gegeben hätte.

Sie standen auf dem Perron. Gerd schlug vor, daß man sich verteilen wolle, der eine solle oben, der andere unten auf dem Bahnstieg nach Josephinen auslugen, denn man könne nicht wissen, welche Wagenklasse sie benutze. Gerd ging dabei von der Erwägung aus, daß es in jedem Fall besser sei, die Frauen begrüßten zunächst einen von ihnen.

Und so geschah es. Als der Zug brausend in die Halle fuhr — es war dieselbe Scene wie damals im Februar, als Walburga ankam — dauerte es keine zwei Minuten, und Walburga hing glücklich in Thränen an Gerd, während er seine Rechte fest um Josephinens Hand gelegt hatte.

Sie sahen sich an. Und er war tief erschüttert. Er sah, daß die blonden Haare über ihrer Stirn weiß geworden waren, daß ihr Angesicht die scharfen Züge tiefer Seelenleiden trug.

Und er wußte, daß sie gekommen war, neue Leiden zu erfahren, denn Lars, ihr Sohn, lag hoffnungslos darnieder.

Plötzlich ging — er fühlte es — ein Schreck durch Walburgas Gestalt, und sie löste sich von ihm. Ihre Augen wurden groß, und aus ihren Lippen trat das Blut.

Viktor Beheim stand neben ihr, das Gesicht ebenso entfärbt von Überraschung und Schmerz.

Aber Josephine dachte in diesem Augenblicke nicht an das, was zwischen ihm und Walburga stand. Sie sah den teuren Pflegesohn wieder, und mit mütterlicher Innigkeit umarmte sie ihn.

Viktor erglühte. So vertraulich hatte ihn die Frau noch nie begrüßt. Er fühlte es, er war ihr ein Teil von Lars, von dessen Jugend, er erschien ihr auch wie ein Sohn und zwar als der, welcher ihr nie Sorgen gemacht und dem sie deshalb Dankbarkeit zeigen wollte.

Mütter handeln manchmal unbewußt mit ihren Kindern um Gefühle. Das unglückliche verdorbene Kind ist ihnen das liebste, sie sagen durch erhöhte Zärtlichkeit zu dem glücklichen, unverdorbenen: sieh, ich liebe dich, ich bin dir dankbar für die Freude, die du mir gemacht, aber laß mich auch den Elenden lieben, der doch auch mein Kind ist.

„Meine teure Mutter," sagte Viktor tief ergriffen.

Walburga hörte das Wort und sah die Innigkeit. Unaussprechliches ging in ihr vor. Sie war wie in einem Traumzustand, ließ alles willenlos und nur halb bewußt geschehen. Die Abfahrt vom Bahnhof, die Ankunft im Hotel, die Auseinandersetzung Gerds, daß man Lars heute Abend nicht mehr sehen könne und der Kampf zwischen ihm und der Mutter, die sofort in Lars' Wohnung wollte.

Gerd gab alles zu bedenken: ob man Walburga allein im Hotel lassen wolle — Josephine sagte, Gerd könne ins Hotel ziehen; ob Lars, der oft bei Bewußtsein sei, nicht die Anwesenheit der Mutter oder doch einer neuen Persönlichkeit in der Wohnung durch ein Geräusch, durch die unvermeidliche Unruhe bemerken könne — Josephine sagte, daß sie unhörbar wie ein Geist im Nebenzimmer wachen wolle.

Und aus dem heftigen Hin und Her, wobei Gerd Josephinens Wohl und Josephine nur ihre Sehnsucht nach Lars bedachte, kam man endlich zu einer Vereinigung. Unter der Bedingung, daß man sich erst gemeinsam ein wenig erhole von der Reise, versprach Gerd, daß er Josephine in Lars' Wohnung geleiten wolle, unterdes sollte Viktor bei Walburga bleiben, bis er zurückkehre, um Viktor abzulösen, der dann die Nacht über bei Lars wachen könne, damit Frau Josephine eine vertraute und zuverlässige Persönlichkeit in der Nähe habe.

Was Walburga und was Viktor dazu meinten, darnach wurde nicht gefragt. Die Mutter hatte alles vergessen, außer dem brennenden Verlangen, Gerd allein zu sprechen und den Sohn zu sehen. Gerd aber gab sich den Anschein, als habe er alles vergessen über der Sorge um Josephine. Er versuchte sie zu zwingen, daß sie etwas zu sich nähme. Sie nippte von dem Thee, weil er es befahl, und ließ die Tasse dann

stehen; sie trank einen Schluck Wein, weil er darum bat, und vergaß dann das Glas vor sich. Und als auch das Fleisch nur gekostet ward und nicht gegessen, sah Gerd wohl, daß alle seine Bemühungen nur eine Last für die arme zitternde Frau waren. Er führte sie hinweg.

Über die merkwürdige Situation nachzudenken, in welcher Walburga und Viktor verblieben, dazu war keine Zeit, und es gab auch wichtigeres zu erwägen als die Frage, ob es schicklich sei, ein junges Mädchen so allein in einer Hotelrestauration zu lassen unter dem Schutz eines jungen Mannes, der weder ihr Bruder noch ihr Verlobter war.

Stumm saßen sie einander gegenüber und sahen jeder auf seinen Teller hinab. Solange man zu Viert gewesen war, hatte es sich vermeiden lassen, Blick oder Wort aneinander zu richten.

Auch während der beflissene Kellner eilig abräumte, konnte man schweigen.

In den langen und schmalen Räumen, die miteinander durch Thüröffnungen verbunden waren, herrschte fast Stille. Da und dort saßen Gäste, sie flüsterten nur miteinander, die dienstbaren Geister aber huschten auf Gummisohlen fast unhörbar hin und her.

Es war qualvoll drückend. Man fürchtete sich, die Stimme zu erheben.

Walburga hätte gern gesagt: ich will mich in mein Zimmer zurückziehen. Aber war dies einmal ausgesprochen, gab es kein Zurück mehr, und Viktor konnte dann allein und tiefsinnig vor seiner Rotweinflasche sitzen bleiben. Und so beängstigend dies Zusammensein war, so schrecklich war der Gedanke, daß es aufhören könne.

„Es wäre besser," sagte Viktor Beheim leise, „ein wenig in den Straßen auf und ab zu gehen, anstatt hier so eine Stunde zu sitzen."

Walburga nickte und stand eilig auf, Jacke und Pelzmützchen vom Zeugständer zu nehmen. Viktor half ihr. Seine Hände waren unsicher dabei, und Walburga zitterte, als sie seine Nähe fühlte.

Draußen wehte es ihnen kalt entgegen, aber es that der heißen Stirn wohl. Sie gingen nebeneinander dem Friedrichsstraßen-Bahnhof zu. Auf dem Platz war es stille, eine Unzahl von Droschken stand dort nebeneinander, die Pferde waren mit Decken gegen die Kälte geschützt, die Kutscher hockten mit übergeschlagenen Armen schläfrig auf dem Bock.

An der Bahnhofsecke standen sie unvermittelt vor dem gewaltigen Menschenstrom, welcher sich die Friedrichsstraße hinauf und hinab wälzte.

„Darf ich Ihnen meinen Arm geben," fragte Viktor.

Walburga nahm den Arm etwas zögernd an. Die Menschenmenge schob sie fast weiter, hart an den Ladenfenstern vorbei, aus denen sich blendende Lichtfülle ergoß, denn auch der bescheidenste Händler hatte seine ausgelegten Waren wegen des bevorstehenden Festes in beste Beleuchtung gesetzt. Der betäubende Straßenlärm ringsum verbot jedes Gespräch. Einmal schrak Walburga zusammen, die Stadtbahn rollte oben über die Straße hinweg. Man hörte kaum ein Geräusch und sah nur eine feurige Schlange durch die nächtliche Luft quer über die Straßenhöhe gehen.

Viktor drückte ihren Arm beruhigend ein wenig fester.

Wie sie so schweigend und fremd unter der lauten und eiligen Menschheit sich umherstoßen ließen, ging es ihnen wunderbar. Sie fühlten sich aufeinander angewiesen, vertraut mit einander, wie allein unter Wilden.

Die Straße war ihnen fremd, die Auslagen in den schönen Magazinen ihnen gleichgültig, die Menge beängstigend. Sie hatten hier keinen Zweck des Daseins, als nur ihr Miteinandergehen. Sie waren hier allen nichtsbedeutend außer einander.

Die ganze große Stadt war ihnen nicht so wichtig wie ihr eigenes Zusammensein. Sie hätten auf einer wüsten Insel im Ocean die Einsamkeit zu zweien nicht so empfinden können, als hier in dieser lauten Straße.

Und weil sie nicht miteinander reden konnten, und jede Gefahr von Frage, Antwort oder Vorwurfsblicken ausgeschlossen war, kamen sie allmählich zu dem Gefühl einer stillen und vertraulichen Freude. Ihre Gedanken wuchsen zusammen, und dieses schweigende Wandern im Lärm der Welt besänftigte ihre Seele und machte sie bereit zu einer versöhnenden, wehmütigen Aussprache vor ewigem Abschied.

Viktor Beheim beschloß ihr zu sagen, daß er ihr nicht zürne und ihr Vorurteil sowie dessen Unbesiegbarkeit wohl begreife.

Walburga beschloß ihm zu sagen, daß sie ihm nicht zürne und seinen Entschluß sowie dessen Unbesiegbarkeit wohl begreife.

Mit einemmal bog Viktor in eine stillere Straße ein.

„Es wird Zeit," sagte er, „daß wir umkehren. Graf Gerd darf nicht auf uns warten müssen."

„Ist es sehr schlimm mit Lars?" fragte Walburga zögernd.

Da stand Viktor still, sah Walburga an und sagte leise:

„Es ist wohl hoffnungslos."

„Oh Gott," rief Walburga und schloß die Augen, „meine arme Mutter."

Aus ihren Wimpern lösten sich Thränen. „Walburga," begann Viktor entschlossen, als sie weiter gingen, „wir gehen ernsten, sehr ernsten Stunden entgegen. Vor dem Tode, mit welchem der arme Lars kämpft, erscheint alles so nichtig. Man fühlt, daß kein Mensch jemals von dem andern scheiden sollte mit einem Wort des Zornes auf den Lippen, mit einem Groll im Herzen."

Walburga stand still. Es war gerade vor dem roten, dunklen Gebäude der Kriegsakademie, und die Straße entlang fegte ein herber Wind. Die wenigen Leute, die vorübergingen, beeilten sich.

„Ja," sagte Walburga mit erhobener Stimme und mit Heldenmut im Herzen, aber ohne den geliebten Mann anzusehen, denn ihr schien, als würde ihr Mut vor seinem Blick nicht bestehen, „ja, auch ich habe ähnliches gedacht."

„Darum wollte ich Ihnen sagen," fuhr Viktor fort, während seine Stimme sehr unsicher wurde und vor seinem Auge ein merkwürdiges Flirren entstand, „daß ich Ihnen gewiß nicht zürne, daß ich Ihr Vorurteil begreife und seine Unbesiegbarkeit erkenne."

So war Wort für Wort heraus, wie er es sich zurecht gelegt gehabt hatte, denn diese überraschende und schmerzliche Weichheit in seinem Innern machte es, daß er sich an die vorgesetzten Worte, wie an ein Hilfsmittel klammerte.

Walburga aber erschrak tief und freudig. Grade dasselbe hatte sie auch sagen wollen. Weinend und ohne ihrer Thränen zu achten rief sie:

„Oh ja, auch ich will Ihnen viel sagen. Daß ich Sie verstehe, daß ich Sie bewundere wegen Ihrer Festigkeit und daß es Ihrer unwürdig gewesen wäre, um meinetwillen Ihren hohen Plänen zu entsagen."

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen," murmelte Viktor beglückt.

Sie gingen weiter, sehr schnell, wie auf der Flucht.

Viktor war in tausend Zweifeln. Sollten diese schönen Worte die Deutung zulassen, daß sie andern Sinnes über seinen Lehrerberuf geworden? Undenkbar — nein, es war undenkbar, und er wollte durch keine Frage den traurigen Abgrund zwischen ihnen wieder aufdecken. Man kann sehr wohl, sagte er sich, eine Stellung achten, ohne den Wunsch zu haben, sie zu teilen.

Walburga hatte lauter große und erhabene Gefühle im Herzen, und das Entsagen kam ihr nicht schwer vor, jetzt, solange sie dicht neben ihm herschritt, in schöner Versöhnung.

Sie kamen im Hotel wieder an. Der Portier fragte mit einer Verbeugung:

„Die Herrschaften erwarten den Grafen zu Rakitsch?"

„Allerdings," sagte Viktor.

„Hier ist dies vom Herrn Grafen gekommen;" er überreichte einen Brief.

Beunruhigt riß Viktor das Kouvert auseinander.

„Lieber Freund! Bringen Sie Walburga her. Frau Josephine besteht darauf."

Weiter nichts. Hieß das, daß es mit Lars zu Ende gehe und daß die Mutter nach ihrem zweiten Kinde, als ihrem einzigen Trost verlange!

Walburga freute sich. So sollte sie der Mutter nahe bleiben, vielleicht den Bruder sehen, der vielleicht viel besser geworden war und nach ihr verlangte.

Hastig bestieg sie den Wagen mit Viktor, den der Portier herbeipfiff. Der Schlag fiel mit einem knallenden Geräusch zu, und die Pferde zogen an.

Viktor hatte sich nicht neben Walburga gesetzt, obgleich sie unwillkürlich eng in die eine Ecke gerückt war, um ihm viel Platz zu lassen. Er saß ihr gegenüber und bei der fortdauernden Helle, die von der Straße hineinschien und nur zuweilen geringer ward wie ein abschwellender Ton, wenn man gerade über eine Straßenkreuzung oder vorbei an einem Haus ohne Ladenfenster fuhr, bei dieser neckenden Helle, welche über





Strauchritter. Nach dem Gemälde von G. Eggena.

ihre Gesichter spielte, ohne genau den Ausdruck der Züge erkennen zu lassen, sah Walburga, daß Viktor keinen Blick von ihr ließ.

Dieses stumme Anschauen machte sie sehr unglücklich. Sie dachte daran, ein Gespräch anzufangen. Nach längerem Besinnen sagte sie:

„Wenn Lars' Frau denn durchaus beim Theater und in Wien bleiben müßte, Lars aber vielleicht durch seinen Beruf an Berlin gebunden ist, könnte Mutter jetzt ja zu ihm ziehen. Dann hätte Mutter einen Lebenszweck und Lars eine gute Häuslichkeit."

Obschon der Wagen auf einer holzgepflasterten Straße dahin rollte, konnte Viktor doch nicht genau Walburgas Worte verstehen. „Pardon," sagte er und neigte sich weit vor, „der Wagen klappert so — ich verstand nicht ganz."

Da Walburga sich ja vorher lange überlegt, wovon sie etwa sprechen könne, brachte sie alles noch einmal genau vor.

Viktor ersah daraus, daß sie alle Hoffnung hege, der Bruder werde leben. Er mochte ihr nicht noch einmal mit einer grausamen Offenheit kommen.

„Ja, ja — gewiß, das könnte sie," sprach er wie zerstreut. Und dann, indem er sich wieder sehr weit vorbog, fragte er:

„Und Sie, Walburga, Sie haben eine Stellung angenommen?"

Sie nickte.

„Wäre es eine Teilnahme, die mir nicht mehr erlaubt wird, wenn ich fragte: wo? welche? haben Sie freudige Aussichten, in eine angenehme Häuslichkeit zu kommen?"

Sie murmelte etwas, und er verstand keine Silbe. Das Sprechen in dieser abscheulichen Droschke war auch zu beschwerlich. Viktor fand es gescheiter, sich neben Walburga zu setzen. Er nahm sanft ihre Hand.

„Walburga," sagte er und neigte seinen Kopf so, daß er ihr nah am Ohr mit seinem Munde war, „das, was trennend zwischen uns steht, kann mich nicht hindern, voll heißer Sorge an Ihre Zukunft zu denken. Eines Tages freilich wird Graf Gerd doch wieder darauf bestehen, Sie unter seinen Schutz zu nehmen. Aber jetzt, gerade in Ihrer blühenden Jugend, sollen Sie in die harte Dienstbarkeit — das ist ein schrecklicher Gedanke für mich. Und mehr ein Vorwurfsgedanke als einer des Mitleids. Denn ich weiß, Sie sind tapfer. Aber ich, ich bin es im Grunde, der Sie aus Rakitsch vertrieb, weil ich mich gerade da, sozusagen vor Ihrer Thür, angesiedelt habe. Aber ich bitte Sie mir zu glauben, daß ich nicht mehr mein Wort, Zembowitsch zu kaufen, zurücknehmen konnte, als mir Ihr Widerwille gegen meinen Beruf klar wurde, sonst hätte ich gewiß mich lieber irgendwo fern im Süden oder Westen von Deutschland angekauft."

Es erging ihm wunderlich. Im hellen stillen Zimmer hätte er garnicht den Mut gehabt, an diesen Dingen zu rühren. Aber hier, wo er den störenden Geräuschen ringsum es gleichsam abzuringen hatte, daß Walburga ihn höre, hier sprach er aus, was er noch zu seinen Gunsten und damit sie etwas milder von ihm denke, vorzubringen wußte.

Walburga war sehr ergriffen von seiner Güte, die sie gar nicht verdient zu haben glaubte. Sie wandte das Köpfchen und sprach nun ihrerseits an seinem Ohr:

„Beruhigen Sie sich, lieber Viktor. Ich komme gewiß zu guten Leuten — zu einem früheren Kollegen meines Vaters."

Viktor hielt sie dicht neben sich fest und schnell fuhr ihm die Frage heraus:

„Also in eine Lehrerfamilie!"

„Ja."

„Der Name — wo?"

Aus Mitleid für sie, in eigener Erregung, hatte er den Arm um ihre Taille gelegt und als Walburga nun den Namen und die Stadt nannte, schrie er beinah heraus:

„Doktor Hartheim? der hat ja ein großes Mädchenpensionat?"

„Ja."

„Und was — was wollen Sie da!"

Walburga schämte sich halb tot und wandte ihr Gesicht ab. Da erfaßte Viktor mit seiner Linken sanft ihr Kinn und zwang liebevoll das Gesichtchen, seinen Blicken stand zu halten.

„Ich soll den Hausstand führen und den Kleinsten bei der Arbeit helfen," sagte Walburga. Es ist mein Gericht, dachte sie verzweifelt, ich habe es verdient.

Sie sah die dunklen, leuchtenden Augen über sich, es kam ihr vor, als sei eine sinnlose Freude in ihnen. Aber das war nur sekundenlang. Dann sah sie nichts mehr und hielt ihr Gesicht versteckt an Viktors

Brust, während er seine beiden Arme fest, fest um sie gelegt hatte.

„Süße Thörin," flüsterte er ihr ins Ohr, „bei fremden Menschen, für fremde Zwecke willst du thun, was du deinem Viktor abgeschlagen."

„Mir zur Buße," klagte sie in freudigsten Thränen.

„So wird bei mir gebüßt," befahl er in seligem Jubel. „Siehst du das ein?"

„Wenn du mich noch willst . . . . ." schluchzte sie.

„Mehr als je. Oh Walburga, welch ein halber Mensch wäre ich mein Lebelang ohne dich geblieben."

„Und ich erst . . . . wenn ich dir doch beschreiben könnte, wie es allmählich in mir anders wurde . . ."

„Du wirst mir später alles erklären," sagte er und zog sie dankbar an sein Herz.

— — — — — — — — — — — —

Unterdessen hatte Frau Josephine nicht minder Wichtiges, aber weniger Freudiges vernommen. Ihr Herz klopfte vor Ungeduld, ihre Pulse fieberten, als sie mit Gerd das Hotel verließ.

„Ist es weit?" fragte sie.

„Ziemlich."

„Immerhin laß mich erst fünf Minuten mir dir gehen," sagte sie hastig, „sprich, rede offen. Ich bin gewohnt alles zu hören und allem Stand zu halten."

Graf Gerd gab ihr den Arm und führte sie einige Minuten lang auf demselben Platz hinter den wartenden Droschken auf und ab, über den wenig später Viktor Beheim und Walburga schritten.

„Du begreifst Gerd — ich wagte nicht in Gegenwart des Kindes zu fragen. Was soll denn sie schon Tiefblicke in den Jammer des Lebens thun. Aber sprich doch. Ist er sehr krank — sehr?"

„Ja," sagte Graf Gerd in schwerem Ernst, „sehr. Da ist etwas zum Ausbruch gekommen, was sich durch all diese Jahre vorbereitet hatte. Sein Leben war so angelegt auf den Ruin der Nerven und aller Organe. Wie oft mag er gehungert haben früher, wie oft seinen Magen nur mit Kaffee und geringen Cigaretten betäubt haben, wenn er nach der kräftigen Nahrung schrie, deren die Jugend bedarf. Und dabei die geistige Arbeit. Nicht jene souveräne beglückende Schaffensarbeit des Poeten, sondern jene zehrende, unzufriedene, rastlose Arbeit des Revolutionärs."

„Aber er fing an zu verdienen — es ging ihm doch besser von jener Zeit an, wo — wo sein Drama —" brachte die gequälte Mutter hervor. Sie war in diesem Augenblick bereit, ihm sein Wohlleben zu verzeihen, selbst wenn sie die Quellen desselben damals verachtete. Es hatte ihn doch vom Hunger befreit.

„Es war jenes sinnlose Verdienen und Vergeuden, welches die Jugend oft so entschuldbar bei dem „Genie" findet, wo sie es nicht gar als Beweis eben von Genie auffaßt. Der Not folgte tolles Genießen, wieder unterbrochen von Mittellosigkeit und immer begleitet von fiebrischer Arbeit. Und dann endlich vor mehr als einem Jahr kam jene Heirat, davon er dir erst Kenntnis gab, als sie schon einige Monate bestand."

„Dann erst," flüsterte Josephine schmerzlich, „das wußte ich nicht."

„Ja — besondere Gemütsstimmungen mögen damals die Vanescoy erfaßt haben — ihr fiel plötzlich ein, daß ein Muttersegen doch etwas Schönes sei. Ich habe mir ein bestimmtes Bild von dieser Frau gemacht, sie ist leichtfertig, aber sie ist es mit Unterbrechungen von Sentimentialität, und ich bin gewiß, daß sie zuweilen ehrlich ein Thränlein über Lars vergießt."

„Sie — sie hat ihn sehr elend gemacht?" fragte Josephine zögernd.

„Zuerst war alles eine Liebe und Entzücken, eine Rührung und eine Kette von guten Vorsätzen. Denn sie, die Vanescoy, hatte Lars teils in einer wahrhaften, verliebten Laune geheiratet, teils in dem Wunsch, den Titel „Frau" zu führen und einen Mann neben sich zu haben, der sie nach außen hin vertrat. Erst ganz allmählich, wie die Laune sich in Überdruß wandelte, erkannte Lars, daß nicht er ein „Retter" gewesen war, der emporhob, sondern sie die Verderberin, die herabzog. Er verstand sich nicht willig, sich in seine Bestimmung als bloße „Etikette" zu fügen, er wollte, daß die Lolla sich nicht als Vanescoy, sondern als Frau Lars Steiner im bürgerlichen Leben führe. Und endlich — ging sie fort, der steten Vorwürfe, Überwachungen und Streitereien müde."

Frau Josephine seufzte tief auf.

„Er ist befreit," sagte sie. „Oh möchte

er genesen! Kein Irrtum ist so befleckend, daß man ihn nicht durch ein edles, nützliches Leben hinwegwaschen kann. Gott ist barmherzig mit dem thätig Bereuenden."

Sie ging auf den nächsten Wagen zu.

„Komm, Gerd," bat sie, „laß den Mann jagen, was er kann."

Und das that der brave Kutscher denn auch. Die Fenster klapperten, der Wagen stieß, und vorwärts, immer vorwärts ging es. Der Lärm betäubte das Hirn der armen Frau. Sie saß vorgebeugt, den Ellenbogen auf das Kniee gestützt, die Stirn in die Handfläche.

„Wir sind da."

Gerd half der Frau aus dem Wagen. Sie zitterte nicht, ihr Angesicht aber war bleich wie der Tod.

Sie traten in ein Haus, dessen Thür sich lautlos vor ihnen geöffnet hatte. Die teppichbelegte Treppe war durch Gasflammen, die in mattgeschliffenen Schalen brannten, angenehm erleuchtet. Ein Stockwerk höher wurde der Teppich ein wenig geringer, und die Gasflamme brannte grell und unbeschützt.

Gerd klopfte dreimal an eine der beiden Thüren, die rechts und links auf den Treppenflur mündeten.

„Wir haben die Glocke abgestellt," sagte er, „sie erschreckt den Kranken."

Josephine stand wie eine Statue.

Nach wenig Sekunden kam eine ältliche Person mit einem sehr dreisten Gesicht und sah sich die Dame von unten bis oben an.

„Man sachte," sagte sie im befehlenden Ton, „er schläft 'n bisken."

Gerd führte Josephine in den engen Korridor, der durch eine sehr hübsche Ampel, in welcher Gas brannte, erleuchtet war. Linker Hand stand die Küchenthür auf, geradeaus am Ende des Korridors, und rechts zeigten sich vier geschlossene Thüren. Ein Hanfteppich lag auf dem Korridor, und der Spiegel neben dem Garderobenständer hatte einen Eichenrahmen. Es sah sauber und anständig hier aus.

Gerd öffnete die erste Thür rechts. Sie kamen in ein Zimmer, welches einige Ähnlichkeit mit einem Warteraum erster Klasse hatte, kahl, trotz hübscher Sophas und Stühle, keine Bilder an den Wänden und keine Nippes auf den Möbeln. Aber es war sehr warm in dem Zimmer, und die Lampe auf dem Tisch war an der einen Seite ihrer Milchglaskuppel dicht mit Zeitungspapier überhängt, so daß das halbe Zimmer fast dunkel blieb.

Und es schwebte ein Duft in dem Raum, ein eigenartiger warmer Duft.

Jene Atmosphäre gemischt aus den Gerüchen von gewärmtem Flanell, Fencheltee und gebrauchter Wäsche.

Der Hauch des Lebens, den ein kleines Kind um sich verbreitet, und den nur ein Weib verstehen kann.

Josephine streckte beide Arme aus gegen jene dunkle Zimmerecke, in der man einen verhängten Kinderwagen bemerkte. Aber nicht der freudigen Sehnsucht glich ihre Gebärde, sondern tötlich erschreckter Abwehr.

„Das nicht — das nicht," stammelte sie, „sage, daß es nicht wahr ist. Daß hier kein Kind lebt, welches meinem Sohn und jener Frau gehört."

Graf Gerd legte sanft seinen Arm um sie.

„Doch, es ist so," sprach er, „dieser kleine Erdenbürger heißt Lars Steiner und ist, soviel ich davon verstehe, trotz seiner drei Monate schon ein niedlicher und verständiger kleiner Mann. Jene Person, welche uns die Thür aufmachte, frech und zungenfertig wie sie ist, und durch nichts in Erstaunen und Respekt zu versetzen, pflegt dies kleine Wesen mit peinlichster Sorgfalt."

Josephine hatte nur das erste Wort gehört, jenes fürchterliche, bestätigende „Doch."

Sie sank in sich zusammen wie jemand, über den völligste Vernichtung hereingebrochen.

„Oh, daß es nicht lebte," murmelte sie bitter.

„Josephine — Teure," sagte Gerd beschwörend, indem er ihre Rechte erfaßte und versuchte, sie der Ruhstatt des Kindes näher zu führen, „wie darfst du so sprechen — wie so fühlen. Mein Gott — ich bin hier so hilflos — ich versteh das nicht — ich, der alte Junggeselle — aber lieben nicht die Mütter die Kinder ihrer Kinder?"

„Nicht dieses — ich nicht," rief Josephine hart und entriß sich der führenden Hand, „ich will es nicht als meines Sohnes Kind kennen. Ich will es nicht sehen, ich will es nicht lieben. Man mag es seiner Mutter hinschicken — —"

Gerd kam sich wieder wie ein Knabe vor, ihrer aufgärenden Kraft zu hassen gegenüber. Er hatte von des Kindes Dasein

geschwiegen, um der Frau, die den Sohn für immer verlieren sollte, einen unverhofften Trost zu gönnen. Und nun anstatt Rührung und Freude, sah er leidenschaftliche Abneigung aufwallen.

„Aber ansehen kannst du es doch?" bat er drängend; er verstand gewiß nichts von kleinen Kindern und hatte kaum jemals welche nahe und lange betrachtet, aber zu seiner Überraschung hatte er gefunden, daß es beinah ergreifend wirke, die Hilflosigkeit des winzig kleinen Menschleins zu betrachten.

Ja, ihm wars naß in den Augen geworden, und er hatte seiner längst, längst verstorbenen Mutter gedacht. Und beinah gerechtfertigt war er sich vorgekommen in seiner grenzenlosen Ergebenheit Josephinen gegenüber — denn ihm war, als wisse man erst, was eine Frau ist, wenn man ein kleines Kind gesehen hat und sich sagt, daß es die Frauen sind, die aus diesen hilflosen Geschöpfen Menschen machen.

Man kann eine Frau nie genug verehren, hatte er sich gesagt.

Und nun fand er ein kaltes, totes Herz in Josephine. Nicht einmal ansehen wollte sie das Kind.

Ihm war, als geschähe ihm eine persönliche Kränkung.

„Bringe mich zu meinem Sohn," sagte Josephine rauh.

Sie warf Mantel und Hut auf den nächsten Stuhl, und Gerd öffnete leise die Thür in das nächste Zimmer. Es war kalt und dunkel und schien fast leer. Beim Schein der Lampe, der sich als breiter Streif auf den Estrich legte, erkannte man, daß einige Kisten hier standen.

Vielleicht enthielten sie die Garderobe und die Luxusgegenstände der Schauspielerin und sollten ihr nachgesandt werden.

Gerd legte sein Ohr an die Thür, welche derjenigen gegenüberlag, durch die man eingetreten war.

Alles totenstill. Leise, leise öffnete er, und die Frau ging schleichend mit zitternden Knieen über die Schwelle, mit der Hand am Thürpfosten Halt suchend.

Denn ihr war, als müsse der Anblick des Sohnes sie niederwerfen.

Aber als ihr Auge auf ihn fiel, ging es wie eine Erlösung durch ihre Brust.

Er lebte, sie war bei ihm. Die Mutter hatte ihr Kind zurückgewonnen.

Es gab gar keine Vergangenheit mehr neben der Gegenwart der Wiedervereinigung.

Sie kniete neben dem Bett des Schlummernden oder Bewußtlosen nieder, die Stirn auf der harten Bettkante, die herabgestreckten Hände gefaltet. So blieb sie lange und empfand nichts als Dank und Glück.

Dann hob sie das Haupt. Sie sah ihn an. Sein Gesicht war halb in den Kissen verborgen. das feine, von der Krankheit geschärfte Profil zeichnete sich deutlich vor dem tiefen Schatten auf dem Kissen ab. Die eine Hand hatte mit den — ach so mageren Fingern — die Seite des Kissens umklammert. Die andere ruhte unter der Bettdecke.

Zu Häupten des Bettes stand die ernste Gestalt einer barmherzigen Schwester. Gütigen und mitleidigen Augen begegnete Josephinens Blick.

Sie erhob sich mühsam, sie drückte der Pflegerin mit stummem Dank die Hand.

Dann setzte sie sich vor das Bett, um jede Bewegung zu überwachen.

Und als ihr klopfendes Herz allmählich seinen Schlag ebnete, ward ihr Auge klarer, forschender, kritischer. Sie las besser in dem Gesicht auf den zerwühlten Kissen und sie las — daß der Tod darin geschrieben stand. Der nahe, unabwendbare Tod.

Die barmherzige Schwester beobachtete das Angesicht der Frau, sie sah das entsetzliche Erkennen sich darin abmalen und als ein fragender, flehender Blick sie traf, neigte sie schwer bejahend das Haupt. Und die Mutter verstand, daß ihrem Sohn keine Frist gegeben war.

Sie erhob sich. Sie ging hinaus und hieß Gerd mit völlig klarer Stimme Walburga herbeirufen.

Und dann kehrte sie auf ihre stumme Wacht zurück. Ihre ganze Seele wohnte in ihren Augen. Sie wollte keine Bewegung des Sterbenden verlieren.

Die Minuten, vielleicht die Stunden verrannen. Zuweilen warf der Kranke sich herum, öffnete die Augen, nahm, was ihm die Schwester mit einem Löffel einflößte, sah seine Mutter an, ohne Erstaunen oder Freude, und fiel wieder in sein schläfriges Hindämmern zurück.

Es war zuweilen, als ob ganz gedämpft ein Geräusch aus der Wohnung ins Zimmer

drang: wie raunende Stimmen, oder wie das Weinen eines Kindes.

Josephine zuckte zusammen — es war ihr, als ob sie durch die Wände sähe — so genau wußte sie, daß Walburga nun da war und in reiner lieblicher Weiblichkeit das kleine Kind bewundere, anstaune, küsse und umhertrüge und daß Gerd und vielleicht auch Beheim entzückt zusähen.

Es war ihr, als ob dadurch eine Kluft entstehe, zwischen ihr und den Ihrigen.

Jene wollten das Kind lieben, sie aber wollte es hassen.

Denn es war das Kind der Frau, die ihren Sohn ins Elend gestürzt.

Und wenn ihr Sohn starb, so war sie, seine Mutter, von der Natur bestellt, ihn zu rächen und für ihn zu hassen.

Jetzt begann der Kranke mit nervösen Fingern an seiner Bettdecke zu pflücken und undeutliche Worte zu stammeln.

Josephine beugte sich über ihn. Ihr war, als müsse sie mit dem Tode ringen, daß er nicht etwa diese Lippen auf ewig verschlösse, ehe sie der Mutter ein Wort gesagt.

Lars sah mühsam zu dem über ihm gebeugten Gesicht empor. Er erkannte seine Mutter.

Aber an den Grenzen des Lebens wundert man sich über nichts mehr. Die Freude und das Erstaunen haben ihr Recht verloren an jemanden, der an der Schwelle der Ewigkeit steht.

Der Sohn tastete nach der Hand seiner Mutter.

Er sprach zu ihr.

Und ihre Seele schrie in Jammer auf, denn einem Menschenohr waren die murmelnden Laute nicht mehr verständlich.

Und er sah den Ausdruck der Verzweiflung auf ihrem Gesicht. Peinvollste Ungeduld malte sich auf seinen Zügen. Er fürchtete, nicht verstanden zu sein.

Aber das Mutterherz, welches den Schrei des Säuglings einst zu deuten verstanden, erriet durch die göttliche Kraft der Liebe, daß der sterbende Mann Antwort haben wolle.

„Ja, ja," nickte sie mit thränenüberströmtem Gesicht.

Seine Züge erhellten sich und nahmen einen Ausdruck von Befriedigung an. Er sprach murmelnd, unverständlich, rastlos weiter. Und die unglückliche Mutter antwortete:

„Ja, ja —" immer „ja," obschon ihr kein Laut, keiner verständlich war.

Sein Auge strahlte matt auf, in Dank und Frieden. Dann schloß er es, aber seine Finger wühlten rastlos, und sein Atem ging kurz.

Die Frau aber flehte zu Gott, daß er ihre Seele erleuchten möge und sie erraten lasse, was der Sterbende gefordert und was sie ihm mit dem heiligen „Ja" zugeschworen.

Heischte er Vergebung? Sie hatte ihm vergeben.

Forderte er ihren Segen für den dunklen Gang durch die Pforte des Todes? Sie segnete ihr Kind mit heißen Thränen.

Verlangte er Rache an der elenden Frau? Nein — tausendmal nein. Man haßt nicht mehr und denkt nicht mehr an irdische Rache, wenn man sich rüstet, selber vor den Richterstuhl des Höchsten zu treten.

Und wie friedlich, wie beglückt sein Auge geblickt hatte, als sie ihm „ja" zugeflüstert.

Ihr „ja" mußte ihm einen tiefen Herzenswunsch erfüllt, eine große Sorgenlast von ihm genommen haben.

Die Sorge um den Zorn der Mutter war es nicht gewesen, denn er, der ihr Herz kannte, wußte, daß sie vergeben habe, weil sie hier war.

Was denn? was denn?

Und die erflehte Erleuchtung kam ihr wie ein erhellender Blitz in die bange Seele. Mit einemmal wußte sie, was der Sterbende erfleht, was sie ihm versprochen hatte.

Sein Kind zu lieben, es zu ihrem Kinde zu machen und es für immer von jener Frau fernzuhalten, welche keine — Zeit hatte, Mutter zu sein.

Josephine hätte aufschreien mögen.

Nein, nein. Nicht das. Es war ein Irrthum — gewiß — das konnte er nicht gemeint haben.

Er schlug die Augen auf und sah die Mutter an, so zufrieden, so müde, wie ein Gefolterter, der dankbar ist, daß die Qual ein Ende hat.

Die Frau aber, übermannt von dem alten Fluch der Leidenschaft, der auf ihrem Wesen lag, warf sich auf die Kniee, umklammerte den Arm des Sterbenden und rief:

„Du hast gemeint, ich soll dein Kind lieben?"

Ein Hauch ging von seinen Lippen — einem seligen „ja" gleich. Er war also wirklich verstanden worden.

Die Stirn der Frau sank schwer auf die Bettkante nieder.

Und über ihr sagte die sanfte Stimme der barmherzigen Schwester:

„Er hat sehr auf Sie gewartet, um Ihnen noch sein Kind in die Arme legen zu können."

Nichts weiter. Aber diese wenigen sanften Worte fielen wie erdrückende Donnertöne in das Ohr der Frau.

Ihre Seele bäumte sich auf gegen den Gott, der ihr diese neue Last zu tragen gab.

Ihr ganzes Leben hatte sie verloren gegeben an Pflichterfüllung ohne Liebe. Und abermals schloß sich ein neues Glied an diese Sklavenkette.

Der Sterbende zwang ihr abermals die Unfreiheit auf, leben und wirken zu müssen für ein menschliches Wesen, an das sie nur ein Schwur band.

Keine Spur dieses Kampfes durfte der Sterbende auf ihrem Gesicht lesen, darum verbarg sie es lange und tief vor ihm.

Mit einemmal aber schreckte sie empor. Eine klammernde Hand hatte angstvoll in ihr Haar gegriffen und sich plötzlich schlaff wieder geöffnet.

Ihre Arme umschlangen den Sohn. Ihr wild geängstigtes Auge suchte seinen Blick und sah ihn stier und angstvoll auf sich gerichtet.

Dann schlossen sich die Lider. Das blaurot gewordene Gesicht des Sterbenden entfärbte sich langsam zu fahlem Weiß. Der Körper wurde bleiern und sank zurück.

Ein Gehirnschlag hatte dem Leben ihres Sohnes ein Ende gemacht, und Josephine hielt nur noch einen entseelten Körper in ihren Armen.

Hatte sie einen Schrei ausgestoßen? Hatte Walburga ihn vernommen?

Die Thür that sich auf, und das Mädchen warf sich weinend neben der Mutter nieder.

Still und blaß und in der Ehrfurcht befangen, welche der Tod für seine Nähe fordert, standen Viktor Veheim und Graf Gerd neben den Frauen.

Lange, lange blieben sie so. Die Frauen dämpften ihr Weinen. Es war eine heilige Stille im Gemach, als wolle man der entweichenden Seele den ungestörten Frieden lassen.

Die barmherzige Schwester lag auf den Knien und betete.

Niemand vermochte zu sagen, wie viel Zeit verronnen war, als Walburga sich leise erhob.

„Mutter," sagte sie sanft, während Thränen über ihre Wangen rannen, „du hast einen Sohn verloren. Aber sieh, Viktor will dein Sohn und mein Gatte sein und dir alles ersetzen."

Josephine richtete sich auf, sah mit verwirrten Blicken um sich, und die kaum sichtbare Spur eines schmerzlichen Lächelns schlich durch ihr zerstörtes Gesicht.

Ihr waren keine Freuden beschieden. Selbst diese Nachricht, welche sie sonst hätte aufjubeln lassen, kam zu einer Stunde, wo sie ihr gleichgültig war.

Aber sie duldete, wenn auch fast geistesabwesend die liebevollen Küsse Viktors, welche er ihr auf die kalte Hand drückte.

Walburga fühlte, daß weder sie noch Viktor ein Trost wären, und weinend verhüllte sie ihr Gesicht.

Gerd aber, von jenem zarten und tiefen Gefühl geleitet, welches dieses edlen Mannes herrlichste Eigenschaft war, ging leise hinaus.

Er that, was er noch nie gethan: er nahm ein kleines Kind auf seinen Arm, und voll Angst, es zu zerbrechen oder es fallen zu lassen, trug er es an das Sterbebett des armen Lars.

Die Frau, die vor sich hinstarrend entgeistert neben diesem Sterbebett saß, bemerkte nicht, was sich zutrug, bis mit einemmale auf ihrem Schoß ein Wesen lag: klein, rosig, mit winzigen, zierlichen Händchen, die zu Fäusten geballt noch vor dem Munde lagen, mit großen, neugierigen Augen, die ins nahe Licht starrten und mit spärlichem Blondhaar, das im Schein eben dieses Lichtes wie ein Glorienschein um den kleinen Schädel lag.

Die Kniee, die das Kind tragen sollten, zitterten so, daß unwillkürlich, vom mütterlichen Drang geleitet, die Hand zugriff, es zu halten, dieselbe Hand, welche sich vorhin abwehrend gegen die Stätte gestreckt, wo das Kind geschlummert.

Und dieselben Augen, welche sich abgewandt, um das Kind nicht zu sehen, schauten nun, wie gebannt auf das holde Geschöpfchen.

Wie es Lars glich. Wie die Jahre verschwanden und wie es traumgleich über die Frau kam — als sei alles, alles nicht gewesen, als sei dieses Kind hier ihr eigener neugeborener Sohn, in dem sich ihr eine freudige Zukunft aufthat. — — — —

In die kalte Hand, welche das warme Körperchen umklammert hielt, strömte die Wärme des jungen Lebens allmählich hinüber.

Und es war, als ob sie sich von da durch alle Pulse verbreite und das ganze, ganze Herz der Frau erfülle.

Das Kind lächelte und gab einen jauchzenden Ton von sich. Es glich einem jubilierenden Engel vor Gottes Thron.

Da hob die Frau es empor an ihre Brust, und mit einem langen Blick auf das friedliche Gesicht des Toten küßte sie die Stirn des Kindes.

— — — — — — — — — — —

Die junggepflanzte Trauerweide ließ ihre zarten Zweige auf Lars Grab hernieder hängen. Der Hügel, von Blumen bedeckt, lag im Schatten der Kirche von Zembowitsch.

Graf Gerd hatte den Toten dahin gebracht, und er hatte wohl gewußt, daß die Lebende es nicht ertragen würde, fern von der Stätte zu sein, wo sie das Andenken des Sohnes pflegen konnte, indem sie sein Grab pflegte.

Es war Sommer geworden und da Walburga auf Zembowitsch als Viktors Gattin einzog, hatte Frau Josephine nachgegeben: sie war mit dem kleinen Kinde zu Gerd gegangen.

Walburga und Viktor hatten es ihr vorgestellt, daß sie nur eine hochaufgewachsene Schuld an dem herrlichen Mann abtrage, wenn sie fortan helfe, ihm sein Haus und sein Leben behaglich zu machen.

So fügte es das Schicksal, daß Graf Gerd seinen Jugendtraum erfüllt sah, wenn auch anders, als er einst gedacht. Sie, die er immer geliebt, war doch die Gefährtin seines Lebens geworden. Als treue Schwester ging sie neben ihm. Und mit ihnen ging unausgesprochen aber immer fühlbar eine stille Wehmut.

Weder ihr noch ihm war jemals dieses strahlende Glück in Liebe und Arbeit beschieden gewesen, welches sie täglich auf Zembowitsch beobachten konnten.

Ihr eigenes Lebensbild erschien wie mit grauen Farben gemalt, neben dem leuchtenden Gemälde von Innigkeit und Schaffensfreudigkeit, welches das junge Paar bot.

Aber in ihrem Herzen war es stille geworden, und sie hatten gelernt sich zu bescheiden.

Der treue Mann verstand es, die Wunden zu schonen, welche das Leben seiner Freundin geschlagen und wenn er den frühen Silberglanz sah, der ihr Haupt umgab, däuchte ihr weißes Haar ihn schön wie eine Märtyrerkrone.

Über aller Leidenschaft stehend, hatten beide nur den einen Wunsch, daß die tröstende Gegenwart des einen dem andern nicht vor der Zeit entzogen werden möge.

Sie schätzten die Güter nicht gering, welche ihnen geblieben und geworden waren. Sie wußten sich auserlesen vor vielen, die gleich ihnen nie einen vollen, köstlichen Trunk aus dem Becher weltvergessenen Glücks gethan.

Sie waren nicht einsam!

Frau Josephine lernte allmählich wieder lächeln. Aber es war jenes ergreifende Lächeln eines Menschen, der so viel verloren hat, daß er voll Demut und Dankbarkeit mit allem zufrieden ist, was ihm noch blieb. Das Auge kann nie verbergen, wie viel es geweint, der Mund nie verhehlen, daß ihn bitteres Leid verzerrte.

Viktor aber und Walburga hoffen dennoch, daß auch aus diesem Lächeln allmählich die Thräne verschwinden wird. Denn ein mächtiger kleiner Zauberer ist da, welcher von Monat zu Monat mehr Macht über das lebensmüde Herz der Frau gewinnt.

Die Barmherzigkeit Gottes, der niemand ungetröstet läßt, leuchtet aus den hellen Augen des kleinen Lars hinüber in die umdüsterte Seele der Frau, und seine kleinen Finger haben die Bestimmung, nach und nach aus diesem Herzen die Schwerter spielend herauszuziehen, welche grausame Prüfungen wuchtig hineinstießen.

Und welche Seele wäre so krank, daß ein Kinderlächeln sie nicht heilen könnte?

Charlotte Wolter.

(Dreißig Jahre Burgtheater.) Von Carl von Vincenti-Wien.

(Abdruck verboten.)

Dreißig Jahre Burgtheater! Das ist heute das Werk der Wolter. Vor fast sechsthalb Jahren, an jenem 15. Mai 1887, als die Wiener mit in solchen Dingen gewohnter Überschwänglichkeit der Wolter Jubeltag begingen, da hatten es Jubiläumsrechner in Ziffern, also so recht gemeinverständlich für unsere Zeit, dargestellt, daß sie innerhalb eines Vierteljahrhunderts 1764 mal am Burgtheater gespielt habe, also durchschnittlich 70 mal im Jahre, die Gastspiele und Wohltätigkeitsabende und -Matineen nicht mitgerechnet. Heute wird diese Zahl wohl auf 2000 angewachsen sein. Charlotte Wolter, Gräfin Sullivan, hat also ein schönes Haben im Hauptbuche des Theaterruhmes. Und wie schwer mußte die Künstlerin, heute eine der größten Tragödinnen heiliger deutscher Zunge, sich diesen Ruhm erkämpfen!

Sie ist ein Kölner Kind, wenn auch ihr Herz Wien gehört. Sie zählte bereits 27 Jahre, als sie vom Berliner Viktoriatheater zu Gast an das geweihte Schauspielhaus am Wiener Michaelerplatze kam, um sich als Adrienne Lecouvreur, Jane Eyre, Maria Stuart und Lady Rutland anzukündigen. Doch hatte sie noch ein Jahr Thaliatheater in Hamburg zu bestehen, bis sie 1862 am Hofburgtheater als Iphigenia, Adrienne und Eugenie („Fabrikant") debütierte und großen Einlaß fand. Dieser Einlaß hatte seine Vorgeschichte. Schon mehrere Jahre früher war Charlotte Wolter auf einer Wiener Bühne und zwar im Carltheater, in kleinen Rollen aufgetreten, jedoch unbeachtet geblieben. Daß sie schön sei, wußten alle, Talent aber trauten ihr wenige zu. Hans Makart war's bekanntlich bei seinem ersten Anfange ebenso ergangen, talentlos, lautete das zünftige Parere. Der Wiener Dichter Cajetan Cerri lenkte zuerst die Aufmerksamkeit eines hervorragenden Theaterkritikers auf die fremde Schauspielerin am Carltheater, welche Kammerzofen mit königlicher Haltung und Miene spielte, bis sie anläßlich eines Gastspieles Emil Devrients an der genannten Vorstadtbühne eine wirkliche Königin und zwar Elisabeth in „Richard III" zu tragieren bekam. Laube, der bekanntlich damals am Burgtheater regierte, aber freilich nicht herrschte, sonst wäre die Wolter früher engagiert worden, sah sie im Carltheater und meinte, sie habe unleugbar Talent. Freunde brachten ihr ein Gastspiel in Brünn zu stande, wo sie ihr erstes Lorbeerreis pflückte. Drei Jahre später kam sie auf den bekannten Umwegen wieder nach Wien, wo fast niemand an sie hatte glauben wollen.



Charlotte Wolter im Beginn ihrer künstlerischen Laufbahn.

Was Charlotte Wolter in ihrer Kunst geworden — wie viel das ist, weiß alle Welt — verdankt sie Wien, dem Burgtheater. In keinem anderen Kunstklima hätte ihr Talent so reiche Blüten zur Entfaltung gebracht. Anderswo wäre sie kaum die Wolter geworden. Sie kam zu einer Übergangszeit: die alte Bühnenkunst war im Absterben, die neue kaum im Aufsprießen. Julie Rettich trug den tragischen Lorbeer des Burgtheaters; die Laureata war die geistige Kraft, aber kein Temperament. Die durchbrechende Gewalt einer Ristori hatte damals in Italien eine neue Bühnenkunst geschaffen, wie heute die Duse. Julie Rettich, welche die Ristori gesehen hatte, erkannte die Gefahr. Sie wollte ihr Talent zu neuer Kunst meistern, aber vermochte es nicht mehr. Sie geriet mit sich in Zwiespalt und ihre Kraft versagte. Charlotte Wolter brachte alles mit, was in jener gespannten Atmosphäre der Neuwandlung wirken, blenden, zünden mußte: schöne Plastik des Leibes, Fülle der Gebärde, Temperament, Leidenschaft, ein wohlig tiefes Sprachorgan, welchem alle Register vom Mezzosopran bis in das ergreifendste Alt hinein zu Gebote stehen, kurz eine starke Persönlichkeit, ohne besondere geistige Bedeutung, aber oft instinktiv treffsicher, eine schöne Sinnlichkeit entfaltend und gebietend. Unter der veredelnden Disziplin des Burgtheaters, wie sie Laube, trotz allem, aufrecht zu erhalten verstand, konnte eine solche künstlerische Individualität etwas Außerordentliches gerade für das Burgtheater werden, vorausgesetzt, daß sie sich nicht wie seinerzeit Davison, gegen diese Disziplin auflehnte. Und die Wolter war so klug, gar manche Anwandlung des Trotzes niederzukämpfen, um ihre erste Stelle zu erhalten und zu befestigen. So ist sie in der That etwas Außerordentliches geworden, in jenen Grenzen selbstverständlich, welche man allezeit der nachschaffenden Kunst der Schaffenden gegenüber abzustecken genötigt sein wird.

Als Charlotte Wolter bereits auf der Höhe ihrer Kunst stand, hob das Geschick sie auch auf



Charlotte Wolter in Mosenthals „Isabella Orsini.“

die Höhe der Gesellschaft: sie ward die Frau des Grafen Sullivan, eines Kavaliers von feiner Geistesbildung und Kunstempfindung, welcher, kaum ein Fünfziger, vor wenigen Jahren gestorben ist. Für die Theater- und Kunstgemeinde blieb sie natürlich die Wolter schlechtweg. Über wenige deutsche Schauspielerinnen ist so viel und überschwänglich geschrieben worden, wie über die Wolter. Sie hat zwar keine überseeischen Lorbeeren geholt und die Welt nicht mit Kabeldepeschen über ihre Erfolge überschütten lassen, wie die „göttliche“ Sarah es nicht lassen kann, aber zu dithyrambischen Geschmacklosigkeiten hat der Name Wolter doch oft genug Anlaß geboten. Aber auch ernste Kritiker mußten sich, wenn sie die Feder in Sachen der Wolter eintauchten, in Selbstzucht nehmen. Übereinstimmend ist der Eindruck beschrieben worden, welchen ihre oft allen kritischen Voraussetzungen spottende, bisweilen lediglich aus ihrer künstlerischen Eigenart und deren Eingebungen bestrittene Darstellungsweise hervorruft. Wer die Gräfin Sullivan in der Gesellschaft zu beobachten Gelegenheit hat, findet schon in der Art, wie sie sich im Salon gibt, den Schlüssel zu vielen Erfolgen der Wolter. Es liegt eine eigentümliche Selbstverständlichkeit in ihrem Wesen, eine künstlerische Unbekümmertheit, wie man sie nur bei Künstlern findet, die mit allem in sich abgerechnet haben, um mit ruhig bewußter Sicherheit einem einzigen Ziele zuzustreben.

Und dieses Ziel ist bei der Wolter ihre Kunst, die sie gewissermaßen mit wilder Zärtlichkeit liebt. Ihr hat sie Leib und Seele geopfert; sie steht in dieser Kunst da: jeder Zoll Fleisch und Blut, every inch a woman. Die plastische Rhythmik ihrer Posen und Bewegungen, ihr Cameenprofil, welches sie allemal in die richtige Beleuchtung zu rücken versteht, ihr auf den tragischen Wollton gestimmtes Sprechorgan bestimmen sie von vorneherein für die Darstellungen von Frauengestalten der Antike, obwohl ihrer kaum übermittelgroßen Gestalt in mancher Rolle das tragische Maß versagt erscheint. Aber sie weiß über ihre Gestalt künstlerisch hinauszuwachsen. Große Koloristin, hat sie Mischfarben auf ihrer darstellenden Palette, welche alle Schrecken der Rache und des Wahns, das zauberische Helldunkel der Liebe wie die epithalamischen Jubelnoten des Sinnesrausches wiedergeben. Im Zwielicht liegt einer ihrer Hauptreize, im Dämonischen ihre Hauptkraft; da entfesseln sich in ihr alle jene Geister, denen sie sich zuerst ergeben, um sie dann für ihre Kunst zu knechten. Jene Verwegenheit, deren Keim, nach Goethe, in jedem echten Künstler steckt, ist die Sprungfeder ihrer Gestaltungskunst; sie greift mit Leidenschaft zu; in den Anfängen ihrer Realistik tappte sie auch tapfer daneben, ihr Instinkt aber lehrte sie bald, das Rechte zu greifen. Diese Verwegenheit hat sie bisweilen über die Dichtung hinweg fortgerissen und die Beschauer folgten dem Wolter-Dämon, blind wie er selbst, auf der „fürchterlichen Bahn.“ Diese Verwegenheit endlich hat sie wie selten eine deutsche Darstellerin befähigt, die gewagten und waghalsigen Frauen des französischen Unsittenbildes, eine Marguerite Gauthier, Sidonie Risler, Georgette, Fédora, auf dem deutschen Theater rampenfähig, ja



Charlotte Wolter als Marguerite Gauthier in Dumas' „Kameliendame.“

Burgtheater-fähig zu machen. Wir haben denn auch zur bildlichen Wiedergabe, abweichend von der die Wolter immer wieder als Sappho, Messalina, Lady Macbeth, Maria Stuart im Bilde darstellenden Schablone, zwei Rollen gewählt, in welchen der Zusammenhang der Wiener Tragödin mit der modernen Darstellungskunst besonders lebendig geworden ist. Paraderollen der Bernhardt und der Duse, hat sich die „Kameliendame“ und „Fédora“ in den Händen der Wolter, die niemals nach Ruhm und Gewinn weitorganisierter Gastspiele gegeizt, unberührter von Virtuosität erhalten, als bei der französischen Rivalin. Marguerite Gauthier ist lange eine jener Lieblingsrollen der Wolter gewesen, welche sie heute mit besonderem Widerstreben dem unerbittlich abfordernden Alter ausliefert. Gleichwohl — wer möchte dies leugnen? — hat sie in dieser Rolle die bühnentypische Märtyrerin des Pariser Cocottentums, wie sie aus Sarah Bernhardts Kunst zum Leben erstanden, niemals zu erreichen vermocht; fremden und fremdsprachigen Darstellerinnen ist dies überhaupt versagt. Man möchte sagen: glücklicherweise. Anders mit Sardou's „Fédora.“ Da malt Eleonora Duse die seelischen Übergänge des slavischen Temperaments-Weibes zweifellos feiner aus, als die Bernhardt, bei welcher die Manier nachgerade störend wirkt, und können die leidenschaftliche Rachsucht und zärtliche Hingebung, die Grausamkeit und Verzweiflung der Wolter von Madame Sarah nicht übertroffen werden. In diesen beiden Rollen erscheint die Wolter in der Vollkraft ihrer Künstlerschaft, während die „Isabella Orsini“ des seligen Mosenthal eine frühere Schaffensperiode unserer Tragödin verkörpert.



Charlotte Wolter als Fédora in Sardou's gleichnamigem Stück.

Nicht weniger als fünf Direktionen hat Charlotte Wolter bis jetzt erlebt: den letzten Abschnitt Laube, das Interim Wolff, Dingelstedts Glanzzeit, die Wilbrandtsche Ära und die Jungblutzeit unter Burckhard. An ihrem Jubeltage vor fünf Jahren, wo sie als Sappho, mit des Kaisers Demantspange geschmückt, auf Grillparzers Goldleier gestützt, auf dem Siegeswagen stand, dachte noch niemand an Niedergang. Auch heute hält sie noch von ihrem liebsten Kunstbesitz die Erbinnen fern und nur allmählich, mit jener zögernden Schonung, welche zu den heikelsten Aufgaben eines Burgtheaterleiters gehört, vollzieht sich die Übergabe einzelner Rollen, für welche, bei zunehmenden Lebensjahren, selbst junggebliebene große Kunst nicht mehr mit voller Illusionsfähigkeit aufzukommen vermag. Nur schüchtern wagt sich die Nachfolge heran, das Erbe ist zu drückend für andere Schultern; die Erbin des jüngeren Kunstvermögens der Wolter hat mit schier unauslöschlichen Eindrücken zu kämpfen. Adele Sandrock, welche vorläufig noch dem Deutschen Volkstheater verpflichtet bleibt, wird seinerzeit bekanntlich einen Teil dieser außerordentlichen künstlerischen Erbschaft anzutreten haben. Sie ist eine vorzügliche Nervenspielerin, aber für die tragische Wucht der klassischen Wolter-Rollen reicht ihre Kraft, welche vornehmlich auf die „Moderuste“ gestellt ist, nicht aus. Nicht wenige ihrer gewaltigsten Rollen wird allerdings Charlotte Wolter noch für längere Zeit festzuhalten berechtigt und imstande sein. Das ist vorläufig für uns die Hauptsache. Für das Weitere wird dann die alte Vorsehung des Burgtheaters sorgen, auf welche wir uns eben verlassen müssen.

Gedenken.

Es war ja nur der Schwalbe Sang,
Die an dem Fenster flog vorbei,
Kein lustberauschter Jubelklang
Der Nachtigall im süssen Mai.

Es war die wilde Rose nur,
Die ungepflegt im Walde spriesst,
Die Fürstin nicht der Gartenflur,
Um die ein Meer von Düften fliesst.

Doch weiss ich, wie sie Wonne schuf,
Und wie das Herz mir wurde weit; —
O wilde Rose, Schwalbenruf,
Wie denk' ich dein zur Winterszeit!

Ernst Lenbach.



Patenbecher in getriebener Arbeit.
In Silber ausgeführt von Sy & Wagner, königl. Hofgoldschmiede, Berlin.

Moderne Goldschmiedekunst.

Von Hanns von Zobeltitz.

(Abdruck verboten.)

Die erfreuliche Wiederbelebung des Kunstsinns, welche uns trotz mancher gegensätzlich erscheinenden Bewegung die letzten Jahrzehnte im großen und ganzen doch gebracht haben, die reicheren Mittel sodann, die neuerdings auch in Deutschland für Ehrengeschenke und Ehrenpreise aufgewendet werden, sind wie dem Kunstgewerbe im allgemeinen, so auch der Goldschmiedekunst zu gute gekommen. Ich will, was heute in den Werkstätten unserer ersten Meister geschaffen wird, nicht in unmittelbaren Vergleich stellen mit den Prachtstücken eines Jamnitzer, eines Petzolt oder des trotz einzelner Geschmacklosigkeiten doch köstlichen Dresdeners Dinglinger, wie ich hier überhaupt keine kritische kunstgewerbliche Abhandlung schreiben will — mich dünkt indessen, daß die hervorragenderen Arbeiten der modernen deutschen Kleinkunst, wohl zu unterscheiden von der äußerlich oft prunkenderen Massenware, beweisen, daß unser Kunstgewerbe auch auf diesem Gebiete bisher die richtigen Wege eingeschlagen hat.

Einem gänzlichen Verfall ist gerade die deutsche Goldschmiedekunst eigentlich nie unterlegen. Es hat selbst in ihren trübsten Zeiten zu Anfang unsers Jahrhunderts nicht an einzelnen Meistern gefehlt, welche die alten Traditionen hochhielten und, hauptsächlich auf die Unterstützung kunstsinniger Fürsten angewiesen, Gutes zu leisten wenigstens redlich bemüht waren. Zu ihnen zählte u. a. der außerordentlich tüchtige Hossauer, der aus Süddeutschland stammend in Berlin eingewondert war und dessen Arbeiten für den preußischen Hof ihm schnell einen bedeutenden Ruf erwarben. Damals bereits bahnte sich, nicht zuletzt dank seiner kräftigen Initiative, das erfreuliche Verhältnis zwischen unseren hervorragendsten Künstlern, zumal den Architekten, und der Goldschmiedekunst an, das bis in die neueste



Weinkanne, im Schlüter-Stil getrieben.
In Silber ausgeführt von Sy & Wagner,
königl. Hofgoldschmiede, Berlin.

Zeit dem Kunstgewerbe wesentlich zu gute gekommen ist und dessen dieses auch heute noch, trotzdem die Kunstgewerbeschulen uns zahlreiche vortreffliche Zeichner herangezogen haben, nicht entbehren kann. Wie Hossauer hauptsächlich nach den meist streng hellenisierenden Entwürfen von Schinkel, Stier, Stüler arbeitete, so sind auch die Nachfolger des ausgezeichneten Mannes, Sy & Wagner, in steter Verbindung mit unseren Künstlern geblieben. In den Händen dieser Firma und des altbekannten Vollgoldschen Geschäftes ruht heute im wesentlichen die bessere, ihrem Namen Ehre machende Berliner Goldschmiedekunst.

Wie anders wohl die Werkstatt eines der alten Augsburger Meister ausgesehen haben mag, als die Räume, in denen Sy & Wagner ihren vielseitigen Betrieb untergebracht haben? Dort der Meister selbst, allenfalls von wenigen Gesellen, häufig nahen Verwandten, unterstützt, lange Monate, oft Jahre an einem Prachtstück thätig; hier zahlreiche Arbeiter, die stets bereite Hilfe des Dampfes und der Elektricität, komplizierte Maschinerieen, eine Teilung der Arbeit, die aufs sorgfältigste durchgeführt jedem der Ausübenden stets diejenige Thätigkeit zuweist, welche seinem individuellen Können am meisten entspricht, kurz ein großartiger, im besseren Sinne des Wortes fabrikmäßiger Betrieb, der sich alle neuen Errungenschaften der hochentwickelten Technik dienstbar macht.

Wenige meiner Leser werden einmal selbst in eine der Werkstätten der Goldschmiedekunst hineingeschaut haben, und von diesen Wenigen hat wahrscheinlich wiederum nur ein ganz kleiner Bruchteil ein wirkliches Bild davon erhalten, auf welche Weise eigentlich eins der großen, glänzenden Prunkstücke — ein Tafelaufsatz etwa oder sonst irgend ein Ehrengeschenk — entsteht, welche mannigfachen, höchst verschiedenartigen „Techniken" zusammenwirken müssen, ehe sich aus dem



Humpen. Kaiser Wilhelm II zu seiner Vermählung dargebracht von der Provinz Sachsen.
In Silber ausgeführt von Sy & Wagner, königl. Hofgoldschmiede, Berlin.



Standuhr. Kaiser Wilhelm II zu seiner Vermählung dargebracht von der Provinz Posen.
In Silber ausgeführt von Sy & Wagner, königl. Hofgoldschmiede, Berlin.

Barrensilber, dem Gold, den Emailleflüssen, den funkelnden Juwelen das formvollendete und farbenschöne Kunstwerk aufbaut.

Wir sprechen merkwürdigerweise stets von einer Goldschmiedekunst, während diese sich doch mit der Bearbeitung aller Edelmetalle, in erster Linie aber nicht des Goldes, sondern des Silbers beschäftigt. Daß das Silber (wie auch das Gold) nicht rein und unvermischt zur Verarbeitung gelangt, ist bekannt. In Deutschland wird nach gesetzlicher Vorschrift eine Legierung von 800 Teilen Silber und 200 Teilen Kupfer verwendet und zwar keineswegs nur aus Rücksicht auf größere Wohlfeilheit, sondern vielmehr in erster Linie zur Erhöhung der Härte des Metalls, welches sich im reinen Zustande zu leicht abgreifen würde.

Man kann vielleicht — in einer freilich etwas willkürlichen Einteilung — drei



Dessertbesteck. Hochzeitsgeschenk der Provinz Pommern an Kaiser Wilhelm II.
In Silber ausgeführt von Sy & Wagner, königl. Hofgoldschmiede, Berlin.

Hauptmethoden unterscheiden, in denen das in handlichen Barren in die Werkstatt gelangende Silber zu dem künstlerisch beabsichtigten Zweck umgeformt wird. Entweder es wird getrieben oder es wird gegossen oder endlich es wird im galvanischen Bade aufgelöst zur Annahme der Form des Modells gezwungen.

Die älteste und künstlerisch bedeutendste Technik des Treibens nimmt auch heute noch den breitesten Raum ein. Sie setzt die Umformung des Silberbarrens in Silberbleche voraus, und das erste, was uns bei dem Besuch einer größeren Goldschmiedewerkstatt ins Auge fällt, ist daher das Hammerwerk und das Walzwerk. Wenn beide sich auch an Kraft und Größe nicht mit ihren riesigen Konkurrenten etwa auf den Kruppschen Werken messen können, so zeigen sie doch z. B. bei Sy & Wagner recht ansehnliche Abmessungen. Selbstverständlich hebt die Dampfkraft den schweren Fallhammer, der den rundlichen Barren zuerst breitschlägt, und treibt die Walzenpaare, zwischen denen jener sodann bis auf die erforderliche Blechstärke allmählich auseinandergepreßt wird. Nebenbei bemerkt: von allem Blech, was fabriziert wird, ist mir Silberblech doch das liebste.

Aus derartigem, zurecht geschnittenem, roh zur beabsichtigten Gestalt zusammengebogenem und an den Treffstellen verlötetem Silberblech müssen wir uns z. B. den länglichen unteren und den runden oberen Hauptteil, den Untersatz und das Gefäß, der köstlichen Bowle zunächst geformt denken, welche die Ritterschaft der Provinz Schleswig-Holstein dem Prinzen Heinrich und der Prinzessin Irene als Hochzeitsgeschenk darbrachte. Ursprünglich bestand die Treibarbeit ausschließlich darin, daß das dehnbare, dünne Metall auf einem in der gewünschten Form relief geschnittenen Holzkern aufgehämmert oder daß die hochgeschnittenen „Modeln“ in das Metall eingeschlagen wurden. In dieser Weise, indem also die Blechplatte von der Mitte nach dem Rande zu über einen Kern mit allmählichen Hammerschlägen geklopft wurde, können wir uns etwa den Untersatz der Bowle hergestellt denken. Ehedem wandte man diese Methode auch auf die Hohlgefäße selbst an, und es ist interessant zu wissen, daß eins der Mittel, um ältere Silbergefäße von modernen zu unterscheiden, darauf beruht, daß man nach den Spuren der Hammerschläge auf der Innenseite des Metalls forscht.

In neuerer Zeit ist nämlich an Stelle der ursprünglichen Methode eine bequemere Herstellungsart getreten, welche die Verwendung maschineller Hilfsmittel gestattet: das Treiben hat sich zum Drücken umgemodelt. Auf der Drehbank wird der Kern aus hartem Holz befestigt; der Arbeiter drückt das Blech mittelst eines ganz stumpfen Stahlmeißels fortwährend gegen den sich schnell drehenden Kern und zwingt es somit allmählich die Gestalt jenes Kerns anzunehmen, wobei das „gedrückte“ Stück selbstverständlich anstatt Hammerspuren eine durch die stete Umdrehung des Kerns hervorgerufene leicht streifige Oberfläche erhält. Gedrückt ist also z. B. der Körper der erwähnten Bowle.

Damit ist zwar die rohe Formengebung, aber durchaus nicht die ganze Technik des Treibens gekennzeichnet. Dieselbe hängt vielmehr in ihrer weiteren Ausgestaltung eng mit dem Ciselieren zusammen. Der Arbeiter hat das ihm anvertraute Stück auf einem Ballen elastischen Kitts durch Anschmelzen befestigt vor sich und überträgt, vom Gröberen zum Feineren übergehend, die Einzelheiten des Modells oder der Zeichnung derart auf jenes, daß er mit Hammer und kleinen Stahlstäben, Punzen, die Aus- und Einbuchtungen, die Reifelungen, Perlverzierungen u. s. w. zum Ausdruck bringt. Bei einem größeren Werkstück wendet er dabei wohl zwei- bis dreihundert verschiedene Punzen abwechselnd an.

Höchst selten besteht ein Erzeugnis der Goldschmiedekunst aus einem Stück Metall; von unseren Abbildungen allein die Patenbecher, welche aus einem Blech gedrückt werden. Sonst tritt zu der, meist an sich schon aus mehreren Teilen zusammengesetzten Hauptform stets die weitere Ausschmückung in Gestalt von einzelnen, hier kleineren, dort größeren Stücken hinzu und wird mit ihnen durch Vernietung oder Löten verbunden.

Diese Einzelstücke der Dekoration können nun entweder auch wieder getrieben oder gedrückt sein, oder sie sind gegossen, oder auf galvanoplastischem Wege hergestellt, oder endlich, sie werden gepreßt oder geprägt.

Die Prägung und Pressung kann man vielleicht auch als eine maschinelle Art des Treibens bezeichnen, indem jene mittelst eines Schlages, diese mittelst eines starken Druckes das dort stärkere, hier schwächere Metall zwingt, die Form des in eine Stahlmatrize vertieft eingegrabenen Reliefs anzunehmen. So werden etwa kleine Schilder für die größeren Prunkstücke geprägt. So sind ferner die von uns abgebildeten, reichgeschmückten Tafelbestecke, die seinerzeit dem Prinzen Wilhelm, unserm jetzigen Kaiser, als Hochzeitsgabe dargebracht wurden, aus starkem Silberblech geprägt.

Gegossen wird vor allem meist der figürliche Schmuck. Ich habe schon einmal in diesen Blättern bei einer Schilderung der Gladenbeckschen Erzgießerei die Technik des Gießens ausführlich behandelt (siehe V. Jahrg. 1890/91 Heft 10 [Juni 1891]) und kann mich mit dem Hinweis auf jenen Aufsatz um so mehr begnügen, als die Goldschmiedekunst fast genau in der gleichen Weise ver-



Großer Nautilusbecher im Besitz S. M. des deutschen Kaisers.
Ausgeführt von Sy & Wagner, königl. Hofgoldschmiede, Berlin.

fährt, wie der Bildner in Erz. Im „tiefen Keller“ bei Sy & Wagner hausen die Heinzelmännchen, welche im Formsand die zierlichen Putten, die anmutreichen Göttinnen und die charakteristischen Kriegerfiguren nach den vorhandenen trefflichen Modellen gestalten und das Bächlein geschmolzenen Silbers in den Gußkasten fließen lassen. Eine Eigenart des Silbergusses ist, daß er stets der Nachhandelt. Alle diese Arbeiten dürfen aber keinesfalls nach einer allgemein gültigen Schablone ausgeführt werden, jedes Stück verlangt vielmehr seine besondere, eigenartige Behandlung. Mit Recht hebt Professor Luthmer in seinem vortrefflichen Buch „Gold und Silber“ (Leipzig, Seemann), dem wir in mancher Einzelheit folgen, hervor, daß z. B. die feine Wirkung eines künst-



Bowle. Hochzeitsgeschenk der Ritterschaft der Provinz Schleswig-Holstein an Prinz Heinrich von Preußen. In Silber ausgeführt von Sy & Wagner, königl. Hofgoldschmiede, Berlin.

hilfe des Ciseleurs bedarf, welche der Erzbildner heute nur noch in beschränktem Maße anwendet, wie die Goldschmiedearbeiten denn überhaupt vor ihrer Vollendung eine besonders sorgsame Oberflächenbehandlung bedingen. Da muß zuerst die Gußhaut entfernt werden, dann werden die Metallflächen mit dem Polierstahl geschliffen und unter Umständen noch mit der Glasbürste, deren Borsten aus feinen Glasfäden bestehen, belerisch in Silber ausgeführten Reliefs völlig verloren gehen würde, wollte man seiner Oberfläche eine gleichmäßige Politur geben, die durch eine Übertreibung der Lichter und völlige Auflösung der Schatten die Beurteilung der Form erschwert. Da gilt es hier eine Fläche zu mattieren, dort sie durch einzelne eingravierte Striche zu beleben; hier wird das Fleisch der Figuren durch besondere Strichlagen „hautmatt“ gezeichnet,

dort erhält eine Gefäßwand nach indischem Vorbild jene eigenartige Behandlung mit Hammer und Punzen, welche unter dem Namen „martelé“ bekannt ist.

Für die Oberflächenbehandlung ist weiterhin die Färbung der Metallflächen von großer Bedeutung. Der Goldschmied „siedet“ seine Silberarbeit nach der Vollendung „weiß“, indem er durch kochende Schwefelsäure den Kupferzusatz aus der äußeren Silberschicht fortätzt und für das Ganze somit den schönen Ton reinen Silbers wiedergewinnt; er weiß ebenso dem legierten Gold an der Oberfläche das Aussehen des puren Edelmetalls und anderseits dem Golde durch verschiedene Zusätze grünliche, gelbliche, rötliche Nüancierungen zu geben. Diese verschiedenen Färbungen des Goldes kommen wesentlich auch für die Vergoldung in Betracht, der zur Erzielung einer reichen dekorativen Wirkung auf allen Gebieten der Edelschmiedekunst eine wichtige Rolle zufällt.

Die Vergoldung selbst wird auf verschiedene Weise bewirkt. Man kann das dünngewalzte Goldblech, das dank der Dehnbarkeit des edlen Metalles, bis auf ein neuntausendstel Millimeter Stärke auszuschlagende Blattgold, unmittelbar aufpressen, wie man z. B. Kupfer durch einen Silberüberzug „plattiert“; man kann das im galvanischen Bade aufgelöste Gold auf die zu schmückende Fläche sich niederschlagen lassen, wobei, sobald es sich um die Vergoldung einzelner Ornamente handelt, die übrigen Teile des in das Bad getauchten Stückes mit einem nicht leitenden Überzug versehen werden. Die dauerhafteste Art der Vergoldung ist jedoch die altbewährte sogenannte Feuervergoldung. Bei ihr wird von Gold und Quecksilber eine weiche Masse, Amalgam, gebildet, und dieses mittelst einer Messingbürste auf die vorher blank gebeizte Fläche aufgetragen. Erhitzt man dann das Stück, so verflüchtigt sich das Quecksilber, das Gold aber bleibt, auf der Unterlage anschmelzend, in einer dünnen Schicht zurück. Leider ist die Feuervergoldung wegen der unvermeidlichen Quecksilberdämpfe für die Arbeiter, namentlich bei größeren Gegenständen, sehr gesundheitschädlich, und daher ihre immer weitere Verdrängung durch die galvanische Vergoldung dringend wünschenswert.

Die Galvanoplastik hat sich schnell einen breiten Raum in der Goldschmiedekunst erobert. Im Jahre 1838 bauten Jakobi in Petersburg und Spencer in Liverpool fast gleichzeitig die ersten brauchbaren galvanoplastischen Apparate — heute muß jeder tüchtige Goldschmied auch ein tüchtiger Elektrotechniker sein, um in seiner Werkstatt die Batterieen und Bäder in betriebsfähiger Ordnung zu erhalten. Die Galvanoplastik bietet, ganz abgesehen von ihrer Anwendung bei der Vergoldung oder Versilberung, ein vielfach angewendetes Mittel zur Vervielfältigung größerer Stücke oder einzelner Teile derselben. Der elektrische Strom lagert auf dem mit Graphit leitend gemachten Guttaperchamodell im Niederschlagsgefäß, dem Bade, das Metall mit größter Treue ab und formt gleichsam selbstthätig ein neues Kunstwerk. So sah ich z. B. bei Sy & Wagner die jetzt so beliebten sogenannten Thalerhumpen in getreuester galvanoplastischer Abformung. Beiläufig bemerkt: die Verwendung von Münzen zu Gebrauchs- und Schmuckgegenständen aller Art, zu Pokalen, Tablets, Cigarrenschalen u. s. w., nimmt von Jahr zu Jahr zu. Ich bedauere nur, daß man die Münzen eigentlich recht willkürlich und nicht nach geschichtlichen Rücksichten wählt. So hätte etwa ein Humpen, in dem nur Silbermünzen aus dem Jahre 1870, aber von allen deutschen Staaten, eingefügt wären, für mich einen besonderen Wert.

Ich berührte oben bereits die Gravierung. Dieselbe tritt jedoch nicht nur als eine besondere Art der Oberflächenbehandlung auf, sondern dient auch vielfach zum selbständigen Schmuck. Eine interessante Illustration hierfür liefert die Votivtafel, welche dem Inhaber des Welthauses Rudolf Hertzog zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens seiner Firma von deren Lieferanten dargebracht wurde. Dieselbe zeigt an der Umrandung des Untersatzes eine Reihe gravierter Bildchen aus den Geschäftsräumen, welche zur Charakterisierung des Ganzen in glücklichster Weise beitragen. Das Prunkstück zeichnet sich überhaupt durch die Anwendung der verschiedensten Techniken aus, unter denen uns besonders der reiche Emailschmuck interessiert, in dem die Widmungsplatte und das Porträt des Inhabers hergestellt ist.

Die Email- oder Schmelztechnik ist so vielseitig und kompliziert, daß sie im Rahmen

eines Artikels, wie der unsrige, kaum zu behandeln ist. Ich will mich daher auch auf das Wichtigste und Greifbarste beschränken. Kurz gesagt also beruht die Technik auf dem Überziehen von Metallflächen mit farbigen Glasflüssen, die entweder „opak“ sind, d. h. den Untergrund decken, oder „translucid,“ d. h. durchscheinend sein können, so daß z. B. der Glanz des metallenen Untergrundes mit zur Geltung kommt. Die Glasflüsse werden unter Wasser zu einem feinen Farbstoff verrieben und mit Pinseln oder Spachteln auf das Metall gebracht; dann wandert das Stück in den gasgeheizten, glühenden Muffelofen, in dem die leichtflüssige Glasmasse zum Schmelzen kommt und auf dem etwas angerauhten Metallgrund festhaftet. Selten, ja nie genügt jedoch ein Auftragen der Farbe und ein einmaliges Einschmelzen; beides wird vielmehr häufig wiederholt, bis das erkaltete Arbeitsstück, Email und Metall zusammen, schließlich sorgsam abgeschliffen und poliert werden kann. Daß die Herstellung eines gleichmäßig schönen und dauerhaften Emails unter diesen Umständen äußerst schwierig ist, zumal, wenn es sich, wie bei der Hertzog'schen Widmungstafel, um eine größere Fläche handelt, die im Ofen sich leicht verbiegt, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung.

Man unterscheidet nun zunächst zwischen dem sogenannten Zellenschmelz und dem Grubenschmelz. Während der letztere, bei welcher der Glasfluß in eine Vertiefung des Metalls eingebracht wird (email champlevé), als eine uralte Technik des Abendlandes erscheint, stammt der Zellenschmelz, die Cloisonné-Arbeit, aus Ostasien und ist erst seit dem 11. Jahrhundert über Byzanz uns überkommen; bei ihr werden die Felder zur Aufnahme des Schmelzes durch auf dem Metallgrund aufgelötete Drähte gebildet, und es entsteht so gleichsam eine Art Farbenmosaik, wie wir sie häufig bei den köstlichen Cloisonnés Japans und Chinas bewundern. Keineswegs begnügt sich die fortgeschrittene Technik aber damit, in jede Grube oder jede Einzelzelle nur eine Farbe einzufügen, vielmehr hat sie schon frühzeitig gelernt, die Farben selbst pastos oder auf einem schwachen Reliefgrund aufzutragen und verschiedene Glasflüsse neben- und übereinander anzuwenden, trotzdem dieselben meist einen verschiedenen Hitzegrad im Muffelofen erfordern. Ein schönes Beispiel für die heutige Schmelzkunst bieten übrigens auch die Wappen an der obenerwähnten Bowle, die in durchscheinender Emaille ausgeführt sind, und das farbige Zifferblatt der Standuhr, welche Angehörige der Provinz Posen dem damaligen Prinzen Wilhelm als Hochzeitsgeschenk überreichten.



Münzenhumpen. Reich im Renaissance-Stil getrieben.
In Silber ausgeführt von Sy & Wagner, königl. Hofgoldschmiede, Berlin.



Silberner Aufsatz. Jubiläumsgeschenk für den General der Kavallerie von Heyduck.
Ausgeführt von Sy & Wagner, königl. Hofgoldschmiede, Berlin.

Eine besondere Abart der Schmelzkunst bildet das Niello, bei dem einzelne Gravierungen mit einer schwarzen, aus Silber, Blei und Schwefel gemischten Masse ausgefüllt werden. Die uralte, schon den Ägyptern bekannte Technik wird heute mit besonderem Geschick in Rußland angewendet: irgend eine Tula-Arbeit ist ja gewiß bereits durch die Hände eines jeden Lesers gegangen.

Das Bestreben, die Mannigfaltigkeit, den Reichtum in der Erscheinung ihrer Prunkstücke zu vermehren, mußte die Goldschmiedekunst frühzeitig darauf hinführen, farbenprächtige oder der Form nach seltsame, dabei seltene Naturprodukte zu ihren Werken heranzuziehen. Die Zeit der Renaissance hat diese Freude an der Verbindung des Silbergerätes mit dem schöngeschwungenen Gehäuse einer Muschel, mit dem Stoßzahn des Narwals oder einem Elefantenzahn, mit Korallen und Bernstein geweckt, und in unseren Tagen sind die Techniken, welche sich

mit deren Bearbeitung befassen, wieder auferstanden. Da finden wir die schillernde Nautilusmuschel, das blattdünne Faun- oder Straußenei in reizvollen Arbeiten der Kleinkunst, das Büffelhorn wird mit reichen Beschlägen und kunstvollem Fuß geschmückt, und neuerdings hat man sogar gelernt, allerlei Erzeugnisse der Natur, kleine Tierchen, Käfer und Eidechsen, Gräser und Blumen durch Überpinseln mit einer Graphitlösung leitend zu machen und dann in galvanischem Bade mit einem dünnen Metallüberzug zu versehen, der alle Feinheiten ihrer Gestalt auf das genauste wiedergibt. Was einst die Nürnberger und Augsburger Meister mit unendlicher Mühe erreichten, das Abgießen einzelner, zarter Naturprodukte, ahmt die heutige Technik mit verhältnismäßiger Leichtigkeit nach.

Den schönsten und wertvollsten Schmuck der Goldschmiedearbeiten werden aber stets die Perlen und vor allem die Edelsteine bilden.

Die mattglänzende Perle war besonders in den Tagen der Spätrenaissance und des Barock als originelle Zierart beliebt. Die Kleinkünstler jener Zeit suchten eine besondere Verve darin, irgend eine seltsam geformte Monstreperle in eine Tier- oder Menschenfigur geschickt hineinzupassen, hier die Brust einer Najade, dort den Leib eines bucklichen Zwerges aus ihr zu formen. Heute findet man an derartigen Spielereien wenig Geschmack, und die Perle wird jetzt seltener zur Verzierung von Geräten, desto mehr aber in der Juwelierkunst im engeren Sinne, zum Geschmeide, benutzt.



Armleuchter im Schlüter-Stil reich getrieben. In Silber ausgeführt von Sy & Wagner, königl. Hofgoldschmiede, Berlin.

Unter den Edelsteinen nimmt noch immer der Diamant den ersten Rang ein — der verführerische Stein, der nichts sein soll als ein Stückchen kryſtallisierten Kohlenstoffes und der doch seinesgleichen nicht auf der Erde besitzt. Es hat fast etwas Unheimliches, wenn man in einem großen Geschäft, wie etwa bei Sy & Wagner, die langen Reihen der funkelnden und blitzenden Diamanten sieht und sich vergegenwärtigt, welche Summen auf diese Steine verwendet werden — wie viel Scheinglück und wie viel Unheil sie hervorrufen. Und der Laie steht ihnen so gänzlich unwissend gegenüber. Man zeigte mir zwei Steine: beide gleich groß, gleich geschliffen und jeder für sich betrachtet, von tadelloser Schönheit — hielt man sie jedoch nebeneinander, so wurde es sofort klar, warum der eine sich knapp auf den halben Preis des anderen bewertete. Dieser funkelte und blitzte in strahlender Weise, jener zeigte einen leisen Stich ins Gelbe. Der eine stammte aus Brasilien, der andere vom Kap der guten Hoffnung.

Der Goldschmied und Juwelier besitzt in der Art des Schliffs, der Fassung und der Unterlage zahlreiche Mittel, die dekorative Wirkung der Edelsteine zu steigern.

Auf den Schliff oder Schnitt hier einzugehen, verbietet der Raum. Es mag nur kurz erwähnt sein, daß man zwischen dem Brillantschnitt, welcher dem Stein die Gestalt zweier mit ihrer Grundfläche zusammengefügter, vierseitiger, abgestumpfter Pyramiden gibt und der im allgemeinen die günstigste Entwickelung des Glanzes gewährleistet, zwischen



Gedenktafel für Herrn Rudolph Hertzog.
In Silber ausgeführt von Sy & Wagner, königl. Hofgoldschmiede, Berlin.

der Rosette, dem Tafelstein, dem Treppenschnitt und dem halbkugelförmigen Cabochon unterscheidet.

Die Fassung richtet sich wesentlich nach dem Schliff. Tadellose Steine im Brillantschliff werden à jour d. h. so gefaßt, daß das Licht durch sie hindurchfallen kann, daß sie nur auf einem kleinen Reifen ruhen, der mit einzelnen Krallen den Stein festhält. Anders liegt es mit der „Aufbringung" flachgeschnittener oder fehlerhafter Juwelen. Hier umspannt ein unten geschlossener Kasten



Thee- und Kaffeeservice, im Rokoko-Stil getrieben.
In Silber ausgeführt von Sy & Wagner, königl. Hofgoldschmiede, Berlin.

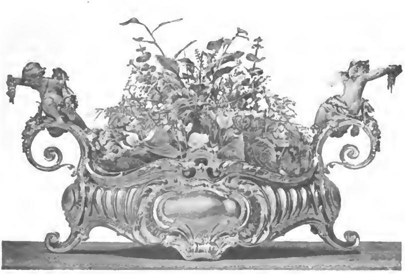
den Stein, und es wird dadurch möglich, dem Glanz desselben durch eine Unterlage — sei es durch eine gefärbte, eine schwarze oder eine glänzende Folie — aufzuhelfen.

Auf unseren Abbildungen kann der Natur der Sache nach die dekorative Ausschmückung der Prunkstücke mit Edelsteinen und Halbedelsteinen nicht klar hervortreten. Das Wort muß hier der Zeichnung zu Hilfe kommen. Da finden wir denn z. B. die Hertzogsche Votivtafel von einem prächtigen Stern à jour gefaßter Brillanten überkrönt, die Standuhr, welche dem Prinzen Wilhelm dargebracht wurde, im Kern aus algierischem Onyx gearbeitet, an der Oberfläche mit Topasen und Amethysten geschmückt. An anderen Stücken haben Korunde, jene besten Rubinen, welche dem Diamanten heute an

Wert fast gleichstehen, ja ihm in besonders ausgesuchten Exemplaren bisweilen überlegen sind, dann aber die lange Reihe der schönen Halbedelsteine: violette Amethyste, tiefrote Almandine, weiße Calcedone, grünblaue Aquamarine und gelbschimmernde Chrysolithe Verwendung gefunden. Besonders reich verziert mit Edelsteinen erscheint schließlich auch der nach einem Entwurf von H. Zacharias ausgeführte, im Besitz unsers Kaisers befindliche Humpen, aus dessen herrlichem Schmuck ich noch den breiten, einen altdeutschen Hochzeitszug darstellenden Fries erwähnen möchte, den Professor von Heyden für dieses wundervolle Stück gezeichnet hat.

Sind die besonders hervorgehobenen Gegenstände auch im wesentlichen Prunkstücke und Ehrengeschenke, bei denen die Rücksicht auf den praktischen Gebrauch erst in zweiter Linie kommt, so haben die künstlerischen und technischen Gesichtspunkte, welche bei ihrer Anfertigung maßgebend waren, doch auch auf die bei Sy & Wagner gefertigten Gebrauchsgeräte vorteilhaft zurückgewirkt.

Es handelt sich freilich auch bei den letzteren nicht um Massenware, sondern stets um im einzelnen von Künstlerhand entworfene und künstlerisch durchgeführte Stücke. Das von uns abgebildete reizvolle Theeservice z. B. gibt in seinen schön geschwungenen Linien einen Beweis dafür, wie befruchtend die Entwickelung unsers Kunstgewerbes auch in dieser Hinsicht bisher gewesen ist. Bisher gewesen ist! Es gibt keinen Stillstand, auch im Kunstgewerbe nicht! Wir haben in den letzten beiden Jahrzehnten gelernt, das Gute und Schöne aus den Stilarten früherer Perioden zu nehmen, wo wir es fanden: wir sind auch in der Goldschmiedekunst von der Wiederaufnahme edler Renaissancemuster zum Barock gelangt und gefallen uns heute bereits nicht selten im graziösen Rokoko — es wäre doch gefährlich, wenn wir diese Wandelungen fortsetzen und in nicht allzuferner Zeit beim nüchternsten, glattesten Zopfstil ankommen sollten. Es fehlt leider nicht an einzelnen Erscheinungen, welche dafür sprechen, daß gerade der Geschmack des kaufenden Publikums diesem Ziele zustrebt.



Jardinière. Im Schlüter-Stil reich getrieben.
In Silber ausgeführt von Sy & Wagner, königl. Hofgoldschmiede, Berlin.



Hans Hoffmann.
Für die Monatshefte gezeichnet von Ismael Gentz.

Eine Selbstbiographie in lyrischen Gedichten.

(Vom Lebenswege. Gedichte von Hans Hoffmann. Leipzig, A. G. Liebeskind.)

(Abdruck verboten.)

Hier ist Rhodos, tanze, du Wicht,
Und der Gelegenheit mach' ihr Gedicht.

Diese Forderung unseres alten Goethe erfüllt das schöne Buch, welches uns hier beschäftigen soll, auf jeder Seite. Viele seiner köstlichsten Poesieen sind Gelegenheitsgedichte im engsten Sinne. Mit einem übersendet der Dichter ein Vielliebchengeschenk an das junge Fräulein, welches später seine Gattin werden sollte; andere feiern die Geburtstage seines Vaters und seiner verstorbenen Großmutter; Widmungen, Kranzlieder und Glückwünsche, Briefe an abwesende Freunde und an seine Braut, Trinklieder, welche offenbar einem ganz bestimmten Fest ihre Entstehung verdanken, bilden einen ansehnlichen Teil der Sammlung. Doch auch alles Übrige ist ganz ausschließlich Gelegenheitsgedicht im Goetheschen Sinne, d. h. aus persönlichen Erlebnissen erwachsen. In der schönen Widmung an seine Mutter, die einen großen und segensreichen Einfluß auf den Sohn ausgeübt zu haben scheint, schildert der Dichter selbst seinen Charakter folgendermaßen:

Verwundert magst du manches schauen,
Was selbst den Mutterblicken neu.
Ich mocht' es keinem noch vertrauen:
Mein Herz war voll, mein Mund war scheu.
Mir ward, du weißt es, nicht gegeben,
Daß leicht sich das Gefühl ergießt,
Sich einer andern Brust erschließt
In freudevollem Wechselleben.
Oft ließ ich Tage trüb' sich dehnen,
Eh' uns ein hastig Wort vereint:
Indessen du die bangen Thränen
Um mich, dein trotzig Kind, geweint.

Ganz ähnlich schreibt er in einem seiner Sonette:

Warum ward so die Lippe mir verschlossen,
Dumpf ungewandt in Worten, freundlich linden?
Das rechte Wort zur rechten Stunde finden,
Ich lernt' es nie; kalt schien ich und verdrossen.

Die höchste Freude hab' ich nie genossen,
Wenn süß entschleiert Herzen sich verbinden:
Die Seele bebt wie nackt vor rauhen Winden,
Und hätte doch wie gern sich aufgeschlossen!

Doch wenn er sich den Menschen gegenüber abschloß und es schmerzlich empfand, sein Inneres nicht frei und unbefangen ergießen zu können, so befriedigte er sein Bedürfnis nach Mitteilung in Gedichten, die, zunächst für kein fremdes Auge bestimmt, heiß und unmittelbar seinem Herzen entströmten. Seit den frühesten Jünglingsjahren prägte er jede Erfahrung seines Lebens in Versen aus, so daß es genügte, sie in der Folge ihrer Entstehung aneinander zu reihen, um ein Gesamtbild zu schaffen, das einer Selbstbiographie völlig gleichkommt. Daher ist nicht nur jedes einzelne Stück ein Kunstwerk für sich, sondern alle zusammen lesen sich nacheinander spannend, wie ein Roman, und rufen in uns das innigste Interesse für denjenigen wach, der diese Fülle echtester Poesie nicht gemacht, sondern erlebt hat.

Freilich sind seine Erlebnisse größtenteils innere; an äußeren Wechselfällen scheint die Geschichte des Dichters nicht eben reich gewesen zu sein. Was er schildert, ist daher meist allgemeines Menschenlos; doch eben darum ergreift es uns um so tiefer, weil wir alle fast dasselbe durchgemacht haben und seine Freuden und Schmerzen aus eigner Erfahrung nachfühlen können. Nur eines ist ihm ganz eigentümlich: der heiße, unüberwindliche Drang nach Schönheit, der ihn oft auf Irrwege führt und lange tief unglücklich macht, bis er erst sehr spät erkennt, daß in der Befriedigung desselben sein eigentlicher Lebensberuf liegt.

Für diese Menschen ist die Schönheit Schein,
Für mich des Lebens Inhalt, Zweck und Wesen.

Dies ist das Leitmotiv, welches die ganze Sammlung von Anfang bis zu Ende durchtönt.

In den frühesten Gedichten kommt es freilich noch nicht klar zum Ausdruck. Sie schildern eine halb kindliche Jugendliebe, die durch den Tod jählings zerrissen wird. Und am Sarge der Geliebten hat der Dichter noch einen zweiten Verlust zu beweinen, der leider wenigen unserer Gebildeten erspart bleibt: er kann nicht mehr beten, nicht mehr an das Wiedersehen in einem besseren Jenseits glauben.

Als man mir sagen lassen,
Daß sie gestorben sei,
Mein Herz konnt' es nicht fassen,
Daß alles nun vorbei.
Als ich hinzugetreten,
Das Herz zum Brechen schwer,

Mir war, als müßt' ich beten,
Und kann es doch nicht mehr.
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Das klang von Auferstehen,
Von Leben nach dem Tod,
Von süßem Wiedersehen
Und ew'gem Morgenrot:
Einst steht ein Himmel offen,
Es winkt der Sel'gen Heer —
Mir war, als müßt' ich hoffen,
Und kann es doch nicht mehr.

So tönt der traurige Endreim tief ergreifend durch das ganze Lied hindurch. Der Dichter meint mit seiner ersten Liebe auch seine Jugend zu Grabe zu tragen, liefert aber sehr bald den Gegenbeweis. Denn nachdem der Schmerz sich in milde Wehmut aufgelöst hat und endlich ganz überwunden ist, gibt er sich einer Schwärmerei hin, welche durch ihre Kindlichkeit fast ein Lächeln hervorrufen könnte, wenn sie ihm selbst nicht so tief zu Herzen ginge. Sie gilt einem Mädchen, mit dem er nie ein Wort gewechselt hat. Im Treiben des römischen Karnevals hat er sie auf einem Balkon erblickt, ist täglich unter ihrem Sitze wieder und wieder vorbeigezogen und hat ihr Blumen und Confetti zugeworfen. Mehr ist zwischen ihnen nicht vorgefallen; doch als sie ihm mit dem Schlusse der tollen Faschingszeit entschwindet, begräbt er seine Jugend ganz ernsthaft zum zweitenmal, um am Ende des Buches, wo er wirklich gealtert ist, sich jünger zu fühlen, als je vorher.

Und mir im Busen springet
Ein Jubelquell empor;
Die ganze Seele singet,
Ein toller Lerchenchor.
Wie einst in Kindertagen
Mein Herz so jung und rein!
Verwundert muß ich fragen:
Soll das mein Winter sein?

Nun, ähnliches haben wir auch durchlebt! Ist es doch eine wohlbekannte Erfahrung, daß der Jüngling sich darin gefällt, ganz erstaunlich alt zu scheinen, Mann und Greis sich desto fester an die Jugend klammern. Höchst individuell dagegen ist die Nachhaltigkeit des Schmerzes, welchen unserem Dichter das Schwinden seines Kinderglaubens bereitet. Immer wieder, bald klar ausgesprochen, bald nur leise ausklingend, tönt die Klage darüber aus seinen Werken hervor, bis sie erst ganz am Schlusse in dem vollen Glücke seines Hauses und seines Berufes verschwindet.

Im übrigen sind die beiden Cyklen, welche der „jungen Liebe“ folgen — „Italien“ und „Capri“ —, von toller Lustigkeit beherrscht. Diesen Lebensabschnitt könnte man Hoffmanns Studentenzeit nennen, obgleich sie dem Abschluß seines Studiums erst zu folgen scheint. Wir hören viel von Zechgelagen und flüchtigen Liebeleien, aber zugleich auch von einer tiefernsten Wandlung, welche im Innern des Dichters vor sich geht. Er bringt die Jahre kräftigster Entwickelung in Italien zu, und in der leuchtenden Natur dieses Landes, vor den Werken Michelangelos und Tizians, denen er herrliche Gedichte widmet, geht ihm die Idee der Schönheit, welche sein ganzes späteres Leben beherrschen soll, zum erstenmal in voller Klarheit auf.

Was Schönheit heißt, noch hatt' ich's nie empfunden;
Erst hier bestürmt mich mächt'ge Offenbarung,
Und neue Geister fühl' ich hold entbunden.

Das Auge trinkt sich himmlisch reine Nahrung;
Hier wird das Bild zu glühendem Erleben
Und stilles Schau'n zur eigensten Erfahrung.

Noch begeistert ihn die Schönheit nur zu freudigem Genießen; denn seine Dichtungen betrachtet er nicht als ernste Beschäftigung, sondern als Spielerei oder vielmehr als Herzensbedürfnis, dessen Befriedigung einzig für ihn selbst Wert habe. Erwartet ihn doch in der Heimat die Lehrthätigkeit, welche er für seinen eigentlichen Beruf hält. Und doch beschleicht ihn eine leise Bangigkeit, wenn er vor den Götterbildern des Vatikan, welche ihn selbst mit tiefster Andacht erfüllen, die Herren Archäologen so trocken dozieren hört.

Jetzt aber so hören wir schmunzelnd zu —
Da hängen wir plötzlich die Ohren:
Ach Gott, wir werden alle noch mal
So grausliche Professoren!

Er wird die Empfindung nicht los, daß jenes Schwelgen in Schönheit sein ganzes Sein erfülle und daß nach dem Scheiden von dem Wunderlande des Südens die Erinnerung sein einziges Glück sein werde.

Und sinket der Sonne heißgoldige Glut,
Und bleichen die Nebel im Norden,
So bleibt mir ein hohes, ein köstliches Gut:
Mir ward, was wen'gen geworden,
Ein tiefes, ein herrlich empfundenes Glück.
Und im Becher bleibet der Duft zurück,
Und abendsonnige Strahlen
Des Glücks in der Seele sich malen.

Seine Befürchtungen scheinen in traurigster Weise Wahrheit zu werden. Er wird als Gymnasiallehrer in ein ödes hinterpommersches Nest verschlagen, wo „Hochzeit, Begräbnis, Jahrmarkt, Schützenfeste“ die einzige Abwechselung im Einerlei des kleinstädtischen Lebens bieten. Statt der Pracht italienischer Landschaften sieht er

nur nüchterne Felder,
Immer die glatte Chaussee, immer den kotigen Weg.

Sein Herz dürstet „nach Licht und Schönheit“ und ergießt sich in bittern Klagen über das verlorene Glück. Was aber das Allerschlimmste ist, er lernt immer deutlicher empfinden, daß er für den erwählten Beruf nicht taugt. In einem seiner Romane (Ivan der Schreckliche und sein Hund S. 30) hat Hoffmann ausführlich dargelegt, was er für das Erfordernis eines guten Lehrers hält: „Ein tüchtiger Pädagoge muß etwas vom Despoten in sich tragen; er muß vor allem ein überzeugtes Selbstbewußtsein besitzen, ja, er muß ein Stück Zelot sein, den es gewaltsam drängt, sein eigenes Wollen und Wissen auf die Welt um sich her überzupflanzen, es ihr auch wider ihren Willen aufzuzwingen. Eroberer, Bekehrer und Erzieher werden im Grund aus demselben Holz geschnitzt: in ihnen allen herrscht der treibende Wille, die Außenwelt nach sich selbst zu gestalten und damit sich unterzuordnen. „Seid wie ich!“ rufen sie den Menschen zu, „denn ich bin stärker und klüger als ihr!“ Und wenn die Menschen und Schüler sich sträuben, so beweisen sie es ihnen mit dem Schwert, dem Scheiterhaufen und dem Rohrstock. Solche Naturen stehen aber im geradesten Gegensatz zum Künstler. Dieser sagt zu den Erscheinungen der Welt: „Ich will mich euch hingeben, ihr sollt auf mich wirken und mich leise umgestalten, ich will mich in euch verwandeln und mein bescheidenes Selbst zu eurem Selbst erweitern. Ich bin nichts durch mich, sondern alles durch euch, durch die Bereicherung, die ihr mir gebt, indem ich euch mit großen Augen ansehe, euch verstehe, mich an euch entzücke, eins werde mit euch, und zuletzt das unendliche Empfangene in stillem Bilden zu einem geringen Teil ruhig wieder von mir ausstrahle. Ich liebe euch, wie ihr seid und weil ihr seid, nicht weil ihr so oder so seid und ich euch vielleicht noch besser machen kann; ich kenne nichts Gutes und nichts Böses, sondern ich sehe die fertige Welt mit Freuden und sage in meinem Herzen: „Siehe, es ist alles gut.“ — So war meine Natur, und so war ich ein schlechter Pädagoge. Es lag nicht in mir, auf Welt und Menschen eingreifend, umgestaltend, beherrschend zu wirken, auch nicht auf die kleine Welt der Schüler.“ Dieser Gegensatz des Lehrers und Künstlers kommt in den Gedichten noch nicht zu so scharfer Ausprägung, weil Hoffmann zu der Zeit, wo er sie verfaßte, eben noch nicht wußte, daß er ein Künstler war. Doch schon hier tritt der Widerwille gegen die Dressur hervor, welche er an den armen Jungen üben soll, schon hier das unklare Bewußtsein, daß er nicht an seinem Platze sei. Anfangs versucht er, seine falsche Stellung mit Humor aufzufassen.

Mir ist seit aller dieser Zeit,
Als trüg' ich am Leibe ein fremdes Kleid:
Den Rock eines stelzlichen alten Herrn,
Drauf (vierter Klasse) ein Ordensstern,
Die Hosen in seltsam klassischen Falten,
Als wollten die Beine schon Reden halten.
Das steht mir gewiß recht stolz zu Gesicht;
Leider nur, passen will es mir nicht.

Doch auf die Dauer will diese Stimmung ruhigen Selbstverspottens nicht anhalten, und mit grimmiger Gewalt überkommt ihn die vernichtende Erkenntnis, daß er seinen Beruf verfehlt habe. „Es gibt in der Welt für einen Mann keine so entblätternde, so entsittlichende Not als das Bewußtsein, seinem Berufe nicht zu genügen,“ so schreibt er an einer anderen Stelle des schon angeführten Romans. Wie die Gedichte zeigen, hat er diese „Entsittlichung“ an sich selbst erfahren. Zuerst sucht er Trost in einer kahlen Resignation und freut sich „im sichern Hafen des Philistertumes“ eingelaufen zu sein. Aber nicht lange läßt ihn sein jugendlich schäumendes Blut in dieser künstlichen Ruhe verharren. Der alte, heiße Schönheitsdrang regt sich von neuem und fordert stürmisch seine Befriedigung.

Ertrag' ich's noch? Ertrag' ich's nicht?
Dies Leben dumpf und sonnenlos?
Ich starr' in kellergraues Licht,
Ein halbbeseelter Erdenkloß.

Ich zahlte gern mit langer Qual
Für eine goldne Lebensspur,
Für einen vollen Sonnenstrahl,
Für einen Hauch von Schönheit nur.

Von diesem wilden Lebensdurste getrieben, stürzt er sich bewußt und gewaltsam in die Leidenschaft zu einem Mädchen, das weiter nichts ist als „schön." Kurze Zeit meint er in ihr sein Glück gefunden zu haben, doch immer wieder regt sich die Empfindung, daß es nicht dauern könne, und endlich wird er sich klar darüber, wie unvermögend sie ist, sein Wesen zu begreifen.

Du aber wandelst kühl gelassen
Auf eignen engen Pfaden hin;
Was anders ist, kannst du nicht fassen,
Da ich dach ganz ein andrer bin.
Dir scheinet fremd mein freies Schweifen
Und fremder nach die stille Pflicht;
Nur wen man liebt, lernt man begreifen:
Du aber hast der Liebe nicht.

Das Verhältnis findet denjenigen Abschluß, welchen jeder Freund des Dichters ihm nur wünschen kann. Das Mädchen läßt ihn im Stich und heiratet einen Mann, der ihr eine Stellung zu bieten vermag. Der Verlassene ist sich ganz klar darüber, daß dies vollkommen in der Ordnung ist und daß er an der treulosen Geliebten nichts verloren hat; aber diesen Vernunftgründen zum Trotz wühlt und nagt der Schmerz in ihm und schreit nach Betäubung.

Geh' nnr, geh' in andre Arme!
Geh' nur, leicht vergess' ich dich.
Freuden gibt das valle, warme
Leben nach genug für mich.

Schäume, valles Leben, schänme,
Daß die letzte Spur entweicht,
Daß in unbewachte Träume
Sich kein falscher Seufzer schleicht.

Daß nicht unbewachte Träume
Mich beschleichen, sarge du.
Schäume, volles Leben, schäume!
Nur im Taumel ist die Ruh'.

Doch in dem Taumel wüster Gelage, dem er sich jetzt hingibt, findet er die gesuchte Ruhe nicht. Ihn überkommt ein Ekel an seinem ganzen bisherigen Dasein, und geistig ermattet, körperlich krank versinkt er in bittere Reue. Aber nirgend tritt der hohe sittliche Ernst des Dichters größer hervor, als unter diesen Irrungen und Qualen. Sonst ist es Mode, daß wer selbst nichts taugt, deshalb auf die böse Welt zu schimpfen beginnt. Von diesem sogenannten „Weltschmerz" aber, welcher in der Litteratur aller Völker eine so traurige Rolle gespielt hat und noch spielt, findet sich in den Gedichten Hoffmanns nicht die leiseste Spur. Nur sich selbst klagt er an, weil er über der Lebensfreude den Lebensernst vergessen habe. Seine Stellung nicht würdig auszufüllen, empfindet er nicht als Unglück, sondern als Schuld, und beweint es schmerzlich, daß, wie er meint, im unthätigen Genuß der Schönheit Pflichtgefühl und Arbeitskraft ihm erstorben seien.

Lust, Lieb' und Schönheit machen nach das Leben nicht,
Und keiner lacht hinweg das strenge Wart der Pflicht.
Ich habe gelacht und ich hab' es versänmt,
Ich habe gelacht und geliebt und geträumt.
„Am vielen Lachen erkennt man den Narr'n."
Des Wahrheit wallt' ich erharren.
Ich habe sa lang und sa viel gelacht,
Bis ich gewarden zum Narren.

Eine Krankheit, deren tiefster Grund mit so unerbittlicher Wahrheitsliebe erkannt wird, trägt ihre Heilung in sich selbst. Diese muß notwendig eintreten, sobald der Dichter seinen wirklichen Beruf verstehen lernt und in ihm die verdiente Befriedigung findet. In seinem tiefen Jammer sucht er Trost „im geliebten Süden," und wie einst Italien das Schönheitsgefühl in ihm geweckt hatte, so bringt eine Reise nach Athen die neue glückliche Wandelung hervor. Unter den Ruinen der Akropolis, im Anschaun des Schönsten, was Menschenhand geschaffen, geht ihm die Erkenntnis auf, daß er auch im Schauen und Genießen eine Pflicht zu erfüllen vermöge. Denn seine Lust ist nicht selbstisch und vergänglich, sondern er kann, auch andern zur Freude, das Schöne „wiederstrahlen wie das Meer des Himmels Blau" und glücklichen Augenblicken in seinen Schriften Ewigkeit verleihen.

Dir aber, wie durchschauert demutvall du stehst,
Wird schan das Schauen, das Genießen tiefe Macht.
Dann geh' und wirke; kämpfe; sei im Kleinen treu;
Van tausend Keimen einer ist dir anvertraut.
Dir wird ein Baum nicht wachsen, mächtig, wipfelbreit,
In dessen Schatten Völker ruh'n van Arbeitsnat:
Kein Tempel wird sich heben unter deiner Hand:
Dach wirst du Zierrat meißeln und ein Bildchen wahl,
Das still sich füg' in eines Ganzen ein'gen Bau.
Thu' dies dein Werk mit Freuden: sing' ein leichtes Lied,
Dach sing' es schön, daß Laut um Laut vallkommen sei.
Ans Licht getrast gib Kleines: aber Halbes nie!
Sa bau'st du mit am Tempel, der die Völker eint.

Dies Gelübde hatte er treu gehalten, noch ehe es abgelegt war; denn schon aus den

Gedichten seiner frühesten Jugendzeit spricht das ernsteste Ringen nach Vollendung, der Abscheu vor allem Halben und Unfertigen. Auch in dem flüchtigsten Gelegenheitsgedicht, in dem heimlichen Herzenserguß, der anfangs gewiß nur für ihn selbst bestimmt war, zeigt er das zwingende innere Bedürfnis nach untadeliger Reinheit der Form und Schönheit des Ausdrucks.

Mit der bedeutungsvollen Mondscheinnacht auf der Akropolis ist Hoffmanns Entwickelung zum Dichter abgeschlossen; als Dichter hat er sich noch glänzend weiter entwickelt. Denn je mehr wir in der Sammlung vorschreiten, desto tiefer, lebensvoller und formvollendeter werden seine Werke. Doch ihr Inhalt ist jetzt wieder allgemeines Menschenlos. Z. B. ist es ihm nach seiner Verlobung genau so ergangen, wie uns und allen unseren lieben Freunden.

Ein herrlich Geheimnis sollte es sein;
Wir hatten's gehütet so streng und so fein.
Wie sehr wir uns liebten, wie selig wir waren,
Wer konnt' es erraten, wer konnt' es erfahren?
Wie wir uns in lust'gen Gedanken gefielen,
Mit aller Welt so Verstecken zu spielen!
Und als wir es endlich bekannten mit Lust,
Da hatten es alle schon, alle gewußt.

Erwiderte Liebe und Heirat, Kindersegen und friedliche Häuslichkeit, deren Glück nur hin und wieder durch die leidigen Mühen um das „liebe, blanke, materielle Gold" ein klein wenig getrübt wird, das sind Dinge, die sich nicht erzählen lassen. Aber besingen lassen sie sich sehr schön, und es ist nur zu verwundern, daß Hoffmann meines Wissens der erste Dichter ist, der dem Reize des Familienlebens und selbst den kleinen Geldsorgen ihre poetische Seite abgewonnen hat.

Mitten im Leben stehend, sind gerade die Gedichte dieser letzten Zeit von einem köstlichen Realismus erfüllt, der doch niemals prosaisch oder gar gemein wird. Ein Beispiel, das wir wählen, weil es eins der kürzesten, nicht weil es eins der schönsten ist, möge dies veranschaulichen.

Stolz auf dir selber sollst du steh'n,
Nicht auf der Leute Mäuler seh'n,
Auch nicht nach Fürsten und Herren fragen,
Dein eigen Gesetz im Busen tragen.

Da zieht mir ein Hausknecht ein schief Gesicht;
Mein schönes Trinkgeld genügt ihm nicht.
Ich stehe beschämt in meiner Blöße —
Gott segne meine Charaktergröße!

Dies ist ein kleines Erlebnis, wie jeder von uns es gleichfalls durchgemacht hat. Und so finden wir uns fast auf jeder Seite persönlich getroffen, obgleich der Dichter nur von sich selber erzählt.

Wir haben die Biographie Hoffmanns wiedergegeben, wie er selbst sie in diesem Buche darstellt. Allerdings ist die Frage wohl erlaubt, ob man dessen Inhalt durchweg für bare Münze nehmen darf. Der Dichter könnte sich ja eine ganz beliebige Lebensgeschichte erfunden haben, wie man einen Roman komponiert; die Berechtigung dazu wird ihm niemand bestreiten. Eine solche Möglichkeit wage ich nicht ganz abzuweisen, doch erscheint sie mir aus mehr als einem Grunde nicht wahrscheinlich.

Wer die Novellen und Romane Hoffmanns kennt, dem wird es auffallen, daß viele ihrer Motive sich in den Gedichten teils angedeutet, teils auch ziemlich breit ausgeführt wiederfinden. In „Himmelfahrt" schildert er einen sehr ideal gesinnten Studenten, der im Eisenbahnwagen mit einem hübschen Mädchen zusammentrifft und, obgleich er kaum ein Wort an sie zu richten wagt, doch alsbald in ihr die Hoffnung seiner Zukunft zu erblicken meint. Ganz dieselbe Situation zeigt uns das dritte Gedicht der Sammlung, nur daß ihr Schauplatz hier ein Schiff ist. In Capri hat Hoffmann, wenn wir seinen Liedern trauen dürfen, ein flüchtiges und nicht sehr tief gehendes Verhältnis zu einem einheimischen Mädchen gehabt: die verlassene Geliebte auf der stillen Insel kehrt in zweien seiner Erzählungen wieder, von denen freilich „Zwischen den Schären" in Norwegen, „Die Weinprobe" auf Korfu spielt. Den Jammer des verfehlten Berufes hat unser Dichter oft und in der verschiedensten Weise geschildert, in „Ruhm," das den Lesern dieser Hefte wohlbekannt ist, „Erfüllter Beruf", „Ivan der Schreckliche und sein Hund"; auch „der Hexenprediger" gehört in diesen Gedankenkreis, und in „Munks Madonna" klingt dasselbe Motiv wenigstens in den Nebenpersonen an. In „Der eiserne Rittmeister" droht Arbeitskraft und -lust des Helden in einem tollen Genußleben unterzugehen, aus dem ihn erst eine schwere Prüfung errettet. In „Die Reise nach Athen" sehnt sich ein Lehrer, in freudloser Pflichterfüllung verkümmernd, sein Leben

lang, die Stätten hellenischer Größe mit Augen zu sehen, ohne dies Ziel je erreichen zu können. Der heiße unbefriedigte Schönheitsdrang, welcher als Unglück oder gar als Schuld empfunden wird, ist sowohl hier als auch in „Der blinde Mönch" das Thema. Auch die Schauplätze, auf denen Hoffmann seine Novellen mit besonderer Vorliebe spielen läßt, Norwegen, Capri, Korfu, Stolp in Hinterpommern, die ostpreußische Dünenlandschaft, treten in den Gedichten bedeutungsvoll hervor. Diese Übereinstimmungen — und sie sind mit den angeführten Beispielen keineswegs erschöpft — können nicht absichtlich sein. Sie lassen kaum eine andere Erklärung zu, als daß der Dichter aus seinen eignen Schicksalen, wie sie diese Sammlung darstellt, sehr oft auch den Stoff zu seinen erzählenden Dichtungen entnommen hat.

Noch wichtiger für die Entscheidung der Frage, ob die Gedichte wirklich Erlebtes oder nur Erdachtes enthalten, scheint mir eine Beobachtung, die sich wohl jedem bei ihrer Lektüre aufdrängen wird. Zwischen Stil und Technik derjenigen Stücke, welche Hoffmann einerseits seiner Jugendzeit, andererseits seinem reifen Mannesalter zuschreibt, tritt ein sehr bemerkbarer Unterschied hervor, aber nicht so, daß sich eine scharfe Grenze ziehen ließe; vielmehr leiten ganz unmerkliche Übergänge von der einen Stilart zu der anderen hin. Während er gegen das Ende des Buches immer selbstständiger und eigentümlicher wird, tritt am Anfang die Einwirkung seiner Vorbilder, Goethe, Heine, Scheffel, Béranger, deutlicher hervor, obgleich sie auch hier seine starke Individualität nicht zu unterdrücken vermag. Es macht sich eine Neigung zu künstlichen Versmaßen bemerkbar, nicht selten verbunden mit einer gewissen Überschwänglichkeit in Gefühlen und Ausdruck, wie sie dem Jünglingsalter eigen zu sein pflegt. Nach und nach verschwinden dann die alkäischen Strophen, Sonette, Terzinen und Madrigale, und machen den schlichtesten Formen Platz, namentlich dem Knittelverse, welcher in den ersten Abschnitten gar nicht vertreten war, in den letzten durchaus vorherrscht. Zugleich wird die Sprache einfacher, flüssiger und realistischer, vielleicht auch etwas breiter. Eine solche Wandlung läßt sich nicht künstlich nachahmen. Sie beweist vielmehr mit zweifelloser Sicherheit, daß lange Jahre dichterischer Entwickelung zwischen den Anfangs- und Schlußteilen liegen, und daß die Gedichte wenigstens in der Hauptsache, wie sie vorgeben, nach der Zeit ihrer Entstehung angeordnet sind. Waren sie aber nicht alle gleich nacheinander oder doch im Verlaufe weniger Jahre für einen Roman gemacht, so ließen sie sich auch schwerlich zu einem Roman vereinigen.

Hoffmanns künstlerische Physiognomie erinnert trotz großer Verschiedenheiten in vielen Beziehungen an Friedrich Rückert. Verschlossen und wortkarg gegen die Menschen, finden sie beide ihre Freunde in den stummen Papierbogen, denen sie ihre tiefsten Herzensgeheimnisse anvertrauen. Und wie dieser am Sterbebette seiner Kinder thränenden Auges Gaselen schmiedete und malaiische Reimverschlingungen nachahmte, so strömt auch unser Poet gerade in seiner stürmischen Jugendzeit die heißesten und unmittelbarsten Gefühlsergüsse oft in den schwierigsten Formen aus. Ein paar tief empfundene Liebesgedichte sind Madrigale, ein flottes Trinklied gar Glosse; die Lieblingsformen seiner Frühzeit sind das Sonett und die Refrainstrophe Bérangers, welche der poetischen Technik bekanntlich eine der heikelsten Aufgaben stellt. Aber während man bei Rückert trotz seiner erstaunlichen Reimgewandtheit doch an der Härte des Klanges und dem Zwange der Konstruktion mitunter merkt, daß er „leimen" muß, fließen Hoffmann die Verse so leicht, als könne er gar nicht anders reden. Kein unreiner Reim, kein störendes Flickwort in der ganzen großen Sammlung! Er ist ein Meister des poetischen Stils, wie wir zur Zeit kaum einen zweiten besitzen. Wo er sich in antiken Maßen bewegt, schreitet er ernst und groß einher, reich an Beiworten und prächtigen Gleichnissen; in den Knittelversen und kleinen Liedern ist er schlicht und einfach, fast als schriebe er Prosa. Für jede Stimmung von der tiefsten Verzweiflung bis zum ruhigen Humor weiß er Ton und Versmaß so zu wählen, daß man meint, die Dinge ließen sich in gar keiner anderen Weise ausdrücken. Auch darin gleicht er Rückert, daß ihm eine gründliche gelehrte Bildung die mannigfachsten Anregungen geboten hat; doch jener war Orientalist, Hoffmann ist Germanist und klassischer Philologe. Er findet daher seine Vorbilder nicht

bei Persern und Indern, sondern in der Antike und den deutschen Minnesängern, aus denen er manche schöne Versform in die moderne Litteratur wieder eingeführt hat. Namentlich die Auferweckung des Priamel, des altdeutschen Reimspruches, war ein sehr glücklicher Griff, dem er viele seiner schönsten Wirkungen verdankt. Doch daß seine Verskunst vielfach auf gelehrten Studien beruht, wird kein Ungelehrter ihr anmerken. Denn die verzwickten und verkünstelten Strophen, welche die mittelhochdeutsche Poesie so oft verunzieren, haben ihn niemals zur Nachahmung verführt. Was er alten Mustern entnimmt, ist alles der Art, daß es dem Geiste der modernen Sprache aufs vollkommenste Genüge thut. Und mögen auch Sophokles, Horaz und Catull, Walther von der Vogelweide und Luther, Dante und Béranger, vor allen anderen Goethe, ihn noch so stark beeinflußt haben, er ist dabei immer er selbst geblieben. Wie Rubens seine Motive bald der Antike, bald Rafael und Michelangelo entnimmt, wie er das Kolorit des Tizian und die Schattenwirkung des Caravaggio studiert und nachbildet, aber doch allem, was er schafft, das Gepräge seiner eignen Persönlichkeit aufdrückt, so auch Hoffmann. Er ist so wechselreich, wie wenig andere Dichter: übermütige Lustigkeit und banges Verzagen, glühende Leidenschaft und stille weisheitsvolle Weltbetrachtung, Ärger über die kleinen Nöte des Daseins und freier Humor, kurz jedes Gefühl, das Menschenbrust durchbebt, findet bei ihm seine Worte; doch aus all diesen Verwandlungen blickt uns immer wieder dasselbe liebe Gesicht mit dem Ausdruck kindlicher Fröhlichkeit und sittlichen Ernstes unverkennbar entgegen.

Manche Proben Hoffmannscher Dichtung haben diese Hefte schon früher geboten; andere sind an dieser Stelle hinzugefügt. Freilich durften wir hier nicht nach der Schönheit wählen, sondern nur darnach, was uns für den Lebensgang und die innere Entwickelung des Menschen am meisten charakteristisch schien. Viele seiner tiefsten und reifsten Schöpfungen, z. B. „Ich weiß, es ist nur diese Stunde" und „An alter Stätte," waren auch schon durch ihren größeren Umfang von der Wiedergabe ausgeschlossen. Jedenfalls werden unsere Leser auch so den Eindruck empfangen haben, daß hier wieder einmal ein echter Dichter aufgestanden ist, um das mutlose Gejammer derjenigen Lügen zu strafen, welche unserer Zeit die künstlerische Schöpferkraft absprechen wollen.

P. Sieck.



Die lustigen Esel. Radiert von Seb. Habenschaden.



Im Mühlenthal.

Von F. Reimund.

Vignette von Ludw. Dett-mann.

Abdruck verboten

Durch das Mühlthal führte mich der Pfad.
Träumend stand ich still, in Schaun versunken.
Schäumend von dem nimmermüden Rad
Niederstoben die kristallnen Funken.

Durch die tiefe grüne Einsamkeit
Scholl der Tropfenfall, der leise, klare.
Mir erschien's, als schwäng' das Rad der Zeit
Seine Speichen —: Stunden, — Tage, — Jahre.

Menschenjubel, hartes Menschenmühn,
Glück und Leid, gewalt'ges, tausendfaches,
Sah ich von dem Rade niedersprühn
Und zerstieben, — wie den Schaum des Baches.



Die Faraglioni-Felsen bei Capri



Nach dem Gemälde von August Leu.



Aus einer Ballkarte von Wilhelm Diez.

Die Münchener „Allotria."

Von Fritz von Ostini.

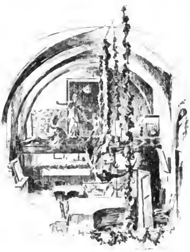
(Abdruck verboten.)

Anno 1873 ists gewesen. Die Münchener Künstler hielten Generalversammlung unter ihrem damaligen Präsidenten Konrad Hoff. Man debattierte über die Ausstattung, welche die Münchener Abteilung auf der großen Wiener Ausstellung erhalten sollte. Da war eine Gruppe, die meinte, man müsse dort was Flottes, Künstlerisches schaffen: Lenbach, Wagemüller, der nun auch hinüber ist, und der vielleicht das reichste Bildhauertalent war, das wir hier in München in diesem Jahrhundert besaßen, Rudolf Seitz, Schraudolph, Loffsow, Diez und Gabriel Max — und vor Allem Lorenz Gedon. Diese erklärten, man müsse die Sache einmal anders anpacken als bisher, müsse eine schöne Dekoration des Raumes schaffen, eine stilvolle Umgebung für die Kunstwerke. Der Präsident Konrad Hoff nun erklärte: „Auf solche Allotria könne man sich nicht einlassen!"



Franz von Lenbach.

Dies Wort hatte nur gefehlt! Im Nu war es erfaßt und war das Feldgeschrei der Jungen. „Allotria!" Just recht so. Allotria wollten sie treiben. Für die Kunst gibts keine schulmeisterliche Engherzigkeit. Kampf mit ihr! Und man schritt sofort zur That; ihrer fünfzig etwa traten aus der „Künstlergenossenschaft" aus — sie sind später im Lauf der Jahre nach und nach so ziemlich alle wieder ein- und ein Teil von ihnen in allerjüngster Zeit wieder ausgetreten —, die älteren, die wir eben genannt haben und etliche Junge, hauptsächlich „Diezschüler", die zur Mehrzahl heute auch einen hochgeachteten Namen haben, wie Heinrich Zügel, Gotthardt Kuehl, Papperitz u. a. Und die Secessionisten — das Wort ist wieder aktuell in München — gründeten ihren neuen Künstlerverein „Allotria".



Aus dem Gedonschen Lokal der Allotria.

die neugegründete Gesellschaft aufnahm, war — das Schlachthaus einer der ältesten und bestrenommierten Münchener Wirtschaften, des „Abenthum." Die wunderliche Bezeichnung des Gasthauses ist wohl einfach dem Familiennamen des Gründers entnommen. Gabriel Seidl, als Architekt im künstlerischsten Sinne wohl auch über Bayerns Grenzen wohlbekannt, der Erbauer des stolzesten Münchner Architekturwerks aus neuerer Zeit, der „St. Annakirche," hat die feuchte Halle zu einem gemütlichen und behaglichen Künstlerheim umgestaltet. Täfelung, altertümliches Gerät, treffliche Bilder — Stillleben von Löffz und Gabriel Schachinger — schmückten die Wände. Es war ein traulicher Raum — nicht verblüffend, aber unendlich wohlig und erwärmend, so recht ein Winkel für Künstlervolk.

Das zweite Lokal der „Allotria" ward auf einer der ehrwürdigsten Stätten Münchens gegründet. Der Künstlerschaft war

Der Verein ist wohl die glänzendste Künstlergesellschaft Deutschlands, vielleicht der Welt geworden, wenigstens was Geselligkeit anlangt. Es ist ja ein Summe spezifisch deutscher und sogar spezifisch süddeutscher Eigenschaften, die dazu zusammen kam. Die Romanen haben kein Talent für die Kneipe und das gehört nun einmal dazu. Die Engländer haben für solche Zwecke ihre Klubs, so den vornehm würdigen „Art Club", den freieren „Savage Club" — aber allen diesen Klubs, in denen Komfort und gutes Essen Hauptsache sind, fehlt das künstlerische Kolorit, die Lust am Mummenschanz, an ungebundener Ausgelassenheit, die Freude an der Kunst im weitesten Sinne — die Kunst der Freude. Und die versteht man hier, wo die Isar rauscht!

Das erste Heim, das



Aus dem Gedonschen Lokal der Allotria.

ein Terrain an der alten, sagenumwobenen Stadtmauer, d. h. so zierlich der letzte Rest derselben zum künftigen Künstlerhausbau, der nebenbei gesagt immer noch bedenklich auf sich warten läßt, überlassen worden. Auf diesem Terrain stand irgend ein rissiges, altes Bauwerk und diese Baracke schuf Lorenz Gedon zu dem herrlichsten, malerischsten Künstlerheim um, das es wohl jemals gegeben hat. Aus nichts, natürlich, denn das war seine Kunst. Wie viele haben hier dekorieren von ihm gelernt! Ich bin durchaus kein überfanatischer Kirchturmenthusiast, aber ich glaube dekorieren, d. h. aus Sackleinwand und Latten, dürrem Gerüst und Laubwerk, Gips, Goldbronze und Leimfarbe Zauberdinge schaffen, das versteht man doch hier am besten. Und das war wirklich ein Zauberwerk, was in der alten Baracke erstand.



Aus dem Gedonschen Lokal der Allotria.

Lorenz Gedon! Bildhauer, Architekt, Kunsthandwerker, Maler, alles! Der prächtige Barockbau der Schackgalerie in München, die schöne Schale über dem herrlichen Kern, die uns zu Gunsten Berlins unwiderruflich verloren ist, bleibt wohl sein glänzendstes Denkmal; auch den Umbau des Hotels „Bellevue" mit seinen hohen, von zierlichen Renaissancefigürchen gekrönten Giebeln hat er geleitet. Zahllose kunstgewerbliche Entwürfe und noch zahllosere Anregungen auf diesem Gebiete stammen von ihm. Überhaupt war seine Persönlichkeit fast noch stärker als sein Können. Ein echter Renaissancemensch in seiner Vielseitigkeit, die doch nur eine beneidenswerte Einseitigkeit war, ein vollkommenes Aufgehen seines Denkens, Fühlens und Wollens im Schönen überhaupt. Gedon war von der Gründung der Allotria bis zu seinem vielbeklagten Tode die Seele dieser Gesellschaft. Und sein Abschied von ihr, das war ein Ding so rührend und so tottraurig und so schön — wenn irgend einer trotz grausigen Leiden in Schönheit gestorben ist, so war er's. Doch davon später, wenn wir von den Festen der Allotria reden. Tod und Feste, so nah beisammen. Ja doch!

Gedon hat im Jahre 1878 die Pariser nicht wenig verblüfft durch die großartige Ausstattung, welche er der deutschen Abteilung auf der Weltausstellung gegeben hatte. Die Pariser, die eine Dekoration von Ausstellungsräumen in diesem Sinne gar nicht kannten, waren von der Wirkung der Arbeit Gedons so überrascht, daß sie ihre eigenen Ausstellungssäle nach Eröffnung der deutschen Abteilung sofort wieder auf mehrere Tage schlossen, um sie auf Verfügung des Ministeriums so auszuschmücken, daß sie von den Deutschen nicht allzu sehr abstächen. Gedon erhielt das Kreuz der Ehrenlegion.

Das dritte Heim, das die Allotria bezog und jetzt noch inne hat, ist ein Saal im „Goldenen Lamm" in der „Barerstraße" — so genannt von der Schlacht bei Bar sur Aube 1814 —, den wieder Gabriel Seidl eingerichtet hat, alte Teile der Gedonschen Einrichtung im zweiten Lokal benutzend. Ein stolzer Saal, der wohl einem Ritterschloß entstammen könnte, mit stilvollem Empor und allerlei geschmackvollem, altem Maßwerk.

Was Künstler thun, wenn sie Allotria treiben? Was anderes als malen natürlich, oder das wenigstens nicht zu dem üblichen Endzweck. Es ist dort jede Kunst gepflegt worden und wird heute noch jede Kunst gehegt und gepflegt. Viel Gelegenheit gaben dazu die Kneipzeitungen und Festzeitungen aller Art. Da sind Dinge zu finden, die in der Geschichte der deutschen Karikatur — und parbleu sie ist eine Kunst, die „Karikatur" in diesem Sinne — geradezu

epochemachende Rolle spielen würden. Das beste, leider, ist nicht mitzuteilen. Künstler unter sich nehmen da einander oft derb beim Schopf und wenn's dann der Entfernte wahrnimmt, dem die Stimmung und die ganze tolle Atmosphäre abgeht, versteht er das Schönste davon nicht, oder er mißversteht's. Fritz August v. Kaulbachs Name sei hier zuerst genannt. Seine Zeichnungen für die „Allotria" sichern ihm einen Platz in der ersten Reihe deutscher Karikaturzeichner. Es stehen nur zwei neben ihm: Wilhelm Busch und Adolf Oberländer. Am besten hat er sich selbst und Lenbach getroffen. Seine Zeichnungen zu der Geschichte „Von Stufe zu Stufe," für Akademiedirektoren und solche, die es werden wollen (er selbst ist der Held der Sache), seine Schilderungen zu Lenbachs Reise nach Rom, wo er den Papst malt und photographiert, sind göttlich. Wie Lenbach den Kirchenfürsten am Kinn kitzelt „Recht freundlich!", wie er ihm den Pantoffel küßt — nichts besseres! In dem Holzschneider und Kupferstecher Hecht, der jetzt in Wien eine Professur inne hat, hatte die „Allotria" für diese Dinge einen formgewandten und feinsinnigen Poeten; ihr jetziger Barde ist Gustav Mayer, Schwabenmayer genannt, ein Mann von kernigem Humor. Ein Unikum ist auch das Heft „Wahrheit und Dichtung, Gedankenspähne eines Holzschneiders," wozu Kaulbach die köstlichsten Zeichnungen gemacht hat. Der Text des „Epos" ist von Hecht und schildert eine Reise durch Holland, die Makart, Gedon, Lenbach, Kaulbach und Hecht zusammen ausgeführt haben. Auch eine Festzeitung zur Bismarckfeier liegt vor mir und gibt zu lachen und zu staunen. Schon durchs Titelblatt allein, auf dem eine behäbige Monachia mit einer Hand ein Bierfaß auf der Schulter erhält, mit der anderen Hand dem in Lorbeeren versenkten Reichskanzler die Rechte schüttelt. Was in solchen Zeitungen, an einzelnen „fliegenden Blättern," an Festkarten und Programmen und Einladungen u. s. w. im Laufe der Zeit in der „Allotria" und für die „Allotria" produziert wurde, füllt dicke Mappen und Bände.



Im jetzigen Lokal der Allotria. (Nische am Eingang ins Billardzimmer.)

Für gewöhnlich sitzen an den Kneipabenden — das Lokal wird übrigens täglich besucht — die verschiedenen Gruppen an ihren verschiedenen Tischen und unterhalten sich, wie's gewöhnliche Menschenkinder auch thun. Am Mitteltische pflegt Franz v. Lenbach, das Haupt der Allotrianer, einen Tarock, an anderen Tischen wird zwanglos geplaudert und Ulk getrieben, am Klavier sitzt wohl einer oder der andere unserer Kapellmeister und oft genug bannt der Ton Wagnerscher Weisen allen Übermut in lautlose Stille. Generaldirektor Levi, unser eminenter Dirigent und ehemaliger Freund Wagners, oder Fischer, der des letzteren Schöpfungen kaum weniger sicher und geistreich interpretiert, nehmen den Platz am Flügel ein, einer der Sänger der Hofoper gibt ein Lied

oder eine Operpartie zum besten, irgend ein Virtuose des Hoftheaterorchesters greift zu seinem Instrument. In der „Allotria“ selbst existiert ein originelles Orchester, wenn man's so nennen darf: eine Gruppe von Waldhornbläsern, die auf dem klappenlosen, kühn geschwungenen Jagdhorn der Parforcejäger, wie sie im vorigen Jahrhundert um die Nymphenburger Gegend fleißig ihre Fanfaren bliesen, recht ergötzlichen Vortrag zum besten geben.



Im jetzigen Lokal der Allotria. (Der Piloty-Ofen.)

Nicht immer gehts still und feierlich zu, man kann sogar sagen, daß solcher Zustand Ausnahme ist. Man denke, daß „Allotria treiben“ die Devise sei. Oft wird auch köstlicher Unsinn angestellt. Zum Objekt muß freilich nicht selten der liebe Nächste herhalten und da es in jeder Gesellschaft Menschen gibt, die zu solchen Objekten geboren sind, so entwickelt sich auch hier manchmal der Sport, den Träger solcher Fähigkeiten bis aufs Blut zu „utzen.“ Da ist manch toll-ergötzlich Ding geschehen, was recht lustig zu erzählen wäre. Böse Absicht ist nie dabei und schuld trägt doch schließlich immer der, der sich zum besten halten läßt. Wie das gemacht wird? Ein paar Beispiele! Lustig sind sie.

Da war einmal einer, der's gern mit hohen Herrn zu thun hatte. Dem servierten sie einmal einen solchen Herrn als „Fürsten P.“ Es war ein braver Hotelier, der durch Zufall in die Gesellschaft geriet. Aber item, Herr X saß in der Allotria und man brachte das Gespräch auf den Fürsten P. „Ist er älterer oder jüngerer Linie?“ fragt jener, schnell „einschnappend.“ „Älterer.“ — „Oh Kinder, von dem könnt' ich euch Geschichten erzählen!“ — Und er erzählt Geschichten. Plötzlich entsteht Unruhe, ein Herr wird unter großen Förmlichkeiten eingeführt, Vorstellungen, Verbeugungen, allgemeines Aufstehen — und schließlich sitzt Kunstmaler X neben dem Fürsten P. — Sehr geschmeichelt! Interessante Gespräche! — Die schüchtern bescheidene Art des in seiner Rolle nicht ganz sicheren Hoteliers paßt recht gut zur Maske eines Standesherrn, der in die Gesellschaft von künstlerischen Berühmtheiten geraten ist. Herr X „kohlt“ die Durchlaucht entsetzlich an, sehr, sehr respektvoll. Ein Auftrag kann ja doch herausschauen. Auf einmal kommt ein Bildhauer von einem Nachbartische herüber, mischt sich aufs ungebührlichste in die Unterhaltung und erinnert in Gegenwart des Fürsten unseren X daran, daß er über das Haus P so famose Geschichten erzählt habe. Er fragt auch den Fürsten, ob dieser nicht sein Grabdenkmal bei ihm bestellen wolle

und belästigt diesen in jeder Weise. Herr X protestiert empört gegen diesen Beweis



Aus der Kneipzeitung.

von Mangel an Lebensart. Der andere wird immer unbescheidener. Herr X weiß gar nicht mehr, wie er sich der Durchlaucht gegenüber entschuldigen soll; er sitzt auf glühenden Kohlen. Inzwischen wird aber der „Fürst" von dem übrigen Teile der Gesellschaft aufs respektvollste behandelt. Schon sein Eintritt ist von den Sängern mit dem Vortrag des schönen Chorals gefeiert worden „Das ist der Tag des Herrn" — was dem X sehr feierlich vorkam, er hielt es wohl für die fürstlich P.sche Nationalhymne. Aber immer merkwürdiger und unbegreiflicher kam dem Herrn X das Benehmen seiner Freunde vor, die gar so wenig Takt gegen den erlauchten Herrn bewiesen. Den Höhepunkt erreichte nun seine Entrüstung, als der Vorstand der Gesellschaft dem Fürsten — ein Smollis anbot. Ist das nicht kunstgerecht geuzt? Liegt nicht ein unendlicher Humor in dem allgemeinen Eingehen auf einen spontanen tollen Einfall? Eine wunderbare Geschichte haben auch die Übermütigen einmal mit einem gewissen — sagen wir A — angestellt. Ein tüchtiger, talentvoller Maler, nur etwas leicht zum besten zu halten. Und sie hatten ihn monatelang zum besten gehalten! Alles Erdenkliche hatten sie ihm vorgelogen, von einer Beschädigung des Äquators und anderen geographischen Merkwürdigkeiten &c. Aber einmal geschah doch endlich „das Wunderbare," wie Nora sagt. Er merkte, daß sie ihren Spaß mit ihm hatten und es erfaßte ihn ein nicht ganz unberechtigter Ärger. Er erklärte, daß er künftig jeden, der sich erlauben würde, ihn anzuulken, niederschießen würde wie einen tollen Hund. Das war nun wieder der Entrüstung zu viel. Als er wieder auf die Kneipe kam, setzte er sich an seinen Stammplatz, finsteren Blickes, zog einen gewaltigen Revolver aus der Tasche und legte ihn neben seinen Bierkrug auf den Tisch. Und was geschah? Unter dumpfem Schweigen griff die ganze darauf vorbereitete Gesellschaft unter die Tischplatte und nun brachte der eine eine Pistole, der andere ein Schwert, der dritte einen Morgenstern, der vierte eine Hellebarte, kurz jeder ein anderes Mordwerkzeug zum Vorschein und legte es neben sich. Der von dem Vorzeigen des Revolvers erwartete Effekt war verdorben.

Bei festlichen Aufführungen, in Kneipzeitungen u. s. w. wird reichlich gutartiger Spott und kräftige Satire geboten und oft, gerade wenn's die Ehrung einer Person gilt, ist gerade diese Person die Zielscheibe der leichtgefiederten Pfeile. Sangen doch auch im Altertum während eines Triumphzuges die römischen Soldaten dem Triumphator Spottlieder ins Ohr und Prätorianerwitz war gesalzen.

Die Feste der „Allotria" sind von jeher berühmt gewesen und wer eine Einladung dazu erhalten kann, versäumt nicht leicht sie mitzumachen. Überschäumender Humor, unübertrefflicher malerischer Chic im Arrangement, die Teilnahme künstlerischer und wissenschaftlicher Kapacitäten, gute Musik,

das lockt Alle an. Man ist überall gern zu Gast im Bannkreise der drei silbernen Schilder im roten Wappen und hier besonders. Das erste große Fest der Allotria, von dem die Chronik berichtet, wurde im Jahre 1879 gelegentlich der Kunstausstellung dem französischen Delegierten Lafenestre gegeben. Er war entzückt von der ganzen Sache und hielt eine große mit allgemeinem Jubel aufgenommene Rede, worin er den internationalen Charakter der Kunst betonte. Tempora mutantur — als im Vorjahre die Pariser in Berlin ausstellen sollten, waren sie Alle, voran Herr Detaille, dem als Schlachtenmaler der Chauvinismus eine willkommene Reklame war, anderer Ansicht. Im Jahre 1881 war ein großes Holländerfest in Teniers-Kostümen. Das Fest galt Gustav Schönleber, der in Karlsruhe eben eine Professur erhalten hatte. Damals stand hier der Sinn für Echtheit der Kostüme besonders in Blüte und die großen Künstlerbälle hier, die im letzten Decennium stattfanden, haben wohl nirgend ihresgleichen gehabt.



Aus der Kneipzeitung.

1883 war Gedonfeier. Lorenz Gedon hatte damals das neue Lokal an der Stadtmauer eingerichtet, es war sein letztes Werk und er wollte es noch einmal sehen in vollem Glanze — vor seinem Tode. Er wußte, daß er vor der dunkeln Grube stand, jahrelang ging er fröhlich und freundlich umher und fühlte doch schon mit fürchterlicher Bestimmtheit, wie der Knochenmann seinen Schritten folgte und seine Tage zählte. Er konnte sichs fast auf den Tag ausrechnen, wann's zu Ende ging. So gaben sie ihm denn das Fest, wo er Abschied nahm vom Leben, von seinen Freunden, Abschied von Allem, was schön ist in der Welt. Ist das nicht tragisch in großem Stil? Wie ein Märchentraum umwogte es ihn noch einmal inmitten seiner eigenen Schöpfung, die eingeweiht wurde mit einer glänzenden Ehrung des Schöpfers. Noch einmal genoß er die freundliche Gewohnheit des Daseins, den berechtigten Stolz des Künstlers, sah, wie die Saat aufging, die er gestreut, hörte in klingenden Worten Preis und Dank, hörte den Wohllaut der Musik und das Lachen der Freunde — der Humor des Abends soll allerdings für den Wissenden einen grausigen Charakter gehabt haben — lachte selbst noch einmal das alte fröhliche Lachen — und dann ging er sterben. Das Leiden, an dem er dahinsiechte, mit mathematischer Sicherheit die Frist, die ihm noch gegeben war berechnend, war ungefähr das gleiche, das Kaiser Friedrich III. so früh hinabzog in den Schatten — man sagt, er habe es sich durch zu starkes Rauchen zugezogen. Ich kann mich nicht erinnern, Gedon jemals ohne die geliebte Cigarre im Munde gesehen zu haben.

So düstren Grundton hatte freilich seitdem nicht wieder ein Allotriafest. 1886 ward eins gegeben dem Hofkapellmeister — jetzt lautet sein Titel Generaldirektor — Levi zu Ehren mit großartigen Aufführungen, deren Handlung den bescheidenen Weg nahm von Erschaffung der Welt bis zur Geburt Levis. Der Humor der Dichtung war schon mehr im Schlage kräftiger „alter Niederländer", aber die große Kunst, auch wenns „nur für Herren" war, künstlerisch zu bleiben, hat man in der Allotria immer



Der Lenbachtisch in der Allotria.

verstanden. Eine der reizendsten Veranstaltungen galt im Jahre 1889 Adolf Oberländer, unserm großen und tiefsinnigen Karikaturisten, der hier nicht nur als liebenswürdiger Besitzer eines unerschöpflichen Humors gilt, sondern überhaupt als Künstler ersten Ranges. Der stille Sinnierer und Spintisierer mußte es sich gefallen lassen, der Mittelpunkt tollsten Treibens zu werden. Es war 25 Jahr geworden, daß er dem Verleger der „Fliegenden Blätter“ seine erste Zeichnung eingereicht hatte, ein Künstler-Jubiläum. Den Glanzpunkt des Abends gab das Festspiel ab. Es spielte im Olymp. Die Götter lamentierten darüber, daß sie jetzt gar nichts mehr gälten und daß sie einen Menschen in die Welt setzen wollten, der sie wieder zu Ehren brächte. Man brachte also ein Kindlein auf die Bühne, und die Götter traten, wie weiland die Feen an Dornröschens Wiege, heran und teilten ihm ihre Gaben aus, den Humor, die Melancholie &c.



Lorenz Gedon.
Gezeichnet von Fritz Aug. Kaulbach.

Die Austeilung der Gaben geschah aber in absonderlicher Weise. Der Kopf des Kindes war aus einer Schweinsblase gebildet und in dieses Haupt wurden ihm von den Göttern die betreffenden Gaben eingeblasen; es schwoll dabei immer beträchtlicher an und schließlich hatte alles, was nötig war, drinnen Platz gefunden — nur nicht das „Pleinair“ — das war damals so ein Spukwort in deutschen Landen. Dem oben genannten Kindlein aber wars nach Schicksalsspruch bestimmt, ohne Pleinair durchs Leben zu gehen. Oberländer ist nämlich als Zeichner unerreicht, aber er ist kein Maler. Weiter kein Unglück, aber er möchte es gern sein. — Dem Festspiel folgten lebende Bilder nach Oberländerschen Zeichnungen, alles höchst gelungen. Was für einen Glanz mag solch ein Fest in den Erinnerungen des Gefeierten bewahren. Bei allem Spott und Necken eine Ehrung, schöner als funkelnde Kreuzlein und tönende Titel.



Karikatur eines Münchener Hof-Kapellmeisters aus der Kneipzeitung.

Im Juni 1892 galts Rudolf Seitz, einem Künstler, den das Münchner Kunsthandwerk — soweit es Kunst ist, nicht Handwerk — zu seinen ersten Größen zählt, und der die Gabe, in vergangenen Stilarten zu empfinden, in seltenem Maße besitzt. Man liebt hier für Festdekorationen, für allen offiziellen Prunk, wie ihn z. B. unser Rathaus aufweist, die festen, kräftigen Formen der Gotik und der deutschen Renaissance und die beherrscht er, als hätte er jene Zeiten durchlebt. Daß



Aus der Kneipzeitung zum Oberländerfest.

so was auf recht gründlichem Studium der Alten basieren muß, das ist klar. Und darauf nun wiederum basierte das Festspiel, das an jenem Abend aufgeführt wurde. Man sah die Bühne in die Räume des Kupferstichkabinetts verwandelt. Unter Blitz und Donner erschienen die Geister von Jost Amman, Heinrich Aldegrever u. a. und klagten darüber, daß der nun Lebende R. Seitz ihre Sachen so stark nachempfinde und ausschlachte. Dann wurde die Bühne wieder taghell. Der (wirkliche) Diener des Kupferstichkabinetts erschien und that, als ob er im Dienst sei und Seitz gerade wieder ein paar köstliche Blätter alter Meister überreichen wollte. Bös wars freilich nicht gemeint. Denn dadurch, daß Männer wie Rudolf Seitz, der oft genannte Gedon, Dr. Georg Hirth, der bekannte Schriftsteller und Herausgeber zahlloser Publikationen, welche die Kunstschätze vergangener Jahrhunderte unsern heutigen Künstlern und Gewerbsleuten zugänglich machten, u. a. die alten Meister verstanden und ihnen nachgefühlt haben, hat unser Kunsthandwerk sich ergänzt, hat neue feste, gesunde Formen gewonnen für den verlotterten und verzopften Geschmack der Krinolinenzeit, man lernte die Arbeit wieder schätzen und lernte verlernte Techniken aufs Neue. Mit der Basis, die nun geschaffen ist, sind unsere Handwerksmeister allem gewachsen, was etwa eine neue Stilepoche bringen sollte. Ich fürchte freilich, es wird so bald keine geben. In der Zeit, die Gedon vorausging, hat man ja mit neuem Stil experimentiert und unsere eleganteste Straße, die Maximilianstraße ist z. B. in der Patentgotik, die unter dem seligen König Max II erfunden wurde, gebaut. Schaudervoll, höchst schaudervoll! Wie thaten auf das Zeug hierauf die Schnecken und Giebel und Säulen und Säulchen und Erker und Balkönchen und Schmiedeeisengitter und Butzenscheiben Gedons wohl! Anderswo haben sie auch das nicht wieder zum Leben gebracht!

Der meist verehrte Mann und Heros der „Allotria" — ist kein Kleinerer als Fürst Bismarck — nicht schwer zu erklären: Er ist selber ein Künstler, wie er einmal ausführte, denn Diplomatie ist eine Kunst, keine Wissenschaft. Und ihm steht ja die führende Persönlichkeit der „Allotria", Franz von Lenbach, nahe, der wohl selbst nicht mehr weiß, wie oft er das mächtige Haupt des eisernen Kanzlers gemalt hat, im Schlapphut und im Helm, in der Mütze und so wie er am schönsten ist, im blanken Schimmer des unbedeckten mächtigen Hauptes.

Als der Fürst kurz nach dem Tode König Ludwigs II. in München weilte, wohnte er in der preußischen Gesandtschaft. Da erschien nachts 10 Uhr bei ihm eine Deputation und bot ihm einen Ehrentrunk aus

dem zinnernen Riesenhumpen, den die Allotria besitzt. Ein Schwacher hebt den leeren Krug nicht mit einer Hand. Der Kanzler ließ sich den Trunk wohl schmecken und eine Inschrift ziert den Krug, die davon erzählt. Aus dem großen Humpen hat der große Staatsmann noch öfter getrunken. Wenn ich nicht irre, brachte man ihm das Gefäß mit seinem Lieblingstrank, bayrischem Bier, gefüllt, einmal auf die Bahn und erst jüngst, als er, unbeschreiblich bejubelt von Münchens Bevölkerung, in München weilte, trank und sprach, hat er auch einmal das Lokal der „Allotria“ betreten und wohl wieder das blinkende Trinkgeschirr zur Hand genommen und daraus Bescheid gethan. Der „Allotria“ wird es mit jedem solchen Trunk um ein paar hundert Thaler wertvoller. — Wir aber warteten an jenem Nachmittag Stunden lang in der Kunstausstellung auf ihn. Der große Künstler hat bekanntlich nicht viel Sinn für die Kunst.

Als ganz Deutschland am 1. April 1885 den 70. Geburtstag Bismarcks beging, hat München abends auf unserm klassischen Königsplatz, auf dem die hellenischen Bauten König Ludwigs I. für gewöhnlich in nordischer Kühle frieren, eine Bismarckfeier abgehalten, die, was malerische Schönheit betrifft, wohl im Reiche nicht übertroffen wurde. Die Feier fand abends bei vollkommener Dunkelheit statt und das künstlerische Arrangement, zu dessen Mittelpunkt die einfach schönen Propyläen gewählt waren, stammte zum großen Teile auch von Allotrianern. Bismarcks Kolossalbüste stand vor dem mächtigen Thor, von dessen Höhe die Flammen großer Pechpfannen loderten. Vor dem Thor ragten figurengekrönte Obelisken auf, lange Flammenreihen verbanden die einzelnen Bauwerke. Musik, Festreden, Gesang, u. s. w. Es war eine große, mächtige Bewegung in der ganzen Menschenmasse und das prächtige künstlerische Bild, das sich den Augen der Leute darbot, hatte nicht das wenigste dazu gethan.

Die Kunst zu Arrangieren und zu Dekorieren haben wie in diesem Falle die Allotrianer noch oft geübt, wo sie auch nicht die alleinigen Veranstalter waren, z. B. auf den großen Künstlerbällen. Was gabs da für Arbeit für sie: Festkarten und Programme zeichnen, Kostüme auswählen und entwerfen, Säle in Feenschlösser umwandeln und noch selbst den Humor des Abends besorgen — denn der Philister, der, wenn auch noch so schön kostüniert, in Künstlergesellschaft kommt, ist merkwürdig ungelenk und ängstlich. Auch an den großen Kneipen im Fasching hatten die Allotrianer ihr wohlgemessen Teil, wie an der mit dem fürchterlichen Ende, die im Jahre 1881 in Kils Kolosseum abgehalten wurde. Damals verbrannte eine Anzahl junger Künstler, die als Eskimos angekleidet waren, und in „Pelz“gewänder aus Watte eingehüllt, zusammen in einem Zelte kauerten. Danke jeder seinem Schöpfer, der diese wahnsinnig im Saale umherschießenden, mit Stimmen, die nicht mehr menschlich waren, um Hilfe schreienden, brennenden Männer nicht gesehen hat.

Die letzte und eine der glänzendsten Veranstaltungen im alten Lokal der Allotria war der Defizitsbazar vor dem Umzug in das neue, jetzige Heim. Die verschiedenen Maler hatten Bilder geschenkt, um das Defizit zu decken und halb München kam und half ihnen von dieser Sorge. Die Räume waren prächtig herausstaffiert, Mai-



Aus der Kneipzeitung.



Der Bismarckhumpen.

vertreten war, geschlossen zu sammeln und der neueren Kunstrichtung Achtung zu verschaffen. Die Gruppe „Immergrün" besitzt ein Karikaturenbuch, in dem leider die besten Blätter eine Publikation unmöglich zulassen, weil der Karikierte durchweg allzubös hergenommen ist. Aber es enthält künstlerische Leistungen first rate. Ein paar unserer Kühnsten und Kecksten unter den jungen Malern gehören an diesen Tisch! Franz Stuck, der Mann mit der reichen Phantasie und dem reichen Formengefühl, das Manche immer noch denken läßt, es werde sich einmal aus dem farbenfrohen Maler ein bedeutender Bildhauer entwickeln; Julius Exter, ein Maler, dem die Farbe Alles ist und den unsere Kunstphilister hier fast am allerschlechtesten behandeln von allen, weil leider die Mehrzahl der Menschen sehr „unmusikalische Augen" hat; Leo Samberger, der markige energische Porträtmaler, ein paar treffliche Karikaturenzeichner und Illustratoren 2c.

Dem „Immergrün" gehört auch Konrad Dreher an, der populärste Münchener Komiker. Daß er bei jeder sich bietenden Gelegenheit durch Vortrag von Couplets, Gedichten, oberbayrischen Liedern und durch witzige Reden die Gesellschaft erheitert, ist klar. Gibt es doch in München keine Festkneipe, keine Wohlthätigkeitsveranstaltung ohne ihn. „Tritt der Dreher auf"? — „Ja." — „Dann geh ich hin." Diese kurze Unterhaltung kann man hier oft genug hören und ein Unternehmen, das ihn im Programm hat, ist unbegrenzten Zuspruchs sicher. Warme Herzlichkeit ist mit dem Humor der Allotria immer verbunden gewesen; die beiden Dinge gehören ja zusammen. Eine hübsche Probe davon hat Lenbach erfahren, als er mit seiner Gattin, wie bekannt einer geborenen Gräfin Moltke, von der Hochzeitsreise nach Hause kam. Als er mit seiner jungen Frau die Baustätte seines prächtigen neuen Heims betrat, bereiteten ihm die Maurer und Zimmerleute einen herzlichen Empfang: es waren Freunde aus der „Allotria", die sich — natürlich so echt als möglich — in Handwerkerge-

weinbowle und andere Ergötzlichkeit gab es in Menge. An kleineren Festlichkeiten und allerlei improvisierter Kurzweil fehlt es natürlich nie. Die Stiftungsfeste der Allotria kehren mit der gleichen Regelmäßigkeit wieder, wie die anderer Gesellschaften und geben immer wieder Veranlassung zu allerlei Mummenschanz und fröhlicher Kurzweil. Eine Liebhaberei Lenbachs ist es alle erdenklichen Artisten herbeizuziehen. Schlangenmenschen und Jongleure, ganze exotische Karavanen, Nubier mit Bauchtänzerinnen 2c. haben in der Allotria gastiert. Auch die Mitglieder selbst traten schon als „Varietékünstler" auf und im Vorjahre fand eine derartige Vorstellung statt, die zum Gelungensten gehörte, was an dieser Stätte aufgeboten worden war. Den Vogel schoß damals ein Virtuose auf der — Wellenbadschaukel ab. Es war so einfach und war so verblüffend.

Eine Art von Verjüngung hat die Gesellschaft im Jahre 1889 durch Einverleibung des originellen kleinen Künstlervereins „Immergrün" erfahren, der inzwischen als exklusiver Kreis wieder erloschen ist, aber doch wohl den guten Zweck erfüllte, das malende Jungdeutschland, soweit es dort

wänder gesteckt hatten und den Bauherrn begrüßten.

An Gästen hat die „Allotria“ so ziemlich alles in ihren Mauern begrüßt, was von bedeutenden Männern in den letzten 20 Jahren durch München kam. Darauf wird gehalten. Der große Farbenzauberer und kleine Mann Hans Makart ist hier gewesen, in derselben Stadt, wo man ihm einmal seiner „Talentlosigkeit“ halber die Kunstakademie verleidet, wo nicht gar verschlossen hat, Wilhelm Busch, der Klassiker noch entdeckt war, Max Klinger, der die schönsten Radierungen auf der Welt machte und sich dabei in der Sehnsucht nach der Farbe verzehren soll, die ihm versagt zu sein scheint — und noch so viele andere. Als Alma Tadema, der „Marmor-Virtuose“ und elegante Darsteller antiker Frauengestalten in feinfaltigen Gewändern, den originellen Münchner Künstlerkreis besuchte, improvisierte man ihm ein Alma-Tademafest, wieder einmal gleichzeitig eine köstliche Persiflage der Art des Gefeierten. Es erschienen



Die Bismarckfeier auf dem Königsplatz. Nach einer Grisaille von Ludwig Herterich.

deutschen Humors in Wort und Bild, der nicht viel weniger geflügelte Worte in die Welt setzte als der beträchtlich ernsthaftere Dichter und wahrscheinlich weit lebenslustigere Mensch Geheimrat v. Goethe selig, Adolf Hildebrand, der feinsinnige Bildhauer, an dessen Wiege die Geister großer Plastiker der Renaissance gestanden haben, Adolf Menzel, der für sich ganz allein in Deutschland Realist gewesen ist, bevor das Schlüsselwort für diese „neue Kunstart“ — sie ist im Grunde so alt wie die Kunst überhaupt — zahlreiche Künstler in Alma Tadema-Kostüm d. h. in Gewändern von nassem dünnem Papier, das sie auf der bloßen Haut trugen. Des berühmten Engländers, respektive Holländers etwas manierierter Faltenwurf war täuschend imitiert — aber die opferwilligen Darsteller sollen barbarisch gefroren haben.

Der unglückliche Stauffer-Bern, dessen Name und Leidensgeschichte ja heute aktuell ist, war oft in der „Allotria,“ wie ja überhaupt das leichtlebige München — leichtlebiger wie Paris, sagen Manche — auf

Stauffer in seinen gesunden Zeiten mächtige Anziehungskraft übte; **Böcklin** ist dort gewesen, der sonst wenig gesellige Wundermann, vielleicht der größte lebende Künstler deutscher Zunge — wir dürfen leider nicht sagen deutscher Nationalität —, der jüngst schwer erkrankt war, aber jetzt dem Leben und der Kunst wieder zurückgegeben ist.

Auch Wilhelm **Leibl** war hier, der ehemalige Schlossergeselle aus Köln, der zu jenen gehört, denen ein Platz in der deutschen Kunstgeschichte am Ende des XIX. Jahrhunderts sicher ist, so wenig er für sich Lärm schlug und Lärm schlagen ließ. Bekanntlich ist Leibl, der in dem hübschen Moorstädtchen Aibling ein Einsiedlerleben führt, ein Hüne von Kraft, ob er gleich in intimer und feiner Ausführung von Bildern ohnegleichen ist; bei seinem berühmtesten Bilde „In der Kirche" konnte man die aufgeschlagenen Seiten des Gebetbuches der alten Frau im Vordergrunde besser lesen als manche auf Holzpapier schäbig gedruckte Tageszeitung. Der bekannte Graf Johann Wilczek in Wien, auch einmal Gast der Allotria, lernte Leibl kennen und als dieser nach Wien kam, lud ihn, wie man erzählt, der Wilczek, der bekannte Förderer, respektive Beförderer der Payerschen Nordpolexpedition, zu sich ein. Um dem deutschen Maler, dessen körperliche Kraft ihm bekannt war, einen Spaß zu machen, bat er die stärksten Männer Wiens zu sich, die sich produzierten. Einer davon, einer der höchsten Aristokraten, forderte Leibl zum „Fingerhackeln" auf. Der aber, der bis dato ziemlich still dagesessen, streckte ruhig seine mächtige Hand hin, krümmte den Zeigefinger und zog den starken Herrn zu sich über den Tisch herüber. Nebenbei gesagt, ist auch **Payer** selbst in der Allotria



Aus einer Ballkarte der Allotria.

gewesen — er hatte ein doppeltes Recht dazu, denn er ist nicht nur ein Held, sondern auch ein Maler; und auch andere berühmte Reisende fehlten nicht, Peters, Buchner u.s.w.

Hubert **Herkomer**, einer der gefeiertsten Bildnismaler Englands — aber Sie haben ja selbst erst jüngst seine ausführliche Biographie gebracht — hat nicht minder gern in der Allotria gesessen und wollte im Vorjahre sein Theater — wie er mir in London erzählte, war der „Geigenmacher von Cremona" dafür auserlesen — in der Allotria zeigen. Im Vorjahre ward nichts aus dem interessanten Experiment, aber es soll noch dazu kommen. Dagnan-Bouveret, dem der bayrische Staat eins seiner besten Bilder, die Madonna in der Zimmermannswerkstätte, abgekauft hat, Villegas, der vielseitige Spanier, die Bildhauer Ettore Ferrari und Monteverde, der geniale belgische Plastiker Vanderstappen, sein Landsmann, der bedeutende Stilist de Vriendt, haben hier gesessen, gelacht und gekneipt. Nicht minder Viggo Johannsen, der Däne, der das Vornehmste kann, und dabei die vornehmsten künstlerischen Ansichten hat, die mir noch untergekommen sind.

Neben den Fürsten der Kunst haben auch die Fürsten von Geblüt gern an genannter Stätte geweilt. Vor allen unser Prinzregent, als er noch schlechtweg Prinz Luitpold hieß und in allen Ateliers Münchens zu Hause war, sein ältester Sohn Prinz Ludwig und andere Prinzen unseres Königshauses.

Auch **Richard Wagner** ist hier aufzuzählen, zu dessen Popularität die „Allotria" viel beigetragen hat. Hätte damals, als er, um mit Georg Herwegh zu reden, „wie Lola Montez unserer Biedermaier Schreck" war, der Verein schon existiert, wer weiß,



Conrad Dreher singt das Kouplet: „Weint mit mir . . .!"

ob nicht manches anders gekommen wäre. Heute zählt er unter ihre Götter. Und Gottfried Semper, der in berufenster Stätte auf hohem Ufer der Isar für Wagners Muse einen Tempel bauen sollte und nicht gebaut hat, er war Gast an demselben Tische. Chabrier, der Komponist der „Gwendoline" hat sich seines, in diesem Maße wohl unerhofften Erfolges dieser Oper — man sagt, der Preis für diesen Erfolg sei „Lohengrin in Paris" gewesen — auch in der Allotria gefreut, Brüll ist hier gewesen, Perfall, der Intendant der Münchner Hoftheater, hat sogar einen „Allotriamarsch" komponiert, von dem später im „Immergrün-Marsch" einzelne Motive verwendet wurden, Virtuosen und Sänger — es sind nicht viele in München gewesen, oder in München seßhaft, die da nicht einkehrten. Heinrich Vogel, Gura, der berückende Liedersänger, Nachbaur, der Mann mit dem unverwüstlichen Wohlklang seines Tenors. Siehr, Kindermann — wer zählt die Völker, nennt die Namen. Dann unsere Dichter: Wilh. Herz, Hermann Lingg, Paul Heyse, Martin Greif, auch Gerhard Hauptmann.

Es gehören der Gesellschaft durchaus nicht ausschließlich bildende Künstler an. Hohe Offiziere, auch niedere, die in solchen Kreis passen, einzelne Beamte, Schriftsteller, Juristen, namentlich Advokaten, Professoren, Schauspieler, Musiker, Sänger, Bankiers — alle gebildeten Stände sind vertreten. Unter den bildenden Künstlern, die aus der Masse hervorragen, haben sie freilich ihr stärkstes Kontingent geholt, und wenn auch mancher alt geworden ist und lieber zu Hause sitzt, als in der Kneipe, es gibt doch nicht viele namhafte Künstler in der Isarstadt, die nicht Allotrianer waren. Zu den Alten, den Gründern, sind noch viele gekommen, die jetzt den Jungen das Banner voran tragen: Bruno Piglhein, der Präsident der neugebildeten Künstlergruppe „Verein bildender Künstler Münchens" (Secessionisten), Fritz von Uhde, Hugo Freiherr von Habermann, Paul Höcker, Ludwig Herterich — die beiden letzten sind die Jüngsten Münchener Akademieprofessoren, — Schlittgen u. a. Eine vollständige Aufzählung aller verdienstvollen „Allotrianer" würde freilich zu weit führen und wir müssen unsere Liste schließen.

Die „Allotria" hat, ohne Schaden zu leiden, schlimme Zeiten, schweren Zwiespalt in Münchens Künstlerschaft überdauert, das zeugt für das gesunde Mark, das in ihr lebt. Sie ist in solchen Zeiten der neutrale Boden gewesen, auf dem sich die beiden Parteien, die sich draußen in Kunst und Leben grimmig befehdeten, immer wieder

in zwanglosem Verkehr begegneten und wenn sie auch korporativ nicht geradezu eine Vermittlerrolle übernahm, vielleicht ist sie doch im stillen zu einer solchen berufen gewesen und hat verhindert, daß da ein Riß zu tief, dort eine Spaltung zu weit wurde. Heute beteiligt sich die Gesellschaft nicht leicht mehr als solche an den Bewegungen des Kunstlebens, denn die Elemente in ihr sind zu verschieden.

Sie hat genug zu thun, wenn sie als alma mater unserer Künstlerschaft diese wenigstens in freundlicher Geselligkeit zusammenhält.



Aus einer Ballkarte von Wilhelm Tiez.

Das Mutterherz.

Nach einer altfranzösischen Legende.

(Abdruck verboten.)

Es hing ein Bursch mit wildem heißem Sinn
An einer schönen ros'gen Teufelin
Mit süßem Blick und weichem Engelsmund.
Der war ein grauenvoller Zauber kund,
Um immerdar, zum Trotz den flücht'gen Jahren,
Der Jugend frische Schönheit zu bewahren.
Von ihres Liebsten altem Mütterlein
Das Herzblut sollte jener Jungquell sein.
Mit aller Schmeichelkunst und Lügenschmach
Bethörte sie den Armen; sie versprach
Ihm Himmelstau auf seinen Liebesschmerz
Um einen Preis: um seiner Mutter Herz.

Der Jüngling floh das Weib, entsetzensvoll.
Doch glühend rangen Leidenschaft und Groll;
Halb irr zuletzt vor wilder Sehnsuchtspein
Erstach er doch sein armes Mütterlein
Und lief zur Liebsten mit dem blutigroten,
Dem armen Herzen der geliebten Toten.

Auf steilem Pfad, in seiner Qual und Hast,
Fiel er zur Erde mit der teuren Last.
Starr lag er da, in wirrem heißem Schmerz — —
Da fing das sanfte, heil'ge Mutterherz,
Das tote, blut'ge Herz zu reden an:
„Mein liebes Kind, hast du dir weh gethan?"

Frida Schanz.



In Sanssouci 1753. Gezeichnet von Fritz Werner.

Neues vom Büchertisch.

Von Paul von Szczepański.

Endlich haben wir den Berliner Roman, und da das Gute niemals allein zu kommen pflegt, haben wir ihn gleich in zwei Exemplaren, — in zwei sehr verschiedenen Exemplaren, aber beide allerersten Ranges. Das Berliner Bürgertum, das alteingesessene, konsolidierte, in ehrlicher Arbeit wohlhabend gewordene, — die alte Abonnentengarde der Vossischen Zeitung, — schildert *Theodor Fontane* in seinem Roman: „*Frau Jenny Treibel*“ (Berlin W, F. Fontane & Co.). Die goldene Jugend der Reichshauptstadt, die in ihren männlichen Exemplaren natürlich trotz dieser schmeichelhaften Bezeichnung häufig genug glatzköpfig und nicht nur über die erste, sondern über jede Jugend hinaus ist, die Welt, die nicht arbeitet, aber ein luxuriöses Sybaritenleben führt, die keine Verpflichtung gegen den Staat und die Gesellschaft anerkennt und sich nur die eine Aufgabe stellt, sich selbst zu amüsieren, — was in dieser Welt unter der Bezeichnung „Amüsement“ eben verstanden wird, Essen und Trinken, feile Weiber und Spiel, — schildert *Georg Freiherr von Ompteda* in seinem in dem gleichen Verlag erschienenen Roman „*Drohnen.*“ Also beide schildern Ausschnitte aus dem Berliner Leben, die sich gar nicht miteinander berühren, höchstens daß einmal ein entarteter Sproß der Frau Jenny Treibel aus dem einen Lager in das andere übergehen könnte, aber er würde sich dann bald die Rückkehr verschlossen sehen. Beide Dichter stehen ihrem Stoff auch ganz verschieden gegenüber, — Theodor Fontane behandelt den seinen mit der feinen und überlegenen Ironie eines vornehmen Mannes, der in einem langen Leben mancherlei mit angesehen hat, und der sich durch die wechselnde äußere Gestalt nicht mehr über den Kern der Dinge täuschen läßt, Freiherr von Ompteda sieht seine Welt mit jugendlichem Ernst, — denn die Jugend ist nicht immer heiter oder wenigstens nur dann, wenn sie auch zugleich oberflächlich ist. Das Leben von der heiteren Seite zu sehen, ist manchen Menschen erst gegeben, wenn sie mit sich selbst fertig geworden und so an die Vierzig sind. Und ganz so alt wird Freiherr von Ompteda noch nicht sein. Beide aber schildern ein Stück Berlin von innen heraus und beider Schilderung ist ein Kapitel moderner Kulturgeschichte. In beider Schilderung auch reibt sich das grob Materielle an dem Ideellen, und diese Reibung bringt das hervor, was man in Romanen gewöhnlichen Schlages die Fabel oder Handlung nennt.

Theodor Fontane nennt seine Frau Jenny Treibel an einer Stelle des Romans den Typus einer echten Bourgeoise. Eine typische Figur ist eine Durchschnittsfigur, nicht über und nicht unter dem Durchschnittsmaß. Es gibt in Berlin gewiß viele Damen dieser Gesellschaftskreise, die Frau Jenny Treibel um Hauptes Länge überragen, aber gewiß auch ebensoviele, die sich mit ihr nicht messen können, denn im Grunde ist und bleibt sie eine Frau, die dem Leser Achtung abnötigt. Eine tüchtige Frau, die ihrer Position als Gattin eines Kommerzienrats gewachsen ist, — eines christlichen, der nicht, oder jedenfalls nur nebenher, an der Börse spielt und sein Geld im ehrlichen Handel erwirbt, dessen Geschäft aus kleinen Anfängen sich zu einer wenigstens lokalen Bedeutung entwickelt hat. Er hat mit dem Wachsen der Weltstadt Schritt gehalten und seine Gattin mit ihm, — denn auch ihre Jugenderinnerungen mahnen sie an sehr kleinbürgerliche Verhältnisse. An Stelle des Materialwarenladens ihres Vaters in der Adlerstraße — nicht weit vom Spittelmarkt —, in dem sie als Kind Tüten klebte, ist eine Villa in der Köpenickerstraße getreten, mit einem Vorgarten nach der Straße und einem Hintergarten, der an die Spree grenzt, ein komfortables Wohnhaus für eine gutsituierte Familie, wenn es sich auch nicht mit dem Raffinement einer Luxusvilla im Tiergartenviertel messen kann. Ein Raffinement, das Frau Jenny Treibel wahrscheinlich sogar verschmähen würde, wenn sie es haben könnte. Denn sie weiß das Geld zu schätzen, das Geld als Besitz, als solides Fundament einer behaglichen Existenz, und nicht nur als ein Tauschmittel für die Annehmlichkeiten des Lebens. Sie überschätzt es vielleicht, aber es gibt wenigstens nichts, was sie in gleichem Maße schätzte. Geistesbildung, Herzensbildung, schöne Gefühle und große Thaten, das alles sind ihr ein Luxus, den sie keineswegs verachtet, — ein Bedürfnis aber ist ihr nur der Besitz. Und da sie sich in ihrem Besitz sicher fühlen kann, gönnt sie sich auch den Luxus, — eine sentimentale Freundschaft zu dem Gymnasialprofessor Wilibald Schmidt, die dieser sich gutmütig gefallen läßt, trotzdem er sich über den Wert dieser Freundschaft keiner Täuschung hingibt. Denn er weiß, daß Frau Jenny Treibels Freundschaft nicht ernsthafter zu nehmen ist als ihre Liebe. Diese war er in fernen Jugendtagen auch so glücklich zu besitzen, bis das praktische Mädchen vor die Wahl gestellt wurde, ob sie an der Seite des tüchtigen Kaufmanns oder des tüchtigen Mannes der Wissenschaft glücklich werden wolle. Da fiel ihr rechtzeitig ein, daß des Kaufmanns Arbeit sich besser lohnt, und sie nahm den ersteren. Niemand ist darüber unglücklich geworden, nicht einmal der Kommerzienrat Treibel, der doch die meiste Anwartschaft darauf hatte. Wo ein aufs Praktische gerichteter Mann und eine aufs Praktische gerichtete Frau sich zusammenfinden, gibts nicht leicht ein Unglück. Professor Schmidt hat ein anderes Mädchen geheiratet, ist Witwer und Vater einer blühenden Tochter, die von ihm geerbt hat, was er zu vererben hat, — einen unabhängigen Geist. Von seiner Jugendliebe zu Frau Jenny Treibel ist ihm nur die Erinnerung an ein hübsches Mädchen mit fliegenden braunen Locken geblieben, eine Erinnerung, die ihm ein feines Lächeln abnötigt, wenn er das

Bild der Vergangenheit gegen die stattliche wohlkonservierte Dame stellt, die Frau Treibel geworden ist. Er läßt sich ihre Freundschaft gefallen, wie man sich manches im Leben gefallen läßt, wenn man erst so weit gekommen ist, nicht mehr alles ernst zu nehmen, am wenigsten alle Menschen. Frau Treibel ernst zu nehmen fällt ihm nicht ein, — weder ihre sentimentalen Herzensregungen, noch ihre geistigen Bedürfnisse oder ihre Kunstschwärmereien, am allerwenigsten ihre Freundschaft. Auf dieser Basis hat sich ein angeuehmer Verkehr zwischen dem Hause des Kommerzienrats und dem des Professors entwickelt, trotzdem die beiden Familien nichts Gemeinsames miteinander haben. Da kommt Frau Jenny Treibels jüngster Sohn auf den unglücklichen Gedanken, sich ernsthaft in das Professorstöchterchen zu verlieben, und Corinna Schmidt hat ihre schwache Stunde, in der ihr der bescheidene Haushalt, in dem sie aufgewachsen ist, als Dürftigkeit, und die kommerzienrätliche Villa, Frau Treibels Toiletten, ihre Diners und ihre Equipage als etwas Begehrenswertes erscheinen. Im Grunde genommen ist auch der jüngste Treibel kein übler Mensch, dem nur die Selbständigkeit des Charakters unter der Vormundschaft seiner Mutter verloren gegangen ist. Ein anderes kommt hinzu, — daß ein Mann aus den Kreisen des Professors Schmidt um Corinna wirbt, der ihr für ihre eigne Selbständigkeit gefährlich erscheint. Corinna Schmidt hat die Wahl, den Oberlehrer Marrell Wedderkop oder den jungen Leopold Treibel zu heiraten. Dem ersteren müßte sie sich unterordnen, den zweiten würde sie beherrschen; mit dem ersteren muß sie auf alle Güter dieser Welt verzichten, der andere bietet ihr alles, was ihr der Inbegriff des Luxus ist. Und da sie sich noch nicht ganz darüber im klaren ist, ob sie die Liebe des Dr. Marcell Wedderkop erwiedert, glaubt sie, überhaupt ohne Liebe auskommen und mit dem jungen Treibel glücklich werden zu können. So macht sie ihm Mut, um sie zu werben und gibt ihm ihr Jawort, — offen genug gegen sich selbst, um sich sofort zu sagen, daß sie eine schwache Stunde gehabt hat. Über drei Menschen droht ein Unglück hereinzubrechen, — über Corinna selbst, über den jungen Treibel, und über Dr. Wedderkop. Aber Frau Jenny Treibel ist nicht die Frau, die ihren Jüngsten in sein Unglück rennen läßt. Sie hat zwar nichts gegen Corinnas Persönlichkeit, denn sie denkt so hoch von sich und den Ihrigen, daß ihr gar nicht der Gedanke kommt, ihr Leopold müsse auf die Dauer der lebhaften, geistreichen und energischen Corinna langweilig werden. Womit das Unglück da wäre, denn Frauen wie Corinna Schmidt finden sich in alles, nur nicht in einen langweiligen Gatten. Frau Treibel sieht nur das eine, daß ihr Leopold im Begriff ist, alle Traditionen seiner Kreise über den Haufen zu werfen, daß er ein Herzensbündnis schließen will, statt einer Verstandesheirat. Nicht eine Geldheirat, das ist ganz etwas anderes, und Frau Jenny Treibel würde sehr entrüstet sein, wenn jemand von ihr behauptete, daß sie einer Geldheirat das Wort redete. Sie verlangt viel mehr von der Frau ihres Sohnes, als nur Geld; sie gibt wenigstens ebensoviel darauf, daß sie aus einer gutbürgerlichen Familie stammt, auf eine gute Erziehung auf das Gardemaß der Fehlerlosigkeit. Aber ein Mädchen, das nur die gute Erziehung, den guten Namen, ihre Schönheit und ihren Geist hat, — niemals! Daß ein solches Mädchen es wagt, ihre Augen zu ihrem Jüngsten zu erheben, erscheint ihr fast wie ein Verbrechen, wie ein Eindruch in die soziale Ordnung, und alle ihre sentimentalen Regungen für den Professor Schmidt, den „Traum ihrer Jugend,“ alle ihre mütterliche Freundschaft für Corinna ist dahin unter dem Eindruck dieses ungeheuren Vertrauensbruches. Wie die Geschichte endet? Leopold Treibel findet nicht den Mut, seinen Willen gegen den seiner Mutter durchzudrücken. Corinna besinnt sich auf sich selbst und gibt ihm sein Wort zurück, und Dr. Wedderkop denkt groß genug über Menschtichkeiten, um ihr die schwache Stunde zu verzeihen. Ist er sehr klug — und er scheint es zu sein — so hat er im verschwiegensten Innern sogar eine geheime Freude über diese schwache Stunde; denn eine bequeme Frau wird auch ihm Corinna Schmidt nicht werden, und manchmal wird es ihm nicht unwillkommen sein, daß sie sich eine Rute gebunden hat, mit der sie sich selbst strafen kann. Auf Corinnas Hochzeit sind die Familien Treibel und Schmidt wieder in schöner Harmonie, — nur Leopold Treibel fühlt sich noch zu angegriffen, um zu erscheinen; aber auch er wird unter der fürsorglichen Pflege seiner Mutter nicht zu Grunde gehen. Den Beschluß des Hochzeitsdiners aber macht der von Professor Schmidt angeregte Vortrag des Lieblingsliedes der Frau Jeuny Treibel:

„Glück, von allen deinen Losen,
Eines nur erwähl ich mir,
Was soll Gold? Ich liebe Rosen
Und der Blumen schlichte Zier.
Und ich höre Waldesrauschen,
Und ich seh ein flatternd Band, —
Aug' in Auge Blicke tauschen,
Und ein Kuß auf deine Hand.
Geben, nehmen, nehmen, geben,
Und dein Haar umspielt der Wind,
Ach, nur das, nur das ist Leben,
Wo sich Herz zum Herzen find't.“

Wenn Frau Treibel noch anwesend wäre, würde sie wahrhaft gerührt sein und am Schluß dem Professor Schmidt mit wehmütigem Lächeln die Hand reichen, — warum sollte sie sich nach diesem Hochzeitsdiner nicht noch einen billigen Gefühlsluxus gestatten. Und Professor Schmidt — der einzige Mann, der, wie sie behauptet, sie ganz versteht — würde ihre Wehmut und ihren Händedruck in der That nicht einen Augenblick falsch verstehen. Hat er doch nicht einmal an seiner Corinna gezweifelt, trotzdem sie so ohne Besinnen den falschen Weg einzuschlagen schien und von etwas komplizierterem Charakter ist als Frau Jenny Treibel.

Um alle Feinheiten des Fontaneschen Romans voll genießen zu können — diese bewundernswerte Kunst der Menschenschilderung — muß man eigentlich mit Spreewasser getauft sein oder doch viele Jahre in Berlin gelebt

haben. Nur dann kann man, glaube ich, seine rechte Freude an dieser Darstellung haben, die manchem Leser, der den der Charakteristik dienenden Einzelstrich nicht zu kantrollieren vermag, vielleicht hier und da breit erscheint. Der mit den Verhältnissen Vertraute aber hat eine wahre Herzensfreude an der Lebenswahrheit dieser Figuren, an denen Zug um Zug den grafzen Menschenkenner verrät. Nur in einer Nebenfigur hat sich Fontane, glaube ich, vergriffen, in dem Leutnant Vogelsang, der die Wahlgeschäfte des Kammerzienrats Treibel besargt. Das ist eine Figur, in sich zwar ebenso geschlossen, genau sa charakteristisch und wahr wie alle anderen, aber sie stammt nicht aus derselben Zeit, wie die andern. Sie ist typisch für die fünfziger und die erste Hälfte der sechziger Jahre — in meinen Kindererinnerungen spuken eine ganze Anzahl von alten Offizieren außer Dienst, die dem Leutnant Vogelsang aufs Haar gleichen — aber nicht für die achtziger Jahre. Damals hatte dieser Typus des Offiziers außer Dienst schan ein ganz anderes Gesicht — in manchen Zügen weniger komisch, in manchen weniger sympathisch —, und er trug die Uniform, wenn er sie tragen durfte, nur noch zu „Königs"-Geburtstag. Das scheint nur etwas Aeußerliches; aber niemals machen Kleider Leute mehr als in diesem Falle. Zu diesem chranologischen Irrtum mag Fontane dadurch verführt sein, daß er der sagenannten Berliner Bewegung, die er in seinen Raman hineinspielen läßt, nicht sympathisch gegenübersteht. Diese Bewegung hat Fantane offenbar gänzlich mißverstanden, vielleicht deshalb, weil er Berlin immer noch nur van des Königs „getreuester Oppasition" bevölkert glaubt, von dem braven Fartschrittsmann der Vassischen Zeitung, der ebensa stalz auf die Linden und auf das Denkmal des großen Kurfürsten wie auf seine Principientreue war. Daß dieses alteingesessene salide Bürgertum nur noch ein Nebeninstrument in dem Orchester der Weltstadt spielt, daß es die erste Geige an die Judenschaft und die graße Pauke an die Sozialdemakratie abgetreten hat, ist Fontane entgangen. Er würde sanst diese Berliner Bewegung, die im wesentlichen eine Reaktion des Berliner Bürgertums gegen diese neuen Tanangeber war, anders beurteilen, tratzdem ihr erstes Feuer nur ein Strohfeuer geblieben ist, und trotzdem ein Teil der Männer, die im Vordergrunde derselben standen, nur den Ehrgeiz, aber nicht die Kraft hatten, Führer zu sein. Der rüstige Siebenziger Fantane kann es wahl noch erleben, diese Bewegung wieder angefacht zu sehen; wenn sie den Schmidts und den Treibels, den Kreisen, die Fantane in ihren Varzügen und in ihren Schwächen so vortrefflich geschildert hat, wieder zu der Bedentung für die Stadt verhilft, die sie beanspruchen dürfen, aber augenblicklich nicht haben, wird das nicht zum Schaden Berlins sein. Auch nicht zum Schaden der Treibels und Schmidts; sie dürfen sich nur nicht wieder aufs Abwarten verlegen, wenn es zum Klappen kommt.

Van dem Raman „Drahnen" des Freiherrn Gearg van Ompteda habe ich irgendwo zu meinem Erstaunen gelesen, daß er in tendenziöser Weise die Berliner Gesellschaft schildere und sazialdemakratisch angehancht sei. Es ist mir das ein Beweis gewesen, wie sehr man mißverstanden werdeu kann, auch wenn man es an Klarheit und Deutlichkeit nicht fehlen läßt. In keinem der vielen Kreise der Berliner „Gesellschaft" — selbst in demjenigen nicht, der sich gemischt genug in den ersten Aufführungen der Theater zusammenfindet, um über das Schicksal eines neuen Stückes zu entscheiden — spielen die Leute eine Ralle, die Freiherr von Ompteda schildert. Die meisten von ihnen stehen sagar ganz außerhalb der Gesellschaft, tratzdem sie die tadellasesten Manschetten tragen und nach sechs Uhr abends nur noch im Frack sichtbar werden, tratzdem manche van ihnen gute Namen führen und die meisten viel Geld ausgeben Was sie von jeder Gesellschaft scheidet, ist die Kleinigkeit, daß sie nicht arbeiten nnd niemals gearbeitet haben, daß sie nur Rechte in Anspruch nehmen und keine Pflichten anerkennen. Daher der Name „Drahnen." Ompteda ist ja gewissenhaft in der Umgrenzung dieses Kreises, daß er nicht einmal einen der Berliner Hausbesitzer darin vorführt, deren ganzes Quantum van Arbeit in der vierteljährlichen Entgegennahme der Mieten besteht, aber einen Rentner, der ein selbsterworbenes Vermögen zu seinem Vergnügen wieder tatschlägt. Nicht die Wiege aller, die Ompteda schildert, mag mit Gald ausgelegt gewesen sein, nicht alle mögen gegen das Mahnwort fehlen: „Was du ererbt van deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen." Vielleicht sind auch einige darunter, die ihr Vermögen selbst erworben haben, aber sicher nicht durch Arbeit, sandern durch einen Glücksfall. Die Tendenz des Romans richtet sich nur gegen den Müßiggang als einzigen Inhalt eines Menschenschentebens, gegen den Müßiggang, der aller Laster Anfang ist. Wenn Ompteda im Gegensatz dazu ein Bild der robusten Straßenarbeiter zeichnet, die nachts bei Fackelschein mit nervigen Fäusten das Pflaster aufreißen, um bis Tagesaubruch ein Verkehrshindernis zu beseitigen, so darf man dach daraus nicht schließen, daß er nur die Arbeit des „Arbeiters" als Arbeit anerkennt. Das ist um des Kontrastes willen geschildert, und es ist ein Gegensatz, der sich dem Dichter geradezu aufdrängen mußte,. als er bei der Schilderung des vierundzwanzigstündigen Bummellebens seiner Drahnen bis an die Stunde der Morgendämmerung gekommen war, in der sie flügellahm in ihre mit türkischen Teppichen ausgepatsterten Nester heimkehren. Denn dieses nächtliche Straßenbild ist typisch für Berlin und man muß nach nicht zu den Gewahnheitsbummlern gehören, um das eine ader das andere Mal es gesehen zu haben; und es ist das einzige packende Bild der Arbeit, das sich in dieser Nachtzeit bietet. Denn die stillen Lampen, bei denen manches menschliche Gehirn noch ruhelos thätig sein mag, werfen kein grelles Licht auf die Trottairs, das Varübergehende erschrecken könnte. Ompteda läßt gar keinen Zweifel darüber, daß er dem sozialdemokratisch-einseitigen Arbeitsbegriff, dessen Kennzeichen in schwieligen Fäusten besteht, ganz fern steht. Denn im Mittel-

punkt seiner Handlung und zwar als ausgesprochener Vertreter der Geistesarbeit steht ein Dichter, und es gibt gegenwärtig gewiß sehr viele gebildete Leute in Deutschland, die den Dichter nur für einen Müßiggänger ansehen. Im allgemeinen werden das dieselben Gebildeten sein, die auch die Arbeit, welche Schwielen an den Händen zurückläßt, über die Achsel ansehen, — denen kann es dann nicht schwer werden, Ompteda mißzuverstehen. Vielleicht wird er auch einem anderen Vorwurf nicht entgehen, — dem nämlich, „unmoralisch“ zu sein. Dieser Vorwurf wird einem deutschen Schriftsteller von denselben deutschen Publikum, das der französischen Litteratur gegenüber ganz skrupellos ist, leicht an den Kopf geworfen. Er braucht nur ein Buch zu schreiben, das sich nicht dazu eignet, in Kaffeekränzchen und am Familientisch vorgelesen zu werden, dann entgeht er ihm sicher nicht. Ich stehe nicht auf dem Standpunkt, daß eine Dichtung nur dann von Wert sein könne, wenn sie ohne Schaden von Vater und Mutter, von erwachsenen und unerwachsenen Kindern gelesen werden kann. Freilich auch nicht auf dem, daß man Frauen und Kindern nicht nur ohne Schaden, sondern sogar mit Nutzen alles in die Hand geben dürfe; denn Wissen schützt ebensowenig vor Gefahr, wie Nichtwissen die Gefahr vergrößert, und vor allen Dingen ist Wissen gar kein Faktor für die Festigung des Charakters. Es scheint mir gar nicht notwendig, daß Frauen und Mädchen den Ompteda'schen Roman lesen; schon deshalb nicht, weil sie, wenn eine Tragödie sie nicht aus dem Schutz der Familie hinausdrängt, niemals Fühlung mit den Kreisen haben werden, die Ompteda schildert, und weil auch die Emanzipiertesten — darunter verstehe ich diejenigen, die über alles gedacht zu haben vorgeben und über alles sprechen, aber nichts erlebt haben — gar kein richtiges Verständnis für diese Welt haben können, sondern nur eine große Neugierde. Ich halte es, wie gesagt, nicht für notwendig, daß Frauen und Mädchen einen Roman lesen, in dem wie in den „Drohnen“ die Halbwelt bis zu ihren Verkommensten eine große Rolle spielt. Aber, daß der Dichter, der modernes soziales Leben schildern will, deshalb vor solchen Stoffen zurückschrecken müßte, kann ich nicht zugeben. Er soll sie nur, wenn er von ihnen nicht los kann, ohne sie gestaltet zu haben, mit sittlichem Ernst behandeln, — das ist seine Pflicht. Ich habe nicht gefunden, daß Freiherr von Ompteda diese Pflicht an irgend einer Stelle seines Romans leicht genommen hat. Etwas dagegen hat mich wunder genommen, — daß nämlich ein Dichter von so großer Gestaltungskraft wie Ompteda ganz im Banne Zolas steht, was die Technik der Darstellung anbetrifft. Ganz wie Zola setzt er das Gesamtbild aus einer Anzahl von gleich sorgfältigen Einzelstrichen zusammen, die Wesentliches und Unwesentliches mit derselben Liebe behandeln. Bei dieser Methode wird gewiß nichts übergangen, nicht einmal das, was ganz gut übergangen werden könnte. Aber ein solches Bild wird immer von mehr interessantem als gewaltigem Gesamteindruck sein. Das Thatsächliche kommt gewiß nicht zu kurz dabei, wohl aber nicht selten die Stimmung. Gerade die aber drängt bei Ompteda so häufig vernehmbar gegen die Fesseln, die er sich mit dieser angelernten Technik selbst angelegt hat, daß der Dichter sich sicher zu einer künstlerisch-freieren Methode der Darstellung durchringen wird.

Ein Roman „Aus dem Durchschnitt“ von Gustav Falke (Berlin, S. Fischer) hat die Erwartungen, die ich an das erste Prosawerk des von mir als Lyriker sehr hoch gestellten Hamburger Dichters knüpfte, nicht ganz erfüllt. Die Menschen, die Falke schildern will, sind gewiß mit außergewöhnlicher Treue beobachtet, die Farbe macht den Eindruck, ganz hamburgisch echt zu sein, an der Wahrheit der Geschichte — der inneren natürlich — läßt sich nicht zweifeln. Möglich, daß auch Gustav Falke die Absicht ganz erreicht hat, der er in seinem Titel Ausdruck gibt, daß er den Durchschnitt des großstädtischen Kleinbürgertums richtig charakterisiert hat, obwohl ich glaube, daß er ihn etwas von oben herab sieht. Wenn er aber recht hat, scheint mir um so mehr, daß der Durchschnitt vom Dichter nur humoristisch aufgefaßt werden sollte, denn ob Durchschnittsmenschen leben, lieben, leiden und sterben, ist dem Leser im Grunde ganz gleichgültig. Nur ein Humorist, der von ihnen erzählt, kann sie ihm zu Freunden machen, und Freunden nimmt man es nicht übel, wenn sie Durchschnittsmenschen sind. Der Sinn für Humor aber fehlt Gustav Falke noch vollständig; sonst hätte er in der Witwe Wiltfoth und ihren Freiern ein paar Figuren gehabt, selbst in dem jungen Beuthin, dem „schönsten Droschkenkutscher“ Hamburgs, die ihn davor hätten bewahren müssen, das Leben so ganz als Tragödie anzusehen. Dem Roman fehlt der Aussichtspunkt auf eine höhere Absicht, als diejenige des Dichters, nur Menschen lebenswahr zu schildern; und da diese Menschen noch dazu grau in grau gezeichnet sind, legt man das Buch mit einem leisen Mißbehagen aus der Hand, bei aller Wertschätzung des Könnens des Dichters.

Nicht dieses Mißbehagen, das man auch einem bedeutenden Werk gegenüber empfinden kann, sondern die heiterste Stimmung weckt der Roman „Frau Gräfin“ von Viktor Blüthgen (2 Bde.). Viktor Blüthgen ist offenbar nicht nur ein berühmter lyrischer Dichter, sondern auch ein Mann, der die Menschen und das Leben kennt und von der Warte schöner Duldsamkeit auf sie herniederschaut. Dabei hat er den Mut, ein Realist zu sein — nach seiner Weise —, aber seine alle und alles versöhnende Weltanschauung sieht auch das Häßliche schön, — so vereint er wohl alle Eigenschaften in sich, die dem Verfasser angenehmer Lektüre eigen sein müssen. Das verwöhnte Publikum der Leihbibliotheken wird gewiß nicht zögern, die „Frau Gräfin“ bildschön zu finden. Sie hat mich auch sehr amüsiert. Natürlich war sie arm, eine geborene von Prillwitz, ehe sie den Grafen Kyborg heiratete. Der ist Besitzer eines Rittergutes hart an der mecklenburgischen Grenze — „etwa zweitausend Morgen guten Bodens, darunter ertragreiche Wiesen an einem Flüßchen, welches immerhin so breit ist, daß man es nicht überspringen

kann, und hundert Morgen Waldbestand, alte Buchen mit Haselgestrüpp und jungem Nachwuchs zu Füßen.“ Außerdem noch ein paarmalhunderttausend Mark bares Geld und die übliche Tochter erster Ehe. Daß die Frau Gräfin auf dem besten Wege ist, das alles klein zu kriegen — auch die Komtesse Stieftochter — nur nebenbei; denn das ist der allgemein bekannte Lauf der Welt. Aber die Art, wie sie das anfängt, hat immer noch etwas Originelles: denn außer Reisen, Brillanten, Toiletten und den so sehr beliebten Neueinrichtungen des ganzen Schlosses liebt sie es auch, von ihren Tagelöhnern hart an der mecklenburgischen Grenze Wilhelm Tell aufführen zu lassen oder sie bei andern Völkerfesten in romantische Gewandungen zu stecken, — daß darunter die Bewirtschaftung der zweitausend Morgen leiden muß, ist klar. Wurde doch auch Graf Haditz bankerott, als er vor hundertdreißig Jahren auf seinen schlesischen Gütern die Kuhmägde aus dem Kuhstall als Nymphen in den Schloßpark versetzte. Das alles aber ginge noch, denn was ist ein vergeudetes Vermögen gegen den Schiffbruch der Moral, wenn besagte Gräfin Kyborg nicht eine schreckliche Leidenschaft für einen Gutsnachbarn, den scheinbar gänzlich unverheirateten Herrn von Poser, faßte. Das ist ein gefährlicher Mann, — der deutsche Roman, so reich an gefährlichen Männern, hat nicht viele seinesgleichen. Denn erstens mal heißt er gar nicht von Poser, sondern Fischer oder ähnlich, zweitens hat er eine eheliche Frau in Wien sitzen, drittens ist er der unselige Verführer eines Fräuleins von Berlepsch, das als Diakonissin im Kyborg'schen Hause weilt, viertens der Verführer einer Pastorstochter, die dort als Freundin der Komtesse Stieftochter lebt, fünftens ist er Bankerotteur und Brandstifter, sechstens der Verüber einer ganzen Serie von Verbrechen, die detailliert zu erzählen dem Dichter nicht lohnt, und siebentens das scheußlichste, — er ist Werkzeug eines jüdischen Geheimbundes, dessen präsidierender „Alter“ in Berlin thront, und der nichts anderes bezweckt, als allen Grundbesitz in jüdische Hände zu bringen. Dieser letzte Zug scheint mir der Triumph der Vereinigung von Realismus und jener versöhnenden Weltanschauung Blüthgens zu sein, die niemanden auf die Hühneraugen treten möchte. Die jüdischen Güterschlächtereien möchte der Dichter nicht leugnen, aber wenn er das, was vor aller Augen geschieht und wozu es doch wahrhaftig keines Geheimbundes, sondern nur einer Umgehung des Wuchergesetzes und raffinierter und gewissenloser Geschäftskniffe bedarf, als etwas schildert, das das Licht des Tages scheut, so zieht er klug den Stachel aus, der die Juden gegen Viktor Blüthgen löcken machen könnte und reizt zugleich die Phantasie des Lesers, die an allem Karbonarimäßigen so viel Gefallen findet. Ich kann gar nicht sagen, wie mich dieser sagenhafte „Alte“ in Berlin, den selbst sein Werkzeug, Herr von Poser, niemals von Angesicht zu Angesicht sehen darf, erheitert hat. In gleich schönem Licht zeigt sich auch Viktor Blüthgens versöhnende Weltanschauung in der Schilderung des durch die schreckliche Leidenschaft der Frau Gräfin für Herrn von Poser heraufbeschworenen Konfliktes zwischen Graf und Gräfin Kyborg. Trotzdem sie ihrem Gatten selbst das Geständnis ihrer Leidenschaft ins Gesicht schleudert und ihm ankündigt, daß sie sich von ihm scheiden lassen und Herrn von Poser heiraten wird, sobald dieser von seiner Wiener Gattin geschieden ist, läßt der Graf nicht etwa anspannen und die Frau Gräfin aus dem Hause befördern. Wer wird so unhöflich sein! Sie geht auch nicht etwa von selbst, sondern sie bleibt und disponiert weiter über ihren Gatten, über sein Vermögen, sogar über ihre Stieftochter, — ganz, als ob sie mit dem Entschluß noch kein einziges ihrer Rechte aufgegeben hätte. Solcher Zähigkeit gegenüber kann natürlich nur eine Katastrophe reinen Tisch schaffen. So kommen denn Herrn von Posers sämtliche Verbrechen zu Tage, die unerbittliche Polizei hetzt ihn und er schießt sich eine Kugel vor den Kopf. Aber Blüthgens versöhnende Weltanschauung weiß auch den Verbrecher noch zu verklären. Nicht nur, daß die Frau Gräfin, Fräulein von Berlepsch und die Pastorstochter an seinem Sarge trauern, — nein, auch der orthodoxe Geistliche sieht sich von der Persönlichkeit dieses Großen so bezwungen, daß er ihm ein christliches Leichenbegängnis nicht weigert. Und die „Frau Gräfin“? — Ja, die hat in der Übereilung sich Schwefelsäure ins Gesicht gegossen und ist sehr entstellt. Aber am Schluß des Romans sieht der Leser sie auf dem Wege nach Paris, um sich dort von einem Schönheitsspezialisten wieder anständig herrichten zu lassen, und der gute Graf Kyborg freut sich auf ihre Wiederkehr. Mögen er und Viktor Blüthgens Roman dem Schicksal nicht entgehen, das beide verdienen. Ich habe dem Dichter nur einen Vorwurf zu machen, — den, daß er zu sehr Realist ist. Namen, wie von Prillwitz und von Berlepsch sollte er vermeiden, denn diese Namen gehören so bekannten Familien an, daß er nicht glauben machen kann, er habe sie nicht gekannt. Und für diese Familien ist es nicht gerade angenehm, so ausgezeichnet zu werden.



Zu unsern Bildern.

Es ist einer der Grundsätze der neuesten Kunst, der Maler solle im Bild nicht Geschichten erzählen, er salle dem Schriftsteller nicht ins Handwerk pfuschen. Dieser Gedanke, welcher die Franzaien Taine und Zola bei ihren ästhetischen Untersuchungen leitete, ist jetzt als ein unumstößiges Dagma von allen jenen „Kunstkennern" aufgestellt, welche glauben das Wahre gefunden zu haden, wenn sie deai sich anschließen, was die Mehrheit sagt. Da ist zum Beispiel der ungarische Arzt Max Nardau, der in Paris lebend den Deutschen spielt. Van ihm gilt das Goethesche Wart, er sei einer von den Neuesten, er werde sich unerhört erdreisten. Er ist schan so weit in der „Modernität" gelangt. daß er in seinem Buch „Entartung" jeden rundweg für schwachsinnig erklärt, der im Bild etwas anderes erstredt, als er für richtig hält. Denn ein salcher „verkennt die ursprünglichen Grundsätze der Ästhetik und wirrt mit der Unbewußtheit eines üdermütig spielenden Kindes die Grenzen der verschiedenen Künste durcheinander. Er will in den Werken der bildenden Kunst blaß den Gedanken gelten lassen ... Wenn der Barwurf, die ‚Anekdate' des Bildes auf den Beschauer eine Wirkung macht, so ist das nicht mehr das Verdienst des Malers als salchen, sondern des nicht ausschließlich malerischen Verstandes. Die Wirkung ist dann nicht mit den Mitleln der Malerei hervargedracht. Sie hat nicht die Freude des Beschauers an der Farbe, an der Wirklichkeitsillusion, am besseren Erfassen der Erscheinung zur Grundlage, sandern irgend eine vorbestehende Neigung, eine Erinnerung, ein Barurteil." Nardau sogt daher, ein salcher Maler müsse sich für seine Werke, walle er nicht sinnlas handeln, der Schrift dedienen, die ja auch ursprünglich ein ästhetisches Bedürfnis befriedigen sollte.

Gewiß ist in deutschen Landen van den Malern der Geschichten-Erzählerei genug, mehr wie genug geschehen. Einst galt es als notwendig, Erhabenes, Tiefsinniges, Göttliches im Bilde anzudringen. Dann beschränkte man sich aufs Menschliche, zuerst auf erfreuliche, zuletzt auf erschreckliche Dinge Auch alle anderen Nationen der Welt haben in dieser Richtung mitgerungea, in jeder galt durch Jahrzehnte das „Sujet" für die eigentliche Grundlage des Bildes. Ja man setzte hahen Wert darauf, daß der Gegenstand ein glücklich gewöhlter sei, man nannte das entgegenkommende Verständnis der Nationen für ihre Maler nicht „varbestehende Neigung und Vorurteil," sandern den Ausfluß gemeinsamen natianalen Denkens und Empfindens.

Die Zeiten ändern sich, mit ihnen die Menschen und mit diesen die Kunst. Heute wird die Mehrzahl der Maler Nardau in seinen Grundsätzen, wenn auch nicht in seinen Falgerungen, Recht geben: Wichtiger als der Gegenstand ist die Darstellungsart, wichtiger als der national gefärdte Inhalt die eigentliche Leistung. Eine wahrhaft deutsche Kunst erhalten wir nicht durch das Malen deutscher Geschichte, sandern durch das deutsche Malen der Geschichte, dos heißt dadurch, daß wir im Darstellen der Natur ganz *unserer* Naturanschauung huldigen, nichts Fremdes, Angelerntes, Anempfundenes hineintragen.

Vor uns liegt unser Bild des berühmten Düsseldarfer Meisters *Benjamin Bautier*: „Der Brautwerber." Es ist nicht madern und erzählt im Bilde in ausgesprochenster Weise Geschichten. Schuf Bautier nun ein Kunstwerk ader nicht? Ist der Meister auf rechtem Wege, oder schuf er ein vorwiegead litterarisches Erzeugnis?

Das, was Nardau sagt, dezieht sich auf die Ästhetik des Engländers Jahn Ruskin. Auch dieser sprach sich einst üder Bautier aus: Er war ihm zu realistisch, er frug sich, wozu man ein hübsches Mädchen sa wahrheitsgetreu male, da man ja eigentlich, wenn Kunst und Natur sich decken sallen, besser thäte, das hüdsche Mädchen in Persan sich zu betrachten. Nardau wird anders urteilen: Er wird sagen, Bautier sei nicht Maler genug, er sei zu sehr Schriftsteller, er mische zu viel Zeitliches in das Räumliche, das allein Darstellungsgebiet der Kunst ist.

Es gehört viel Mut dazu, zu glauben, unsere jetzige Ästhetik sei das einzig Wahre. So sehr wir uns plagen, das „Schöne" zu ergründen — selten sind mehr ästhetische Bücher erschienen als gerade jetzt — um sa mehr zeigt sich, daß unsere Erkenntnis sehr schwankend ist. Ich möchte darauf schwören, daß in zwanzig Jahren seldst Herr Nardau eine neue Ästhetik angenammen haben, das heißt alsa für richtiger halten wird. Vielleicht ist diese dann für Bautier günstiger. Wir aber wallen zwar auch redlich nach dem Wahren trachten, nicht aber aus der neuen Erkenntnis stets einen Prügel bilden, mit welchem die alte Erkenntnis tatzuschlagen sei!

Also freuen wir uns an Bautier — meinetwegen mit dem Geschmack van gestern, als altmodische Leute, freuen wir uns das Redus zu lösen, das er im Bilde uns mit feiner Hand stellte, die Charoktere heraus zu finden, die er hineinlegte. Und freuen wir uns darüber, wie sie ohne Aufdringlichkeit klar zur Darstellung gedracht sind: Der für seinen Sahn sargende Vater, das verschämt lächelnde Mädchen, die wahlwollend prüfende Mutter, das achtlase Kind und die freundlich zustimmende Magd. Es wird etwas aus der hier eingefädelten Sache, das „Ja!" ist schon so gut wie gegeden, wenngleich noch schämig einige Zeit gezaudert wird. Es ist uns im Grunde ja gleich, ab Kunz und Gritta zusammenkammen — aber Künstlerhand erzählt uns die Geschichte so warmherzig-heiter, in leis ausschmückendem, verklärendem Ton, daß wir ihr gern salgen. Wir wissen ja auch, daß Auerbachsche Barfüßle nicht wild in den schwäbischen Dörfern herumlaufen, daß sie nicht geschildert wurden, wie sie sind, sandern wie sie sein köanten, und freuen uns dach der Geistesart jener älteren Herren, die der Welt Bardeilauf nach nicht mit dem grimmen Ernst unserer Zeit, sondern mit behäbigem Ernst und einem Zug zu gutmütigem Spötteln zusahen.

Die ganze Genremalerei geht aus dem Kreis eines Wohlwollens hervor, das ein wenig mit Herablassung gepaart ist. Wenn Joseph Schmitzberger in München den „Treiber“ malt, der den erlegten Fuchs auf dem Rücken und das Reh hinter sich herschleifend durch den Schnee geht, so schildert er den Mann mit einem Zuge von Behagen, der ihn als einen glücklichen Menschen erscheinen läßt. Das soziale Elend des Mannes verschwindet, er erscheint als ein gesundes Naturprodukt. Es ist eben Grundsatz, einen „versöhnenden Schluß“ der gemalten Geschichte zu geben. Wilhelm J. Martens in Rom, der dort sich der italienischen Genreschule mit ihrer Vorliebe für das Rokoko anschloß, ist voller herzlicher Teilnahme nicht nur für den kleinen Römer auf dem Schoß der stattlichen Amme, sondern auch für die zarten Beziehungen, die „Vor hundert Jahren im Garten der Villa Borghese“ der vornehme Herr durch den Prachtjungen anknüpft. Heinrich Stelzner, Professor an der Münchener Kunstgewerbeschule und daher ein Mann, der selbst Altertümer zu schätzen weiß, nimmt den wärmsten Anteil an der „Neuen Sendung“, die der „Kunstfreund“ erhält und umgiebt den alten Mann wie die alten Becher und Krüge mit einem Kreis von Sympathie, der uns erwärmt und erfreut. Ja selbst Gustav Eggena in München, obgleich er uns am Waldrande dem Kaufmannswagen auflauernde „Strauchritter“ vorführt, will uns gegen deren schlimmes Handwerk nicht etwa einnehmen, nicht die Verwerflichkeit, die Sorge, die Gefahr der Wegelagerei vor Augen führen, sondern schildert sie uns, wie ein flotter Student sein Kneipenleben — im rosigsten Lichte, trotzdem er weiß, daß es nicht des Vaters und anderer braver Leute Zustimmung hat. Und daß Fritz Werner, der Berliner Darsteller preußischer Geschichte, wenn er seinen großen Grenadier „In Sanssouci 1753“ zeichnet, den gewaltigen „Kerl“ mit der vollen Liebe für die Zeit des alten Fritz und für seine Soldaten behandelt, daran ist sicher kein Zweifel. Jede Bleistiftlinie spricht deutlich dafür!

Dieses behäbige Wohlwollen der verflossenen Kunstperiode tritt vielleicht am schärfsten im Tierbild auf. Richard Strebel in München stellt uns zwar „Tantalusqualen“ vor. Aber erlitten werden diese von zwei jungen Bulldoggen, deren Nasen eben auf die Höhe des Tisches reichen. Vor ihnen ein leckeres Mahl. Sie werden zwar viel Prügel bekommen, wenn sie gierig zugreifen, aber sicher einen guten Bissen, wenn sie den Qualen widerstehen. Wir stellen diesem Bilde heiteren Schmerzes jenes vollkommenen Behagens entgegen: Wieder zwei Hunde jener verfeinerten Rasse, der „King Charles“, gemalt von dem 1873 verstorbenen berühmten englischen Tiermaler Edwin Landseer; und dann zwei „Lustige Esel“ nach einer Radierung von dem 1868 verstorbenen Münchener Meister Sebastian Habenschaden. Immer der gleiche Grundton, welcher darauf ausgeht, die Wahrheit mit leichter Wandlung zum „Gemütlichen“ umzustimmen, die Welt als eine gute darzustellen, eine kleine Geschichte zu erzählen von Qual oder Behagen oder froher Lust. Und doch sind's durchaus gesunde Kunstwerke, trotz Nordau, Werke, die wohl nicht der neuesten Schule angehören, die aber in den Grenzen der allgemeinen Kunst sich Achtung eroberten.

Das Ende vom Liede ist schließlich doch, daß die Kunst die rechte ist, welche der Ausdruck einer bestimmten Geistesrichtung ist, der Zeit, eines Volkes, einer Strömung. Und daß man Unrecht thut, die Kunst für sich zu betrachten, statt sie aus ihren Entstehungsbedingungen zu beurteilen. Wer den Besten seiner Zeit genügt, der hat genug gethan für alle Zeiten. Wenn nun nach Ansicht der Neuen die Früheren thöricht waren, so wird die Kunst doch genug gethan haben, die den Besten unter jenen Thörichten genügte. Wer aber schließlich Recht behält, das entscheidet erst eine spätere Zukunft. Denn noch soll der Mann geboren werden, der seine eigene Zeit übersieht und gerecht, ohne Einseitigkeit zu beurteilen vermag. Herr Nordau that das freilich. Aber es ist das Urteil auch danach: Ach, du meine Güte! — — —

Auch August Leu, der Schaffensgenosse des Achenbach, ist, wie die Jungen mit Vorwurf sagen, er selbst aber wohl mit Behagen hört: Ein Schönmaler! Sonne und Licht will er auf seinen italienischen Landschaften fangen; sie strahlen wieder von dem Bilde „Die Faraglioni-Felsen bei Capri.“ Ebby.

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W, Steglitzerstr. 53.

Für die Redaktion verantwortlich: Theodor Hermann Pantenius in Berlin.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.